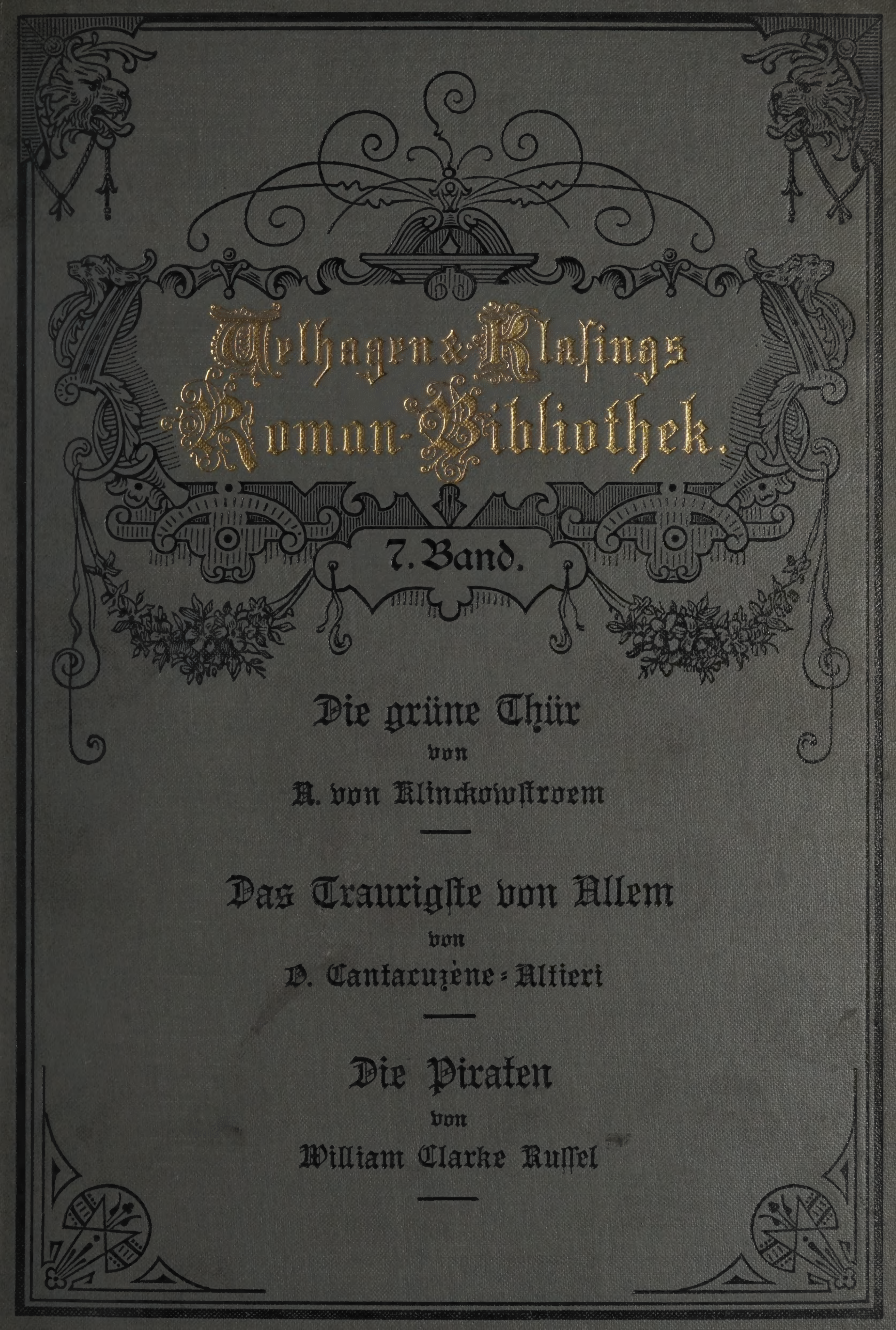
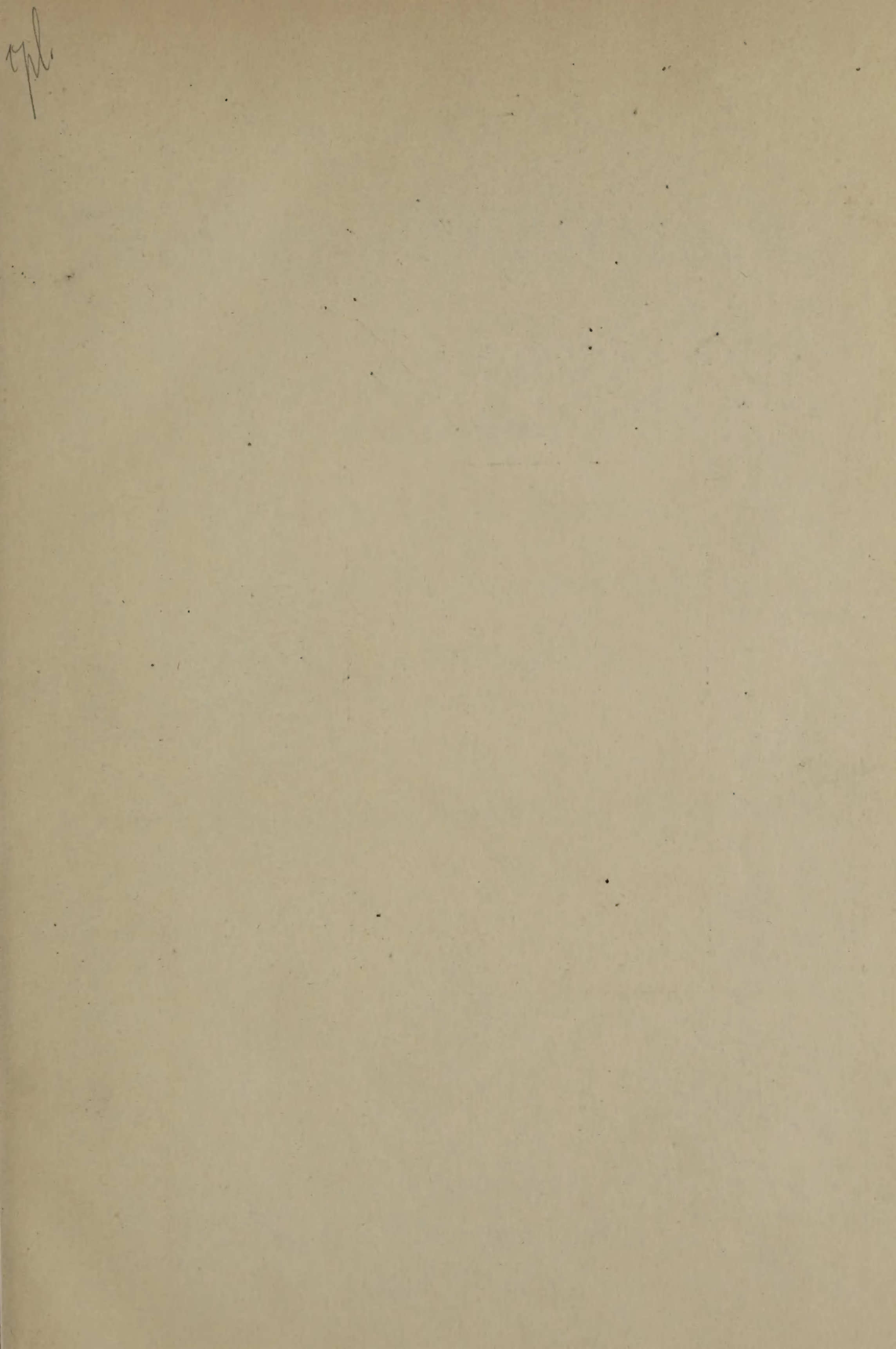

Velhagen & Klasings
Roman-Bibliothek.
7. Band.
Die grüne Thür
von
R. von Klinckowstroem
Das Traurigste von Allem
von
D. Cantacuzène-Altieri
Die Piraten
von
William Clarke Russel



Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Siebenter Band.

Die grüne Thür von A. von Klinckowstroem.
(S. 1—124)

Das Traurigste von Allem von Olga Cantacuzène-Altieri.
(S. 125—198)

Die Piraten von William Clarke Russell.
(S. 199—345)

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XI. Jahrgang 1896/97.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

Die grüne Thür.

Roman

von

A. von Klinckowstroem.



I.

Ja, da war er wieder einmal!

Unverändert stand das kleine einstöckige Häuschen im verwahrlosten Obstgarten, und die unerbittliche sommerliche Vormittagssonne ließ die ganze Schäbigkeit der brüchigen Mauern und abgesplitterten Fensterrahmen voll zur Geltung kommen.

Wie konnte er auch denken, daß sich irgend etwas während der paar Monate seiner Abwesenheit daran geändert haben werde! Im Grunde hatte er ja ernstlich nichts Derartiges geglaubt. Er wußte, daß hier kein Umschwung eintreten werde, wenn nicht ein Wunder geschah, und doch bemächtigte sich seiner jedesmal eine Art von gespannter Erwartung, so oft er sich nach längerem Fernsein dem väterlichen Besitz näherte.

Lieber Gott! Was das auch für ein Besitz war! Verschuldet bis zur äußersten Grenze, in einer Vorstadt, welche der spekulativen Baulust keinen Spielraum bot und die daher nur von den wenigst bemittelten Klassen gesucht wurde, unansehnlich und eng! Aber es blieb doch immer die Heimat, dem das letzte Restchen von weichen Gefühlen gehörte, welches sich noch im tiefsten Innern seiner Seele vorfand, seitdem er als halbflügger Vogel in die Welt hinaus geflogen war, um so gut es eben ging auf eignen Füßen zu stehen.

Mit der Schulter stieß er die hölzerne Lattenthür auf, die den Garten von der Straße trennte und ein Blechschild mit dem Namen „Gustav Mendels" trug, und schritt der Veranda entgegen, welche einem noch jungen Mann in nachlässiger Hauskleidung zum Arbeitsplatz diente.

Beim Geräusch der quietschend in ihren Angeln sich drehenden Pforte schaute dieser empor, schob die Bücher und Schriftstücke, in welche er vorhin emsig und kurzsichtig beinah die Nase hineingesteckt hatte, zusammen, stieß einen leichten Seufzer aus, mit in die Höhe gezogenen Brauen, als wolle er sagen: „Lieber Himmel! Womit strafst du mich doch jetzt schon wieder!" und erwartete, die Hände auf die Knie gestemmt, den Ankommenden.

Jedem Unbefangenen mußte die Familienähnlichkeit zwischen den beiden in die Augen springen, obgleich der auf der Veranda hagere, lang aufgeschossene Gliedmaßen besaß, die er in fahriger Weise bewegte, während der andre einen gedrungenen Körperbau zeigte mit breiter Brust und schöngeformten Schultern. Doch beiden war das schwarze, spitz in die Stirn hineingewachsene Haar gemeinsam, die

gebogene Nase und helle Raubvogelaugen mit bräunlichem Geäder, wenn auch verschiedenem Ausdruck.

„Ist der Alte zu Hause?“ fragte der Ankommende statt jedes Grußes.

„Keine Ahnung.“

„Also nicht. Es wäre auch eine Ausnahme von der Regel gewesen.“

„Du gerade solltest ihm keinen Vorwurf daraus machen, guter Geerdt.“

„Thue ich auch gar nicht. Übrigens bringt mein Beruf das Vagabondieren mit sich, während der seine —. Ja, hat er denn je einen gehabt?“

Geerdt Mendels lachte kurz auf, warf den Spazierstock auf den Gartentisch, den Hut hinterher, packte dann „das Schnauzerl“, den rauhhaarigen Köter, der schweifwedelnd auf die Bank gesprungen war, brutal beim Genick und schleuderte ihn herab, um selbst den Platz einzunehmen.

„So! Da wäre ich!“ sagte er, sich mit der Hand über das modern gestutzte Haar streichend. „Von einem brüderlichen Willkommen scheinst du nicht viel zu halten.“

„Ich wußte nicht, daß du Wert darauf legtest.“

„Wert? Ach was! Ich pfeife darauf. Der Familiensinn ist wohl nicht gerade unsre stärkste Seite. Es war eine ganz müßige Bemerkung meinerseits. Wo ist Ulla?“

„Sonnt sich irgendwo im Garten.“

„Natürlich! Hier bei uns sonnt sich jedes den ganzen Tag hindurch auf seine Weise, und dabei geht alles drunter und drüber. Der Kleinen verdenke ich es am wenigsten. Die kennt es nicht anders und weiß es nicht besser.“

„Stichelst du vielleicht auf mich?“ fragte spitzig der andre. „Dann muß ich dir sagen, daß meine Arbeiten, so minderwertig sie in deinen Augen sein mögen, doch gemeinnützigere Zwecke verfolgen, als die deinigen.“

„Das mag schon sein,“ erwiderte der so Zurechtgewiesene gleichgültig. „Ich posiere nicht auf Volksbeglückung. Mir genügt es, mich selbst zu beglücken.“

Damit stand er auf, lehnte sich über die niedrige Brüstung der primitiven Veranda und rief in den verwahrlosten Garten hinaus! „Ulla! Schwesterchen! Wo steckst du denn?“

„Hallo!“ klang es zurück. Rasche, trappelnde Schritte kamen über die von Sonnenbrand und heißem Wind ausgedörrten Gartenwege, dann sprang es die morschen Stufen empor, mit schimmerndem, braunrotem, verwildertem Haar und schmalem, bräunlichem Gesicht, ein schlank aufgeschossenes Geschöpf, auf der Grenze der Jungfrau, im dunkelblauen, ausgewachsenen Kattunkleid.

„Bist du endlich einmal wiedergekommen!“ rief das Geschöpfchen mit lustig zwitscherndem Stimmchen, hing sich mit beiden Armen um den Hals des heimgekehrten Bruders und schwenkte ihn einmal um sich selbst. „Das ist famos! Nun wird es wieder nett bei uns werden. Es war so gräßlich während der ganzen letzten Zeit, Ich langweilte mich zu Tode. Theo —,“ mit einer kleinen geringschätzigen Schulterbewegung nach dem älteren Bruder hin, der mit deutlicher Duldermiene seine Bücher zuklappte, — „immer nergelig und quengelig und immer über seinen socialen Problemen, und Papa, — na!“ — sie zuckte mit vielsagendem Blick die Achseln. — „Du weißt ja! Nur zu Hause, wenn es mit dem Gelde Matthäi am Letzten war. — Bleibst du jetzt hier?“

„Fürs erste voraussichtlich.“

Das Mädchen schwang sich auf die niedrige Brüstung und ließ die kleinen Füße, die in schlecht sitzenden Schuhen, billigster Fabrikware, steckten, hin und her baumeln.

„Na, und wie sind die Geschäfte gegangen? Erzähle doch. Hast du viel zu thun gehabt? Ich weiß gar nicht einmal, wo du eigentlich warst.“

„Bald hier, bald dort. Im ersten Frühjahr hatte ich einen Fries im Speisezimmer eines Tiroler Landschlößchens zu malen, daran schloß sich ein Porträtauftrag in Innsbruck.“

„Dann hast du vermutlich viel Geld in der Tasche und wirst nicht lange hier bleiben.“

Geerdt fing einen spähenden, erwartungsvollen Blick seines Bruders auf, und erwiderte ausweichend in scherzendem Ton: „Und das Ruhebedürfnis, das jeden Menschen zuweilen auf seinen Pilgerfahrten überkommt, rechnest du für nichts?“

„Ach du! Mit dem wird es wohl nicht weit her sein. Sag, hast du Geld oder nicht? Ich brauche so nötig ein ordentliches Kleid. Sieh doch, wie ich aus diesem herausgewachsen bin.“

„Ich kaufe dir schon eins. Übrigens gibt man das bißchen, was man verdient, auch reichlich wieder aus.“

„Ja ja, du bist gut im Zeug, siehst überhaupt sehr patent aus.“

„Ich kann dir das Kompliment nicht zurückgeben. Du siehst ein wenig zerrauft aus. Was hast du denn mit deinem Haar angefangen, Kind? Stecke doch wenigstens die Zöpfe auf.“

Ulla lachte und griff nach ihrem Kopf.

„Ach, der alberne Junge, der Siebert, kam vorhin in den Garten, und als ich ihn nicht gleich bemerkte, faßte er mich unversehens von hinten um die Schultern. Da haben wir uns etwas herumgebalgt, bis ich mich losreißen und ihm eine Ohrfeige geben konnte.“

Geerdt runzelte die Stirn.

„Wie kann der Bengel die Unverschämtheit haben! — Überhaupt setzt es doch eine gewisse Vertraulichkeit voraus, daß er es wagen durfte, ohne weiteres in unsern Garten zu kommen.“

„Gott, die Sieberts wohnen doch jetzt hier nebenan, und Edgar kommt öfters durch die Hecke gekrochen, um eins mit mir zu plaudern.“

„Wie kannst du das zulassen, Theodor? Irgend jemand muß doch auf das Mädchen achten, und du bist der Nächste dazu.“

„Ich habe wirklich weder Zeit noch Lust dazu. Halte ihr doch eine Gouvernante, wenn du in der Lage bist. Ich finde kein so todeswürdiges Verbrechen darin, wenn sie einmal ab und zu mit einem Nachbarsjungen schwatzt.“

„Ich auch nicht!“ schaltete Ulla kleinlaut ein.

„Schlimm genug, wenn dir der richtige Takt fehlt!“ fuhr Geerdt auf. Er war ein nervöser Mensch und seine Geduld immer rasch zu Ende. „Du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen und solltest selbst fühlen, was sich für dich schickt und was nicht.“

„Aber sei doch nicht gleich so böse!“ bat sie und ging zu ihm hin, den Kopf versöhnlich an seiner Schulter reibend. „Mein Herz hängt ja gar nicht an dem Jungen. Der ist mir mit seinen siebzehn Jahren viel zu grün. Wenn du willst, stecke ich ihm das nächste Mal die Zunge aus und laufe davon.“

Er mußte nun doch lachen.

„Das wäre auch nicht gerade das erhabenste Benehmen. Viel von einer Dame hast du noch nicht. Aber wo solltest du's auch schließlich her haben? — Gibt's etwas zu essen bei euch? Ich habe einen diebischen Hunger.“

„Ich will gleich einmal nachsehen. Es muß ja schon so ungefähr um die Mittagszeit sein. Wir brauchen nicht auf Vater zu warten.“

Ulla verschwand und kam nach einigen Augenblicken etwas verlegen zurück:

„Die Maria sagt, es gäbe nur weiße Rüben aus unserm Garten und ein paar Würstel.“

Geerdt schnitt ein Gesicht.

„Das ist nicht sehr verlockend.“

„So verwöhnt wie du sind wir hier nicht. Es hat schon Tage gegeben, wo wir zu Mittag Pfannkuchen und Pflaumenmus gehabt haben, d. h. Maria und ich. Vater hat dann in der Stadt auf Borg gegessen, und Theo sich bei irgend jemand zu Gast geladen.“

„Schicke doch die Küchenschlampe zum Metzger.“

„Sie will nicht gehn. Sie sagt, der Metzger wolle bares Geld sehen.“

Geerdt griff sich mit beiden Händen nach dem Kopf.

„Herrgott — sind das Zustände!“

„Aber so war es doch schon oft; das kennst du doch. Zuweilen haben wir ja auch Zeiten, wo es ganz hoch bei uns her geht, wo Vater Gäste aus der Stadt mitbringt, Maler oder Schriftsteller aus seiner Bekanntschaft.“

„Also liederliches Pack! Und du bist dann als einziges weibliches Wesen dazwischen! Nein, das geht so nicht länger; das geht nicht. Es ist geradezu gräßlich zu denken, daß du hier allmählich in dieser Umgebung versumpfen mußt.“

Sie lachte und fragte ganz unschuldig: „Wie meinst du das?“

„Setze ihr doch noch Albernheiten in den Kopf, nicht wahr!“ rief Theodor ärgerlich dazwischen. „Du siehst doch, daß sie noch ganz kindisch und ohne Verständnis durch all das hindurchgeht.“

„Na bitte du: so kindisch wie du denkst, bin ich denn doch nicht.“

„Ganz gräßlich kindisch!“

„Nein!“

„Ja!“

„Da hörst du's, Geerdt, so ist Theo nun immer mit mir.“

„Und so ungezogen ist der Balg auch immer. Da, hast du's gesehn? Jetzt steckt sie mir die Zunge aus.“

Geerdt legte den Arm um die Schwester.

„Sollten wir nicht lieber die in Aussicht gestellte fürstliche Mahlzeit einnehmen?“ fragte er scherzend.

„Willst du, daß ich das Essen hier heraus bringe?“

„Nun, ihr werdet euch doch wohl an einen gedeckten Tisch setzen. Oder habt ihr diese Gewohnheit aufgegeben?“

„Ach, wie es so eben kommt. Zuweilen essen wir nur so im Vorübergehen. Aber heute ist im Wohnzimmer ein Tisch hergerichtet.“

Die Geschwister gingen nun miteinander ins Haus.

Es war nicht unbehaglich hier, schattig und kühl, denn die Obstbäume vor den Fenstern hatten ihr dichtestes sommerlichstes Laubdach ausgebreitet, und nur hier und da tanzten vereinzelte kleine Sonnenfleckchen verloren über den Boden des Wohnzimmers, dessen Einrichtung dem Empiregeschmack entsprach und wohl besseren Zeiten und früheren Generationen entstammte. Jetzt erschienen Stoffe und Holzwerk fadenscheinig und abgestoßen. Dazwischen standen ein paar rohe hölzerne Gestelle, auf denen nicht ungeschickt Blumen und Topfgewächse geordnet waren, deren lebhaft leuchtende Farben die Blicke über die Schäbigkeit der Umgebung hinwegtäuschten.

Geerdts kundige Augen fingen mit Vergnügen den Licht und Farbeneffekt auf. Es war doch ein freudiger, freundlicher Punkt in dieser kleinen Welt der Decadenz.

„Sieh, sieh!“ sagte er wohlgefällig. „Das ist nett gemacht.“

Ulla strahlte über das Lob.

„Nicht wahr? Es sieht lustig aus. Das habe ich mir so ausgedacht.“

Der in der Mitte des Zimmers gedeckte Mittagstisch gewährte dagegen keinen besonders erfreulichen Anblick, war nachlässig mit einem zerrissenen, schon längere Zeit gebrauchten Tischtuch bedeckt, und die Gerätschaften standen unordentlich, wie hingeworfen, durcheinander. Es bedurfte eines wirklichen Hungers, um Geerdt über die Speisen herfallen zu lassen, wie er es that. Theo kaute gedankenabwesend und verständnislos, und Ulla aß wie ein Vögelchen, den heimgekehrten Lieblingsbruder dabei mit ratlosen ängstlichen Blicken betrachtend, denn der Ausdruck des Unbehagens, der sein Gesicht vorhin beim Anblick des gedeckten Tisches überflog, war ihr nicht entgangen.

Endlich schob er den Teller zurück.

„Gibt's was zu trinken?“

„Cognac. Vater hat ihn zwar eingeschlossen, aber wir haben sämtlich Nachschlüssel.“

„Seit wann trinkst denn du Cognac?“

„Ich?“ — sie schüttelte sich; — „nicht um die Welt. Ich trinke nie etwas andres als Wasser, aber die Marie mag gern ab und zu mal einen Tropfen, und Theo auch. Es ist auch ganz angenehm, wenn Besuch kommt und Vater ist nicht zu Hause, etwas zu haben, was man vorsetzen kann.“

„Nun, dann mache einmal zu meinen Gunsten von deinem Nachschlüssel Gebrauch, aber bringe gleich etwas Wasser, denn so ausgepicht ist meine Kehle doch nicht, daß ich den reinen Cognac gegen den Durst trinken könnte.“

Sie lief geschäftig hin und her, und er verfolgte mit den Augen ihre festen, geraden Schritte und dachte dabei: „Wie sie hübsch wird! Und welch ein Jammer das ist, daß sie in dieser Umgebung leben muß! Warum ist man auch solch ein armer Teufel, daß man nichts für sie thun kann!“

Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß Theodor befremdet aufblickte.

„Wer sind denn die Besucher, die sich einstellen, wenn Vater nicht zu Hause ist?“ fragte er dann unvermittelt.

„O, es kommt schon hier und da jemand; Theos Volksbeglücker oder der Maler Haidenreich, dem ich zu seinem letzten Bilde Modell gesessen habe.“

„Du hast Modell gesessen?“

Geerdt schrie es geradezu heraus; er war dunkelrot geworden.

„Ja. Was ist denn dabei? Dort hängt die Farbenskizze. Haidenreich hat sie mir geschenkt.“

Sie deutete auf ein flüchtig auf einen Pappdeckel hingeworfenes Bildchen, das ohne Rahmen mit vier Stiften an der Wand über dem geradlehnigen Sofa befestigt war, genau unter einem Ölbild älterer Schule, welches bis dahin den einzigen Schmuck der abgebröckelten Wände gebildet hatte.

Die Skizze war flott hingeworfen, von der Hand eines wirklichen Meisters der neuen Schule, und stellte das junge Mädchen etwas idealisiert, Kopf und Schultern in phantastischen, bläulich violetten Schleiern dar. Das darüber hängende Bild zeigte das Porträt einer süßlich lächelnden jungen Frau, von unkünstlerischer Hand in der glatten, geleckten Manier einer früheren Epoche gemalt. Trotz der Verschiedenheit der Auffassung und des Ausdruckes war die Ähnlichkeit der beiden Gesichter unverkennbar. Auch die Augen jener Frau mußten einst in dem tiefen leuchtenden Blau gestrahlt haben wie die des Mädchens, nur daß diese mit naiver Sehnsucht, mit einer Art heißem, nervösem Durst nach irgend etwas noch Unbewußtem, Wunderbarem ins Weite suchten, während die Blicke der andern nur von oberflächlicher Selbstbespiegelung sprachen und dem Beschauer kokett ins Gesicht lächelten.

Geerdt stand auf und trat vor das Bildchen auf dem Pappdeckel. Er war künstlerisch reif genug, um die keck hingeworfene Skizze, die violetten Farbeneffekte auf dem rotbraunen Gelock und rund um das schmale, blasse Gesichtchen ihrem vollen Wert nach zu würdigen, wenn auch seine eigne Kunst gezwungen war, nach Brot zu gehn und sich in den Dienst desjenigen zu stellen, was sich ihm gerade bot, um sich die Existenz zu sichern.

„Wie oft hast du ihm gesessen?“

„Ich weiß nicht genau. Ich glaube achtmal.“

„Wo?“

„Na, in seinem Atelier natürlich.“

„Allein?“

„Du bist aber komisch! Natürlich allein. Wer sollte denn mit mir gehn? Die Marie vielleicht? Die als Anstandsdame!“

Ulla lachte hell auf.

„War er frech?“

„Haidenreich?“ — sie wurde ganz unwillig. — „Wie eine Prinzeß hat er mich behandelt. Ihr könntet euch alle ein Beispiel daran nehmen.“

„Wie kam es, daß er Gelegenheit hatte, dich darum zu bitten? Er hat doch sonst nicht bei uns verkehrt.“

„Ich stand eines Abends, als gerade die Sonne unterging, an der Gartenthür und hatte einen alten blauen Gazeschleier um den Kopf gewunden, um nicht gar zu sehr vom Winde zerzaust zu werden. Da ging er vorüber, starrte mich an, drehte nach ein paar Schritten um und ging wiederum vorüber. ‚Na, was will denn der?‘

denke ich so bei mir, da kommt er auch schon auf mich zu und fragt, wem das Haus hier gehört. Ich nenne ihm also Vaters Namen, und da lächelt er vor sich hin und sagt, daß er Vater wohl schon gesehen hat."

„Natürlich! Und darauf hin glaubte er sich gleich eine Unverschämtheit erlauben zu können."

„Was fällt dir nur ein? Er war nichts weniger als unverschämt, nannte seinen Namen und machte am nächsten Tage in aller Form seinen Besuch, um mich zu bitten, ihm einige Sitzungen zu gewähren. Ja ‚gewähren' hat er gesagt, zu mir! Was sagst du dazu? Er hat dann das Bild auch gleich verkauft."

„Wer hat es gekauft?"

„Was weiß ich! Ein reicher Bankier, glaube ich."

„So daß mithin dein Porträt jetzt irgend einem fremden Kerl zur Augenweide dient."

„Warum auch nicht? Ich war ganz stolz darauf, daß es gleich einen Käufer fand. Soll ich dir nicht auch einmal sitzen?"

„Nein."

„Du bist aber unhöflich! Warum nicht?"

„Weil ich nicht mit deinem Gesicht Schacher treiben mag, und wenn man mir Tausende dafür böte."

„Du sprichst da ein großes Wort gelassen aus. Für ein paar Tausende thäte ich alles".

Sie plauderte ganz unbefangen mit der naiven Begehrlichkeit eines Kindes, das alles entbehren muß, was das Herz der Altersgenossinnen erfreut, über Geerdts Gesicht aber ging ein ingrimmiger Zug. Er nahm plötzlich das Bild der süßlich lächelnden hübschen Frau vom Nagel und stellte es mit dem Gesicht gegen die Wand.

„Was thust du denn mit Mama?" fragten die beiden Geschwister gleichzeitig.

„Welches Recht hat sie, hier zu hängen und auf uns herab zu lächeln, als wäre sie das Muster einer guten Mutter? Hat sie sich jemals um dich gekümmert seit ihrer zweiten Heirat? Verwahrlosen und verkommen läßt sie dich! Vergessen hat sie uns alle miteinander! Da braucht sie auch nicht in unsrer Mitte so zu thun, als gehöre sie noch zu uns. Wenn unser pater familias etwas vorsichtiger in der Wahl seiner Lebensgefährtin gewesen wäre, sähe es hier wohl anders aus."

„Du, da kommt Vater!" rief Ulla, mit raschem Ohr die schlurfenden Tritte auffangend, die sich auf der Veranda vernehmen ließen. Zugleich ergriff sie die Cognacflasche, um sie schleunigst in ihr Versteck zurück zu befördern. Der Verschluß war kaum bewerkstelligt, als die Thür sich öffnete, um einen alten Mann einzulassen, dessen habichtartiges, tiefgerötetes Gesicht mit den verschwommenen hellen Augen und der schlecht sitzenden weißen Perücke keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck zu machen geeignet war.

Beim Anblick des heimgekehrten Sohnes stutzte er, zog die buschigen weißen Brauen mehrmals blitzschnell zusammen und in die Höhe. Offenbar wußte er nicht, was er von dieser Anwesenheit zu halten hatte.

Geerdt erhob sich. Unwillkürlich nahm er eine straffe Haltung an, als rüste er sich zum Scharmützel. Ein Zug von Ironie nicht ohne Beimischung einer gewissen Verbissenheit lag in seinem Gesicht.

„Ei, mein Junge, du auch einmal wieder da? Das ist ja eine Überraschung!“ sagte die heisere Stimme des Alten.

„Hoffentlich eine angenehme!“ lachte der Sohn.

„Aber gewiß. Du hast dich doch darauf eingerichtet, längere Zeit zu bleiben?“

„Was Tausend!“ dachte Geerdt. „Sollte diese Großmut darauf hindeuten, daß der Alte Geld hat? Es sieht zwar hier nicht danach aus, aber man kann nicht wissen. Er ist im stande, alles für sich allein zu behalten, wenn er mal glücklich gespielt hat. Mir gegenüber dürfte er jedoch kein Glück damit haben; ich werde ihm schon etwas abschwindeln.“ Laut sagte er dann: „Ich muß ein wenig Ruhe haben und glaubte, daß ich die zu Hause am ehesten finden könnte. Wie lange ich bleiben kann, steht noch dahin.“

„Hat wahrscheinlich keinen gebogenen Heller mehr!“ dachte der Vater. „Das hat uns noch gefehlt. Wir sind unser gerade genug unnütze Fresser hier. Aber er sieht nicht heruntergekommen aus, trägt gute Sachen, sogar noch Uhr und Kette. Vielleicht hat er inzwischen doch gut verdient. — Hast du viel Arbeit gehabt?“ fragte er laut.

„Es ging an. Hier und da gab's schon was zu thun.“

„Das ist mehr als wir hier sagen können. — — (Ich muß gleich von vornherein einen Riegel vorschieben, sonst nistet er sich bei uns auf die Dauer ein. — —) Dann hast du hoffentlich viel verdient.“

„Es hätte mehr sein können. Aber einer nimmt dem andern das Brot vor dem Munde weg. Übrigens könnte ich dir im Augenblick einen ziemlich guten Verdienst nachweisen, wenn du in der Lage wärest, auf der Stelle eine kleine Kaution zu stellen.“

„Warum nimmst du den Verdienst nicht selbst?“

„Weil er mir nicht liegt. Ich kann unmöglich eine Agentur für Spirituosen übernehmen, wäre gar nicht der Mann dazu.“

„Spirituosen?“ Die Augen des Alten glänzten. Er bemerkte nicht den lauernden Blick, mit dem der Sohn ihn betrachtete.

„Ja. Vertretung der Firma Lüttjen und Siehr. Habe in letzter Zeit viel und freundschaftlich mit Siehr verkehrt.“

Herr Mendels senior seufzte tief auf und kehrte dann mit betrübter Miene das Innere seiner leeren Taschen heraus.

„Ich muß mir den Appetit danach schon vergehn lassen. Du siehst wie abgebrannt ich bin. Aber vielleicht könntest du mir, — ich meine, wenn du gerade bei Kasse bist —“

„Ich? Ach, mach doch keinen Spaß! Ein Kunstmaler und bei Kasse sein! Komische Ideenverbindung!“

Geerdt zog seine Cigarrentasche hervor und brannte sich gemächlich ein gutes holländisches Kraut an.

Die breitflüglige Habichtsnase des Alten sog begierig den Duft ein.

„Rauchst du nie mehr?“ fragte der Sohn nachlässig. „Ich dächte doch früher —“

„Das muß ich mir jetzt verkneifen; kostet Geld.“

„Er hat wahrhaftig nichts!“ dachte Geerdt, und reichte seine Cigarrentasche sehr von oben herab dem Vater hin. „Willst du eine? Nimm nur; ich kann schon ein paar entbehren.“

„Ja, wer es so gut hätte wie du!“

Geerdt griff in die Tasche und warf einige Markstücke, die sich lose darin fanden, auf den Tisch. „Da! Wenn ich dir mit einer Kleinigkeit dienen kann. Übrigens bin ich müde, ging vom Bahnhof zu Fuß heraus, um das Droschkengeld zu sparen.“ — Er stand auf und dehnte sich. „Ich möchte eine kleine Siesta halten.“

„Du, gib mir auch ein paar Mark!“ schmeichelte Ulla, und der in diesem Punkt weichherzige Bruder lächelte schon bereitwillig zusagend, als der Vater dazwischen fuhr:

„Sei still, unnütze Krabbe. Der Junge ist müde und soll nicht belästigt werden. Du kannst dich in meinem Zimmer aufs Sofa legen, Geerdt. Da ist es kühl und bequem. Komm, ich begleite dich.“

„Und wo gedenkst du deinen Nachmittagsschlaf zu halten?“

„Ich kann mich ja aufs Bett legen,“ gab der Alte liebenswürdig zurück.

„Na, weißt du, ich schlafe lieber allein. Es ist besser, ich bleibe hier im Wohnzimmer.“

„Wie du willst, wie du willst, mein Junge.“

„Er traut meinem Portemonnaie mehr zu, als in der That darin ist, seiner Zuvorkommenheit nach zu urteilen,“ war die heimlich belustigte Schlußfolgerung des Sohnes. „Ich will ihn nur in dem Glauben lassen.“

Die andern gingen ihren nachmittäglichen Gepflogenheiten nach, und Geerdt blieb eine Weile allein. Die Hände unter dem Kopf gefaltet, lag er lang ausgestreckt auf dem Sofa, paffte vor sich hin und sah den Ringen nach, die bläulich von seiner Cigarre in die Luft stiegen. Dann schlich es sich wieder leise zur Thür hinein, und Ulla kauerte sich neben ihm auf den Fußboden nieder.

„So!“ sagte sie. „Jetzt ist es erst behaglich. Jetzt sind wir unter uns. Nun mußt du ordentlich erzählen.“

„Was willst du denn wissen, Schmeichelkatze?“

„Du weißt doch, daß du mir versprochen hast, mich ganz zu dir zu nehmen, wenn du es zu was Ordentlichem gebracht hast. Sag, bist du denn bald so weit?“

„Ach, Kindchen, da müßte noch viel Wasser den Berg in die Höhe laufen. Ich habe den ganzen Kram bald satt. Tritt nicht bald ein Umschwung in unsrer Lage ein, so werfe ich nächstens die Flinte ins Korn. Immer nur Arbeit und Schinderei und Plackerei, und nie einen ordentlichen Erfolg, das hält kein Mensch aus.“

„Aber Geerdt, was soll dann werden?“

„Was weiß ich? Mag werden was will. Besser bei irgend einem Stubenanstreicher handlangern als dieses unsichere vagabondierende Künstlerleben. — Ah, ein Jahr lang nur einmal ausruhen, von seinen Erfolgen leben und das Leben genießen können!“

„Das würdest du gewiß gar nicht aushalten, so ganz ohne Beschäftigung zu sein. Du liebst doch auch deine Kunst.“

„Soweit sie mir die Mittel zur Existenz gewährt, ja. Böte sich mir irgend ein andrer lohnender Erwerbszweig, hätte ich etwas Vernünftiges gelernt, so würde ich mit Freuden umsatteln.“

„Ich habe auch gar nichts Vernünftiges gelernt und bin wirklich neugierig, was einmal aus mir werden wird. Manchmal denke ich, das Schicksal hat noch ganz etwas Besonderes für mich in Bereitschaft."

„Oooah!" — Geerdt dehnte sich gähnend. — „Mache dir nur keine Illusionen. Das Leben ist nicht all der Mühe wert, die man sich damit gibt. Je weniger man sich rührt, um so weniger Enttäuschungen hat man zu gewärtigen."

„Was? Ich soll mich nicht rühren? Das wäre noch schöner! Natürlich werde ich etwas aus mir machen, das wirst du schon sehn!"

„Armes Ding!" sagte er schläfrig, ihr über das Haar streichend. Und dann schlief er ein.

II.

Sie hatte Herrn Mendels nach dreizehnjähriger Ehe verlassen, die Mutter seiner Kinder. Die Buben waren dazumal zwölf und elf Jahre gewesen, das kleine Mädchen erst zehn Monate.

Daß sie ein Zusammenleben mit dem alten Glücksritter und Trunkenbold nicht länger zu ertragen vermochte, begriff man; daß sie das hilflose Würmchen im Stich ließ, wollte man ihr nicht verzeihen. Doch darum kümmerte sich Frau Luise Mendels wenig. Sie war zu jener Zeit noch eine schöne, abenteuerlüsterne Frau in den ersten Dreißigern, und fand gar bald an der Seite eines Herrn von Zcillaghy das, was sie immer bisher vergeblich ersehnt hatte, eine nach außen hin glänzende Existenz mit schönen Toiletten und Anbetern, die sich aus den ersten Gesellschaftskreisen rekrutierten, während sie bis dahin mit der dritten Rangklasse hatte vorlieb nehmen müssen.

Herr von Zcillaghy bekleidete bei seiner Verheiratung einen untergeordneten Posten an einem der kleinen deutschen Fürstenhöfe, avancierte aber dann schnell, wozu die üppige und etwas provozierende Schönheit seiner Frau, gegen welche der Fürst nicht unempfindlich schien, vielleicht mit Veranlassung wurde.

Man wußte an diesem Hofe nichts von der Vergangenheit der Frau von Zcillaghy, war der Meinung, sie habe ihren jetzigen Gatten als älteres, schönes Mädchen irgendwo in einem Bade kennen und lieben gelernt; und die mütterliche Sorgfalt, mit der sie über den Kindern dieser zweiten Ehe wachte, ließ nicht ahnen, daß sie reuelos drei arme, schlecht versorgte Würmer verlassen hatte.

Ob sie zuweilen noch an diese drei dachte? In der ersten Zeit kamen freilich noch hier und da Pakete mit hübschen Kleidern und Spielsachen in das ärmliche Heim in der Vorstadt, aus dem sie sich so erfolgreich hinausgerettet hatte; dann wurden die Pausen zwischen solchen Sendungen länger und länger, und seit zehn Jahren war kein Lebenszeichen mehr von ihr zu den Kindern einer Ehe gedrungen, welche sie nur als eine unglückselige Episode ihrer Existenz betrachtete. Sie war eine vornehme Dame der großen Welt geworden, die sich nur ungern dessen erinnerte, daß sie Angehörige besaß, welche den bürgerlichen und etwas jüdisch klingenden Namen Mendels führten.

Die kleine Ulla wuchs unter der Obhut schlampiger, oft wechselnder Mägde auf und hätte wohl schwerlich mehr Bildung erlangt, als sie auf Bürgerschulen zu gewinnen ist, wenn der Geistliche des Sprengels sich ihrer nicht angenommen und dem geweckten Kinde beigebracht hätte, was er für ein Mädchen aus besseren Kreisen notwendig fand; viel war's auch nicht.

Die Schuljahre der Buben fielen noch in verhältnismäßig bessere Zeiten, und da Theodor ein geweckter Kopf schien, so glaubte der Vater in der Zukunft Kapital aus ihm schlagen zu können, wenn er alles, was irgend noch entbehrlich war, an seine akademische Ausbildung wandte. Geerdt, der niemals mit den Wissenschaften auf gutem Fuß gestanden, wurde von vornherein als hoffnungslos aufgegeben. Herr Mendels ließ ihn nur die Realschule und auch diese nur bis Tertia besuchen, und gedachte ihn dann in ein Materialwarengeschäft zu stecken. Die künstlerische Beanlagung des Jungen nannte er abgeschmackten, brotlosen Kram, auf den kein Gewicht zu legen sei; das in jenem zu Tage tretende feinere Empfinden, sein nervöses, sensitives Wesen hieß er dummes Gethue. Die Folge war, daß Geerdt dem „Häringsbändiger", wie er seinen Prinzipal und Lehrherrn betitelte, davonlief und umhervagabondierte, bis er durch Zufall einem gutsituierten, wohlwollenden Künstler in die Hände fiel, der ihn zuerst als Laufburschen annahm, dann aber das zeichnerische und koloristische Talent in dem verwilderten Bengel entdeckte und ihn nicht nur zum halbwegs tüchtigen Maler, sondern auch zum halbwegs civilisierten Menschen machte.

Doch die ersten Jugendeindrücke ließen sich nicht mehr ganz verwischen. Von Hause aus gut beanlagt, mit weichem Herzen und eindrucksfähigem Gemüt, hatten ihn das Leben, das er geführt, entbehrte Mutterhände und Mutterliebe, die Notwendigkeit zu überlisten, zu berechnen, sich auf andrer Kosten über andrer Schultern hinweg zu schwingen, hart, verbissen und verbittert gemacht. Mit allen Hunden gehetzt, sah er hinter allem die unedeln Triebfedern, so wie er sie in sich selbst fand. Nicht einmal die Dankbarkeit hielt sich in seinem Herzen rein, ohne bittere Beimischung. Es wurmte ihn, danken zu müssen. Er freute sich daran, dieses ihn bedrückende Gefühl durch den Gedanken abschwächen zu können, daß sein Wohlthäter sich die gute That nur habe wie einen Orden ins Knopfloch stecken, mit seinem Schüler habe renommieren wollen, und fand es knickerig, daß jener aufhörte, ihn mit Geldmitteln zu versehen, als er im stande war, auf eignen Füßen zu stehen.

Ein paar Jahre hindurch schlug er sich als Zeichner und Illustrator kleiner Winkeljournale kümmerlich durch, großartig auftretend, wenn er ein paar überflüssige Groschen in der Tasche hatte, heimlich hungernd, wenn die Einnahmen augenblicklich versiegten, die Menschen ausnützend und auspressend, wo sich ihm die Gelegenheit bot, dabei immer umgänglich, immer angenehm im Verkehr.

Als er sein erstes Bild verkauft hatte, kam er nach langer Abwesenheit heim, klapperte mit seinem Gelde und that sich groß. Da flog ihm ein verwildertes, halbflügges, fröhliches Vögelchen entgegen, und mit den warmen jungen Armen, die ihn geschwisterlich zutraulich umfingen, legte sich zum erstenmal im Leben etwas Warmes, Lindes um sein Herz, das ihn nicht wieder losließ. Das Bedürfnis, irgend ein Geschöpf in weiter Gotteswelt in Liebe zu umfassen, regte sich in ihm. Der rotbraune Kindeskopf, der mit so naiven, blauen Augen lustig in die Welt lachte, hatte es ihm angethan,

und alles, was von Weichheit und Zärtlichkeit überhaupt in ihm war, übertrug sich auf diese kleine, im Grunde erst jetzt ihm bekannt gewordene Schwester; denn als er davonlief, ging sie in ihr sechstes Jahr, ein winziges unansehliches Ding mit nackten, dünnen Beinchen und Ärmchen.

Im übrigen fiel sein Aufenthalt in der Heimat nicht gerade besonders glücklich aus, denn in Vater Mendels fand er, was die Schlauheit anbetraf, seinen Herrn und Meister. Der Alte hatte ihn binnen kurzem rein ausgeplündert, und zwar so geschickt und unmerklich, daß Geerdt erst zum Bewußtsein dieser Thatsache kam, als seine Taschen leer waren. Im Grunde hatte der Vater damit einen gewissen Achtungserfolg bei dem Sohn erzielt, dem es nun seinerseits Ehrensache wurde, jenen bei der nächsten Gelegenheit gleichfalls übers Ohr zu hauen. Er kam von da an öfters in längeren oder kürzeren Intervallen nach Hause, doch niemals ohne Herrn Mendels senior ein kleines Scharmützel zu liefern, um sich die Überzeugung zu verschaffen, daß er dem Alten jetzt an Schlauheit gewachsen sei, denn erst, wenn er diese kleine Genugthuung gehabt, fühlte er sich heimisch.

Der alte Herr hatte überhaupt kein Glück mit seinen Söhnen, denn Theodor, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, war zwar, wie bei seiner Solidität nicht anders zu erwarten gewesen, gut eingeschlagen, hatte den Doktor jur. gemacht und hielt Vorlesungen über Volksrecht, die gut besucht und gut honoriert wurden; aber er wollte eben gar nicht einsehen, daß es seine Pflicht sei, nun auch die Seinigen an den Früchten seiner Erfolge teilnehmen zu lassen. Er zahlte ein knappes Kostgeld, knapper als er es bei Fremden hätte zahlen müssen, stellte jedoch dafür auch nur die geringsten Anforderungen an Kost und Logis. Darüber hinaus war ihm kein Pfennig zu entlocken, soviel der Alte auch bettelte, schalt und drohte. Es schien dies um so empörender in seinen Augen, als Theodor, der stark in Socialismus und Volksbeglückung arbeitete, eine nicht unbedeutende Einnahme durch Broschüren und Aufsätze socialistischen Inhalts hatte. Offenbar hielt er es nicht für notwendig, die Beglückung des Volks, von der er so beredt zu sprechen und zu schreiben wußte, auf den engeren Kreis der Familie auszudehnen, denn niemand aus demselben konnte sich erinnern, jemals von Theodor ein freundlich aufmunterndes Wort gehört oder eine Hilfeleistung empfangen zu haben.

Damit verglichen stieg Geerdts Wert in den Augen der Seinen um ein Bedeutendes. Er war nicht knickerig, wenn seine Freigebigkeit auch meist einen wegwerfenden Charakter zeigte; das hob ihn in der Achtung des Vaters. Und er brachte Leben und Heiterkeit ins Haus; das sicherte ihm Ullas enthusiastische Bewunderung.

Zum erstenmal machte er sich jetzt dieser kleinen Schwester wegen Gedanken und Sorgen. Bis dahin war sie ihm immer wie ein Kind erschienen, das noch viele Jahre vor sich habe, bis es die Kinderschuhe vertreten haben würde, und nun kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß hier ein junges Mädchen sei, welches leicht ein Durchgänger werden konnte, wenn ihm nicht beizeiten Zügel angelegt wurden; ein intelligentes Geschöpfchen, das aber noch der formenden Hand wartete. Welche Zukunft war dem Kinde beschieden, wenn es in diesem Hause und in dieser Obhut blieb? Würde irgend ein Mann der Welt sich seine Frau aus einer solchen

Umgebung holen? — Ah, kein Gedanke daran! Ja, die frechen, begehrlichen Hände würden sie schon nach diesem unschuldigen Seelchen ausstrecken, der Ruf des Vaters forderte geradezu dazu heraus, — aber heiraten!!

Die Idee, sich an die Mutter zu wenden, schoß Geerdt durch den Kopf. Er hatte ihrer stets nur mit Gehässigkeit gedacht, aber es war schließlich das Nächstliegendste. Die Tochter gehörte zur Mutter; nur schien es fraglich, ob diese gesonnen sein würde, sich in ihrer jetzigen Lebenslage mit einem Mädchen zu belasten, das ihr eine gänzlich Fremde sein mußte, mit welcher nicht einmal in ihrer augenblicklichen Entwickelungsphase viel Staat zu machen war.

Während er sich eines Morgens rauchend, faul auf das noch ungemachte Bett hingestreckt, diesen Erwägungen hingab, kam Ulla atemlos hereingestürzt und rief: „Du, der Gerichtsvollzieher ist da und will Vater pfänden!“

„Der alte Lüdeke?“

„Nee, ein Neuer! Der war noch nie bei uns.“

„Ist der Urheber unsrer Tage zu Hause?“

„Lief eben zur Hinterthür hinaus!“

Geerdt erhob sich gähnend, aber doch heiter angeregt, und schlich auf Pantoffeln die Treppe hinab. Ulla folgte ihm auf den Fußspitzen gehend. Sie hatten wenig Abwechselung in diesem Hause; da wurde denn selbst das Unzulängliche, selbst der Gerichtsvollzieher, Ereignis. Sein Erscheinen hier war ihnen nichts Neues oder Aufregendes; sie fühlten sich nur von der belustigenden Vorstellung gekitzelt, daß der pater familias in eine peinliche Lage geraten war, und von Neugierde, wie er sich da herauswickeln werde.

Wie sie über das Treppengeländer lugten, sahen sie Herrn Mendels senior, den Hut unternehmend auf dem Kopf, wieder zur Vorderthür hineinkommen. Er klopfte an seine eigne Zimmerthür wie ein Fremder und trat erst ein, als der Gerichtsvollzieher von drinnen „Herein!“ rief.

Seine ehrerbietigen Kinder flogen sofort an die Thür und legten das Ohr an das Schlüsselloch, um ja kein Wort von dem Zwiegespräch zu verlieren, das sich jetzt drinnen abspann. Sie konnten ihn gerade sehen, wie er immer noch mit dem Hut auf dem Kopf wie ein Wartender langsam auf und nieder ging und sich dann auf einen Rohrstuhl in die Nähe der Thür setzte.

Endlich fragte der Gerichtsvollzieber: „Sie warten wohl auch auf Herrn Mendels?“

„Jawohl! Ich denke, er muß jeden Augenblick nach Hause kommen. Was führt Sie denn eigentlich her?“

„Was mich so gemeinhin in die Häuser der Leute führt, ein Zahlungsbefehl.“

„So, so! Ist es indiskret zu fragen, von wem? Nicht daß ich mich etwa in die Mendelsschen Angelegenheiten einmischen möchte, aber es interessiert mich.“

„Es handelt sich um eine Zahlung von dreißig Mark, die der Cigarrenhändler Schulze eintreiben will.“

„Wenn es weiter nichts ist, die sind ihm ja sicher. Wie ich Herrn Mendels kenne, hat er die Kleinigkeit eben nur vergessen und wird sie sofort nach seiner Heimkehr berichtigen. Mit dem Zahlungsbefehl hat es ja noch immer Zeit bis später.“

„Na, wissen Sie, ich warte doch schon lieber.“

„Gut, thun Sie, was Sie nicht lassen können.“

„Sie sind wohl gut bekannt mit Mendels?“

„Ich darf wohl sagen, daß er zu meinen ältesten Bekannten gehört.“

„Unsicherer Kunde, was?“

„Aber keineswegs; ein ganz mit Unrecht verleumdeter Ehrenmann.“

„Na, na!“

„Bei meiner Ehre!“

„Der Alte hat doch einen fabelhaften Aplomb!“ flüsterte Geerdt draußen Ulla ins Ohr.

„Ja, nicht wahr?“ gab diese bewundernd zurück. „Darin kommt ihm so leicht niemand gleich.“

Drinnen entstand jetzt eine längere Pause, dann sagte Herr Mendels scherzend, indem er sich erhob: „Jetzt wird mir's aber bald zu dumm, dies Warten hier. Ich will lieber zu einer gelegeneren Zeit wiederkommen.“

„Ja,“ meinte der Beamte. „Ich glaube, ich thue auch besser, zu einer Zeit zu kommen, in der ich Herrn Mendels treffe. Ich würde ungern zu einer Pfändung schreiten, wenn ich die Sache auf gütlichem Wege abmachen kann.“

Die beiden verließen miteinander das Haus, und das Geschwisterpaar, welches eilig von der Thür zurückprallte und nach verschiedenen Richtungen auseinanderstob, sah sie bis zur nächsten Straßenecke zusammen gehen. Hier verabschiedete sich Herr Mendels mit wohlwollendem Händedruck von dem Beamten und kehrte nach kurzem Umweg heim, um sich in Gesellschaft seiner jüngeren Kinder lärmender Heiterkeit über den gelungenen Witz hinzugeben.

Ulla warf sich vor Wonne wie ein wilder Junge mit einem Schwung aufs Sofa, daß die Federn knackten, und zappelte mit den Füßen.

Das brachte Geerdt plötzlich zur Besinnung. Ihre Heiterkeit bei gerade dieser Gelegenheit verletzte ihn nun mit einem Male, besonders die jungenhafte Maßlosigkeit derselben.

„Welches anständige Mädchen lacht denn darüber, wenn der Gerichtsvollzieher ins Haus kommt?“ fuhr er sie an.

„Aber du lachtest doch auch!“ verteidigte sie sich. „Wir standen doch zusammen an der Thür. Ha ha ha! Wie komisch Vater war!“

„Was kann man denn da machen?“ dachte Geerdt. „Gewiß ist eine solche Auffassung bei einem jungen Mädchen etwas Häßliches und Unnatürliches. Sie muß durchaus in andre Hände.“

Er versank in tiefes Sinnen. Seine Erfahrungen mit jungen Mädchen waren nicht weit her. Was ließ sich da thun? Er besaß nicht die Mittel, Ulla in eine Erziehungsanstalt für junge Damen zu geben, und der Gedanke, daß eine feine, anständige, ältere Dame es auf die Dauer in diesem mehr als unordentlichen, mittellosen Haushalt aushalten werde, auf „freie Station“ hin, war vollständig ausgeschlossen.

„Ich wollte, es gäbe irgend einen Narren, der dich heiratete!“ sagte er nach längerer Pause aus seinem Nachdenken heraus. Das wäre ihm ein bequemer und leichter Ausweg gewesen.

„Es brauchte doch gerade kein Narr zu sein,“ meinte Ulla leichthin.

„Ja. Ein andrer würde dich nicht nehmen.“

„Na, erlaube mal. Ich bin doch nicht häßlich.“

„Darauf kommt es heutzutage gar nicht an. Ob ein Mädel Geld hat oder nicht, das ist das allein Maßgebende; und du hast keines, folglich wird auch niemand auf dich hereinfallen, und wenn du wartest, bis du schwarz wirst.“

„Das wollen wir doch einmal sehen.“

„Kind!“ sagte Geerdt, der in eine wehleidige, weltschmerzliche Stimmung geriet, und blieb mit auseinander gespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, vor seiner Schwester stehen. „Gib dich um Gotteswillen keinen Illusionen hin. Das Leben ist für dich kein Kinderspiel; man hat dich nicht einmal ausgerüstet, den Kampf ums Dasein erfolgreich zu führen. Das Einzige, was dir für die Zukunft blühen wird, ist, als Kinderfräulein oder Stütze bei fremden Leuten für kärglichen Lohn Frondienste zu leisten, wenn du bis zum völligen Zusammenbruch hier in diesem gottverlassenen Hause gehockt und vergebens gewartet haben wirst, daß dich irgend jemand fragt, ob du ihn heiraten willst; denn das thun ja doch die meisten Mädchen, die keine Beschäftigung haben.“

„Weißt du, eigentlich ist es doch eine kolossale Ungerechtigkeit, daß die Mädchen dasitzen und warten müssen, ob jemand mit ihnen tanzen oder ob jemand sie heiraten will. Ich sehe gar nicht ein, weshalb wir nicht ebensogut die Freiheit der Frage haben sollten. Es ist doch nicht so furchtbar beleidigend, wenn der andre Teil ‚nein‘ sagt, mich wenigstens würde es gar nicht beleidigen!“

„Sprich nicht solchen Unsinn!“

„Ich wüßte auch schon, wen ich fragen würde.“

„Aha, sind wir bereits auf dem Punkt! Wen denn?“

„Das werde ich für mich behalten.“

„Vermutlich den Siebertschen Jungen von drüben.“

Ulla steckte statt der Antwort die Zunge aus, eine ihrer Lieblingsungezogenheiten; in demselben Augenblick hatte sie aber auch schon eine Ohrfeige weg.

Sie wurde feuerrot. Es fehlte nicht viel, und sie hätte versucht, die Ohrfeige zurückzugeben; doch da Geerdts überlegene körperliche Kräfte ihr imponierten, so begnügte sie sich, mit zornfunkelndem Blick und zitternden Lippen zu rufen: „Das hat mir hier noch niemand zu bieten gewagt!“

„So thue ich es!“ sagte Geerdt ruhig. „Es ist die höchste Zeit, daß du endlich etwas erzogen wirst.“

Ulla wandte sich kurz auf dem Absatz herum und stürzte hinaus, die Thür krachend ins Schloß werfend. Sie liebte diesen Bruder zärtlich, aber das ging denn doch über den Spaß. Hier in diesem Hause glaubte wirklich jeder das Recht zu haben, an ihr herum zu nörgeln und zu erziehen. Theodor freilich nur mit Worten, aber Geerdt ging nun schon zu Handgreiflichkeiten über. Das wollte sie sich nicht gefallen lassen. Überhaupt sagte jeder nur, was sie nicht thun solle; was sie aber eigentlich zu thun habe, um es allen recht zu machen und eine den Menschen und den heiratsfähigen Männern wohlgefällige Jungfrau zu werden, — bei dem letztern Gedanken schnitt sie eine Grimasse, — das machte ihr niemand klar.

Ach was! Sie würde auch schon so wie sie war in den Hafen der Ehe einlaufen, darüber beunruhigte sie sich nicht; aber es wäre gerade jetzt an der Zeit gewesen, aus diesem Hause heraus zu kommen. Gerade jetzt hatte sie es so arg nötig, daß jemand sie heiratete. Sie glaubte auch zu wissen, wer es ganz gern thun würde, wenn man ihn nur zuerst auf den Gedanken brachte.

Der Maler Haidenreich hatte immer so etwas Nettes mit ihr gehabt. Wenn sie sich die Sitzungen in seinem Atelier vergegenwärtigte, so mußte sie sich sagen, daß sie die schönsten Tage gewesen waren, die sie überhaupt je verlebt hatte. Wie lieb und klug er sprechen und wie herzlich er lachen konnte, so daß das ganze Atelier dröhnte, und dabei lief doch niemals ein unfeiner Scherz mit unter; und jedesmal war etwas für sie dagewesen, schöne Blumen oder Früchte oder Näschereien. Wenn sie ermüdete, machte er ein wenig Musik, und ging sie nach Hause, begleitete er sie die Treppe des Ateliergebäudes hinab, plauderte dann noch oft an der Thür mit ihr, als werde es ihm schwer, sich von ihr zu trennen, und dankte ihr jedesmal mit wiederholten langen Händedrücken.

Sie versuchte es, sich mit geschlossenen Augen zu vergegenwärtigen, wie lang die Händedrücke wohl immer gewesen waren, und ob sie ihre Länge und ihre Bedeutung auch nicht überschätzt habe.

Es fiel ihr gar nicht ein, sich selbst die Frage vorzulegen, ob sie denn in ihn verliebt sei. Das wäre auch zu komisch gewesen! Sie in den dicken Haidenreich verliebt! Aber gern mochte sie ihn, wie man einen guten Onkel gern hat. Sie war nun schon seit sechs Wochen nicht im Atelier gewesen, da konnte sie ganz gut am Nachmittag einmal wieder hingehen, um fünf Uhr, zu der Zeit, in der er ohnehin Besuche annahm und Thee trank.

III.

Der Maler Haidenreich wohnte im besten Viertel der Stadt. Sein Atelier lag mitten im Garten, besaß genug Freilicht, um ihn mit der größten Annehmlichkeit selbst an trüben Tagen darin arbeiten lassen zu können, und genug schattige Umgebung, um auch an den heißesten Tagen den Aufenthalt im Gartenhause kühl und behaglich zu machen.

Franz Haidenreich pflegte sonst trotz dieser Vorteile nicht so spät in den Sommer hinein in der Stadt zu bleiben. Er war sehr bemittelt, brauchte nicht der Sklave seiner Arbeit zu sein, und trat meist Ende Juni schon Studien- und Erholungsreisen an, von denen er gewöhnlich erst Ende September zurückkehrte, wenn es in den Bergen gar zu herbstlich ungastlich wurde. Und er ging fast immer in die heimischen Berge, oder hockte viele Wochen hindurch still in einem jener kleinen weltvergessenen süddeutschen Nester, die mit ihrem altersgrauen epheu- und phantasieumwobenen Gemäuer um zwei Jahrhunderte zurückgeblieben zu sein scheinen und an kleinen intimen Winkeln, altertümlichen Höfen, enggewundenen Durchgängen ihresgleichen suchen.

Das war seine Spezialität, diese intimen kleinen Winkel, deren stiller Reiz den Beschauer unmerklich mit lauschigem Zauber umspann. Oft sah man nichts weiter auf seinen Bildern, als eine seltsame, fratzenhafte Brunnenröhre mit dem Hintergrunde eines der frühesten Renaissanceperiode angehörenden halbdunkeln Hofes, oder ein schmiedeeisernes, kunstvoll verschnörkeltes Thor, das den Durchblick auf eine Straße gewährte, die wohl schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges genau so weltvergessen und holunderumwuchert ausgesehen hatte wie heute, während neben dem Thor aus dem vergitterten Fenster des Pförtnerraumes irgend ein märchenhafter, verträumter Kopf hinter roten Geranien hervorschaute.

Er war echt deutsch in seiner Kunst und in seinem Empfinden, und die Tiefe und Kraft seiner Auffassung, welche die einfachsten Dinge mit künstlerischem Reiz behandelte, hatte ihn in die Reihe der ersten und besten seiner Nation geführt. Man nannte seinen Namen überall mit Achtung, und seine Bilder wurden bis nach Amerika hin verkauft.

Zwar hatte er auch Studien in Italien gemacht und war den Meistern altitalienischer Schule mit Eifer und Ernst auf ihren Entwickelungswegen gefolgt, aber es zog ihn später nicht wieder hin. Seine eigentliche Liebe, der er mit einer Art von Schwärmerei anhing, blieb doch die deutsche Renaissance auf allen ihren Gebieten.

Wer den breiten, etwas schwerfälligen Menschen ansah, dessen Bewegungen behagliches Phlegma ahnen ließen, und der durchaus den Eindruck eines modernen Lebemannes machte, würde ihm die schwärmerische Innigkeit nicht zugetraut haben, mit der er seine Kunst umfing; denn er sprach selten von ihr, wo er nicht sicher war, der vollsten Sympathie zu begegnen, beobachtete in dieser Beziehung eine Art keuscher Zurückhaltung, wie gewisse zarte und zugleich starke Männer sie in den Äußerungen ihrer Liebe beobachten; und doch kam die Kunst bei ihm immer und überall in erster Linie. Frauen und Liebe standen auf einem andern Blatt, denn obgleich er für einen Schürzenhelden galt, der hinter den Frauenzimmern herlief, war er doch ein viel zu feiner Kenner und Bewunderer der Schönheit, um sich wirkliche Mühe für das erste beste hübsche Lärvchen zu geben und sich in die Unbequemlichkeit einer reizlosen Liebelei zu stürzen. Immer betrachtete er die Frauen zuerst mit den prüfenden Augen des Künstlers, und dem hielten die wenigsten stand.

Die kleine Mendels war ihm wie eine süße, liebliche Offenbarung knospender, wilder Jugend über den Weg gelaufen und hatte seine Phantasie gefesselt, so daß er um jeden Preis ihr Bild haben mußte. Dann während der Sitzungen, die sie ihm so bereitwillig und so ganz unbeschützt gewährte, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß blutjunge Mädchen zu fremden Malern ins Atelier gingen, war ihm die Frische und kindliche Unbefangenheit, welche stellenweise in Ungezogenheit ausartete, ein Quell des Ergötzens geworden, und es hatte sich eine Art heiterer Kameradschaft zwischen ihnen befestigt, die von ihrer Seite ganz ehrlich und treuherzig durchgeführt wurde, während von seiner Seite doch hier und da ein paar halb unbewußte wärmere Händedrücke oder gewohnheitsmäßig sentimentale Blicke mit unterliefen.

Nach Beendigung der Sitzungen war sie dann seiner Aufforderung zufolge noch mehrmals wiedergekommen, an Tagen und zu Stunden, in denen er ohnehin Besuch empfing, und ihn hatte es jedesmal gefreut. Es war immer, als brächte sie ein

bißchen Frühlingswind und Frühlingssonne mit in das staubige Atelier. Sie schleppte ganze Bündel regellos zusammengerupfter grellbunter Feldblumen herein, stopfte sie hier und da hin, wo sich ein leeres Gefäß fand, rümpfte dann die Nase über den Staub und fuhr mit Flederwisch und Tüchern zwischen seinen Bildern und Mappen hin, daß ihm himmelangst wurde. Aber es sah sich lustig an, und auch ihr Geplauder dabei war lustig. Es fehlte ihm ordentlich etwas, als ihre Besuche allmählich seltener wurden; doch war er zu indolent, um in die weit entlegene Vorstadt hinaus zu gehen und persönlich nach ihr zu sehen, nun er nichts mehr von ihr wollte, zumal er vor seiner Abreise noch ein Bild zu beenden gedachte, das ganz der eigenartigen Richtung seiner still in den Gegenstand sich versenkenden Phantasie entsprach, ein kleines reizvolles, aber vielleicht den Wenigsten verständliches Motiv.

Er hatte die Studie dazu im verflossenen Herbst von einem seiner Streifzüge durch Mittelfranken mitgebracht, und nun wollte ihm die Beleuchtung nicht gelingen. Damals war der September seinem Ende entgegen gegangen, und die Studienskizze trug den warmen, in leuchtenden Farben gesättigten Ton jener Jahreszeit, den er nun jetzt in der Stimmung der Junitage nicht wieder zu geben vermochte. Es kam wie Eigensinn über ihn. Er mochte sich nicht eher auf Reisen begeben, als bis er die Aufgabe zu seiner vollen eignen Befriedigung gelöst haben würde. Er pustete und stöhnte und fluchte und ließ doch nicht nach, bis das kleine Bild endlich dem Beschauer den ganzen stillen Reiz wiedergab, der ihn selbst einst beim Anblick des heimlichen kleinen Plätzchens erfaßt hatte.

Das war ihm dann ein festlicher Tag, an dem er sich und andern gern etwas Gutes gethan hätte. Es machte ihn förmlich ungeduldig, daß gerade heute niemand kommen wollte, obgleich es sein Empfangsnachmittag war, und als draußen endlich die Schelle klang und sein Diener auf dem Vorplatz jemand begrüßte, riß er ungestüm die Thür auf, um zu sehen, wer es sei, bereit, den Ankommenden mit offenen Armen zu empfangen.

„Nein, wirklich, sind Sie's, kleine Prinzeß?" rief er, Ulla gewahrend. „Sie haben sich ja lange nicht sehen lassen!"

„Der Weg ist so weit!" entgegnete sie, sich mit einiger Feierlichkeit auf die Kante des dargebotenen Sessels setzend. Man sah es ihr auf zehn Schritt an, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Ihr lockiges rotbraunes Haar war straff gebürstet, und das schmale lustige Gesichtchen trug bedächtigen Ernst zur Schau. Aber Haidenreich sah das alles nicht in seiner frohen Erregung; er war nur bestrebt, sie mit allem zu versehen, was sein Theetisch Gutes aufweisen konnte, legte ihr Brötchen mit Gänseleberpastete, Kuchen und Bonbons in buntem Durcheinander auf den Teller, bediente sich selbst dazwischen fleißig und verhieß ihr mit stillem Lachen und listigem Augenblinzeln nachher ein ganz besonderes Vergnügen.

Endlich fiel ihm ihre Schweigsamkeit doch auf, und er fragte nach dem Grund derselben.

Sie nahm nun ihr Herz in beide Hände und fing an, vorsichtig auf ihr Ziel loszugehen. Natürlich konnte sie nicht direkt mit der Thür ins Haus fallen und ihn fragen, ob er sie heiraten wolle. So viel wußte sie doch, daß das durchaus unschicklich sei. Die Frage mußte von ihm ausgehen, aber sie war mit dem festen

Entschluß gekommen, dieselbe endgültig festzustellen, und gedachte nun, alle diplomatischen Kunstgriffe, die ihr nur irgend zu Gebot standen, anzuwenden, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Dazwischen überlegte sie, welches besondere Vergnügen er wohl für sie in Aussicht haben könne.

„Ich dachte eben über Sie nach. Sie sind immer so viel allein!“ begann sie wie ihr schien sehr geschickt. „Das muß auf die Dauer doch langweilig sein.“

„O nein!“ meinte er harmlos. „Das macht mir nichts. Ich bin's gewohnt. Besser allein als mit Menschen zusammen, die nicht zu mir passen.“

„Aber warum sollten Sie nicht Menschen finden, die zu Ihnen passen?“

„Ja, warum nicht! Aber ich habe noch nie gesucht. Ehrlich gestanden ist mir die Einsamkeit noch nie lästig gewesen.“

Das klang nicht sehr ermutigend, sie fuhr indes unentwegt fort: „Schließlich kommt aber doch ein Moment, in dem Sie fühlen, daß es besser ist, jemand zu haben, mit dem man in allen Lebenslagen zusammenhalten kann, zum Beispiel in Krankheitsfällen, oder wenn es einem sonst schlecht geht.“

„Möchten Sie mich unter die Haube bringen, kleine Prinzeß? Oder wie sagt man, wenn es sich um einen Mann handelt?“

Er lachte unbefangen. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß sie durch die Blume um ihn angehalten haben könne.

„Nee, wissen Sie, wenn ich einmal krank werden sollte, so sorgt mein Diener besser für mich, als irgend ein Frauenzimmer es könnte. Ich bin Ihnen aber trotzdem für Ihre freundliche Fürsorge sehr verbunden. — Nun, und wie steht's daheim bei Ihnen?“

Sie sah sehr rot und niedergeschlagen aus und zuckte die Achseln.

„Wie immer. Jeder geht seinen eignen Weg; um mich kümmert sich niemand. Mein Bruder Geerdt ist übrigens jetzt zu Hause.“

„Der Maler? So so!“

„Ja, und sonst habe ich mich immer so sehr gefreut, wenn er kam, aber diesmal ist er auch unangenehm mit mir wie die andern, und macht mir den Kopf warm um Dinge, für die ich doch schließlich nichts kann.“

„Um was denn?“

„Ach, er macht mir Vorwürfe, daß ich so unthätig zu Hause sitze und nichts kann und weiß, was mir die Zukunft sichern könnte, und sagt, daß so wie ich jetzt bin, niemand jemals daran denken würde, mich zu heiraten.“

„Oho!“

„Aber ich kann doch nichts dafür, denn es hat sich doch noch nie jemand die Mühe genommen, mir etwas beizubringen. Ich weiß gewiß, daß alles aus mir zu machen wäre, wenn man nur die richtige Art mit mir hat. Ich traue mir alles zu.“

„Ich auch.“

Ihr Gesichtchen verklärte sich.

„Ja? Ist das Ihr Ernst? Wie mich das freut! Sie glauben nicht, wie häßlich das ist, immer nur zu hören, daß man zu nichts gut ist und nichts kann, und das Gefühl zu haben, allen im Wege zu sein. Daheim wären sie ja froh, wenn ich aus dem Hause wäre; und ich hätte auch gern einen Lebenszweck, um den es der Mühe

wert wäre, zu lernen und sich erziehen zu lassen. Wenn ich nur jemand fände, der mir heraushilft. Ich muß heraus. Ich will nicht länger zu Hause bleiben."

Nun glaubte er sie zu verstehen. Sie war zu ihm gekommen, ihn zu bitten, ihr Unterricht zu geben. Aber das war so eine Sache. Wie konnte er wissen, ob sie auch nur eine Spur für Malerei begabt war. Und so wie die Verhältnisse der Kunst sich heutzutage gestaltet hatten, wußte er nicht einmal, ob er ihr, selbst bei dem größten Talent, dazu raten könne, eine Zukunft darauf aufzubauen.

Er strich sich bestürzt und hilflos den Bart und war im Begriff, ihr zu raten, lieber die Hände davon zu lassen und einen andern Beruf zu wählen; aber beim Anblick des angstvoll erregten Kindergesichtchens, das mit zuckenden Lippen zu ihm aufsah, ging die Gutmütigkeit mit ihm durch, und ihre Hände mit mehr Wärme, als notwendig gewesen wäre, fassend, sagte er beschwichtigend: „Das begreife ich alles vollkommen, und ich freue mich, daß Sie sich gerade an mich gewandt haben. Wir wollen einmal ordentlich überlegen, was da zu machen ist. Also Sie hätten Lust, zu mir zu kommen?"

Sie ließ beschämt und erglühend den Kopf hängen.

„Es versteht sich ja von selbst, daß ich Sie mit dem größten Vergnügen annehme, nur müßten wir doch zunächst eine Probe anstellen, ob es sich auch wirklich der Mühe lohnt, eine Arbeit zu beginnen, die sich immerhin eine Reihe von Jahren hinziehen wird; denn ohne Mühe und Arbeit ist nun einmal nichts zu erreichen, das müssen Sie sich klar machen."

Nun hob sie verwundert den Kopf. Was meinte er denn eigentlich?

„In erster Linie müssen wir doch konstatieren, ob Sie überhaupt das nötige Talent haben," fuhr er fort. „Die Kunst ist kein Broterwerb, den man ganz nach Belieben ergreifen kann. Wer sich ihr hingibt, muß dies voll und ganz mit Aufgabe der eignen Persönlichkeit thun, muß unentwegt auf das eine Ziel losgehen, das man erreichen will. Wer sich das nicht zutraut und bedauernd auf das zurückblickt, was er aufgibt, der soll lieber von vornherein das Rennen aufstecken."

„Wovon sprechen Sie denn?" fragte sie, immer mehr in Erstaunen geratend.

„Ja, sind Sie denn nicht zu mir gekommen, um mich zu veranlassen, Ihnen Unterricht in der Malerei zu geben?" fragte er dagegen. „Wenn nicht, dann gestehe ich, daß mir der Sinn Ihrer Worte nicht klar geworden ist. Aber sprechen Sie nur ganz offen, falls ich Ihnen sonst mit etwas dienen kann."

Jetzt zum erstenmal wurde es ihr klar, was sie eigentlich unternommen hatte, und eine große Welle der Scham wallte in ihr auf. Seine völlige Unbefangenheit sagte ihr, daß nichts ihm ferner liege als der Gedanke, sie zu heiraten, und sie hätte sich lieber die Zunge abgebissen, ehe sie ihn nun hätte erraten lassen, daß sie in der Absicht hergekommen sei, ihm ganz einfach und unbefangen diesen Vorschlag zu machen. Unbedacht und kindisch war sie einem verrückten Gedanken gefolgt und wußte jetzt nicht, wie sie sich aus der heiklen Lage herauswickeln sollte. Mitten in ihre Verwirrung hinein wandelte sie die Lust an, laut aufzulachen. Es war ja im Grunde so furchtbar komisch, dieses Mißverständnis, und auch so erleichternd. Wie entsetzlich wäre es gewesen, wenn er auf ihre Intentionen eingegangen und sie nun gebunden wäre, ihr ganzes Leben mit ihm zu verbringen. Nein, nein! Das fühlte sie ganz

deutlich: er war ihr als Mensch und Freund wert, aber als Mann — — —. Sie konnte es sich überhaupt nicht denken, daß man sein ganzes Leben mit einem fremden Mann verbringen könne.

Er sah, daß sie rot wurde und zuerst mit Verlegenheit, dann mit innerer Heiterkeit rang, und die Hände auf die Knie stützend, wartete er ruhig ab, bis es ihr genehm sein werde, sich endlich auszusprechen.

Ulla fühlte schließlich, daß sie doch etwas sagen müsse, und der Gedanke schoß ihr durch den Kopf, daß es vielleicht gar nicht so übel sein möchte, Haidenreichs Schülerin zu werden, daß sich ihr möglicherweise damit der Weg eröffne, in Zukunft viel Geld zu verdienen, denn sein bekannter Name mußte immerhin auch für seine Schüler Reklame machen; aber sie konnte den Unterricht bei ihm doch wohl nicht bezahlen, und umsonst würde er es sicher nicht thun.

„Ich möchte schon bei Ihnen Unterricht nehmen,“ platzte sie endlich heraus, „aber es wird wohl nicht gehen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich arm wie eine Kirchenmaus bin, und für nichts ist nichts.“

„Das sollte doch kein Hinderungsgrund sein, kleine Prinzeß. Oder halten Sie mich für so habgierig?“ — Ein launiger Zug glitt über sein blondbärtiges Gesicht. — „Ich kann schon existieren auch ohne ein fürstliches Honorar von Ihrer Seite.“

„Aber ich kann gar nichts zahlen, — gar nichts!“

„Um so besser! Dann wird die Freundschaftlichkeit unsrer Beziehungen durch nichts beeinträchtigt. Ist es denn nach Ihrer Ansicht ganz ausgeschlossen, daß jemand vom rein menschlichen Standpunkt der Nächstenliebe aus dem suchenden und strebenden Mitmenschen die helfende Hand entgegenstreckt?“

„Ja!“ sagte Ulla ehrlich und herzhaft. Sie hatte zu lange zwischen Vater und Brüdern gelebt, um an so etwas wie Nächstenliebe und Selbstlosigkeit zu glauben. Er kam ihr geradezu lächerlich in diesem Augenblick vor in seiner Menschenfreundlichkeit, denn sie kannte es nicht anders, als daß ein jeder aus den Situationen, die der Zufall brachte, den größtmöglichen Vorteil für sich herauszuschlagen suchte.

„Es thut mir leid, daß Sie keine bessere Meinung von mir gewonnen haben,“ meinte er verletzt. „Ich dächte doch, daß ich Ihnen keine Veranlassung gegeben hätte, mich für etwas andres als für einen anständigen Kerl zu halten. Aber wie Sie wollen. Ich will Ihnen meine Freundschaft nicht aufdrängen.“

Jetzt wurde ihr himmelangst. Der einzige Rettungsanker, der sich ihr bot, schien ihr wieder entgleiten zu wollen, und aufspringend packte sie mit ihren kräftigen kindischen Händen seine breiten Schultern.

„Nein, nein! So meinte ich das ja nicht. Begreifen Sie doch, daß ich Bedenken trage, ein so großes Opfer von Ihnen anzunehmen, ohne je etwas dagegen leisten zu können.“

„Sie können mir ja später ein Bild dedizieren, wenn Sie eine berühmte Künstlerin geworden sind,“ scherzte er. „Übrigens ist das Opfer kein so ungeheuerliches. Oder denken Sie, daß es mir so schwer fällt, einige Male in der Woche ein paar Stunden mit Ihnen zusammen zu sein, Prinzeßchen?“

„Ich weiß, Sie geben sonst nie Unterricht. Damenschulen und Damenateliers sind Ihnen ein Greuel."

„Kein Grund, nicht einmal eine Ausnahme zu machen. Nun lassen Sie uns nicht mehr viel Worte darüber verlieren, die Sache ist abgemacht — wenn Sie das nötige Talent haben, wovon ich mich überzeugen werde. Ist das nicht vorhanden, dann rate ich Ihnen, die Hände davon zu lassen, denn dann wäre jede Unterrichtsstunde für Sie und für mich vergeudete Zeit; lieber Strümpfe stopfen und Hemden flicken!"

Er stand gut gelaunt auf und trat zu der Staffelei in der Nähe des Fensters, auf der ein Bild mit einem leinenen Vorhang verhüllt war.

Jetzt sollen Sie einmal etwas sehen!" rief er. „Da werden Sie Augen machen, wenn Sie wirklich ein bißchen Verständnis und warmes Gefühl für die Kunst besitzen."

Er zog den Vorhang zurück und sah sich lächelnd und triumphierend nach ihr um. Eigentlich hatte er darauf gerechnet, ein größeres Publikum bei der Enthüllung dieses seines Schmerzenskindes zu haben. Es pflegten sich sonst an seinen Empfangstagen immer einige Menschen im Atelier einzufinden. Aber die Saison war vorgerückt, und der größte Teil der Gesellschaft hatte die Stadt bereits verlassen, da mußte er nun mit der Bewunderung dieses kleinen Mädchens allein fürlieb nehmen, und er erwartete dafür auch von demselben die ganze Summe der Sympathie und Anerkennung, welche sich unter andern Umständen auf viele verteilt haben würde, und deren er sein Bild wert fand.

Sie folgte ihm mit neugierigen, gespannten Blicken und erwartete etwas Besonderes, Großartiges, Packendes. Aber wie er die Leinwand zur Seite schob, sprach sich die größte Enttäuschung in ihrem Gesicht aus. Was? Das sollte etwas sein? Da war ja nichts als eine grüne Thür! Daran konnte sie nun absolut nichts finden. Haidenreich mußte sich einen Scherz gemacht haben, und das eigentliche Besondere würde wohl noch kommen.

Es war in der That das denkbar einfachste Motiv, die grüne geschlossene Thür eines uralten Hauses; zu Häupten derselben, etwas zurücktretend, ein halbrundes vergittertes Fenster mit verrostetem Eisenwerk und blinden, winzigen Scheiben, zur Seite eine schief in den Erdboden gesunkene steinerne Bank aus der Renaissanceperiode. Aber ein warmer, goldiger Ton lag über dem Ganzen, der Reflex der herbstlichen Nachmittagssonne von der gelben Wand des gegenüber liegenden Hauses und den herbstlich gefärbten Bäumen im Garten desselben, und in diesem warmen Licht schien der verschnörkelte Griff der Thür noch unter dem Druck einer Hand zu zittern, die wohl schon seit Jahrhunderten im Grabe ruhte. Eine träumerische, märchenhafte Stimmung lag in dem klaren, melancholisch gleichförmigen Ton der Luft und teilte sich unwillkürlich dem Beschauer mit, so daß man bestimmt erwartete, der grüne Flügel werde sich im Augenblick öffnen, um lange vergessene Gestalten in bauschigen, altmodischen Gewändern mit Schaube und Gürteltasche hinaus auf die Straße treten zu lassen.

„Nun, was sagen Sie?" rief Haidenreich. „Ist mir das gelungen oder nicht? Ist das reizvoll oder nicht?"

Ulla wußte gar nicht, was sie antworten sollte, endlich stotterte sie: „Ja, das ist eine nette Thür, — aber man möchte doch gern wissen, was dahinter ist.“

„Möchte man das? Möchte man das wirklich? Ja, das ist ja gerade, was ich will. Sehen Sie, Prinzeßchen, das freut mich nun von Ihnen, daß der geheimnisvolle Reiz dieser uralten Thür, die sich hinter einer Vergangenheit von vielen Jahrhunderten geschlossen hat, an Ihnen nicht spurlos vorüber geht.“

Sie hatte das Gefühl, zufällig etwas Kluges gesagt zu haben, und fühlte sich ordentlich erleichtert.

„Das ist ja keine Kunst, etwas zu schaffen, was platt und schlecht und recht dasteht und von den Leuten als das, was es ist, erkannt wird,“ fuhr er lebhaft fort. „Aber die Stimmung, die Stimmung, die macht's! Jeder phantasiebegabte Mensch muß beim Anblick eines Winkelchens von so intimem Reiz etwas Eignes hineinlegen können, und so denke ich, daß sich diese stille grüne Thür für jeden, der sie mit den rechten Augen ansieht, öffnen wird, um ihn etwas, was seiner Phantasie gerade entspricht, dahinter finden zu lassen. Vielleicht wird der eine eine Stallmagd dahinter suchen und finden, der andre einen wunderbaren Märchentraum. Ist's nicht so, Kindchen?“

„Ja, ja!“ nickte sie, um nicht gar zu dumm in seinen Augen zu erscheinen, und strengte sich dabei an, etwas Besonderes in dem Bilde zu entdecken. Soviel sah sie wohl, daß es wunderbar gemalt war, obgleich sie nicht wußte, worin es eigentlich lag. Unwillkürlich entrang sich ein Seufzer ihrer Brust. Ja, wer das auch könnte!

„Warum seufzen Sie, Prinzeßchen?“ — Er nannte sie immer so wegen der kleinen airs, die sie sich gegeben hatte, als er sie kennen lernte und malte.

„Ich wollte, ich könnte auch so etwas machen, dann würde ich viel Geld damit verdienen.“

„Wie gewinnsüchtig Sie sind!“

„Ja, leben Sie einmal so wie ich es thun muß, dann würden Sie auch hinter dem Gelde her sein, wie der Teufel hinter der armen Seele,“

Er war ganz bestürzt über die naive Brutalität, die in ihren Worten lag, konnte sich nicht in diese Auffassung hinein versetzen, weil er eben nie materiell entbehrt hatte. Einen Augenblick blieb er noch nachdenklich sitzen, stand dann auf, holte die Marmorbüste eines alten Mannes mit stark markierten Zügen von ihrem Postament, stellte sie in einige Entfernung von Ulla, legte Bleistift und Papier vor sie hin und fragte: „Haben Sie schon je in ihrem Leben etwas gezeichnet?“

„O ja. Geerdt hat mich zuweilen, wenn er gerade bei Laune war, in die Schule genommen. Ich weiß sogar etwas mit Farben Bescheid.“

„Wird wohl auch danach sein. Nun zeigen Sie einmal, was Sie können. Bringen Sie den Kopf dort aufs Papier; danach will ich dann urteilen. Nur mit wenigen Strichen, nur damit ich eine Idee bekomme, ob Sie Augenmaß haben und Auffassung.“

Ulla machte sich mit Feuereifer an die ihr gestellte Aufgabe, denn es überkam sie die Ahnung, daß alle ihre Aussichten für die Zukunft auf dem Resultat dieser Prüfung beruhten. Sie wollte sich auch nicht lumpen lassen, wollte zeigen, was sie

konnte. Er ging inzwischen im Atelier auf und nieder, betrachtete sie verstohlen von der Seite und pfiff leise vor sich hin.

Sommerliche Nachmittagsstille rings umher, in die hinein ein großer Brummer täppisch und lärmend durchs offene Fenster seinen Zickzackweg fand und gegen den rotschimmernden gebeugten Mädchenkopf anprallte. Doch sie ließ sich nicht stören, machte nur eine unwillige Bewegung und arbeitete mit zusammengebissenen Zähnen weiter. Er sah ihr einmal über die Schulter und nickte zufrieden vor sich hin. Wenigstens war sie nicht ganz roh, besaß ein gutes Auge und eine leichte Hand. Er hatte ordentlich seine Freude an ihren sicheren, kräftigen Strichen.

Plötzlich lachte sie in die Stille hinein laut auf. Sie hatte niemals gelernt, sich zu beherrschen, und die unerwartete Wendung, welche die Dinge genommen, kitzelte unwiderstehlich ihre Heiterkeit.

„Was ist denn?“ fragte er.

„O nichts. — Ha ha ha! — Ich lache nur so! — Ha ha!“

„Was für ein albernes Kind!“ dachte er, bei ihr stehen bleibend und ihr das Blatt aus den Händen nehmend. „Aber Talent hat sie und ein gutes Auge für das Charakteristische der Dinge.“

Sie hörte auf zu lachen und sah ihn gespannt an, ihr Urteil erwartend.

„Recht nett!“ lobte er. „Jetzt passen Sie einmal auf, Prinzeßchen. Ich sage nicht, daß Sie ein großes Talent sind, machen Sie sich keine Illusionen; aber Sie haben Geschick und wie mir scheint auch Lust und Liebe zur Sache, und deshalb möchte ich es mit Ihnen versuchen. Doch ich warne Sie im voraus. Ich bin kein geduldiger Lehrer, und sehe ich, daß Sie nicht mit dem rechten Ernst und der vollen Hingabe herangehen, so sind wir geschiedene Leute. Die Kunst will mit beiden Armen umfaßt und wie eine Geliebte gehalten und umworben werden. Für Spielerei und Dilettantismus habe ich nichts übrig. Versprechen Sie mir also, ein paar Jahre hindurch eifrig bei der Stange zu bleiben, ohne nach rechts und links zu sehen, und zu studieren, ohne an den möglichen Gelderwerb zu denken, nur um der Sache selbst willen, so können wir im Herbst gleich nach meiner Rückkehr beginnen.“

Er hielt ihr die Hand hin, und Ulla schlug vergnügt und leichtherzig ein, allein im Augenblick von dem Gedanken beseelt: „Was die wohl zu Hause dazu sagen werden.“

Sie hatte es nun auch sehr eilig, fortzukommen, um daheim mit ihrer Neuigkeit großthun zu können, aber der Erfolg derselben entsprach nicht ganz ihren Erwartungen, denn Geerdt, dem sie gerade damit zu imponieren gedachte, erregte sich in einer Weise darüber, die sie nicht begriff, und war nicht wählerisch in den Ausdrücken seines Ärgers.

Er wisse recht gut, daß Haidenreich gewöhnlich keinen Unterricht erteile; wenn er mit ihr also eine Ausnahme mache, so geschähe das nicht etwa ihres Talents wegen, das, wie er sie versichern könne, unter Null sei, sondern aus andern Gründen.

„Aus was für Gründen denn?“ fragte sie unschuldig dagegen.

„Spiele nicht die Naive!“ fuhr er sie an. „Wenn du mich nicht verstehen willst, so soll der Alte dir das nötige Verständnis beibringen.“

„Der Vater?“ — Sie schnippte mit den Fingern. — „Der ist froh, wenn jemand etwas für mich thut, ohne daß er zu zahlen braucht.“

Es fand sich, daß die Tochter den Vater richtiger beurteilte, als der Sohn, denn Herr Mendels senior machte ein ganz vergnügtes Gesicht, als ihm von beiden Seiten tumultuarisch der Sachverhalt mitgeteilt wurde, und meinte, das sei einmal ein rechter Glückszufall.

„So?“ rief Geerdt hitzig. „Und daran denkst du nicht, daß Haidenreich noch ein junger Mann ist, der sich nicht gerade des ehrbarsten Rufes erfreut. Bist du etwa in der Lage, der kleinen Gans da eine Anstandsdame mitzugeben während der langen Stunden des Zusammenseins, welche der Unterricht unausbleiblich mit sich bringt?“

„Verlaß dich nur auf mich!“ — Der Alte warf sich in die Brust. — „Ich werde schon nicht dulden, daß jemand meiner Tochter zu nahe tritt, zum mindesten würde ich, falls dies dennoch geschieht, energisch amende honorable fordern.“

„Laß doch die großen Worte! Es steckt ja doch nichts dahinter. Herr Gott im Himmel! Da steht nun das Kind und mault, weil ich ihm das neueste gefährliche Spielzeug nehmen will. So setze ihr doch den Kopf zurecht!“

Herr Mendels drückte sich unter dem scharfen Blick seines jüngeren Sohnes zusammen wie ein geschlagener Hund und murrte und wand sich moralisch hin und her.

„Nein, nein!“ beschwichtigte er. „Du hast ja ganz recht. Ich kann es auch gar nicht zugeben. Nur im ersten Augenblick, weißt du, schien mir der Gedanke, daß Ulla Gelegenheit haben könnte, sich künstlerisch auszubilden, ganz verlockend.“

Er sah den Sohn lauernd von der Seite an mit einem Blick, der deutlich sagte: „Wärst du nur erst wieder fort!“ Und das Mädchen warf den Kopf eigensinnig zurück. Geerdt wußte genau, daß es seinen Willen haben werde, sobald er nur den Rücken drehte, was in wenigen Wochen wieder der Fall sein mußte. Sein Geld ging auf die Neige. Er konnte nicht mehr lange auf der Bärenhaut liegen, mußte bald wieder darauf bedacht sein, Aufträge zu erhalten, zu arbeiten, zu verdienen.

Wie er die Reichen haßte und beneidete, denen alles mühelos in den Schoß fiel! Und wie zuwider ihm diese versumpfte, verlotterte Häuslichkeit war! Wenn er nur das Kind da heraus und in eine gesunde Atmosphäre bringen konnte, ehe es zu Grunde ging!

Der Gedanke, sich an die Mutter zu wenden, der ihm schon öfters gekommen, nahm jetzt greifbare Gestalt an. Schließlich hatte sie doch auch noch Pflichten gegenüber den Kindern ihrer ersten Ehe, wenn auch keine gesetzlichen. Er steckte seinen Stolz in die Tasche und schrieb ihr einen langen, ausführlichen Brief, in welchem er die trostlosen Verhältnisse daheim in beredten Worten schilderte, sein eignes Künstlerelend geschickt dabei streifend, und sie bittend, sich der Schwester anzunehmen. Er wolle sie ja nicht belästigen, wolle sie nicht durch sein persönliches Erscheinen in der Residenz in Verlegenheit setzen, und schlug ihr daher vor, mit ihm behufs persönlicher Rücksprache in einem benachbarten Badeort zusammenzutreffen.

IV.

Frau von Zcillaghy war ein wenig bestürzt und ratlos, als sie den eben erwähnten Brief eines Morgens auf dem Frühstückstisch fand.

Sie hatte so lange nicht daran gedacht, daß sie einst den Namen Mendels getragen, daß ihr auch beinahe die Thatsache entfallen war, die Mutter dreier erwachsener Kinder zu sein, die nicht übel Lust zu haben schienen, jetzt Ansprüche an sie geltend zu machen.

Einen Augenblick überlegte sie, ob es geraten sei, ihrem Gatten Mitteilung von dem Vorfall zu machen, kam jedoch gleich zu dem Entschluß, dies zu unterlassen. Sie mochte ihn nicht daran erinnern, daß sie den Fünfzigen nahe sei und Söhne besaß, die längst über das Mündigkeitsalter hinaus waren. Noch war sie eine wohlkonservierte, gut aussehende Frau, die es liebte, sich mit ihren beiden zehn- und elfjährigen Töchterchen zweiter Ehe zu zeigen. Außerdem gab ihres Mannes Befinden ihr in letzter Zeit zu Besorgnissen Veranlassung. Er war reizbar und nervös erregt und mußte geschont werden.

Nichts hätte ihr ungelegener kommen können, als dieser Brief. Aber immerhin war es noch taktvoll von Geerdt, daß er den Schauplatz der Zusammenkunft an einen andern Ort zu verlegen wünschte und überhaupt zunächst einmal schrieb, statt sie ohne weiteres aufzusuchen. Sie wäre in die Erde gesunken, wenn dieser Mensch hier plötzlich aufgetaucht wäre und sie kompromittiert hätte, hier, wo man nichts von seiner Existenz ahnte. Daß er nicht sehr präsentabel sein konnte, glaubte sie voraussetzen zu müssen.

Im Grunde hatte er ja gesetzlich gar kein Recht, Ansprüche an sie zu erheben. Die Kinder waren bei der Scheidung dem Vater bedingungslos zugesprochen worden. Doch ein gewisses moralisches Recht ließ sich nicht ableugnen, und auf jeden Fall mußte es in der Gesellschaft einen höchst befremdlichen Eindruck machen, wenn es bekannt wurde, daß sie das Dasein dieser Kinder erster Ehe nicht allein verheimlicht, sondern sich auch noch geweigert hatte, dem Appell derselben an ihre Mütterlichkeit Folge zu geben.

Sie traute Geerdt die verzweifeltsten Schritte zu, wenn sie ihm die erbetene Zusammenkunft verweigerte. Er war immer ein rabiater Junge gewesen. Deutlich sah sie das kleine impertinente Gesicht vor sich, mit dem eigensinnigen Zug um den Mund und den scharfen, hellen Augen. Gott! — Wie unsympathisch ihr die beiden Buben gewesen waren! Der lange, läppische Theodor! Sie mußte jetzt förmlich lachen, wie sie ihn sich vorstellte. Und das kleine Mädchen! Wie das wohl geworden sein mochte! Dürftig und unschön hatte das Dingchen damals ausgesehen. Vermutlich hatte es sich nach Mendelsscher Art entwickelt.

Es war doch merkwürdig, welche Kette von Erinnerungen und Gedanken durch die vor ihr liegenden Zeilen mit einem Male wachgerufen wurde. Die ganze Vergangenheit lag wieder vor ihr wie ein offenes Buch. Wieder durchlebte sie alle die häßlichen Momente ehelicher Mißhelligkeiten, materieller Entbehrungen, täglicher Plackereien. Sie schauderte. Nein! Ihr Herz wandte sich instinktiv von allen ab,

die mit jener Vergangenheit in Verbindung standen. Hier erst hatte sie angefangen zu leben! Hier hatte sie Wohlstand und Luxus kennen gelernt. Dies war ihre Welt, und alles, was damit zusammenhing, wurde von ihr mit fanatischer Liebe umfaßt.

Aber trotzdem — sie mußte Geerdt Mendels eine Antwort erteilen; und sich auf der Stelle hinsetzend, schrieb sie einen wortreichen Brief voll schöner Phrasen und mütterlicher Rührung, in welchem sie ihm Ort und Zeit des Zusammentreffens bestimmte und ihre Freude über dies endliche, langerhoffte Wiedersehen aussprach.

Er hatte eine so schnelle Antwort nicht erwartet und glaubte aus derselben wirkliches Gefühl heraus zu lesen. Vielleicht hatte Frau von Zcillaghy immer nur darauf gewartet, daß von der andern Seite her der erste Schritt geschah, die erste Hand zur Versöhnung geboten wurde. Vielleicht war sie bereit, Ulla ganz zu sich zu nehmen und auch für ihn selbst Einfluß und Geldmittel in Bewegung zu setzen. Geerdt machte sich ordentlich Vorwürfe, diesen Schritt nicht schon vor Jahren gethan zu haben. Zum erstenmal hielt sein Pessimismus dieser neuen Aussicht nicht stand. Er gab sich wirklich der Illusion hin, daß Ullas Zukunft nun so gut wie gesichert sei, und so verschlossen er sonst auch war, konnte er es jetzt doch nicht über sich gewinnen, ihr seine Hoffnungen für sie und für sich selbst zu verschweigen und ihr den Brief der Mutter vorzuenthalten.

Sie war im ersten Augenblick ganz atemlos vor beglücktem Staunen. Immer hatte sie im innersten Herzen ein wenig sehnsüchtige Liebe für die Ungekannte bewahrt und ihr einen geheimen Kultus geweiht. Ihr war sie nicht die lieblose leichtfertige Frau, die davonlief und Mann und Kinder im Stich ließ. Sie sah in ihr nur die schöne Verkannte, die den Umständen hatte weichen müssen, und suchte und erfand tausend Entschuldigungen für die Mutter. Und nun trat sie ihr mit einem Male menschlich nahe. Sie hielt ihren Brief in der Hand, las alle die guten mütterlichen Worte, und ihre Phantasie baute sich die kühnsten Luftschlösser der Glückseligkeit auf. Jetzt erst empfand sie, wie sehr sie immer an Liebe gedarbt, und was ihr alles gefehlt hatte.

Die Mutter! — Sie schloß die Augen. Eine ganze Welt von jugendlich überschwenglichen Gefühlen, von heimlich unterdrückter Sentimentalität verband sich mit diesem Begriff und stürmte jetzt auf sie ein. In dem Kuß, mit dem sie Geerdt entließ, als er abreiste, um der Aufforderung der Frau von Zcillaghy Folge zu leisten, lag die ganze verhaltene Innigkeit eines nach Mutterliebe dürstenden, hoffnungsseligen jungen Wesens. Sie ging wie im Traum umher, und die Misere des kleinen verwahrlosten Haushalts schien ihr etwas schon Überwundenes.

Geerdt hatte freilich etwas weniger sentimentale Anwandlungen. Er betrachtete die ganze Angelegenheit nur wie einen Handel, den er zu Gunsten der Schwester abzuschließen gedachte, um nebenher auch noch soviel als möglich für sich selbst herauszuschlagen. Doch konnte er sich einer großen Spannung nicht erwehren, als er den kleinen Badeort in der Nähe der Residenz erreichte, welchen Frau von Zcillaghy ihm zum Rendezvous bestimmt hatte, und zur bezeichneten Stunde die Treppe des großen Logierhauses hinanschritt, in welchem sie abzusteigen gedachte.

Er erinnerte sich ihrer als eines ungewöhnlich hübschen, koketten, lustigen Persönchens, das sich gern von allen ihr begegnenden Herren Aufmerksamkeiten erweisen ließ und von ihren Kindern oft auf Unwahrheiten ertappt wurde. Seitdem waren aber nahezu siebzehn Jahre verflossen; das Bild, welches er von ihr festgehalten, konnte unmöglich jetzt noch mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Doch wußte er, daß sie eine elegante Frau der großen Welt geworden war, und daß diese Damen die Merkmale der Jahre geschickt zu verwischen verstanden, es galt daher mehr der eleganten Frau, die er zu sehen erwartete, als der Mutter, daß er sich so gut wie möglich zurecht gemacht hatte, um auch seinerseits einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

Bei seinem Eintritt in das Zimmer, in welchem sie ihn empfing, verbeugte er sich unwillkürlich wie ein fremder Gast. Es kam ihm nicht in den Sinn, diese nach der neuesten Modeextravaganz gekleidete Dame, deren Seidenunterkleider rauschten, während sie ihm entgegeneilte, zu umarmen. Auf den ersten prüfenden Blick sah er, daß ihr Haar gefärbt war und die Kosmetik auch im Gesicht nachgeholfen hatte; doch die Gestalt war noch jugendlich voll und schön, und der Aplomb ihrer Haltung und Bewegungen unvergleichlich. Und dies sollte die Frau sein, die ihm das Leben gegeben, welche fast dreizehn Jahre hindurch die Zigeunerexistenz mit durchgekostet hatte, die noch jetzt von der Familie Mendels geführt wurde?

„Geerdt!“ sagte die Dame jetzt mit angenehm moduliertem Organ und streckte ihm beide Hände entgegen. „Mein lieber, lieber Sohn! Welche überraschende Freude machst du mir! Wenn du nur wüßtest, wie ich mich alle die Jahre hindurch nach einem Lebenszeichen von euch gesehnt habe!“

Da regten sich der alte Zorn gegen sie und die Bitterkeit wieder in ihm, und mit dem kühlen, scharfen Aufblick, der sie schon vor Jahren an dem Kinde oft außer Fassung gebracht hatte, entgegnete er: „Nichts hinderte dich, dir diese Freude längst zu bereiten. Wir wären einem Ruf von dir gern gefolgt.“

Sie nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn auf die Stirn. Er gefiel ihr eigentlich. Sie hätte nicht gedacht, daß er sich so nett entwickelt haben würde. Auch sein Anzug war anständig, aber trotzdem — in ihre jetzigen Kreise hätte er nicht hineingepaßt. Es lag ein gewisses Etwas in seiner Erscheinung und in seinem Auftreten, das durchaus von allem abwich, was in jenen von einem jungen Herrn aus guter Familie erwartet wurde.

Frau von Zcillaghy hatte nichts dagegen, ihn am dritten Ort ab und an zu sehen; in ihrem Herzen regte sich sogar etwas wie mütterliches Wohlwollen für ihn, aber sie war fest entschlossen, ihn den Boden, auf dem sie jetzt heimisch geworden war, nicht betreten zu lassen. Mehr als alles in der Welt fürchtete sie sich vor der Lächerlichkeit. Und während ihr alle diese Erwägungen blitzschnell durch den Sinn gingen, sagte sie in sanftem Ton: „Wie kannst du nur so zu mir sprechen, mein Junge? Wenn du ahntest, was alles vorlag, als ich mich damals von deinem Vater trennen mußte, würdest du einsehen, daß es mir unmöglich war, auch nur den geringsten Schritt zu thun, um meine Kinder wiederzusehen. Du würdest dann nicht in diesem vorwurfsvollen Ton zu mir sprechen.“

„Ich weiß, was vorlag!“ unterbrach er sie, besann sich jedoch, daß er gekommen war, etwas von ihr zu erbitten, und es daher nicht geraten war, sie zu reizen.

„Nun, dann wirst du auch wissen, daß dein Vater allein für alles verantwortlich gemacht werden muß,“ fuhr sie in unverändert sanftem Ton fort. „Mich traf wahrhaftig keine Schuld, und du wirst mir gewiß keinen Vorwurf daraus machen wollen, daß ich später mein Leben erträglich zu gestalten versuchte. Ich sage ‚erträglich‘, denn ein volles Glück konnte es doch für eine Frau nicht mehr geben, die ihr Teuerstes verlassen mußte. Aber sprechen wir nicht über die alten unerquicklichen Geschichten, die doch nicht mehr ungeschehen zu machen sind. Komm, lieber Junge, setze dich zu deiner alten Mutter,“ — hier lächelte sie, als sei das ‚alt‘ nur ein kleiner Scherz — „und erzähle ihr, wonach ihr Herz verlangt. Sprich mir von dir, von Theodor, und vor allen Dingen von meiner kleinen Ulla.“

Ihr Ton hatte so viel Herzliches, und die Bewegung mit der sie ihn neben sich auf das Sofa zog, so viel natürliche Anmut, daß Geerdt davon bezwungen wurde und zum erstenmal mit wirklicher Wärme ihre Hand an seine Lippen zog.

„Ulla ist nicht mehr so klein, sie ist ein erwachsenes Mädchen geworden, und ihretwegen hauptsächlich komme ich zu dir.“

„Ein erwachsenes Mädchen!“ staunte sie. „Ja, ja, wie die Jahre vergehen! Meine kleine Ulla erwachsen! Wie hat sie sich entwickelt? Wie sieht sie aus? Sprich doch. Mein Gott, wenn sie mit dir hergekommen wäre, welche Freude wäre mir das gewesen.“

„Dazu hatten wir nicht das Geld, denn bei uns sind die Zustände von Jahr zu Jahr schlimmer geworden und sie müssen nach meiner Ansicht geradezu demoralisierend auf ein junges Mädchen wirken. Wenn es dir vielleicht möglich wäre, sie da heraus und zu dir zu nehmen.“

„Wie gern, wie gern, wenn mir nur nicht die Hände gebunden wären! Ich kann dir das alles nicht so auseinander setzen; du würdest mich nicht verstehen, weil du die Verhältnisse nicht kennst. Aber das zu besprechen ist ja immer noch später Zeit. Du hast sie mir noch nicht geschildert, meine Kleine. Gewiß besitzest du ein Bild von ihr. Geschwind heraus damit, du böser Junge!“

„Nein, Ulla ist noch nicht photographiert worden. Für solche unnützen Ausgaben war nie ein Pfennig übrig; doch ich kann sie dir mit wenig Worten schildern: ein schlank aufgeschossenes, jungenhaftes Geschöpfchen mit wildem rotbraunem Haar und wundervollen blauen Augen, deinen Augen, liebe —“ — ‚Mutter‘ war er im Begriff gewesen zu sagen, doch das Wort wollte ihm nicht über die Lippen, — „dazu ein Stülpnäschen und eine Haut wie Elfenbein, ungepflegte Hände und schlechte Manieren.“

„Ist sie denn gar nicht erzogen worden?“

„Wer sollte das gethan haben? Bis zu ihrer Konfirmation lief sie flüchtig durch die Schule, und seither lebt sie wie ein rechter kleiner Tagedieb zwischen Vater und Theodor hin. Du kannst dir wohl denken, daß Vater nicht der rechte Erzieher für eine Tochter ist.“

In Frau von Zillaghy regte sich plötzlich die Neugierde, wieder einmal etwas über den Mann zu hören, mit dem sie vor dreißig Jahren zum Altar gegangen, und der seit langer Zeit ihrem Gesichtskreis völlig entschwunden war.

„Ist er noch immer so — so —“; sie suchte nach einem passenden Wort, mochte das rechte nicht vor dem Sohne aussprechen. Doch der lachte unehrerbietig auf.

„Jawohl, noch genau so verlottert wie damals, vielleicht noch ein bißchen mehr. Der Trunk bringt ihn allmählich herunter. Was der für Geschichten macht!“

„Erzähle doch!“

Wenn Geerdt auf dieses Thema geriet, war er unerschöpflich. Niemand kritisierte den alten Mendels so scharf und unerbittlich, als gerade dieser sein zweiter Sohn, dem jeder Rest von kindlicher Achtung abhanden gekommen war, aber niemand besaß auch so viel Sinn für die Komik und den Humor, den der Alte häufig in allen seinen Nichtsnutzigkeiten entwickelte. Frau von Zcillaghy lachte mehrmals hell auf, während der Sohn erzählte. Hier und da ergänzte sie seine Geschichten aus ihren eignen Erinnerungen, die alten Zeiten standen ihr in diesem Moment lebhaft vor Augen.

Sie wurden ganz bekannt dabei und unterhielten sich vortrefflich auf Kosten des abwesenden Vaters und ehemaligen Gatten. Frau von Zcillaghy ließ ein paar Flaschen Wein bringen. Nun sie einmal im Zuge war, konnte sie nicht genug von den Menschen hören, die sie einst schmählich im Stich gelassen hatte, in dem wohligen Gefühl, diesen elenden Verhältnissen für immer entrückt zu sein. Das lebhafte Interesse und der Wein verliehen ihren Augen erhöhteren Glanz, unter dem Puder röteten sich ihre Wangen.

„Du siehst eigentlich noch famos aus!“ unterbrach sich Geerdt in seinen Erzählungen, als ihm die Wandlung auffiel, die mit ihr vorging. „Man sollte denken, du seiest erst Mitte der dreißig.“

Sie klopfte ihm scherzhaft die Wange.

„Ich will dich lehren, mit deiner alten Mutter Spott zu treiben.“

Aber die kleine Schmeichelei hatte ihr doch gefallen.

„Hast du kein Bild von dir hier? Ich würde es gern Ulla zeigen.“

„Was denkst du denn? Ich werde doch nicht mit einer Galerie meiner Bilder herumreisen. — Oder doch! Warte einmal!“ — Sie holte ihre Visitenkartentasche hervor und suchte in den einzelnen Abteilungen. — „Da! Es ist nicht sehr geschmeichelt, aber wenn du's haben willst —“. Sie warf eine Photographie auf den Tisch, auf welcher alle Falten und Härten des Gesichts fortretouchiert waren, das daher einen merkwürdig jugendlichen Eindruck machte und Geerdt lebhaft an das Porträt erinnerte, welches daheim im väterlichen Wohnzimmer gehangen hatte, bis er es in einem Augenblick des Ärgers von der Wand nahm und in die Ecke stellte. Frau von Zcillaghy trug auf dieser Photographie freilich ein stark ausgeschnittenes Hofkostüm, dem man die Kostbarkeit der Stoffe ansah, und auf jenem Bilde ein einfaches blaues Kleidchen, nach der Mode der sechziger Jahre, doch das leere, eitle, liebreizende Lächeln war auf beiden das nämliche.

„Der Fürst meinte, es sei ähnlich, als er es bei der Frau Fürstin sah. Ich kann's nicht finden.“

„Auf jeden Fall ist es hübsch, und die Toilette ist großartig. Du könntest mir auch ein Wort hier in die Ecke schreiben. Dann hat das Bild noch größeren Wert.“

Sie kam seinem Wunsche bereitwillig nach und schrieb quer über die rechte Ecke noch in die Hofschleppe hinein: „Ihrem lieben Sohn Geerdt Mendels von seiner treuen Mutter.“

Er lächelte flüchtig, als seine Augen auf das Wort „treu“ fielen, und während er die Photographie in sein Taschenbuch legte, kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, daß er sich bereits seit geraumer Zeit vortrefflich mit dieser im Grunde ihm fremden Frau unterhalten hatte, ohne dem eigentlichen Zweck seines Kommens auch nur mit einem Schritt näher getreten zu sein. Nun lenkte er das Gespräch auf Ulla und auf die eignen Verhältnisse zurück, obgleich sie augenscheinlich bemüht schien, den heiteren, oberflächlichen Konversationston festzuhalten, den sie bisher so erfolgreich angeschlagen hatte.

Sie fand ihn höchst amüsant, diesen jungen Künstler, der mit allen Hunden gehetzt war und Verständnis für alles zeigte; nur von Zeit zu Zeit machte sie sich staunend klar, daß dies ihr eigen Fleisch und Blut sei. Wie er nun aber aufs neue anfing, persönlich zu werden, auf seine kläglichen Verhältnisse zurückkam und auf sein vergebliches, an der Armut scheiterndes Streben, dabei betonend, daß es ihm an den Mitteln fehle, sich ein festes Atelier zu nehmen, die erste Grundlage zur gesicherten Existenz, machte sie eine leichte Bewegung der Ungeduld. Ihren Geldbeutel ziehend, entnahm sie demselben zwei Hundertmarkscheine, welche sie schon in der Voraussicht zu sich gesteckt hatte, daß es sich um einen Erpressungsversuch handeln werde.

„Da! Nimm, und laß uns nicht weiter von dem elenden Gelde sprechen. Das wird wohl fürs erste hinreichen.“

„Für mich, ja!“ entgegnete er, die Scheine kaltblütig zu sich steckend. „Obgleich es höchstens die halbjährliche Miete für ein einigermaßen brauchbares Atelier decken dürfte. Aber für Ulla ist damit noch nichts geschehen, und gerade ihretwegen hauptsächlich habe ich dich um diese Zusammenkunft gebeten. Du wirst wohl einsehen, daß sie nicht länger beim Vater bleiben kann.“

„Aber was in aller Welt verlangst du von mir?“ rief sie aufgebracht. Nun er ungemütlich wurde, schwanden ihre mütterlichen Empfindungen.

„Ich möchte dich bitten, deine Tochter zu dir zu nehmen. Gerade jetzt muß sie in weibliche Hände kommen, und du bist doch schließlich die Nächste dazu.“

„Keineswegs. Das Gesetz hat sie dem Vater zugesprochen.“

„Schlimm genug! Denn das spricht nicht für dich. Doch wenn noch ein Funke von wirklichem Gefühl in dir ist, so mußt du dir sagen, daß du an dem Mädchen viel gut zu machen hast, und daß die Schuld auf dich zurückfällt, wenn es verwahrlost. Du lebst jetzt in glänzenden Verhältnissen — widersprich mir nur nicht, ich bin genau orientiert — und bist sehr gut in der Lage, etwas für Ulla zu thun. Träte sie unter deinem Schutz in die Welt, so hätte sie vielleicht die Möglichkeit, ihre Zukunft durch eine gute Partie zu sichern, während sie bei uns fraglos zu Grunde geht.“

Frau von Zcillaghy war förmlich atemlos über die Zumutung, ein Fräulein Mendels als Tochter in ihre Kreise einzuführen. Sie wußte im Augenblick gar nicht, was sie antworten sollte, und nahm schließlich ihren Ausweg zu Thränen.

„Wie weh du mir thust! Glaube doch nur, daß ich Ulla mit Freuden zu mir nehmen würde, wenn es nach mir allein ginge. Aber ich habe mit so vielen Faktoren zu rechnen, in erster Linie mit Herrn von Zcillaghy, der es niemals dulden würde, daß ich ein ihm fremdes verwahrlostes, schlecht erzogenes Geschöpf seinen eignen Kindern zugesellte. So wie sie jetzt ist, wäre sie doch vermutlich auch gar nicht in der Gesellschaft präsentabel. Nein, mein guter Geerdt, was du da verlangst, ist unmöglich, ganz unmöglich."

„Dann gib ihr die Mittel, die Lücken und Mängel ihrer Erziehung in einer tüchtigen Anstalt zu ergänzen, um einst auf eignen Füßen stehen zu können, wenn du schon nicht mütterlich genug fühlst, um ihr Schutz und Zuflucht bei dir zu gewähren."

„Ja, hältst du mich etwa für so reich, daß ich so ohne weiteres große Summen zur Verfügung hätte? Ich will der Kleinen gern einige getragene und noch gute Sachen von mir schicken, auch hier und da ein kleines Taschengeld, bin aber außer stande, mehr zu thun, und es wäre ganz vergebliche Mühe deinerseits, wolltest du versuchen, mehr aus mir herauszudrücken."

„Und wie stellst du dir Ullas Zukunft vor, wenn du dich weigerst, auch nur das Geringste für sie zu thun?"

„Ich weiß nicht. Das ist eine Sache, die nur den Vater angeht. Wenn etwas Tüchtiges in ihr steckt, wird sie sich schon allein durchbeißen; ist dies nicht der Fall, so würde ich auch nichts Vernünftiges aus ihr gemacht haben, und wenn ich noch so große Geldopfer gebracht hätte."

Er war empört über ihre jetzt zu Tage tretende Gleichgültigkeit. Niemals zuvor hatte er eine so tiefe Nichtachtung für sie empfunden wie in diesem Augenblick. Doch war seine Reise nicht ganz ins Blaue hinein unternommen; er glaubte eine Handhabe zu besitzen, durch die er sie zu einigen Zugeständnissen zwingen konnte, und einen Brief aus seiner Tasche ziehend, hielt er ihr denselben schweigend hin.

Sie wechselte leicht die Farbe, als sie ihre eigne Handschrift erkannte und aus Anrede und Datum ersah, daß sie diese Zeilen einst vor Jahren an ihren ersten Gatten gerichtet haben mußte.

„Was soll das?" fragte sie in hochmütigem Ton. „Warum hast du den Wisch da ausgegraben?"

„Ich fand ihn neulich zufällig, als ich unter Vaters alten Papieren umherstöberte, und ersah daraus, daß du dem Vater in Aussicht stelltest, 10000 Mark als Heiratsgut für Ulla bei einer Bank zu deponieren, falls er in die Scheidung willige. Wo ist das Geld?"

„Die Forderung wurde von deinem Vater im Verlauf des Scheidungsprozesses fallen gelassen, da er andre, ihm persönlich Vorteil bringende Kompensationen vorzog."

„Nichtsdestoweniger ist die Zusicherung von dir schriftlich gemacht worden und bleibt deshalb in Kraft. Ich fordere daher jetzt von dir die Summe in Ullas Interesse."

Frau von Zcillaghy wurde unruhig. Zwar war ihr von ihrem Rechtsanwalt damals versichert worden, daß dieses schriftliche Versprechen gar keinen Wert besitze, weil Herr Mendels sich, zugleich im Namen seiner Kinder, für befriedigt und abge-

funden erklärt hatte, sie selbst auch zu jener Zeit kein eignes Vermögen besaß; doch wer konnte wissen, ob Geerdt sich nicht auch mit einem Juristen in Verbindung gesetzt und irgend einen Hintertreppenweg gefunden hatte, die Forderung aufs neue geltend zu machen. Sie selbst besaß gar keine Rechtskenntnis und bedauerte nun lebhaft, ihren Mann nicht von allem unterrichtet und um seine Begleitung bei dieser Zusammenkunft gebeten zu haben.

„Wir würden es auf einen Prozeß ankommen lassen!“ fuhr Geerdt fort, ihre Unsicherheit bemerkend, obgleich er wußte, daß seine Drohung eine leere bleiben mußte, weil dieser zufällig unter alten Papieren gefundene Brief thatsächlich jedes sicheren Hintergrundes entbehrte, und man außerdem ohne einen Pfennig Geld keinen Prozeß anstrengen konnte. Aber er hoffte, durch Überrumpelung vielleicht das erreichen zu können, was er auf dem Rechtswege niemals erlangt hätte.

„Ich denke doch, daß ihr der Welt nicht das Schauspiel von Kindern geben werdet, die gegen die eigne Mutter einen Erpressungsversuch unternehmen,“ sagte sie, etwas von oben herab, doch mit zitternder Stimme, und stand auf.

„Wir würden nicht davor zurückschrecken, um so weniger, als du der Welt das Schauspiel einer Mutter gegeben hast, die ihre Kinder ohne Skrupel dem Verderben überließ.“

„Die Welt weiß nicht einmal, daß ich Kinder aus einer früheren Ehe besitze!“ rief sie thöricht und unbedacht.

„Um so besser!“ frohlockte er. „So soll sie es jetzt erfahren.“

„Geerdt!“ bat sie. „Sei doch vernünftig. Wo sollte ich denn eine so große Summe, wie du sie verlangst, hernehmen? Ich habe doch gar nichts Eignes.“

„Das war auch damals nicht der Fall, als du den Vorschlag machtest. Folglich stand zu jener Zeit dein jetziger Mann mit seinem Vermögen hinter dir, wie er es jetzt auch thun wird.“

Sie überlegte.

Hier stand ein junger namenloser, pfennigloser Künstler, den niemand kannte, mit einer Forderung, welche wahrscheinlich jeder Begründung entbehrte, und auf der andern Seite sie selbst neben einem Mann, welcher Stellung, Namen, Vermögen und Einfluß besaß. Es ließ sich zehn gegen eins wetten, daß des ersteren Stimme ungehört verhallen würde. Wenn es ihr nur jetzt gelang, sich von ihm los zu machen, ohne irgend ein Versprechen gegeben zu haben.

„Ich will dir einen Vorschlag machen!“ sagte sie endlich. „Laß mich heim fahren und die Sache mit meinem Mann besprechen. Er ist weder unbillig noch geizig, und würde jedes Opfer bringen, wo es sich um meine Ruhe handelt. Vielleicht ist es dir möglich, dich noch zwei Tage hier aufzuhalten.“

„Gewiß, wenn du mir eine friedliche und günstige Lösung der Angelegenheit in Aussicht stellst.“

„Natürlich werde ich alles thun, was in meinen Kräften steht, meinen Mann zu bewegen, die von dir verlangte Summe in meinem Interesse herzugeben, denn es liegt mir doch selbst viel daran, die Zukunft meiner kleinen Ulla sicher zu stellen. Ich habe doch auch ein Herz in der Brust, wennschon mir von Mendelsscher Seite viel Unrecht zugefügt ist. In zwei Tagen übergebe ich dir hier entweder eine auf

Ullas Namen ausgestellte Urkunde, oder habe doch Mittel und Wege gefunden, auf andre Weise einen Abschluß zu stande zu bringen."

„Und wenn du mich hinters Licht führst?"

„Das wirst du doch nicht von mir denken! Und nun genug der bitteren Worte, lieber Sohn. Wir wollen uns nicht wie Feinde gegenüber stehn, sondern in Freundschaft und Übereinstimmung trennen. Habe nur Vertrauen zu mir."

„Das habe ich zu keinem Menschen."

„Nun, dann glaube, daß es meinem eignen Interesse und Wunsch entspricht, möglichst schnell Klarheit in die Situation zu bringen."

Sie reichte ihm die Hand zum Kuß und machte Miene, ihn zu umarmen; eine Absicht, welche indes an seiner straffen ablehnenden Haltung scheiterte. Doch gab er ihr höflich den Arm und geleitete sie die Treppe hinab bis zu dem Wagen, welcher unten gewartet hatte, um sie zur Bahnstation zurück zu führen.

V.

Zu Hause angelangt, begab sie sich zuerst in das Kinderzimmer, um ihre beiden kleinen Mädchen leidenschaftlich in die Arme zu schließen. Es waren hübsche, wohlgekleidete Kinder, die immer wußten, wie sie sich zu benehmen hatten, so recht nach dem Herzen einer eitlen Mutter geartet: ihre Ungezogenheiten für Erzieherin und Dienstboten aufhebend, artig und gesittet im Salon und vor den Augen der Eltern.

Nein, sie hätte es niemals über sich vermocht, diesen zärtlich geliebten Kleinen ein Mädchen zuzugesellen, das schlecht erzogen und vielleicht schon in der Atmosphäre, aus der es kam, völlig verdorben war, selbst wenn ihr Mann seine Zustimmung gegeben haben würde; sie kannte ihre Mutterpflichten.

Herr von Zcillaghy war recht ungehalten, als seine Frau ihm reinen Wein über den von ihr unternommenen Ausflug einschenkte, den sie ihm vorher in dem Licht einer Vergnügungspartie dargestellt hatte. Er machte ihr klar, daß sie sehr unrecht gethan habe, sich überhaupt in irgend eine Berührung mit jener Bettelsippe einzulassen, welche sie absolut nichts mehr angehe, und lachte laut auf, als sie mit Geerdts Forderungen heraus kam.

Keinen Pfennig der Bagage! Ganz zu schweigen vom dem Verlangen dieses Herrn Mendels, seine Schwester in ein vornehmes Haus zu schmuggeln. Da hatte sie sich gut einschüchtern lassen! Der Wisch, den jener produzierte, war keinen Nickel wert, da der alte Mendels sich seiner Zeit im Namen seiner Kinder vor Gericht für befriedigt erklärt hatte. Es war eben nichts weiter als ein ungeschickt in Scene gesetzter Erpressungsversuch.

„Aber wenn der Junge nun versucht, uns hier Scenen zu machen und die Sache an die große Glocke zu hängen?" wandte sie ängstlich ein.

„So mag er's thun. Schweigende Nichtachtung von unsrer Seite ist dann die Antwort. Leute in unsrer Stellung werden doch noch mit einem jungen bedeutungslosen Menschen seiner Sphäre fertig werden."

„Du meinst also, ich solle ihm keinerlei Nachricht zukommen lassen? Er wartet doch darauf.“

„Laß ihn immerhin warten, bis er schwarz wird. Endlich wird er die Sache doch satt bekommen und heimfahren.“

„Das wird er nicht thun. Ich fürchte, er kommt zu mir.“

„Dann nimmt man ihn nicht an.“

„Sollten wir nicht doch vielleicht versuchen, ihn mit einer kleinen Summe zufrieden zu stellen? Um des Mädchens willen; — ich möchte nicht, daß es zu Grunde ginge.“

„Hast du eignes Vermögen? Wenn ja, dann geniere dich nicht.“

Sie zuckte unter diesem Stich zusammen und schwieg. Dennoch schlug ihr das Gewissen, und es war ihr nicht ganz geheuer zu Mut. Obgleich sie Geerdts Forderung geradezu abgeschmackt und ungeheuerlich fand, hätte sie sich gern mit dem Opfer einer kleinen Summe Ruhe vor sich selbst erkauft, denn sie war keine ganz schlechte Frau, nur schwach und leichtfertig und von selbstsüchtiger Bequemlichkeit; aber ihr Mann war in diesem Punkt unerbittlich und warf ihr ohnehin bei jeder Gelegenheit vor, daß sie nichts in die Ehe hineingebracht habe und zu viel für sich verbrauche.

„Du solltest mir gerade jetzt nicht mit solchen Unannehmlichkeiten kommen, wo ich wieder so sehr an Nervenschmerzen und sonstigen Beschwerden leide,“ schloß er in zänkischem Ton die Unterredung.

Sie ging mit sich zu Rat. Einiges hatte sie allmählich von ihrem Toilettengelde zurückgelegt, um sich gelegentlich ohne seine Beihilfe einmal eine neue Courschleppe oder einen Schmuckgegenstand anschaffen zu können. Es wurde ihr schwer, sich von diesem Gelde zu trennen, aber sie hätte es jetzt doch am liebsten hingegeben, konnte nur zu keinem rechten Entschluß gelangen und verlebte die nächsten drei Tage in steter Unruhe und Erwartung, halb von Gewissensbissen gequält, halb von Erbitterung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals, das ihr diesen ärgerlichen Zwischenfall nicht erspart hatte. Immer wenn sie ausging oder in ihren Wagen stieg, glaubte sie Geerdt um die nächste Straßenecke biegen zu sehen. Klang die Glocke der Hausthür, so schrak sie zusammen und gab die Parole aus, daß sie für niemand, wer es auch sein mochte, zu Hause sei.

Die beiden ersten Tage vergingen ohne Zwischenfall. Am Abend des dritten Tages meldete man ihr, ein junger Mann sei dagewesen, habe sie zu sprechen gewünscht und seine Karte da gelassen, als man ihm den Bescheid gegeben, die gnädige Frau sei nicht zu Hause.

Am nächstfolgenden Morgen wiederholte sich dieser Besuch. Sie hörte Geerdts Stimme in gereiztem Ton auf dem Vorplatz, hörte wie der Diener ihn abwies und halb mit Gewalt hinausdrängte, die Thür hinter ihm zuschlagend. Sie wagte nicht, das Haus zu verlassen, ja sie hätte sich gern in ihr Zimmer eingeschlossen, wenn sie nicht genötigt gewesen wäre, nachmittags einer Einladung der Excellenz von Eisenroth zum Fünfuhrthee Folge zu leisten.

Heimlich zur Hinterthür hinausschleichend, nahm sie ihren Weg durch kleine Seitengäßchen, furchtsam über die Schulter zurückblickend, ob ihr auch niemand folge, und atmete erst erleichtert auf, als sie die Villa der Frau Hofmarschallin erreichte.

Es hatte sich hier ein kleiner Kreis von Menschen versammelt, welche sämtlich mit dem Hof in Verbindung standen, der sich nur aus Anlaß einer bevorstehenden Vermählungsfeier noch in der heißen Residenz aufhielt.

Frau von Zcillaghy gehörte durch ihres Mannes Stellung zu ihnen, und wennschon man sich oft hinter ihrem Rücken über sie lustig machte und über die Thorheiten lachte, die sie von Zeit zu Zeit beging, empfing man sie doch überall mit der größten Zuvorkommenheit. Die Dame des Hauses zog sie sofort liebenswürdig an ihre Seite nieder.

„Wir führten gerade, als Sie eintraten ein Gespräch, das für uns alte Frauen und Mütter eigentlich nicht recht mehr paßt!“ lachte sie. „Wir waren nämlich auf das Thema Liebe geraten, und Frau von Brandis hier stellte die ketzerische Behauptung auf, es gäbe überhaupt keine reine selbstlose Neigung, und vor allem keine, die von ewiger Dauer sei.“

„Jawohl!“ rief die eben Erwähnte. „Und ich halte das im vollen Umfang aufrecht. Ich selbst glaube recht glücklich verheiratet zu sein, wenigstens was man so ‚glücklich‘ nennt, aber es ist doch wohl mehr Gewohnheit, ein gegenseitiges sich ineinander Einschachteln aus Bequemlichkeit und freundschaftliche Achtung, die uns zusammen hält. Und es gibt Frauen, die sich dreimal verheiraten und jedesmal behaupten, glücklich zu sein. Was man so im allgemeinen mit dem Wort ‚Liebe‘ bezeichnet, ist daher nichts als ein Gemisch von sinnlicher Aufwallung und Eitelkeit, mit einer guten Dosis Egoismus versetzt.“

Man fiel von allen Seiten über die kecke Sprecherin her. Die wahre Liebe sei ein rein geistiges Band und dürfe nur von ästhetischem Standpunkt aus beleuchtet werden. Das sei überhaupt keine echte Neigung, die nicht ein Menschenalter überdauern könne, und in jeder Frau liege von Hause aus die Beanlagung zur idealen selbstlosen Hingabe. Der Wunsch sich aufzuopfern, ein Ideal anzubeten, treibe die meisten Frauen in die Ehe hinein, und an den Männern liege es, wenn jenes vorzeitig zertrümmert werde.

„Ich kann wohl mit vollem Recht sagen, daß dies bei mir noch nicht der Fall gewesen ist,“ sagte Frau von Zcillaghy. „Mein Mann ist meine erste und einzige Liebe geblieben, und wenn ich mir etwas wünschen dürfte, so wäre es, mit ihm an einem Tage sterben zu dürfen. Der Gedanke, ihn zu überleben, wäre mir furchtbar.“

„Da hören Sie's, liebste Frau von Brandis!“ triumphierte die Hofmarschallin. „Das ist das, was wir unter einer wahren Neigung verstehn.“

„Nicht wahr, Excellenz?“ schwärmte eine andre, zierlich in ihrer Theetasse rührend. „Es ist mir immer unbegreiflich gewesen, wenn manche Frauen sich von andern Herren den Hof machen ließen; denn, mag man sagen, was man will . . .“

„Die Eitelkeit bleibt doch immer der treibendste Faktor im Leben der Frauen!“ fiel die Ketzerin lachend ein. „Ich bin weit entfernt, die Möglichkeit einer großen, echten Leidenschaft ableugnen zu wollen; nur bestreite ich, daß der eigne Mann immer der Gegenstand derselben ist. Übrigens ist das ganz Temperamentssache, und wer überhaupt dazu neigt, kann mit derselben Aufrichtigkeit und demselben Feuer zwei- auch dreimal eine echte Leidenschaft empfinden. Nur soll man mir nicht sagen, daß diese Empfindungen ganz frei von Egoismus sind.“

„Sie werden mir jedoch zugeben, daß es eine Art von Liebe gibt, die durchaus rein und selbstlos ist,“ ließ sich Frau von Zcillaghy, die inzwischen kleine Kuchen geknabbert hatte, wiederum sanft vernehmen. „Ich meine die Mutterliebe, die immer nur gibt und duldet.“

„Es gibt nichts Egoistischeres!“ rief Frau von Brandis. „Denn in den Kindern vergöttert man sein eigen Fleisch und Blut, und was man an Liebe gibt, meine ich, verlangt man mit Zinsen zurück.“

„Das können eben nur Sie sagen, da Sie keine Kinder haben. Wir Mütter, die wir oft mit Sorgen und Schmerzen über unsre Kleinen wachen, wissen, welch unerschöpflicher Quell von Opferfreudigkeit in uns lebt. Ja gewiß, es ist unser Fleisch und Blut, ein Stück von unserm eignen Leben; aber wir wissen genau, daß es sich einst von uns loslösen, sein eignes Leben leben wird, und doch lassen wir nicht nach in sorgender Zärtlichkeit.“

Frau von Zcillaghys Nerven waren durch die vorausgegangenen Aufregungen so überreizt, daß ihre Stimme hier zu zittern begann, und die Excellenz, der jedes Pathos zuwider war, beeilte sich, das Gespräch in andre Bahnen zu lenken, zur großen Erleichterung der anwesenden Herren, denen es bereits schwer wurde, ihre Heiterkeit in wohlerzogenen Grenzen zu halten.

Sie kannten die Welt und die Frauen aus dem Grunde, und es mußte für sie etwas sehr Komisches haben, diesen Damen zuzuhören, die graziös ihren Thee tranken und wie sentimentale Pensionsmädchen von der Liebe sprachen, trotzdem sie die Vierzig fast sämtlich überschritten und so manchen Sturm erlebt hatten, den nur die Beteiligten selbst glaubten so geheim gehalten zu haben, daß die Gesellschaft nichts davon erfahren konnte.

„Jetzt hören wir wieder einmal, was wir an unsern Damen haben,“ bemerkte der Hausherr mit sarkastischem Lächeln. „Jedenfalls sind wir überzeugt worden, daß die Schuld an uns allein liegt, wenn die Ehen in unsern Kreisen nicht so gehn, wie sie sollen.“

„Ach du!“ Die Gattin strich ihrem Mann leise mit der feinen Hand über den Arm. Ihr war es wirklich Ernst mit allem, was sie gesagt hatte. Für sie war er, nächst den fürstlichen Herrschaften selbstverständlich, das Höchste in der Welt, und mit nie endender Nachsicht sah sie über seine gelegentlichen kleinen Schwächen für jüngere Hofdamen hinweg.

In diesem Augenblick trat ein Lakai ins Zimmer und überreichte Frau von Zcillaghy eine Karte.

„Der junge Herr läßt die gnädige Frau um einen Augenblick Gehör bitten.“

Alle Augen richteten sich erstaunt auf sie, die trotz großer Selbstbeherrschung die Farbe wechselte.

„Sagen Sie, es — es thäte mir leid, aber ich wäre hier nicht zu sprechen.“

„Ich bitte, sich nicht zu genieren, gnädigste Frau,“ sagte der Hausherr. „Wenn es vielleicht etwas Dringliches ist; — mein Arbeitszimmer steht zu Ihrer Disposition.“

„Danke verbindlichst, aber ich habe durchaus nicht den Wunsch, einen fremden Menschen, der sich, aus Gott mag wissen, welchen Gründen an mich drängt, zu empfangen.“

Der Lakai ging hinaus, kam jedoch nach fünf Minuten wieder.

„Bitte um Entschuldigung, gnädige Frau, aber der junge Mensch behauptet, gnädige Frau durchaus sprechen zu müssen. Er will im Vorzimmer warten. — Ich weiß nicht — —“ Ein fragender Blick flog zu seinem Herrn hin.

Frau von Zcillaghy wurde jetzt dunkelrot, und der Zorn riß sie zur Unbedachtsamkeit fort.

„Das nenne ich doch eine Zudringlichkeit!“ rief sie. „Ich bin durchaus nicht gesonnen, mich zwingen zu lassen. Weisen Sie dem Menschen unter allen Umständen die Thür!“

„Erlauben Sie mir, gnädige Frau,“ legte sich der Hofmarschall ins Mittel, der ihre Verlegenheit sah und nun neugierig wurde. „Vielleicht hat der Mann doch ein Anliegen, das keinen Aufschub duldet. Wenn Sie mir gestatten wollen zu vermitteln.“ — Er nahm die Karte aus ihren Händen. — „Geerdt Mendels? — Der Name ist Ihnen nicht bekannt?“

„Nein. Ich will nichts mit Fremden zu thun haben. Bitte bemühen Sie sich ja nicht, Excellenz. Lassen Sie ihn einfach durch den Diener fortschicken.“

Sie versuchte es, ihn festzuhalten, und zwang ein Lächeln auf ihre Lippen, doch er machte sich mit einer gleitenden, geschickten Bewegung von ihr los und meinte höflich: „In Ihrem Interesse, gnädigste Frau, möchte ich, daß alles in Ruhe und Frieden abginge. Ich finde es vollständig gerechtfertigt, daß Sie nicht den ersten besten Fremden, der sich an Sie herandrängt, empfangen wollen, hätte Ihnen sogar selbst davon abgeraten; doch bin ich vielleicht in der Lage, Ihnen durch persönliches Eingreifen weitere Unannehmlichkeiten zu ersparen.“

Er ging durch die Vorzimmer hinaus, indem er sich versicherte, daß er loses Geld bei sich habe, um einer etwaigen Bettelei, auf die er sich gefaßt machte, gerecht zu werden. Doch zu seinem Erstaunen fand er draußen einen gut gekleideten, höchst anständig aussehenden jungen Mann, der ihm artig entgegenkam. Indessen ließ er sich nicht leicht durch den ersten Eindruck bestechen, in einer Zeit, in welcher die ärgsten Schwindler und Hochstapler am gewandtesten die Formen der guten Gesellschaft zu beherrschen verstehen, und dem Diener einen Wink gebend, sich zurückzuziehn, fragte er kurz und streng: „Sie wünschen?“

„Habe ich die Ehre mit Excellenz von Eisenroth zu sprechen?“ kam die Gegenfrage.

Der Hofmarschall nickte ungeduldig.

„Gestatten Excellenz, mich vorzustellen. Mein Name ist Mendels. Ich bitte um Vergebung, daß ich mir die Freiheit nahm, hier einzudringen, aber es blieb mir keine andre Wahl, wollte ich meine Mutter zwingen, mir für einen Augenblick Gehör zu geben.“

Geerdt zitterte vor Wut am ganzen Leibe. Er wußte, daß er von dieser Mutter nichts mehr zu erwarten hatte, aber er war entschlossen, sich wenigstens zu rächen und ihrer Eitelkeit den empfindlichsten Schlag zu versetzen.

„Entschuldigen Sie!“ unterbrach ihn der Hofmarschall. „Von wem reden Sie? So viel ich weiß, ließen Sie sich bei Frau von Zcillaghy melden, einer Dame, welcher Sie vollständig fremd sind, und die daher nicht gesonnen ist, sich von Ihnen sprechen zu lassen.“

„Excellenz, Frau von Zcillaghy ist meine Mutter. Sie war in erster Ehe mit Gustav Mendels, meinem Vater, verheiratet."

„Das machen Sie einem andern weis!" brauste Herr von Eisenroth auf. „Mit diesen Schwindeleien sind Sie an die unrechte Thür gekommen. Ich habe es eben von den Lippen der in Rede stehenden Dame selbst gehört, daß Ihr Name ihr vollständig fremd ist. Wenn Sie glauben, durch erlogene Geschichten bei vornehmen, geachteten Familien mit Erfolg Erpressungsversuche in Scene zu setzen, so täuschen Sie sich und dürften die Residenz per Schub schneller verlassen als Ihnen lieb ist."

„Ich spreche die Wahrheit, Excellenz."

„Und die Worte der Dame strafen Sie Lügen! Sie werden begreifen, daß dieselben bei mir schwerer ins Gewicht fallen als Ihre unverschämte Behauptung. Wir wollen nicht viel unnütze Redensarten über diese Geschmacklosigkeit verlieren. Hier haben Sie ein paar Mark, und nun machen Sie, daß Sie hinaus kommen."

Geerdt war kreidebleich geworden, rührte sich aber nicht.

„Excellenz beleidigen mich. Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen Veranlassung gegeben hätte, mich für einen Bettler und Schwindler zu halten. Ich will nur mein Recht, und als solches betrachte ich es, mit meiner Mutter eine endgültige Aussprache zu haben, der sie sich bis jetzt zu entziehen gewußt hat."

„Herr! Nun wird's mir aber zu toll. Ich habe Sie aufgefordert, freiwillig und friedlich das Haus zu verlassen und mich nicht länger mit Ihren unglaubwürdigen Geschichten zu belästigen. Da Sie hierzu keine Lust bezeigen, sollen meine Leute Ihnen den Weg zeigen!"

Der Hofmarschall machte ein paar Schritte und hob die Hand, um auf den Knopf der elektrischen Glocke zu drücken, doch der andre vertrat ihm den Weg, und sein Taschenbuch ziehend, entnahm er demselben eine Photographie in Visitenkartenformat, welche er jenem entgegenhielt.

„Excellenz kennen das Bild vielleicht?!"

Der Hofmarschall stutzte.

„Allerdings, das ist Frau von Zcillaghy."

„Und auch die Handschrift!"

Herr von Eisenroth erkannte die Schriftzüge auf den ersten Blick, hatte er sie doch während der letzten zwölf Jahre oft genug zu Gesicht bekommen. Er traute seinen Augen nicht, holte den Kneifer hervor und las, so langsam, als müsse er daran buchstabieren, die quer in die Ecke gesetzte Widmung: „Ihrem lieben Sohn Geerdt Mendels von seiner treuen Mutter."

„Excellenz werden sich jetzt vielleicht überzeugen, daß ich kein Schwindler bin und gewisse Rechte an Frau von Zcillaghy geltend machen kann," sagte Geerdt nach längerer Pause mit hohnvoller Stimme.

„Hm ja — freilich. Ich kenne das Bild und kenne die Handschrift." — Herr von Eisenroth war in wirklicher Verlegenheit. Er sagte sich, daß eine Fälschung hier wohl ausgeschlossen sei. Die Sicherheit, mit welcher der junge Mann auftrat, im Verein mit der Unsicherheit, die im Benehmen der Frau gelegen hatte, sprachen dafür, daß die Ansprüche jenes der Begründung nicht entbehrten. Doch der Corpsgeist seiner Kaste ließ ihn unwillkürlich sofort Stellung zu der Sache und Partei gegen

den Eindringling nehmen, welcher einer ganz andern gesellschaftlichen Sphäre angehörte. Nebenbei empfand er indessen eine innige Freude an dieser pikanten Neuigkeit, die für lange Zeit Stoff zu amüsanten Unterhaltungen auf Kosten des Zcillaghyschen Ehepaars in Aussicht stellte, und brennende Neugier, die näheren Umstände in Erfahrung zu bringen.

„Mir waren die früheren Beziehungen der Dame unbekannt,“ fuhr er nach einigem Besinnen fort. „Entschuldigen Sie mich daher, wenn ich Ihnen heftig und ungerecht begegnete. In der That, ich hätte nicht gedacht, daß Frau von Zcillaghy einen Sohn in Ihrem Alter haben könne. Sie muß sehr jung geheiratet haben und sehr früh Witwe geworden sein.“

„Als neunzehnjähriges Mädchen heiratete sie vor dreißig Jahren meinen Vater; doch ließ sie ihm nicht die Zeit, sie zur Witwe zu machen, sondern lief ihm und ihren Kindern davon, um sich aus armseligen Verhältnissen hinauszuretten, als sie noch jung und hübsch genug war, andern Männern zu gefallen. Bei der Scheidung wurden wir drei Kinder freilich dem Vater zugesprochen; doch ich frage Sie selbst, Excellenz, enthebt das eine Mutter, die das Herz auf dem rechten Fleck hat, der moralischen Verpflichtung gegen dieselben? Ich kam hierher, um Frau von Zcillaghy zu bitten, sich ihrer Tochter, meiner Schwester, anzunehmen, die, ein eben erwachsenes Mädchen, in den heimischen Verhältnissen zu Grunde geht, wenn sich ihr nicht eine andre Zufluchtsstätte eröffnet. Ich appellierte an ihr mütterliches Herz, bat sie, der Tochter mindestens die Mittel zur Ausbildung ihrer Fähigkeiten zu gewähren, da das Kind ganz mittellos dasteht. Zuerst hat sie mich mit halben Versprechungen und schönen Worten hingehalten, um mich zuletzt abzuschütteln wie einen lästigen Bettler. Wenn Excellenz das gutheißen können, ...“ — Geerdt machte eine Bewegung mit Schultern und Händen, welche deutlich hinzuzusetzen schien: — „so verlangt es mich nicht weiter danach, mit einer solchen Gesellschaft in Berührung zu kommen.“

Herr von Eisenroth hätte sich beinah hinreißen lassen, dem Lachanfall Folge zu leisten, der ihn unwiderstehlich überkam, ermannte sich aber zu würdevollem Ernst und fragte: „Nun sagen Sie mir in aller Welt, mein bester Herr, wenn die Sachen so stehn, wie Sie sie schildern, was gedachten Sie dann noch mit diesem Überfall zu erreichen, den Sie hier in meinem Hause in Scene setzten? Sie können unmöglich annehmen, dadurch das Herz Ihrer Frau Mutter zu gewinnen.“

„Excellenz haben unrecht, von einem Herzen zu sprechen, wo überhaupt keines vorhanden ist. Ich bekenne, daß ich nicht zu den edeln, guten Menschen gehöre, die einen Schlag ins Gesicht nach dem biblischen Gebot ruhig hinnehmen. Mich freut's, wenn ich mich rächen kann. Das erleichtert. Und diese Aussprache, welche Excellenz mir gewähren, ist mir eine Genugthuung, denn ich weiß, daß Frau von Zcillaghy in diesem Augenblick auf Kohlen sitzt und darunter leidet, ihre Vergangenheit preisgegeben zu wissen, wie sie aus der Dauer unsrer Unterredung schließen wird. Ich habe nun hier nichts weiter zu suchen und bitte um die Erlaubnis, mich verabschieden zu dürfen.“

Geerdts ganze Art und Weise war jetzt so durchaus die eines gut erzogenen Mannes, daß der Hofmarschall sich gleichfalls bewogen fühlte, einen höflicheren Ton anzuschlagen.

„Kann ich irgend etwas für Sie thun? Brauchen Sie vielleicht im Augenblick eine Unterstützung? Ich setze voraus, daß Ihnen jetzt nichts mehr daran liegt, eine Zusammenkunft mit Ihrer Frau Mutter zu erzwingen.“

„Allerdings verzichte ich darauf, Excellenz, und ebenso danke ich verbindlichst für die angebotene Unterstützung. Ich für meine Person bin ganz gut in der Lage, meinen Weg allein zu machen. Es war mir nur um meine kleine Schwester zu thun.“

Die beiden Männer verbeugten sich, und Geerdt verließ die Villa, um sich direkt nach dem Bahnhof zu begeben, während Herr von Eisenroth in den Salon seiner Frau zurückkehrte, wo er Frau von Zcillaghy in einem Zustand nervöser Aufregung vorfand, der den Anwesenden aus so geringem Anlaß unbegreiflich schien.

„Beruhigen Sie sich, Gnädigste!“ flüsterte der Hofmarschall ihr zu. „Der junge Mann hat das Haus verlassen und wird Sie nicht weiter belästigen, dafür ist gesorgt.“

„Wie liebenswürdig Sie sind!“ gab sie zurück. „Es ist recht närrisch von mir, mich durch solch unbedeutende Vorfälle so aus der Fassung bringen zu lassen, aber meine Nerven spielen mir bei jeder Gelegenheit einen Streich.“

Sie beobachtete ihn unruhig, hätte gar zu gern gewußt, in wie weit Geerdt ihm Mitteilungen gemacht hatte, doch ihre Forschungen scheiterten an seinem glatten, undurchdringlich liebenswürdigen Höflingsgesicht. Indessen sollten die nächsten Tage sie nicht in Unkenntnis darüber lassen, denn Herr von Eisenroth konnte nicht umhin, jedem, der ihm begegnete, lachend und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit den Vorfall zu erzählen, und bald flüsterte und lachte man in der ganzen Residenz darüber.

Herr von Zcillaghy hatte infolgedessen einen stürmischen Auftritt mit seiner Frau. Sie beschuldigten und schalten sich gegenseitig, und die Dame fand es schließlich am geratensten, eine längere Badereise anzutreten, ja selbst den Vermählungsfeierlichkeiten fern zu bleiben, um erst im Herbst wieder zu erscheinen, wenn ein wenig Gras über die Geschichte gewachsen sein würde.

VI.

Geerdt legte den Heimweg in verbissener, weltfeindlicher Stimmung zurück. Er hatte auch für sich selbst große Hoffnungen auf diese Reise gesetzt. Nun lagen diese zertrümmert da.

Er mochte nicht arbeiten, nur um zu leben. Ja, wenn er die Kunst hätte als Kavalier ohne materielle Sorgen betreiben können, dann wäre sie ihm eine höchst willkommene Beschäftigung gewesen, aber zeichnen und pinseln und hinter Aufträgen herlaufen, nur um das tägliche Brot zu haben, das erbitterte ihn, das machte ihm den selbstgewählten Beruf verhaßt, von dem er sich einst goldne Berge versprochen hatte.

Warum plagte er sich auch noch? Der Alte lebte ja schon seit Jahr und Tag aus andrer Leute Taschen oder von dem, was der Zufall ihm beim Spiel zuwarf, und lebte zuweilen gar nicht schlecht. Da konnte er auch schließlich noch als Tagedieb zu Hause sitzen und warten, bis einmal irgendwie eine glückliche Wendung

eintrat. Noch gehörten ihnen ja das Dach über dem Kopf und die paar alten wackeligen Möbel. Mochte es gehn, so lange es ging. Kam dann endlich der endgültige Zusammenbruch, so war es noch immer Zeit, sich nach Arbeit umzuthun und den mühseligen Weg nach Künstlerruhm und Anerkennung wieder aufzunehmen.

Noch hatte er von den zweihundert Mark, welche die Mutter ihm als Bettelgabe zugeworfen, hundert in der Tasche. Richtiger wäre es gewesen, sie ihr vor die Füße zu werfen, und nichts von ihr zu nehmen; aber in seiner Lage ließ man sich bares Geld nicht gern entschlüpfen, wenn man es einmal in der Hand hielt. Er fühlte die Herabgekommenheit, die darin lag, und lachte ingrimmig auf. Wie die Armut demoralisierte! Ja, ja, die Reichen, die hatten es leicht, anständig zu denken und zu handeln. —

Während er aber den weiten Weg von der Bahn nach der entlegenen Vorstadt, in der die Seinen wohnten, zu Fuß machte, und je näher er dem Hause kam, um so mehr wandten seine Gedanken sich von dem eignen Schicksal ab und der kleinen Schwester zu.

Wie enttäuscht sie sein würde! Er wußte ja, daß sie sich mit der ganzen leidenschaftlichen Illusionsfähigkeit der Jugend der bestimmten Erwartung hingab, daß mit dieser Reise des Bruders ein Umschwung der Verhältnisse für sie eintreten werde. Und da stand sie auch schon an der Pforte und schaute die Straße entlang, als er um die Ecke bog, und wartete auf ihn.

In der That hatte sie während der letzten drei Tage kaum etwas andres gethan, und ihre Phantasie war dabei mit ihr durchgegangen. In Gedanken hatte sie bereits alle die armseligen Fähnchen, welche ihre Garderobe ausmachten, zu den Lumpen geworfen, war in ein neues Kostüm gekleidet, welches letzthin in der Stadt in einem Ladenfenster stand und ihre Begehrlichkeit geweckt hatte, und hielt in demselben ihren Einzug in das große elegante Haus, wo sie mit offenen Armen von der schönen Mutter empfangen wurde.

Als sie Geerdt von weitem erblickte, lief sie ihm, das Taschentuch lustig schwenkend, entgegen und fiel ihm um den Hals, ohne auf sein Gesicht zu achten, dessen Ausdruck ihr nichts Gutes verkündet hätte.

„Nun, was bringst du? Eine Ewigkeit bist du ja fortgeblieben. Ich dachte schon, du würdest ganz dort bleiben. Erzähle doch! Soll ich jetzt gleich zur Mutter kommen? Wirst du mich hinbringen? War sie gut zu dir? Aber natürlich! Es ist ja albern, so etwas noch zu fragen. Sie muß sich ja gefreut haben, nach so langer Zeit einmal wieder etwas von ihren Kindern zu hören und zu sehen!"

Und als er stumm blieb und sich nur ein wenig unwirsch von ihr los zu machen strebte, schüttelte sie ihn ungeduldig und rief lachend: „Steh doch nicht da wie eine Salzsäule! Du siehst ja, daß ich vor Spannung vergehe. Sage wenigstens, ob mich die Mutter erwartet, und wann ich abreisen soll!"

Ihm that das Herz weh angesichts ihrer unbefangenen Freudigkeit, und um sich selbst aus dieser ihm ärgerlichen Rührstimmung herauszureißen, rief er barsch: „Alle deine Illusionen stecke nur ruhig in die Tasche. Für die Mutter sind wir elendes Bettlergesindel, mit dem sie sich nicht die feinen Hände beschmutzen mag. Wie einen Hund hat sie mich von ihrer Thür gewiesen. Aber ich habe es ihr ein-

getränkt, das habe ich! Sie wird sich jetzt mit Bedauern meiner erinnern. Was ich habe hinunterschlucken müssen! Pfui! Es ekelt mich, wenn ich daran denke!"

Er spuckte aus.

Ulla sah ihn ganz verständnislos an.

„Sie hat dich von ihrer Thür gewiesen? — Und von mir? — Hat sie denn nicht von mir gesprochen? Wollte sie nichts von mir wissen?"

„Von dir? Ja, mein gutes Kind, sie würde ebenso gern oder so ungern das erste beste Straßenmädchen in ihr Haus nehmen wie dich. Sie schämt sich der Kinder ihrer ersten Ehe. Nicht einen roten Heller ist sie gesonnen an dich zu wenden. Als sie damals davonlief, hat sie endgültig mit der Vergangenheit und allem, was mit derselben zusammenhing, gebrochen."

Das strahlende Licht in den Augen des Mädchens erlosch. Mit gesenktem Kopf schritt sie langsam neben dem Bruder her dem Hause zu.

„Nicht einmal für deine Ausbildung konnte sie von ihrem Überfluß soviel hergeben, wie sie es wahrscheinlich zu Wohlthätigkeitszwecken oft genug thut, wenn es öffentlich und vor den Augen der fürstlichen Herrschaften geschehen kann," fuhr er schonungslos fort, froh, sich allen Groll und alle Erbitterung von der Seele sprechen zu können. „Ja wenn sie hätte Staat mit uns machen können! Wenn wir, statt Mendels zu heißen, einen berühmten Namen trügen oder irgend etwas in der Welt bedeuteten, da würde es ihr vielleicht der Mühe gelohnt haben, sich zu uns zu bekennen, aber so — —. Namenlose Bagage! Fort damit! Weißt du, was sie aus ihrem mütterlichen Herzen heraus gesagt hat? — Aber ich will's dir lieber nicht erzählen. Wozu soll ich dir noch wehe thun!"

„Sag's nur!" unterbrach sie ihn. „Ich bin nicht aus so weichem Stoff geknetet."

Er hatte es wirklich nicht wiederholen wollen, glaubte aber ihren Worten nach, sie nähme es nicht so schwer, und brachte es darum nun doch heraus: „Sie meinte, wenn etwas Tüchtiges in dir steckte, würdest du dich schon allein durchbeißen; wäre dies nicht der Fall, so würde sie auch nichts Vernünftiges aus dir machen können, und wenn sie noch so viel Geldopfer brächte. Recht mütterlich liebevoll gedacht! Was?"

Es that doch weher, als sie gedacht hatte. Einen Augenblick noch ging sie still mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Händen neben ihm her, dann stieß sie einen kleinen unartikulierten Laut aus, der ebensowohl Zorn als Schmerz bedeuten konnte, und lief plötzlich von ihm fort, so schnell sie vermochte, allein dem Hause zu, um ihn nicht sehen zu lassen, daß ihr die brennenden Thränen in die Augen schossen. Sie dachte genau so wie jeder bramarbasierende halbwüchsige Junge, daß es eine Schande sei zu weinen ‚wie ein altes Weib', und hätte daher nicht um die Welt einen Zeugen dabei haben mögen, wie sie in der Einsamkeit ihres elenden Stübchens sich jetzt einem fassungslosen Ausbruch kindischen Jammers hingab.

Daß die Mutter sie im Stich lassen könne, die eigne Mutter, — nicht im entferntesten war ihr vorher der Gedanke gekommen. Der plötzliche Rückschlag von sicherer Hoffnungsfreudigkeit zu gänzlicher Enttäuschung betäubte sie förmlich. Es war der erste wirkliche Schlag, den dieses arme Seelchen empfing! Gott, wie sie

weinte! Heftig, haltlos, wie eben nur ein sehr junger Mensch zu weinen vermag. Sie meinte, nie wieder über dieses trostlose Gefühl des Verlassenseins hinweg kommen zu können. Aber eine halbe Stunde darauf, während ihre Brust sich noch krampfhaft hob und senkte, richtete sich der kleine energische Körper doch wieder straff empor, und ein entschlossener Zug grub sich über die Nasenwurzel in die Stirn.

O, sie wollte ihr schon zeigen, dieser Frau, daß etwas Tüchtiges in ihr stecke, und daß sie im stande sei, sich allein durchzubeißen! Sie wollte nicht ruhen, bis sie sich in der Welt einen Namen gemacht haben würde, den alle Leute mit Achtung und Bewunderung nannten; und wenn sie dann eine Berühmtheit geworden war, um deren Freundschaft Fürsten sich bemühten, würde sie im vierspännigen Wagen an der Mutter vorüberfahren und den Kopf zur Seite wenden, als kenne sie sie nicht. Das sollte ihre Rache sein.

Nun, das waren so gestaltlose Phantastereien eines Kindskopfes, noch ohne Richtung und Ziel, aber aus ihnen erwuchs doch der heiße Wunsch, der sich allmählich zum energischen Willen stählte, etwas zu thun, einen bestimmten Weg einzuschlagen.

Es schien sich ihr vorläufig kein andrer zu öffnen, als der, welcher sie zur Künstlerlaufbahn hinführte. Haidenreichs Vorschlag, sie in die Schule zu nehmen, der von ihr zuerst mit so viel Enthusiasmus aufgenommen worden, dann aber nach und nach in Vergessenheit geraten war, kam nun wieder an die Oberfläche und wurde ernsthaft in Erwägung gezogen. Geerdt hatte ihr so lange eingeredet, daß es Haidenreich gar nicht ernst damit gewesen sei, daß sie es schließlich selbst geglaubt hatte; in diesem Augenblick klammerte sie sich jedoch daran fest wie an einen rettenden Notanker. Freilich wußte sie, daß der Maler jetzt im Hochsommer verreist sei, wollte sich aber doch über den Zeitpunkt seiner Rückkehr vergewissern, um dann sofort die offen gebliebene Frage ins Reine zu bringen.

Die Stimmung im Mendelsschen Haushalt war an diesem Tage weniger behaglich noch als sonst.

Geerdt lag nach dem Mittagessen lang ausgestreckt auf dem wackligen Sofa im Wohnzimmer, starrte mißlaunig vor sich hin und kaute an seinem Schnurrbart, während der Alte, innerlich frohlockend über den Mißerfolg des Sohnes, an einer Fünfpfennigscigarre saugend, die nicht brennen wollte, sich in Nörgeleien und Sticheleien erging, jenen fragte, was er denn bei seiner hochwohlgebornen Frau Mutter ausgerichtet habe, ob sie sehr liebevoll und sehr freigebig gewesen sei, und wann der Wagen kommen werde, um Ulla zu holen.

Theodor murmelte etwas von Donquixoterie vor sich hin und begab sich dann auf sein Zimmer, um an einer neuen Broschüre: „Der Socialismus und die Familie“ zu arbeiten. Er sah gern so wenig als möglich von seiner eignen Familie, wenn er auch in der Theorie sehr erhebend über den Begriff einer solchen zu schreiben wußte.

Der andre ließ die Nörgeleien des Alten eine Zeit hindurch stumm über sich ergehen, wie ein Dickhäuter Fliegenstiche. Endlich richtete er sich auf und schrie ihn an: „Wenn du schon nicht schweigen kannst, bitte, so verpeste wenigstens nicht noch die Luft mit dieser stinkenden Cigarre!“ Vater und Sohn gerieten hierauf sofort in lebhaftem Wortwechsel aneinander, der damit endete, daß letzterer dem ersteren eine

echte Havanna über den Tisch zuwarf, von denen er einen kleinen Vorrat in der Residenz mit dem Gelde der Frau von Zcillaghy gekauft hatte.

Unbemerkt lief Ulla inzwischen zum Hause hinaus nach der Stadt. Geerdt hatte es aufgegeben, den Mentor zu spielen und über das Woher und Wohin ihrer Bewegungen zu wachen. Er hatte die Lust dazu verloren. Was sollte er sich auch noch die Mühe geben! Aus dem Mädel konnte ja doch sein Lebtag nichts werden. Es kümmerte sich jetzt niemand mehr um das, was sie that.

Haidenreichs Atelier war noch geschlossen, wie sie das auch nicht anders erwartete, aber sie hatte doch gehofft, von dem Gärtner, welcher Garten und Atelierhaus in Ordnung hielt, etwas über den Zeitpunkt seiner Rückkehr in Erfahrung zu bringen. Der alte Mann konnte ihr indessen nicht die gewünschte Auskunft geben, er meinte nur, da der Herr erst so spät im Jahr verreist sei, werde er auch später als sonst heimkehren.

Von da an kam sie jede Woche zur Stadt herein, um immer auf die gleiche Frage die nämliche Antwort zu erhalten. Aber sie ließ sich nicht abschrecken, und endlich gab es Ende September doch einen bestimmten Bescheid: „Morgen kommt Herr Haidenreich.“

Sie ließ ihm zwei Tage Zeit, sich einzurichten und heimisch zu werden; am dritten Nachmittag, wie er eben in Gedanken verloren auf und nieder ging, zuweilen vor der frisch gespannten weißen Leinwand mit schwungvollen zeichnerischen Handbewegungen stehen bleibend, an einem neuen Bilde komponierend, stand sie plötzlich mit ihrem blassen, sehnsüchtigen, erwartungsvollen Gesichtchen vor ihm.

Er schien sich nicht gleich in ihre Anwesenheit finden zu können, betrachtete sie, als sei sie aus dem Mond gefallen, und dann sagte sie mit einem kleinen verlegenen Lachen: „Ja, ich bin nun da.“

„Das sehe ich,“ meinte er, nicht gerade im höflichsten Ton, denn sie störte ihn. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich wollte nur fragen, wann ich denn mit dem Unterricht beginnen kann.“

„Mit welchem Unterricht?“ fragte er, der über allen neu gehabten Reiseeindrücken jene kleine Episode des Frühsommers vergessen hatte.

„Sie waren doch damals, als ich zuletzt hierherkam, so freundlich, das Anerbieten zu machen, es mit mir als Schülerin zu versuchen.“

„Ja so!“ — Nun fiel es ihm wieder ein, und er bedauerte lebhaft seine unüberlegte Gutmütigkeit. Gerade jetzt hatte er weder Zeit noch Gedanken für dieses kleine Mädchen. Ganz erfüllt von seinen künstlerischen Ideen, fehlte ihm die Lust, es mit einem zweifelhaften Talentchen zu versuchen. Damals, als er das leichtsinnige Anerbieten gemacht, war er gerade ohne dringende Beschäftigung gewesen, da war es ihm glatt genug über die Lippen gekommen, doch nun suchte er nach Worten, um dasselbe wie einen Scherz hinzustellen und sich herauszuziehen.

Schon öffnete er den Mund zu lächelnder Abwehr, als er in ihrem Gesicht den ängstlich gespannten, bittenden Ausdruck wahrnahm. Es fiel ihm auch auf, daß sie schmaler als sonst und elend aussah, und da er die Weichherzigkeit in Person war, schlug ihm sofort das Gewissen, und er rief: „Was ist denn mit Ihnen los,

Prinzeßchen? Sie sehen ja jammervoll aus! Sind Sie krank gewesen, oder ist Ihnen sonst etwas Schlimmes begegnet?"

Ulla schüttelte den Kopf. Nicht um die Welt hätte sie bekennen mögen, welche Enttäuschung und Kränkung ihr widerfahren war. Sie schämte sich, und sagte nur einfach, aber in unwillkürlich klagendem Ton: „Ich habe so sehr auf Sie gewartet."

„Immer wegen des Unterrichts?"

„Ja. Ich hatte es so schrecklich notwendig, bald damit anzufangen."

„Warum?"

„Weil ich bald berühmt werden muß."

Er lachte hell auf.

„Aber, Kind, das wird man doch nicht im Handumdrehen. Ich kann nicht dafür stehen, daß Sie es überhaupt jemals erreichen."

„Ich muß."

„So? Nun, dann werden wir wohl unser Möglichstes dazu thun müssen. In wieviel Jahren gedenken Sie denn zu den ersten Sternen am Kunsthimmel zu zählen?"

„Bitte, Sie dürfen sich nicht über mich lustig machen. Ich verstehe ja noch gar nichts; aber Sie sollen schon sehen, daß ich berühmt werde, denn ich will."

„So?" meinte er zweifelhaft. „Die wenigsten Menschen verstehen zu wollen." — Und dann machte er noch einen Versuch, sich die Sache abzuschieben. — „Sie haben doch einen Malerbruder. Warum lassen Sie sich nicht von dem unterrichten? Das wäre doch bedeutend einfacher."

„Der? Der hat ja keine Ausdauer und keine Geduld und bleibt immer nur einige Wochen zu Hause. Ich zweifle auch jetzt daran, daß er ein großes Licht auf dem Gebiet der Kunst ist, denn sonst würde er es doch wohl schon zu etwas gebracht haben; und wenn etwas aus mir werden soll, so muß ich schon bei einem Künstler allererster Klasse in die Schule gehen. Schlechter Unterricht würde mir nichts nützen."

„Ich danke für das Kompliment, Prinzeßchen. Aber nun sagen Sie mir in aller Welt, warum Sie es nicht versuchen, auf irgend eine andre Weise berühmt zu werden? Warum muß denn gerade gepinselt sein?"

Die energischen blauen Augen senkten sich gerade in die seinen.

„Sagen Sie es nur frei heraus, wenn es Ihnen leid geworden ist."

„Nun, aufrichtig gestanden, ich bin gerade jetzt sehr beschäftigt, Prinzeßchen; — hätte es denn nicht noch ein wenig Zeit? Ich dachte nicht, daß Sie meinen Vorschlag so ernst nehmen würden."

Aber da kam ein so verzweifelter Ausdruck in ihr Gesicht, daß er nicht den Mut fand, weiter zu sprechen, sondern hastig begütigend hinzufügte: „Wenn Ihr Herz indessen sehr daran hängt, will ich es doch möglich zu machen suchen."

„Ich will Ihnen gewiß nicht allzuviel Mühe machen!" sagte sie leise, beschämt über ihr aufdringliches Bitten. „Wenn Sie mir nur hie und da ein bißchen zeigen wollten, was ich zu thun habe."

„Na also!" — Er seufzte resigniert und verwünschte innerlich seine Gutmütigkeit, die ihn stets in Unternehmungen hineinriß, welche mit seiner Bequemlichkeit in Konflikt gerieten. — „Dann wollen wir den Montag, Mittwoch und Freitag nehmen. Von zehn bis ein Uhr. Ist Ihnen das recht?"

„Mir ist alles recht, wenn ich nur Unterricht haben kann. Ich hatte solche Angst, daß Sie mich abweisen würden.“

Was für beredte heiße Dankesblicke diese Augen hatten! Ihm wurde förmlich schwül dabei; und etwas barsch, wie um sich selbst zur Ordnung zu rufen, sagte er: „Ich arbeite natürlich auch an diesen Tagen, und wenn ich bei der Arbeit bin, müssen Sie mäuschenstill sein und dürfen mich nicht stören.“

Ulla nickte. Sie war entschlossen, sich in jede Bedingung zu fügen, und wenn er von ihr verlangt hätte, sie solle sich auf dem Vorplatz aufhalten.

„Ebenso fällt der Unterricht aus, wenn ich Modelle habe. Ich lasse Sie das dann vorher wissen.“

Sie gab ihm die Hand, schüttelte die seine herzhaft und stürmte davon. Ihr war das Herz zu voll von Dank und Glück, um noch ein Wort hervorbringen zu können.

„Auf nächsten Montag also!“ rief er ihr lachend nach, und sie schwenkte lustig das abgetragene Matrosenhütchen zurück, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden hatte.

„Mein Gott, was bin ich für ein Esel!“ seufzte er vor sich hin. „Da habe ich mich nun wieder von einem Paar schöner Augen zu einer Sache verleiten lassen, die mir höchst unbequem wird und die ich von jedem andern lächerlich gefunden haben würde.“

VII.

Ohne jede Erwartung war Haidenreich daran gegangen, der kleinen Mendels den Weg in die ersten Vorhallen der Kunst zu weisen. Ja, ein Talentchen, so wie es Hunderte von Dilettantinnen hatten, war ja unstreitig vorhanden, aber er versprach sich nichts davon. Es war ihm auch lästig, dreimal in der Woche jemand im Atelier zu haben, vor dem er sich doch einigermaßen genieren mußte. Es störte seine Gewohnheit.

Allerdings verhielt sie sich mäuschenstill, zeichnete eifrig, was er ihr aufgab, und sprach nie ungefragt; doch das Bewußtsein schon, daß jemand da sei, machte ihn in der ersten Zeit nervös, so daß er sie bisweilen ungeduldig anfuhr, wo gar keine Veranlassung dazu vorlag. Er hatte sich auch daran gewöhnt, aus Bequemlichkeit halb ausgezogen, in Pantoffeln, ohne Rock und Weste zu arbeiten. Zwar behielt er die Pantoffeln auch jetzt noch bei, mußte aber doch Rock und Weste anbehalten, und immer, sobald er im Eifer der Arbeit, wenn es heiß im Atelier war, im Begriff stand, ohne an die junge Ateliergenossin zu denken, beides abzuwerfen, rief ihn ein Blick auf dieselbe zur Ordnung. Er schalt dann innerlich vor sich hin und nahm sich vor, diesem unbequemen Zustande so bald als möglich ein Ende zu machen, ohne doch je das Herz dazu zu finden, denn sie war so verzweifelt fleißig und eifrig bei der Sache. Er fand nie Ursache, sie zu tadeln, sah sich sogar oft überrascht durch die Leichtigkeit und Freiheit, mit der sie Kohle und Stift handhabte, so lange es nur galt, schon Gegebenes wieder zu geben.

Und trotzdem, — sie genierte ihn. Vergaß er einmal ihre Anwesenheit vollständig über der eignen Arbeit und bemerkte sie dann nach mehrstündigem Schaffen

plötzlich in ihrem Winkelchen am Fenster, wie sie, vom langen Stillsitzen blaß und abgespannt aussehend, längst mit ihrem Pensum fertig war, ohne doch zu wagen, sich zu rühren oder ihm ein Wort zu sagen, während ihre Augen mit andächtigem Staunen an seinem halbfertigen Bilde hafteten, so machte er sich Gewissensbisse über seine Vergeßlichkeit und ließ sie dieselben entgelten, indem er sie schalt, daß sie so unthätig dasitze und ihm nicht gesagt habe, daß sie fertig sei. Dann blieb ihm aber doch nichts andres übrig, als Pinsel und Palette wegzulegen und ihr etwas Wein aufzunötigen, bis das blasse, ermüdete Gesichtchen sich unter dessen Einfluß wieder zu röten begann.

Oder es besuchten ihn Freunde und Kunstgenossen, um derentwillen er sich sonst nie irgend einen Zwang auferlegt hatte, die sich in der freiesten Weise unterhalten und geraucht hatten, bis das Atelier in blaue Wolken gehüllt war, während er selbst in Hemdärmeln weiter arbeitete und mitrauchte. Jetzt gab es jedesmal ein Stutzen und Lächeln, ein Umentschuldigungbitten, als störe man. Sie wußten nicht, ob sie bleiben sollten, ob sie rauchen durften, legten sich in der Unterhaltung Beschränkung auf, mit bedeutsamen Blicken nach dem jungen Mädchen hin, welches von ihrem Kommen kaum Notiz nahm, und blinzelten listig und verständnisvoll zu Haidenreich hin.

Das ärgerte ihn alles. Der kameradschaftliche Ton, der immer in diesem Atelier geherrscht hatte, litt darunter. Wenn er aber sah, daß die jungen Flapse in Spitzbärten und geschorenem Haar, diese Typen modernster Künstlerschaft, das Mädchen mit zudringlichen Blicken als Kenner weiblicher Körperschönheit maßen, hätte er sie am liebsten beim Kragen gepackt und zum Tempel hinausgeworfen.

Sie wußten ja alle, daß er sonst niemals Unterricht gab, weil er es nicht nötig hatte, und sich schon bei dem Gedanken an die Schülerinnen bekreuzte, welche die Ateliers einiger seiner minderbegüterten Freunde besuchten. Wenn er nun eine Ausnahme machte und stundenlang mit einer so hübschen Person die Einsamkeit seines Ateliers teilte, so mußte das besondere Gründe haben. Zwar sprachen sie es ihm gegenüber nicht klipp und klar aus, aber er merkte doch, wie sie darüber dachten, an ihrem Lächeln, an den nicht mißzuverstehenden Andeutungen, und es wurmte ihn besonders, weil sie mit ihren Vermutungen so gänzlich unrecht hatten. Sie würden ihm nicht einmal geglaubt haben, wenn er ihnen dies gesagt hätte, und hätten sie es geglaubt, so würden sie ihn und seine philanthropischen Bestrebungen lächerlich gemacht haben.

Ja, wenn die kleine Mendels nur nicht so unverschämt hübsch gewesen wäre! Aber das war es eben. Er konnte tagelang vergessen, daß sie da sei, nur ihre Arbeiten bemerkend, kritisierend; und dann kam plötzlich dazwischen wieder einmal ein Tag, an welchem irgend eine zufällige Beleuchtung, irgend ein besonderer Ausdruck ihres Gesichts, ein Lächeln es ihm zum Bewußtsein brachten, daß ein reizvolles, junges weibliches Wesen in seiner unmittelbaren Nähe weile. Sie lächelte anders als andre Menschen, nicht das breite konventionelle Lächeln der Allerweltsfreundlichkeit. Es kam und ging flüchtig und strahlend wie Sonnenschein an Frühlingstagen.

In solchen Momenten empfand er in allen Nerven eine prickelnde Erregung. Er fühlte ihre Anwesenheit, auch wenn er ihr den Rücken wandte und scheinbar in

seine Arbeit vertieft war; er suchte Vorwände, um sich nach ihr umschauen zu können, beobachtete sie von der Seite, wie sie, den schlanken Oberkörper leicht vornüber gebeugt, ihm das Profil zuwendend, ruhig und gleichmäßig atmete und nur für ihre Aufgabe Sinn und Gedanken zu haben schien. Immer fielen ihr dabei ein paar rotbraune, lockige Haarsträhnen in die Stirn, die sie von Zeit zu Zeit mechanisch mit kurzer Kopfbewegung zurückwarf.

Ihre Ruhe reizte ihn, ja beleidigte geradezu seine männliche Eitelkeit. Er ging dann zu ihr hin und beugte sich über sie, so nah, daß er den warmen Hauch spürte, den ihr junger gesunder Körper ausströmte, und der ihm das Blut rascher durch die Adern pulsieren ließ. Aber wenn sie daraufhin aufschaute und lächelnd fragte: „Ist es so recht? Ist das kräftig genug? Soll der Schatten tiefer wirken?“ las er in den unschuldigen, eifrigen Augen, daß seine Nähe sie nicht im geringsten erregte, daß sie für ihn als Mann nichts empfand, nur Achtung und Bewunderung für den Lehrer und bedeutenden Künstler. Er war offenbar in ihren Augen ein ältlicher Herr, der nicht mehr in Betracht kam.

Lieber Himmel! Wie alt war er denn eigentlich? Er stand doch erst im Anfang der Dreißiger, aber ein Blick in den Spiegel belehrte ihn, daß er, mit seiner Neigung zur Korpulenz und dem sich lichtenden Haar einem jungen Mädchen ältlich erscheinen mußte und nur Respekt und Ehrfurcht einflößen konnte.

Daß dies letztere der Fall war, stand fest. Je mehr sie sah und lernte und Kunstbegriffe erhielt, desto mehr ging ihr das Verständnis für sein Können auf, desto mehr imponierte er ihr. Sie war auch eingeschüchtert, nachdem er sie ein paarmal barsch angefahren hatte. Es kam vor, daß er sich zufällig nach ihr umwandte und ihr Gesicht dunkelrot und konvulsivisch zucken sah, und als er dann erschrocken fragte: „Ja, was ist denn los?“ kam die stoßweise Antwort: „Ich — unterdrücke nur — einen Hustenanfall.“

„Na, so husten Sie doch, und erschrecken Sie mich nicht so!“ rief er ärgerlich.

„Ich wollte Sie nicht stören!“ hieß es mit abbittendem Aufblick.

Das irritierte ihn alles, denn solche Tage und solch kleine Scenen wiederholten sich häufig. Aber allmählich gewöhnte er sich doch an ihre Anwesenheit; ihre absolute Unbefangenheit kühlte schließlich gleichfalls ab, was sich etwa von Begehrlichkeit in ihm geregt hatte, und er fand sich darein, sie als einen Kameraden zu betrachten, der ihm zu fehlen begann, wenn er einmal nicht da war; und je größere Fortschritte sie machte, um so mehr trat das Gefühl in den Hintergrund, daß sie eine hübsche Person sei, und das reine künstlerische Interesse an ihren Leistungen fing an zu überwiegen.

Sie hatte die ganze Stufenleiter des Unterrichts bei ihm durchmachen müssen, als besuche sie die Akademie von der untersten Zeichenklasse an, ehe er sie in die Welt der Farben einführte. Bis dahin war sie ihm immer nur als ein mittelmäßiges Talent erschienen, das es wohl mit Fleiß und Ausdauer, doch nie durch eignes Genie zu etwas bringen werde. Jetzt war er geradezu betroffen über die großartige koloristische Begabung, die sich bei ihr offenbarte.

Das war ihre Welt, in die sie sich mit Lust hineinstürzte wie ein Fisch in das heimische Element. Sie schwelgte förmlich in Farben, in kräftigen, tiefen Tönen, die

ihrer Natur entsprachen, wenn ihr auch die zarten Stimmungen, die mattgetönteren Momente, die nur feine Empfindungssache sind, vorläufig noch ein Buch mit sieben Siegeln blieben.

Als Haidenreich, von einer seiner Sommerreisen zurückkehrend, den Unterricht wieder aufnahm und ihre inzwischen entstandenen selbständigen Arbeiten zu sehen verlangte, brachte sie aus ihrer Mappe einige Porträtskizzen und kleine, gut beobachtete Straßenscenen zum Vorschein, die so charakteristisch wiedergegeben und mit so kecker, breit und kräftig hingepatzter Farbenwirkung erzielt worden waren, daß der Lehrer zum erstenmal das Gefühl hatte, eine bedeutende Künstlerin sei im Begriff, aus seiner Hand hervorzugehen und rege die noch unvollkommenen Schwingen. Doch zeichnerisch zeigten auch diese Skizzen und Studien wieder denselben Mangel an Korrektheit, der bisher Ullas sämtlichen Arbeiten anhaftete.

Das wurmte ihn. Hatte er sich deshalb so viel Mühe mit ihr gegeben? Warum konnte sie nun nicht zeichnen, wie er es sie gelehrt hatte?

Sie stand erwartungsvoll vor ihm, während er die Blätter betrachtete, und brannte vor Begier, ein Wort des Lobes von seinen Lippen zu hören, das sie verdient zu haben glaubte. Als er aber immer noch still den Kopf über die Mappe beugte, sich langsam den Bart strich, ein Blatt nach dem andern aufnehmend, fortlegend, wieder zur Hand nehmend, hielt sie es nicht länger aus und rief ungeduldig: „So sagen Sie doch endlich etwas, Meister! Taugt das etwas, oder nicht?“

Sie hatte die Gewohnheit angenommen, ihn ‚Meister‘ zu nennen; der Kürze wegen. ‚Herr Haidenreich‘, das klang so förmlich und war so lang.

Da sah er auf, und in den Ärger über die von ihr trotz seiner sorgfältigen Unterweisung begangenen Fehler klang etwas wie Mißgunst hinein, dieser unleugbar glänzenden Koloristik gegenüber, eine unbestimmte Ahnung, als stehe hier vor ihm eine zukünftige Konkurrentin und Berufsgenossin, die sich vielleicht mit der heimlichen Idee tragen könne, sich ihm einst gleichzustellen, oder wohl gar ihn zu überflügeln. Er machte sich das nicht klar, aber seine Antwort kam viel schärfer und schneidender, als er sie sonst formuliert haben würde: „Das taugt zeichnerisch gar nichts.“

Ulla wurde ganz bleich. Sie hatte sich so darauf gefreut, ihm diese Blätter zu zeigen. Freilich sah sie ein, daß der Tadel berechtigt sei, wie er den Stift zur Hand nahm und ihr hier eine unmotivierte Verkürzung, dort eine falsche Perspektive nachwies, aber sie wußte doch genau, daß sie für ihre koloristische Leistung Lob verdient habe; und nun dieses ausblieb, empörte sich innerlich etwas gegen ihn und zieh ihn der Ungerechtigkeit.

Tapfer schluckte sie die Thränen herunter, die ihr unwillkürlich bei der großen Enttäuschung in die Augen traten, und biß die Zähne zusammen. O, sie wollte sich schon noch seine Anerkennung erzwingen. Nur Geduld! Und wieder nahm sie an drei Tagen der Woche ihren alten Platz in seinem Atelier ein und griff abermals zu Stift und Kohle, Pinsel und Palette einstweilen beiseite legend, um zu zeichnen, nur zu zeichnen.

Auch daheim ließ es ihr keine Ruhe. Sie brannte darauf, diese offenbare Lücke ihres Könnens auszufüllen, und ging Tag für Tag schon in der Frühe mit dem Skizzenbuch hinaus, um alles darin aufzunehmen, was ihr in den Wurf kam,

Milchwagen, alte Weiber, Straßenbuben, um Auge und Hand zu üben. Sie war jetzt mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit, kannte keinen andern Gedanken; war sie doch innerlich schon lange wie losgelöst von ihrer Umgebung, einzig und allein von dem Verlangen vorwärts getrieben, etwas in der Kunst zu leisten, was wirkliche, bedingungslose Anerkennung verdiente.

Anfänglich hatte sie ihre Energie mit den kindlichen Vorstellungen von Berühmtheit und Reichtum gestählt, welche ihr vorgeschwebt und sie zu Haidenreich geführt hatten, denn es kamen häufig Tage, an denen sie nahe daran war, die Flinte ins Korn zu werfen, an denen sie über den trockenen Anfangsgründen und Haidenreichs strengen Anforderungen verzweifelte. Er besaß kein großes Lehrtalent, wußte nicht, was er einer Anfängerin zumuten konnte und was nicht; und ihr, die gewohnt war, sich von klein auf mit der größten Freiheit zu bewegen wie ein rechter kleiner Wildling, wurde schon das stundenlange Stillsitzen während der ersten Zeit zur Pein. Wenn sie sich nicht geschämt hätte, würde sie die begonnenen Studien bereits nach einem Vierteljahr aufgegeben haben, aber sie fürchtete ebenso Haidenreichs ironisches Lächeln und ein achselzuckendes „Ich wußte es ja!“ von ihm, wie die Hänseleien, denen sie daheim dann mehr denn je ausgesetzt sein würde. Am stärksten aber trieb sie die heimische Misere und die Hoffnung, sich davon befreien zu können, immer wieder in die Arbeit hinein, bis mit ihrem wachsenden Können auch das Interesse an der Sache selbst sich fand, und der Sinn für Formenschönheit und Auffassung sich in ihr entwickelte.

Auch körperlich litt sie unter dem plötzlichen Wechsel aller Lebensbedingungen, wurde blaß und müde und appetitlos. Zuweilen im Winter und im ersten Frühjahr, wenn es stürmte und schneite, daß niemand einen Hund zur Thür hinausgejagt haben würde, kämpfte sie auf dem weiten Wege von ihrer Wohnung in der Vorstadt bis zum Atelier mit Aufbietung aller Kräfte gegen die Unbill des Wetters an, oft so erkältet, daß eine sorgsame Mutter sie ins Bett gesteckt haben würde. Mitunter hatte sie nicht einmal vorher etwas Ordentliches genossen; doch der Ehrgeiz, keine Unterrichtsstunde zu versäumen, ließ sie dem allen Trotz bieten. Und doch, — als der lange anstrengende Winter und das erschlaffende Frühjahr mit seinen ungesunden, feuchtschwülen Tagen vorüber waren, und die erste lange Ferienzeit während Haidenreichs Sommerreise für Ulla eintrat, entbehrte sie die stillen Atelierstunden dermaßen, daß sie förmlich an der Sehnsucht danach krankte und sich dabei ertappte, auf dem Kalender die Tage zu zählen, die noch bis zu seiner Rückkehr verstreichen mußten.

Sie empfand es erst jetzt so recht, wie nett es doch gewesen war, wenn der ‚Meister‘ am Schluß der Unterrichtstunden oder vielmehr seiner Arbeitsstunden, wenn sie ihre Mappe zusammenpackte, und er sich rüstete zu Tisch zu gehen, von diesem und jenem geplaudert, ihr von Kunst und Künstlern aller Zeiten erzählt hatte, dazwischen über ihr erstauntes aufmerksames Gesicht lachend, denn ihr waren das alles Offenbarungen aus einer andern Welt. Er hatte ihr auch Bücher gegeben, technische Lehrbücher und Grundrisse der Kunstgeschichte, welche ihr zuerst sehr langweilig erschienen, und in die sie sich nur hineinstürzte, um vor ihm zu bestehen, wenn er etwa darauf bezügliche Fragen thun solle, bis sie im Lauf der Zeit selbst Geschmack daran fand

und sie aus eigner Initiative zu studieren begann. Freilich immer von dem Gedanken ausgehend, daß dies alles sie ihrem Endziel immer wieder ein wenig näher bringen müsse.

Ja, es verstand zu wollen, dieses kleine Mädchen, das wie ein frischer gesunder Trieb einem verkommenen, im Sumpf versinkenden Stamm entsproß.

Ulla fragte sich oft, warum denn Geerdt, ihr immer noch so geliebter Bruder, der doch auch für sie Liebe zu empfinden schien, ihr nie die helfende Hand gereicht habe, wie Haidenreich dies gethan hatte. Er war doch gleichfalls Künstler und hätte ihr bei seinen gelegentlichen Aufenthalten unter dem väterlichen Dach recht gut gründlicheren Unterricht geben können, aber ihm war das stets zu unbequem und langweilig gewesen. „Es kommt ja doch nichts danach!“ war immmer sein Stichwort, mit dem er sich und andre achselzuckend entmutigte. Sie begriff es damals noch nicht, daß er zu den Halben gehörte, die nie ganz zu wollen, nie etwas ganz zu umfassen verstehen, die nach dem ersten mißlungenen Anlauf stehen bleiben, und sich mißmutig hinlegen, um das Schicksal über sich hinweggehen zu lassen. Halb war er in seinen Zuneigungen, in seinen guten Aufwallungen, die sich im Sande verliefen, wenn er nicht gleich etwas damit erreichte, halb auch in seiner Kunst, die ihn nicht mehr befriedigte, da sie ihm die erträumten goldnen Berge nicht gebracht hatte, sondern nur ein kärgliches Brot. Im Egoismus allein war er ganz, und doch auch nicht einmal das, denn ihm fehlte die kaltblütige Energie, die dem gesellschaftlichen Freibeutertum den Erfolg sichert.

Zuweilen war er Monate hindurch unterwegs, um irgendwo an einem Panorama mit zu arbeiten, oder Bilder in einem Privathause zu renovieren. Er arbeitete eben nur des Gelderwerbs wegen, nur wenn er mußte, und hatte er ein paar Hundertmarkscheine in der Tasche, so kam er nach Hause, lag faul herum, trank mit dem Vater oder spielte die Nächte hindurch. Ein Quartalsarbeiter und Quartalstrinker.

Ulla hatte es vergebens versucht, ihn für ihre Angelegenheiten zu interessieren. Zuerst wollte er nichts davon hören, glaubte nicht an ihre künstlerische Begabung, hielt diese Unterrichtstunden nur für einen Vorwand zu leichtfertigen Zusammenkünften und wiederholte immer wieder in gereiztem Ton: „Ich wasche meine Hände in Unschuld. Der Vater mag die Verantwortung tragen!“ Heimlich machte er sich selbst Vorwürfe, nicht energischer eingeschritten zu sein. Später, als es ihm doch nicht entgehen konnte, daß seine Schwester ein nicht gewöhnliches Talent besitze, als er hier und da hinter ihrem Rücken ihre Mappen durchstöberte und Arbeiten von ihr sah, die ihn geradezu frappierten, wollte er es nicht zugestehen, daß er vielleicht der Nächste dazu gewesen wäre, dieses Talent zu entdecken und auszubilden, und es aus reiner Bequemlichkeit und Nachlässigkeit versäumt hatte. Das schloß ihm die Lippen und hinderte ihn, ihr die Anerkennung auszusprechen, welche sie verdiente.

Einmal sprach er mit dem Vater darüber, wollte hören, was der wohl davon denken mochte, aber der Alte hielt sich die Ohren zu, sobald die Rede zwischen ihnen auf seine Tochter kam. Er fürchtete Unannehmlichkeiten zu hören, die ihn vielleicht zu irgend welchen Schritten nach irgend welcher Richtung hin nötigen konnten.

„Laß doch das Mädel seiner Wege gehen!“ rief er. „Ihr Jungen habt auch immer etwas an ihr herum zu pflücken. Habe ich euch vielleicht gehindert, euer Schicksal nach eigner Wahl zu gestalten? Leben und leben lassen, das ist mein Grundsatz!“

VIII.

Die große Jahresausstellung war vor der Thür.

In allen Ateliers wurde fleißig darauf hin geschafft, und unzählige Hoffnungen hingen an diesen Arbeiten, welche doch zunächst die gefährliche Klippe der Jury passieren mußten, ehe sie in den sicheren Hafen des Ausstellungspalastes einliefen.

Ulla hatte zum erstenmal ein Bild angemeldet. Das sollte ihr Probestück sein, das erste, das in die Öffentlichkeit hinaustrat und der Kritik des großen Publikums preisgegeben wurde. Dann, nach Beendigung desselben, würde Haidenreich sie aus seinem Atelier entlassen, und sie würde als Freischwimmerin ins offene Wasser der großen Konkurrenz hinausschwimmen.

Sie ging mit begreiflicher Aufregung an die Wahl eines passenden Vorwurfs heran, den Haidenreich ihr überließ. Er hatte ihr weder zu- noch abgeredet auszustellen. Zwar hatte sie sich seine Technik in einer Weise angeeignet, die ihn heimlich in Erstaunen versetzte, oft geradezu ärgerte, aber was Zeichnung und Komposition anbetraf, blieb sie doch hinter seinen Erwartungen zurück. Immer lag noch etwas Schülerhaftes, Unreifes darin.

Trotzdem wollte er sie nicht hindern, ihr Glück zu versuchen. Wer konnte wissen, ob es ihr nicht doch vielleicht gelang, die Jury ungefährdet zu passieren, und dann — der Geschmack des Publikums war ja unberechenbar. Oft wurden die schlechtesten, trivialsten Bilder gekauft, während die feinsten Kunstwerke von der großen Menge unbeachtet blieben. Außerdem gedachte er nach Eröffnung der Ausstellung eine größere Tour nach Amerika zu unternehmen, welche sich möglicherweise noch auf Japan ausdehnte, oder wohin ihn Zufall und Laune sonst verschlugen, und die ihn jedenfalls über Jahr und Tag von Deutschland fern hielt. Er hätte gern vorher dem kleinen Atelierkameraden, von dem er dann Abschied nehmen mußte, einen ersten ermutigenden Erfolg gegönnt, der zu der Hoffnung berechtigte, daß er seinen Weg machen werde; und endlich würde es seiner Eitelkeit geschmeichelt haben, die erste und einzige Schülerin, die er je gehabt, um derentwillen er so vielfach geneckt worden war, jetzt nach dreijährigem Studium mit einem talentvollen, durchschlagenden Bilde debütieren zu sehen.

Ulla war wie im Fieber, hatte hundert Entwürfe und Ideen im Kopf, aber wenn sie dieselben auf Papier und Leinwand zu fixieren suchte, dann war es doch allemal nichts. Nach aller Anfänger Art wollte sie zu vieles und verwarf heute, was ihr gestern gut schien, um morgen wieder etwas andres besser zu finden. Darüber kam sie zu keinem Entschluß, und die Zeit verfloß.

Sie ging in förmlicher Verzweiflung umher, konnte keine entscheidende Wahl treffen. Strich sie abends durch die noch winterlich dunkeln Straßen, und es öffnete sich eine Thür, aus welcher ein warmer rötlicher Lichtstreif über den naßglänzenden schwarzen Asphalt hinflutete, während menschliche Gestalten in dieser halben Beleuchtung und in unbewußt malerischer Stellung zwischen Thür und Angel stehen blieben, um noch ein letztes Abschiedswort zu wechseln, so dachte sie, dies sei nun das Rechte, lief mit heißem Kopf heim, den Vorgang dem Skizzenbuch einverleibend, und lag dann die halbe Nacht hindurch wach, die Komposition und das fertige Bild schon vor Augen. Kam sie dann aber am nächsten Morgen mit ihrer künstlerischen Ausbeute ins Atelier

und legte sie Haidenreich zur Begutachtung vor, so lächelte der nur still vor sich hin, und mit einemmal sah sie die Skizze mit ganz andern Augen an. Dieselbe schien ihr plötzlich steif und affektiert, und sie zerriß sie unmutig.

Das gleiche Schicksal fand ein Mädchen am Brunnen und eine Gruppe Klipp spielender Knaben. Das war alles so trivial, so oft schon dagewesen, und sie wollte doch so gern mit etwas Ungewöhnlichem, Aufsehenerregendem debütieren.

Haidenreichs immer wiederkehrende Ermahnung: „Sie müssen einfacher sein, liebes Kind!“ machte sie geradezu nervös, und bei der nächsten Wiederholung konnte sie es nicht unterdrücken, ungeduldig zu rufen: „Das haben Sie schon ein paarmal gesagt!“

„Nun, so sage ich es noch einmal!“ erwiderte er nachdrücklich.

Endlich verfiel sie auf ein figurenreiches Bild religiöser Richtung, Christus mit dem Zinsgroschen.

Haidenreich verzog diesmal keine Miene, seit er gemerkt hatte, daß seine Einwürfe sie außer Fassung brachten, nur als sie schließlich kleinlaut fragte: „Nun Meister, was meinen Sie dazu?“ sagte er trocken: „Der Vorgang ist eben schon von einem größeren Künstler behandelt worden.“

„Kein Grund, daß nicht jüngere Kräfte sich auch daran versuchen!“ rief sie hitzig.

„Gewiß nicht!“ gab er phlegmatisch zurück.

Sie sah ihn von der Seite darauf hin an, ob er sich wohl über sie lustig mache, war aber diesmal so in ihre Idee verrannt, und von so viel Selbstvertrauen erfüllt, daß sie, um ja keine Zeit zu verlieren, sofort eifrig daran ging, die Leinwand zu spannen, welche Haidenreich ihr, ebenso wie Farben und Pinsel, stets zur Verfügung stellte. Dann lief sie umher, suchte sich ihre Modelle, komponierte, verwarf, fand immer neue Stellungen und ruhte nicht eher, bis sie eine Gruppierung gefunden zu haben meinte, welche, ohne daß sie sich dessen bewußt war, als eine leidliche Anlehnung an den Tizianschen „Zinsgroschen“ gelten konnte.

Haidenreich sagte noch immer kein Wort, hatte sich vorgenommen, sie einmal ganz selbständig gewähren zu lassen. Das hohe Ziel, welches sie sich gesteckt, und das weit über ihre Kräfte ging, belustigte ihn heimlich, anderseits gefielen ihm das Selbstvertrauen und der Eifer, mit dem sie an die Arbeit ging. Er war ordentlich begierig, wie sie sich da herauswickeln werde.

Er selbst war mit der Vollendung eines Gemäldes beschäftigt, welches in seiner kräftigen realistischen Manier einen Ausschnitt aus dem intimen Volksleben darstellte. Er konnte sich Zeit damit lassen, da er andre größere Arbeiten jetzt vor Antritt der Reise nicht mehr in Angriff zu nehmen gedachte, und während er lässig das Werk zu Ende führte, mit dem Bewußtsein, einen glücklichen Wurf gethan zu haben, wandten sich seine Gedanken unwillkürlich mehr als sonst der arbeitenden Ateliergenossin zu.

Es schien ihm jetzt selbst wunderbar, daß sie beide, ein noch junger Mann und ein sehr junges Weib, drei Jahre hindurch im engsten Zusammensein in den stillen vier Wänden dieses behaglichen Raumes viele Stunden nebeneinander verbracht hatten, ohne daß jemals von Liebe zwischen ihnen die Rede gewesen war. Er wußte wohl, daß dies nicht sein Verdienst sei, und fragte sich, ob dieses Mädchen, welches so unbefangen zu ihm gekommen war und so unbekümmert um Ruf und üble Nachrede Jahre

hindurch ganz allein bei ihm gearbeitet hatte, sich überhaupt nicht verlieben könne, oder ob es gerade nur ihm gegenüber unempfindlich geblieben war? Sie lief so mutterlos und unbehütet durchs Leben und war doch so durchaus keusch, ganz ohne Koketterie neben ihm her gegangen, nur den Meister und Lehrer in ihm sehend.

Auch er hatte seit langer Zeit einzig und allein für sie als Schülerin und begabte angehende Kunstgenossin Interesse gehabt. Wie er sie jetzt ansah und daran dachte, daß diese stille kameradschaftliche Arbeitszeit nun für immer ein Ende haben müsse, kam doch ein großes Bedauern über ihn, eine Art väterlicher Zärtlichkeit. Es wurde ihm schwer, sich von ihr zu trennen. Sie war solch ein liebes kleines Ding. — Nun, klein doch eben nicht mehr. — Er lächelte. — Sie stand aufrecht in ihren Schuhen und hielt den Kopf hoch. Ihre schlanken geraden Glieder schienen an allen Ecken und Enden aus dem blauen Sergekittel heraus zu stecken, den sie selbst mit Hilfe des Dienstmädchens zugeschnitten und genäht hatte, und dessen Sitz daher etwas sonderbar ausgefallen war. In dem schmalen Gesicht lag ein nachdenklicher, vergeistigter Ausdruck, der ihm jetzt zum erstenmal auffiel.

Er fing an, sich darum zu sorgen, was wohl aus ihr werden würde, wenn er fort war. Gesetzt selbst, sie verkaufte dieses Bild, was ihm nicht wahrscheinlich schien, nachdem er dessen Entstehen beobachtet hatte, so war sie damit noch immer nicht in der Kunstwelt lanciert. Er hielt sie für zu unfertig, um auf eignen Füßen zu stehen. Ihr fehlte die Kenntnis der Anatomie des menschlichen Körpers, denn ein berechtigtes Anstandsgefühl hatte ihn immer abgehalten, sie hier, mit ihm allein, Akt zeichnen zu lassen. Das war etwas andres in einem Damenatelier, wo zahlreiche Schülerinnen unter den Augen des Lehrers oder der Lehrerin nach unbekleideten Körpern ihre Studien zeichneten, da wäre der Gedanke an Verfänglichkeit alberne Prüderie gewesen. Es schien ihm aber durchaus notwendig für sie, das Versäumte nachzuholen und ein Jahr noch ein großes Atelier zu besuchen, denn diese Lücke ihres Könnens machte sich auf all ihren Entwürfen geltend, ließ ihre Gestalten immer ein wenig wie Gliederpuppen erscheinen. Doch er wußte auch, daß sämtliche Künstler, welche Schülerateliers hielten, nur gegen hohes Honorar Unterricht erteilten, und die traurigen finanziellen Verhältnisse der Familie Mendels waren ihm wohlbekannt.

„Prinzeßchen!“ sagte er mit einem Male, nachdem er längere Zeit zugesehen, wie sie mit gerunzelter Stirn, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, sich bemühte, den Faltenwurf der Gewandung auf der Gliederpuppe zu ordnen.

Sie schaute betroffen auf. Seit Jahr und Tag hatte er sie nicht mehr so genannt. Sein Ton war stets der des Lehrers dem Schüler gegenüber gewesen.

„Hm?“

„Ich will Ihnen ein wenig helfen.“

„Warum? Ich komme schon allein zurecht.“

„Aber es geht vielleicht etwas schneller, wenn ich eingreife. Da hat sich gestern ein männliches Modell bei mir gemeldet, das sich vortrefflich zum Christus eignen würde, besser als der Kerl, der Ihnen gestanden hat. Überlassen Sie mir diese Figur.“

„Danke! Sie sind sehr gut, aber dann wäre es nicht mehr mein Bild.“

„Seien Sie nicht eigensinnig. Sehen Sie mal, ich habe auch meine Eitelkeit. Alle Welt weiß, daß ich Sie unterrichtet habe, da möchte ich doch natürlich gern, daß

Sie mit dem ersten Bilde, das Sie in die Offentlichkeit hinausbringen, Erfolg hätten."

„Wenn ich den Erfolg nicht allein durch mich selbst erringe, dann ist es eben keiner. Ich werde Ihnen schon keine Schande machen. Das Bild ist doch gut conzipiert, nicht wahr?" — Sie trat ein paar Schritte zurück und betrachtete ihr Machwerk prüfend mit zusammengekniffenen Augen. — „Es wird doch gut?" wiederholte sie noch einmal dringender.

„O ja. Koloristisch wird es wie alle Ihre Arbeiten famos wirken, und der Ausdruck des alten Pharisäers dort rechts ist geradezu großartig, aber — ". Er war im Begriff hinzuzufügen: „die Komposition ist Flickwerk und der Christus verzeichnet." — Doch es fiel ihm ein, daß sie auf diesem Punkt bereits etwas gereizt war und sein fortwährendes Zurückkommen darauf für eine fixe Idee hielt. Es half nichts, sie mußte schon ihre eignen Erfahrungen machen.

„Aber?"

„Wir trennen uns doch nun bald für lange Zeit, Prinzeßchen, und so wie es jetzt diese drei Jahre hindurch war, wird es nie wieder werden. Sie werden nie wieder in das Verhältnis der Schülerin zum Lehrer zu mir zurückkehren. Da möchte ich Ihnen gern noch etwas zu Liebe thun, möchte Ihnen gerade auf Ihrem ersten größeren Bilde eine kleine Erinnerung an mich mit auf den Weg geben, den Sie von nun an selbständig gehen werden."

Er sprach sehr weich, und ihr schossen die Thränen in die Augen. Die Hände eilfertig an der grauleinenen Malschürze abwischend, die sie zum Schutz des Kleides trug, lief sie zu ihm hin.

„Sie haben schon so viel für mich gethan, und ich bin schon so tief in Ihrer Schuld, daß ich nichts mehr von Ihnen annehmen darf. Kein Mensch ist je so gut zu mir gewesen wie Sie, und glauben Sie nur, daß ich Ihnen mein ganzes Leben hindurch dankbar sein werde."

„Na, na!" wehrte er, um keine rührselige Stimmung aufkommen zu lassen. „Es hat mir doch auch Spaß gemacht. Für irgend eine beliebige talentlose junge Dame hätte ich es nicht gethan."

„Niemals werde ich vergessen, was ich Ihnen verdanke," beharrte sie. „Und ich weiß auch, daß es nicht etwa die Eitelkeit ist, Staat mit mir als Schülerin machen zu wollen, die Sie dazu treibt, mir zu helfen, denn Sie stehen ja weit über solchen kleinen lächerlichen Schwächen. Es ist wieder einmal die reinste Herzensgüte."

„Nun hören Sie aber auf. Nächstens werden Sie mich als makellosen Heiligen hinstellen."

„Ja, die reinste Herzensgüte ist's. Doch eben weil ich meinen Weg selbständig machen muß, darf ich mir nicht bei dem ersten Schritt in die Öffentlichkeit helfen lassen, sondern muß ihn allein bestehen. Taugt das Bild nichts, in das ich mein Bestes hineinlege, wird es zurückgewiesen, dann habe ich meinen Beruf verfehlt, und alle Ihre Mühe und mein jahrelanges Arbeiten waren vergebens. Dann kann ich nur ruhig wieder nach Hause gehen, Küchenarbeit thun, oder die Hände in den Schoß legen."

„Unsinn! Das ist nun wieder so recht Damenart. Immer gleich Biegen oder Brechen. Jeder ernsthaft strebende Mensch lernt doch am meisten aus seinen Mißerfolgen."

„Nein, nein! Ich mache meine Zukunft von diesem Bilde abhängig. Aber es kann ja gar keinen Mißerfolg haben; ich fühle ja, daß es gut wird. Zum mindesten wird es jedenfalls angenommen werden.“

„Na, dann aber wieder an die Arbeit!“ ermunterte er, weil ihn die Lust anwandelte, dem herzigen Geschöpf einen — freilich nur ganz väterlichen — Kuß auf die schmalen, sanft gefärbten Lippen zu drücken, dessen Folgen ihm in etwas zweifelhaftem Lichte erschienen.

Sie gehorchte, aber ihrer brennend eifrigen Arbeitsstimmung gesellte sich jetzt noch ein andres Gefühl bei, die Vorahnung der Trennung von allem, was ihr lieb und vertraut geworden war. Sie hatte sich das noch gar nicht so recht klar gemacht, daß ihr in wenig Wochen dieses Atelier, diese heimische Zufluchtstätte, verschlossen sein würde. Drei Jahre hindurch hatte sie sich aus dem Elend des väterlichen Hauses hierher retten dürfen. Hier hatte sie arbeiten gelernt und innerliche Phasen durchgemacht, deren sie sich in diesem Augenblick erst recht bewußt wurde, und zu denen sie unter andern Verhältnissen vielleicht sonst Jahrzehnte gebraucht hätte.

Unwillkürlich wanderten ihre Blicke nach der Ecke, in welcher das Bild hing, vor dem sie einst verblüfft und verständnislos gestanden, und ihre Gedanken flogen zu dem Tage zurück, an dem Haidenreich ihr zuerst in freudiger Erregnng die grüne Thür enthüllte, und der dann den entscheidenden Anstoß zu allem gab, was sich seitdem in ihrem Leben ereignete. Er hatte sich von dem Bilde nicht trennen können, obwohl man ihm große Summen dafür bot; es war ihm nun einmal ans Herz gewachsen. Sie aber stand nicht mehr wie damals ratlos vor einer schweigenden verschlossenen Pforte; die grüne Thür hatte sich vor ihr aufgethan und die Kunst für sie daraus hervorgehen lassen. Roh und unbeholfen war sie hierher gekommen, und lange Zeit hindurch war ihr das Bild ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, bis ihr Auge sich an der wunderbaren Einfachheit desselben bildete, und sie die Stimmung, die darin lag, begriff, während die glänzende Technik desselben auf ihr koloristisches Empfinden nicht ohne Einfluß blieb.

Ja, davon mußte sie nun auch Abschied nehmen!

Es war das erste Mal, daß überhaupt ein Abschied an sie herantrat, ein Lebensabschnitt sein Ende erreichte. Und plötzlich fiel etwas Glänzendes, Wasserhelles auf die Palette in ihrer Hand. Wahrhaftig! Eine Thräne! Pfui doch — wie „unmännlich“!

Heimlich sah sie nach dem „Meister“ hin. Sie wäre vor Scham in die Erde gesunken, wenn er es bemerkt hätte. Aber er reinigte gerade seine Pinsel und sah es zum Glück nicht.

Ulla gab sich einen kleinen, energischen Ruck. Warum denn weinen? Das war ja der Lauf aller Dinge. Alles mußte einmal ein Ende haben. Sie konnte auch nicht bis ans Ende ihrer Tage Schülerin bleiben. Jetzt galt es, ihre ganze Kraft an dieses Bild zu setzen, und war sie erst einmal mit einem größeren Werk in der Ausstellung vertreten, so wurde ihr Name auch bekannt; dann fand sich vielleicht ein Käufer, und dann hatte sie die Mittel, sich ein eignes Atelier einzurichten; zuerst ganz klein und bescheiden natürlich, aber nach und nach —. Ihre jugendliche Phantasie schweifte ins Weite.

Nein, heute wurde nichts mehr aus der Arbeit. Es war eine innere Unruhe über sie gekommen, sie wußte selbst nicht weshalb; ein sehnsüchtiges Verlangen, sie wußte nicht wonach.

Die Fenster des Ateliers standen offen, obgleich der breite altdeutsche Kachelofen noch geheizt war, und aus dem Garten drang der kräftige Geruch frühlingsnasser Erde mit dem pfeifenden Gezwitscher der Amsel herein. Ulla horchte unwillkürlich auf das, was der Vogel sang. Von ihrem Platz aus konnte sie ihn sehen, wie er in den rosig blühenden, vom Nordwest leise bewegten Zweigen des Apfelbaums sanft hin und her schaukelte. Offenbar pfiff er ein Liebeslied, dachte wohl daran, das eigne Nest zu bauen, da alles in der Natur sich in dieser Zeit zu paaren schien. Sie hatte eigentlich noch nie so recht darüber nachgedacht, warum das so sein müsse, fand es im Grunde albern. Nach ihrer Ansicht wäre es viel besser gewesen, wenn es unter den Tieren ebensowohl wie unter den Menschen mehr allein lebende Männlein und Weiblein gegeben hätte. Die Welt war ohnehin so von Geschöpfen aller Art übervölkert, von denen immer eines dem andern das Brot fortnahm; was brauchten da immer noch neue Ehen geschlossen und neue Nester gebaut zu werden, aus denen die hilflose Brut hervorging, um den Kampf ums Dasein zu beginnen, bei dem so viele zu Grunde gingen?

Sie für ihre Person hielt nicht viel von der Ehe, hätte den Vogel da oben am liebsten zum Schweigen gebracht. Sein Gesang störte sie, und da Haidenreichs Pinselwaschungen ohnehin andeuteten, daß die Arbeitsstunden so gut wie beendet seien, erhob sie sich gleichfalls und rüstete zum Aufbruch.

Es befand sich niemand daheim, als sie das vorstädtische Häuschen erreichte, nur die Magd schalt, daß sie nicht wisse, nach wem sie sich zu richten habe, und daß kein Mensch die Stunden der Mahlzeiten inne halte. Sie war im Verlauf dieses Jahres die sechste, welche den nicht sehr einträglichen Posten in diesem Hause bekleidete.

„Richten Sie für mich an!“ sagte Ulla müde, ohne von den brummigen Reden Notiz zu nehmen. Sie war jetzt immer sehr ruhig zu Hause. Es war ihr alles gleichgültig, denn sie hatte es aufgegeben, die Dinge einigermaßen nett und geregelt zu halten, wo doch alles fehlte, um ein geordnetes Hauswesen zu führen, und nur der Zufall, je nachdem der Vater Glück im Spiel hatte, ihr hier und da spärliche Geldquellen zufließen ließ. „Wir wollen nicht auf die Herren warten.“

Hastig nahm sie, halb im Stehen, die einsame Mahlzeit ein, mit dem gesunden Appetit der Jugend, aber doch gedankenabwesend, ohne recht zu wissen, was sie aß. Dann legte sie sich ein wenig auf ihr Bett, müde von der Arbeit und dem weiten Weg. Sie fand indessen keinen Schlaf. Das Flöten der Amsel tönte ihr im Ohr nach; es war ihr jetzt, als habe der Vogel immer nur gesungen: „Abschied nehmen! Abschied nehmen!“ Und das im Frühling! —

Eine sonderbare Beklemmung schnürte ihr die Kehle zusammen. Sie sprang empor und stieß das Fenster auf.

Schon begann die sanfte Frühlingsdämmerung sich über die Stadt herabzusenken. Es war ein trüber Abend. Im Westen ballten sich Regenwolken zusammen, aber die Luft legte sich ihr feucht und lind und schmeichelnd um die heiße Stirn. Ein Abend wie geschaffen für junge, heiße, sehnsüchtige Menschenherzen, um ihre unbestimmte

Sehnsucht unter knospenden Bäumen und eben erblühendem Gesträuch in närrischen Versen und noch närrischeren Gedanken ausströmen zu lassen.

Ulla empfand die Einsamkeit in diesem Augenblick als etwas namenlos Bedrückendes. Sie hätte gern jemand zum Plaudern gehabt, und da sie keine Freundinnen besaß, denn ein inneres Instinkt hatte sie immer von den Mädchen dieses Viertels fern gehalten, wollte sie wenigstens ein wenig in den Straßen umherspazieren. Hier war sie doch von Menschen umgeben, wenn diese auch nur gleichgültig an ihr vorüberhasteten.

Aus einigen Fenstern schimmerte schon Licht. Es war ziemlich ländlich hier, obgleich verschiedene reich werdende Handwerker angefangen hatten, villenartige Häuschen auf Spekulation zu bauen, schablonenhafte Gebäude von schlechtem Geschmack, mit zweistöckiger Giebelfront und einstöckigem Seitenbau, inmitten winziger, tortenhaft hergerichteter Gärtchen, deren Mittelpunkt eine Figur aus Zinkguß oder eine große Glaskugel bildete, vor der Thür die obligate Veranda. Dazwischen befanden sich zahlreiche Gartenwirtschaften, die zumeist von kleinen Leuten besucht wurden, und in denen Kommissionäre, Pferdehändler und die Verkäufer der umliegenden Kolonialwarengeschäfte schon eine Rolle spielten. Hier und da verirrten sich auch Künstler hierher oder städtische Ausflügler, aber im allgemeinen hatte jede Wirtschaft ihre Stammgäste.

Ulla schlenderte die breite, noch ungepflasterte Gasse entlang, deren Pfützen die Lichtreflexe der roten Laternen und Gasflammen der Nachbarschaft in dunstigen, schwankenden Umrissen zurückstrahlten. Die Fenster der Wirtschaften standen zumeist auf, und mit dem Geruch von Bier und Fusel und stinkendem Tabaksqualm drang zuweilen wieherndes Gelächter hinaus auf die Straße. Noch waren die Gemüter nicht vom Alkohol erhitzt, der Abend hatte ja eben erst begonnen, aber das Mädchen fühlte sich nichtsdestoweniger von dem Rohen, Ungezügelten, das in dieser Heiterkeit lag, angewidert. Eben war es im Begriff umzukehren, als ein Trupp johlender Arbeiter des Wegs kam. Ulla drückte sich in die dunkle Ecke, welche von der vorspringenden Wand eines Wirtshauses und dem Lattenzaun des dazu gehörigen Gartens gebildet wurde, um den Trupp vorüber zu lassen.

Von hier aus konnte sie durch das Giebelfenster in die Gaststube hineinsehen, in welcher der sogenannte Honoratiorentisch sich befand. Sie hatte dergleichen zu oft gesehen, um irgend ein Interesse daran zu nehmen, aber der Ton einer bekannten Stimme fesselte ihre Aufmerksamkeit. Ihr Vater war soeben eingetreten.

Offenbar war er ein häufiger Gast hier und als Witzbold geschätzt, denn schon wie er eintrat, begrüßte ihn das wiehernde „Haha“ der Anwesenden, welches sich steigerte, als er nach kurzer Zeit, der in dem niedrigen Raum sich entwickelnden Wärme wegen, die weiße Perücke abnahm und an den Nagel oberhalb seines Platzes hängte. Dann verlangte er die Speisekarte und suchte lange darauf umher.

„Na, entschließen Sie sich endlich, Sie alter — ?“ rief der Aufwärter und schlug ihm scherzhaft mit der Spitze seines unsauberen Tellertuchs um den kahlen Kopf.

„Gemach! Gemach!“ gab er zurück, ohne sich im geringsten beleidigt zu fühlen. „Ich suche nur nach etwas besonders Poetischem. Kalbsherz, zum Beispiel, würde mich heute reizen.“

„Gedünstet oder gebraten?“

„Ein gebrochenes.“

„Gibt's nicht."

Der Aufwärter eilte weiter unter dem betäubenden Jubel der Anwesenden, weil man am Nebentisch nach ihm schrie, und Mendels rief ihm nach: „Also dann einen Mainzer Käse und Grog. Aber anschreiben!"

„Werde erst den Herrn fragen!" warf jener ihm im Vorübergehen über die Schulter zu.

Er zog inzwischen ein schmutziges Spiel Karten hervor und mischte langsam, indem er zu einer Partie aufforderte.

„Nicht begaunern!" lachte ein dicker Kerl mit aufgedunsenem Gesicht, der neben ihm saß, und gab ihm einen leichten Klaps auf die Hand. „Nehmen wir der Sicherheit halber die Karten des Wirtes."

Und Mendels schien gar nicht entrüstet, sondern meinte jovial: „Meinetwegen! Wie ihr wollt."

Unwillkürlich schüttelte sich Ulla, als sei sie mit etwas Widerwärtigem in Berührung gekommen, und lief, ihren Lauscherposten verlassend, da die Straße inzwischen frei geworden war, nach Hause. Der Spaziergang war ihr gründlich verleidet.

Zwar stand die Hausthür auf, aber es brannte nirgend Licht, denn die Magd ging nun auch ihren Vergnügungen nach. Wer sollte auch wohl hier etwas stehlen wollen. Das einzige Zimmer, welches komfortabel, ja mit einem gewissen Luxus eingerichtet war, gehörte Theodor, und der schloß dasselbe stets sorgfältig ab, wenn er ausging.

Ulla tastete sich in ihr Stübchen hinein und lehnte sich ins offene Fenster, um die Heimkehr eines der Hausbewohner abzuwarten, obwohl sie wußte, daß die halbe Nacht darüber vergehen konnte. Unmöglich hätte sie jetzt schlafen können. Die kleine vorhin erlebte Scene hatte sie in allen Fibern erregt. Niemals zuvor war es ihr so zum Bewußtsein gekommen, wie herabgekommen und entwürdigt ihr Vater sei.

Draußen wurde es allmählich stiller. Die ruhigen, arbeitsamen Leute gingen schlafen, die Unsoliden saßen noch fest in Kneipen. Einmal trieb der Hunger die einsam Wartende nach der Küche, wo sie noch einige Reste eßbarer Dinge glücklich vorfand, mit denen sie auf ihren alten Platz zurückkehrte.

Endlich knarrte die Gartenpforte. Sie spähte hinaus.

Es war nur Theodor, der solide, nüchterne Theodor, der niemals kneipte und tabagierte, der sein durch Vorlesungen und Schriftstellerei erworbenes Geld irgendwo ordentlich untergebracht hatte und anwachsen ließ, ohne den Seinen auch nur einen Pfennig mehr zukommen zu lassen, als er für Kost und Logis schuldig war.

Einer seiner Bekannten hatte ihn bis hierher begleitet und verabschiedete sich nun, um zur Stadt zurückzukehren. An der Pforte blieben sie noch einen Augenblick im Gespräch vertieft stehen. Ulla hörte jedes Wort.

„Ich wiederhole, daß ich mich nie mit Ihren Ansichten befreunden werde," sagte Theodors ölige Stimme. „Sie sehen nur im Egoismus, in der Züchtung des Ichbewußtseins das Allheilmittel und das Gemeinwohl —".

„Gewiß!" fiel der andre ein. „Nur suche ich nicht das Gemeinwohl, sondern mein Wohl*). Ich will nicht abwarten, was mir Billigkeit und Gerechtigkeit etwa im

*) Einer Stirnerschen Abhandlung entnommen. Anmerk. d. Verf.

Namen der Gesamtheit schenken, sondern ich greife zu und nehme, was ich brauche. Dächte jeder so, so würde der besitzlose Pöbel allmählich ausgerottet. Ich will persönlich frei sein, während ihr Socialisten sagt, der Egoismus sei das Hindernis der Gleichheit und darum der Feind der Freiheit."

„Das sind Stirnersche Ideen," gab Theodor zurück. „Wenn sich das Freiheitsideal bisher niemals verwirklichen wollte, so liegt das daran, daß man das ethische Band, die Brüderlichkeit, außer acht ließ. Hat das Eigentum die Menschen getrennt und die Freiheit illusorisch gemacht, so muß es dem einzelnen abgenommen und auf die Gesellschaft übertragen werden. Keiner soll haben, damit alle haben. Ich bin durchaus einer Meinung mit Dumas, welcher die Zeit herannahen sieht, in der alle Menschen sich durch Liebe zu einander hingezogen fühlen und ihr Leben aus eignem Antrieb ändern werden."

„Das sind Hirngespinste! Ist es einem Menschen, dem das persönliche Wohl nur im Kampf mit andern, die dasselbe Ziel erstreben, erreichbar ist, — ist es einem solchen möglich, diejenigen zu lieben, die er, um das von ihm erstrebte Ziel zu erreichen, unbedingt verderben muß? Sie rechnen nicht mit der Verschiedenheit menschlicher Temperamente. Mit Ihrem ethischen Klimbim werden Sie im praktischen Leben keinen Hund vom Ofen locken."

„Und trotzdem halte ich an unserm Programm fest. Verstaatlichung des liegenden Besitzes und Gründung einer neuen Gesellschaftsordnung auf Grund der Moral und der christlich-kommunistischen Lehre. Die Familie sei ein kommunistischer Staat im kleinen. Einer für alle, und alle für einen."

„Na, ich danke!" lachte der andre. „Schade übrigens, daß wir schon am Ziele sind. Ich hätte mich gern noch ein bißchen länger mit Ihnen gezankt, Sie närrischer Apostel, mit Ihrem christlichen Kommunismus. Ich muß nun wohl gehen. Schlafen sie wohl, Herr Mendels."

Ulla hätte den Davongehenden am liebsten zurückgehalten und ihm zugerufen: „Aber das sind ja lauter Lügen und Phrasen! Niemand ist in der Praxis ein größerer Egoist und Ichmensch als Theodor Mendels. Glaubt ihm doch nur nicht seine schönen Redensarten von Familie und christlich-socialem Kommunismus, ihm, der noch nie versucht hat, einem der Seinen auch nur ein winziges bißchen Glück auf den Lebensweg zu streuen."

Sie hatte immer nur Mißachtung für ihren älteren Bruder empfunden, aber in diesem Augenblick steigerte sich dieses Gefühl zur direkten Verachtung, während sie ihn die Treppe empor in sein Zimmer gehen hörte, halblaut vor sich hin singend. Offenbar hatte er wieder einmal irgendwo einen zündenden Vortrag gehalten und war sehr mit sich zufrieden.

Eine Stunde später kehrte Geerdt heim.

Ulla sprang auf und lief ihm in der Dunkelheit entgegen. Sie fühlte sich wie erlöst. Der Druck der Vereinsamung war von ihr genommen. So heruntergekommen Geerdt auch war, verband doch noch eine gewisse Sympathie die beiden Geschwister miteinander, und sie empfand so recht das Bedürfnis nach einem warmen herzlichen Wort.

Er bemerkte es nicht, daß sie auf die Veranda hinaustrat. Als er an der Pforte mit der Magd zusammentraf, die vielleicht hier auf ihn gewartet hatte. Ulla sah jetzt

an seinem Gang, daß er berauscht war, sah auch wie er mit dem Mädchen scherzte und wie dieses ihn lachend von sich stieß. Entsetzt wich sie zurück und kam halb atemlos in ihrem Stübchen an, dessen Thür sie verriegelte.

Dann, während sie sich entkleidete, fing das, was vom vernünftigen, resignierten, leidgewohnten Proletarier in ihr war, an zu räsonnieren.

Was war denn geschehen? Das war doch hier immer so gewesen. Sie hatte heute wieder einmal die Ihrigen von ihren häßlichsten, unsaubersten Seiten gesehen, aber das hatte sie doch schon oft gethan. Sie kannte sie ja im Grunde gar nicht anders; nur hatte sie früher nie darüber nachgedacht. Es war einmal so, daran ließ sich nichts ändern. Später, als ihr eigner innerer Mensch sich mehr und mehr verfeinerte, war ihr Haidenreichs Atelier ein Asyl geworden, in das sie sich aus dem häuslichen Sumpf hinüberretten konnte, um in der Kunst ein geistiges Reinigungsbad zu nehmen. Vielleicht war es nur das Bewußtsein, daß ihr dieses Asyl in kürzester Zeit verschlossen sein würde, das sie heute so außer Fassung brachte und alles doppelt scharf empfinden ließ.

Es ging ihr alles Mögliche ungeordnet durch den Kopf, und mit einem Male, wie sie sich gerade in Gedanken mit Theodor beschäftigte, kamen ihr auch die Worte wieder in den Sinn, welche Theodors Bekannter vorhin draußen gesprochen hatte. „Ich will nicht abwarten, was Billigkeit und Gerechtigkeit mir etwa im Namen der Gesamtheit schenken", hatte er gesagt. „Ich greife zu und nehme, was ich brauche. Dächte jeder wie ich, so würde der besitzlose Pöbel allmählich ausgerottet."

Ulla richtete sich straff auf und ballte die Hände. Das war ihr aus der Seele gesprochen. Sie war auch entschlossen, sich vom Leben zu nehmen, was sie brauchte, und aus den Reihen des besitzlosen Pöbels empor zu steigen.

Sich auf das Bett werfend, starrte sie mit weit offenen Augen in die Dunkelheit. Die schweren Wolkenballen draußen hatten sich in Regen aufgelöst, der sanft und Leben erweckend niederrauschte. Aber wie sie dem Rauschen und Wehen lauschte, schienen die fallenden Tropfen nnd das Klappern der Windfahne auf dem Dach immer nur denselben Refrain zu wiederholen: „Abschied nehmen! Abschied nehmen!"

IX.

Was das für eine Aufregung war während der letzten Woche vor Eröffnung der Ausstellung! Was für ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung bei all den Jungen, Aufstrebenden, Beginnenden! Allerorten, wo Künstler und Künstlerinnen verkehrten, war von nichts anderm die Rede. Man erzählte sich triumphierend, wie man schon von diesem und jenem unter der Hand wisse, er sei abgewiesen oder habe erfahren, daß das Bild irgend eines Bekannten besonders günstig oder schlecht von der Kommission gehängt worden sei, und man wurde kleinlaut, sobald die Rede auf die eignen eingesandten Arbeiten kam. Die offizielle Benachrichtigung der Annahme oder Ablehnung ging jedermann brieflich erst ein bis zwei Tage vor der Eröffnung zu, wenn auch bekannte künstlerische Größen, deren Werken das Publikum schon mit Spannung entgegensah, bereits lange vorher über das Schicksal derselben Bescheid wußten.

Haidenreich hatte sein lange angemeldetes Bild erst im letzten Augenblick hingeschickt, da er nicht im Zweifel darüber war, daß sein Name ihm einen hervorragenden Platz sichern werde; dagegen war Ullas „Zinsgroschen" von ihm pünktlich innerhalb des gesetzten Termins eingeliefert worden. Er hatte auch mit zweien der Juroren Rücksprache darüber genommen und scherzend für seine Schülerin freundliche Nachsicht erbeten, was er mit um so besserem Gewissen thun konnte, als das Bild unleugbar großes Talent verriet, trotz ebenso unleugbarer Mängel. Er beklagte es, daß sie sich an einen derartigen schwierigen Vorwurf herangewagt habe, doch sprach aus dem, was sie schließlich daraus gemacht, immerhin ein so tüchtiges Können, daß er nicht ganz ohne Hoffnung war, sie werde vielleicht doch noch die gefährliche Klippe passieren und mit in die Ausstellung hineinschlüpfen dürfen. Gar zu eifrig mochte er auch nicht für sie werben, um nicht in den Verdacht allzuwarmen persönlichen Interesses zu geraten.

Sie hatten einander kaum zwei- oder dreimal gesehen, seit ihr Bild das Atelier verließ, und sie jetzt nichts mehr darin zu thun fand. Unmerklich löste sich mit dem Augenblick zugleich die erste Schleife des Bandes, welches sie bisher miteinander verknüpfte. Ihr fehlte der Vorwand hinzugehen, nun der Unterricht aufgehört hatte.

Freilich war sie dagewesen, um ihm noch einmal für alles Gute zu danken, das er ihr in diesen drei Jahren erwiesen, aber dieser feierliche Dankbesuch hatte ein offizielles steifes Gepräge gehabt. Ulla mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um ihre innere Bewegung nicht Herr über sich werden zu lassen, und dadurch gewann ihr Benehmen etwas Hölzernes, Kurzangebundenes; und er empfand ihr gegenüber jetzt eine gewisse Verlegenheit, weil er erriet, was in ihr vorging, und gleichfalls ein wenig Rührung in sich aufsteigen fühlte. Sie war nicht mehr seine Schülerin, mit der er im Ton des Lehrers und Meisters sprechen konnte, auch nicht mehr das hübsche unerzogene Kind, mit dem er in früheren Zeiten gescherzt hatte. Er wußte den richtigen Ton nicht zu finden. Mit dem Aufhören der gemeinsamen Arbeit war etwas Fremdes zwischen sie getreten.

Ulla kam sich vor wie ein aus dem Neste gefallener Vogel. Sie wußte gar nicht, was sie den ganzen langen Tag hindurch mit sich anfangen sollte. Es war ihr unmöglich, während der fieberhaften Unruhe, in der sie sich befand, irgend eine Arbeit vorzunehmen; sie war auch gesonnen, weder Kreide noch Kohle noch Pinsel wieder zur Hand zu nehmen, wenn ihr Bild von der Ausstellungsjury zurückgewiesen wurde. Und Tag um Tag verging, ohne eine Entscheidung zu bringen.

Dabei versäumten Vater und Brüder nicht, täglich mit einem kleinen spöttischen Lächeln zu fragen: „Nun, wie ist es denn mit dem welterschütternden Kunstwerk? Noch nicht angenommen?"

Jede dieser Fragen traf sie wie ein Nadelstich, aber immer antwortete sie mit demselben hoffnungsfrohen Ton: „Ihr wißt ja, daß man die Entscheidung erst immer im letzten Augenblick erfährt."

Nun war aber endlich doch der 31. Mai gekommen. Heute mußten die Würfel fallen. Wenn der Unglücksbrief an diesem Tage nicht eintraf, war sie gerettet, dann hing ihr Bild morgen in der Ausstellung. Sie konnte es daheim nicht aushalten. Es war ihr unmöglich, der Ankunft des Briefboten ruhig entgegen zu sehen. Nun

die Entscheidung unter allen Umständen fallen mußte, wollte sie dieselbe noch um ein paar Stunden hinausschieben, und lief schon am frühen Morgen zur Stadt, um eine junge Kunstgenossin aufzusuchen, mit welcher sie durch Zufall in Haidenreichs Atelier bekannt geworden und in Verkehr getreten war.

Anita Bloome, dies war der Name des jungen Mädchens, hatte zwar ein Semester vor ihr voraus, arbeitete aber noch in dem großen Damenatelier eines bekannten Meisters und widmete sich ebenso wie Ulla dem Genre- und Porträtfach. Eine resolute Person von gutem Durchschnittskönnen, die ihren Weg mit Sicherheit in kleinen Schritten machte und sich nicht von Mißerfolgen beirren ließ; so recht ein ‚guter Kerl‘, immer bereit, andern, soweit es in ihren Kräften stand, die helfende Hand zu reichen.

„Wie steht's?" rief sie der Kommenden entgegen. „Haben Sie den grünen Brief erhalten, oder sind Sie durch?"

„Der Postbote war noch nicht bei mir."

„Und da gehen Sie aus?"

„Ja, ich will lieber noch ein wenig länger in Ungewißheit bleiben. Und Sie?"

„Da liegt der Brief! Zurückgewiesen!"

Anita sagte es mit ruhigem Achselzucken.

Ulla schlug die Hände zusammen. „Und das nehmen Sie so kühl auf?"

„Was hilft es, sich darüber zu erregen? Das ändert doch nichts an der Thatsache. Übrigens ist das zurückgewiesene Bild ein Porträt, wofür ich das kleine Honorar schon in der Tasche habe. Ich gab mich bisher der Illusion hin, daß es gut sei, aber die Zurückweisung ist sehr lehrreich für mich. Man lernt immer ganz erheblich an seinen Mißerfolgen."

„Das sagt Haidenreich auch. Aber wenn man doch nun sein Bestes an eine Sache gesetzt hat und fühlt, daß man nichts Bessers kann, dann ist der Mißerfolg ausschlaggebend; dann ist er eben ein Zeichen, daß man seinen Beruf verfehlt hat."

„Gott, was sind Sie noch jung! Man merkt, daß Sie nicht von klein auf gearbeitet haben, wie ich, die ich neben dem Kunststudium immer noch Unterricht geben mußte, um mein Leben zu fristen und mir die Möglichkeit des Studiums zu schaffen. Da habe ich auch oft gedacht, ich gäbe mein Bestes, und immer sah ich nach einiger Zeit, daß ich noch Besseres leisten konnte, und schämte mich dann schrecklich meines sogenannten Besten."

Ulla schüttelte den Kopf.

„Nein, nein! Ich bin ganz sicher, daß ich nichts Besseres kann. Wird mein Bild zurückgewiesen, dann adieu Künstlertraum."

„Nun, wir sprechen uns wohl später einmal wieder darüber. Ich wünsche Ihnen von Herzen Erfolg; wenn er sich aber diesmal noch nicht einstellen sollte, dann Kopf oben! — Wollen Sie mit mir zum Frühstück gehen?"

„Himmel! Wie können Sie jetzt nach Empfang des Unglücksbriefes daran denken zu frühstücken! Ich könnte keinen Bissen herunterbringen."

„Ach, man muß solche Dinge nur nicht tragisch nehmen! Sie sollten wirklich mit mir kommen. Ich habe da in einer nahen kleinen Restauration meinen netten soliden Stammtisch, an dem ein paar Mädchen verkehren, die wie ich auf eignen

Füßen stehen müssen und keine Häuslichkeit haben, sämtlich Kunstbeflissene, und einige ganz angenehme Künstler, gute Jungen und gute Kameraden."

Ulla dankte. Es wäre ihr unmöglich gewesen, jetzt mit fremden, gleichgültigen Menschen zusammen zu kommen, die vermutlich alle nur das eine Thema behandelten, welches die Gemüter im Augenblick erregte.

Sie lief nach Hause. Jetzt mußte es sich entschieden haben. Ihr klopfte das Herz zum Zerspringen, aber noch ganz hoffnungsfroh und freudig, und auf ihre hastige Frage an die Magd, ob der Postbote dagewesen sei, erwartete sie bestimmt eine Verneinung.

„Ja!" sagte das Dienstmädchen indessen mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt. „Da drin in der Wohnstube liegt ein Brief für Sie."

Ulla wurde leichenblaß. Ihre Kniee zitterten so heftig, daß sie kaum die paar Stufen zur Veranda empor konnte. Es war ihr, als habe sie ihr Todesurteil empfangen.

Drinnen saß der alte Mendels und hielt den unseligen grünlichen Briefumschlag in der Hand, den er, die Adresse seiner Tochter darauf gewahrend, aufgerissen hatte.

„Ist es — ist es —," sie wollte fragen: „der Bescheid von der Ausstellungskommission?" — aber es kam nur ein heiserer Laut über ihre Lippen.

„Ja!" rief er brutal. „Das ist's! Da hast du den Wisch!" — Und er schleuderte ihr das Blatt über den Tisch zu. — „Das ist also die ganze Errungenschaft deiner künstlerischen Studien, mit denen du es so wichtig hattest. Wer weiß, was du für Studien getrieben haben magst. Denn wer drei Jahre beim besten Lehrer Unterricht hat, der sollte doch wohl ein vernünftiges Bild zusammenpinseln können!"

Sie nahm mechanisch das Blatt auf, ohne zu hören, was er sagte. Von Thränen blind, versuchte sie, die wenigen geschäftlichen Zeilen zu entziffern, welche sie aufforderten, ihr Bild wieder abholen zu lassen, während der Alte fortfuhr, sie zu beschimpfen.

Er war wütend, denn im Grunde hatte er die sanguinischen Hoffnungen der Tochter geteilt und erwartet, daß ihre Kunst ihm eine Goldquelle erschließen werde.

„Was soll nun werden?" fragte er zum Schluß. „Gedenkst du bis in alle Ewigkeit mir auf dem Halse zu bleiben, ohne je einen Pfennig zu verdienen? Ich muß dir sagen, daß du, wenn ich einmal sterbe, wie ein nackter Spatz dastehst und nicht mal ein Dach über dem Kopf haben wirst."

Ulla wußte es selbst nicht, was in Zukunft aus ihr werden sollte. Sie hatte vollständig den Boden unter den Füßen verloren. Stumpfsinnig schlich sie in ihr Zimmer und saß hier viele Stunden hindurch, die Arme schlaff auf den Knieen, in sich zusammengesunken, an sich selbst und ihrem Können verzweifelnd.

Theodor kam um die Mittagszeit nach Hause. Sie hörte, wie der Vater ihm von ihrem Fehlschlag sprach, hörte auch, wie Theodor antwortete: „Das war wohl zu erwarten. Aus dem Mädel wird sein Lebtag nichts. Hätte man es angehalten Strümpfe zu stopfen und eine gute Suppe zu kochen, dann wäre die Zeit besser angewandt gewesen."

Vielleicht hatte er recht. Vielleicht taugte sie wirklich zu nichts anderm. Aber wie entsetzlich! Nicht hinaus können aus dieser Misere! Immer, immer hier bleiben müssen! Der Gedanke war unerträglich, aber er rüttelte sie wenigstens aus

ihrer Apathie empor. Sie stülpte sich den kleinen abgetragenen Hut auf den Kopf, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel zu werfen, und lief zu Haidenreich hin. Mit einem Menschen wenigstens, der Sympathie und Mitleid für sie hatte, mußte sie sich aussprechen.

Er war soeben nach einem vortrefflichen Mittagessen gutgelaunt heimgekehrt, rauchte und beschäftigte sich dazwischen mit seinen Koffern, schon allmählich Reisevorbereitungen treffend, da er in etwa acht Tagen die Stadt zu verlassen gedachte.

Beim Anblick ihres blassen verweinten Gesichtes erriet er sofort, was geschehen sei. Er hatte ja Ähnliches eigentlich immer gefürchtet; nun seine Befürchtung aber Thatsache geworden war, that Ulla ihm schrecklich leid. Er wußte ja, welche Hoffnungen sich für sie an dieses erste selbständig komponierte Bild geknüpft hatten, und wie sie gerade in dieser Zeit der ersten großen Entmutigung freund- und mittellos dastehen würde, wenn er fort ging. Er war sich auch vollständig klar, welch tüchtiger künstlerischer Kern in ihr stecke, und daß es geradezu eine Sünde sei, diesen Kern nicht von der hemmenden Schale zu befreien und voll zur Geltung zu bringen. Doch wer würde sich dieser Mühe fernerhin unterziehen? Wo sollte sie auch die Mittel hernehmen, sich alle Materialien zu beschaffen, deren sie benötigte, und die er ihr stets in freigiebigster Weise zur Verfügung gestellt hatte, ohne daß sie in ihrer Unbefangenheit allen geschäftlichen Dingen gegenüber ahnte, welcher Wert darin stecke?

Eine mitleidige Zärtlichkeit überkam ihn in diesem Augenblick. Es war ihm zu Mut, als ließe er ein eignes Kind freund- und mittellos hier zurück. Er fühlte erst jetzt, wie sehr sie ihm ans Herz gewachsen war.

„Es ist alles aus!" sagte Ulla mit einer unnatürlichen, kalten, verzweifelten Ruhe. „Sie haben mich zurückgewiesen."

„Zurückgewiesen! Wahrhaftig!" rief er, weil ihm nichts andres einfiel, und er nichts als die banalsten Trostworte fand. „Das ist doch toll! Diese Kerle! Mein armes Prinzeßchen! Aber wir wollen uns nicht daran kehren. Der nächste Wurf wird ganz sicher gelingen."

„Ich werde nie wieder den Versuch machen. Besseres kann ich nicht leisten! Wozu soll ich mich noch einmal vergeblichen Hoffnungen hingeben. Es fehlt mir eben am nötigen Talent. Ich werde doch niemals etwas erreichen."

„Unsinn!" rief er dagegen. „Sie sind eine der begabtesten Personen, die mir je vorgekommen sind. Alles können Sie erreichen, wenn Sie nur das nötige Selbstvertrauen haben. Das muß ich doch zu beurteilen wissen."

„Nein, nein! Sie wollen mich nur trösten, aber ich weiß es besser. Ich tauge zu gar nichts und muß auf halbem Wege umkehren. Alles war vergeblich, mein ganzes Studium, und Ihre ganze Mühe mit mir!"

Ulla brach aufs neue in krampfhaftes Schluchzen aus. Sie konnte nicht anders, und wenn es ihr Leben gekostet hätte.

Haidenreich war ganz bestürzt. Er sah die kleine Ateliergenossin zum erstenmal in solcher Aufgelöstheit; sie hatte sich ihm gegenüber sonst immer zusammengenommen, um keine Gefühlssimpelei zu zeigen, und in dieser Bestürzung nicht wissend was thun, um sie zu beruhigen, legte er ganz väterlich den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich.

„J, i, wer wird denn gleich so weinen!“ tröstete er. Aber hatte sie vorher noch nicht ordentlich geweint, so fingen ihre Thränen jetzt erst recht an zu fließen. Das Gesicht an der breiten Schulter des Lehrers und Freundes verbergend, wobei ihr der Hut erst auf den Hinterkopf rutschte und dann zu Boden fiel, gab sie sich dem schrankenlosesten Kummer hin.

„Wir werden den Leuten das nächste Mal schon zeigen, was wir können. Wir werden uns recht zusammen nehmen und weiter studieren. Ich würde mich ja schämen, wenn meine Schülerin, mein Pflegekind, auf halbem Wege stehen bliebe, nachdem sie das Ziel beinah schon erreicht und jedenfalls das Zeug in sich hat, es künftighin mit den Besten aufzunehmen.“

Sie schüttelte nur heftig den Kopf und klammerte sich noch fester an seine Schulter.

„Ja, wenn Sie nicht fortgingen! — Aber so —!“ klang es halb unverständlich zwischen den Falten seines Rockärmels hervor.

Ihm wurde allmählich heiß und beklommen zu Mut. Die unmittelbare Nähe des schimmernden rotbraunen Haares und der blassen, rundlich weichen Wange, der Druck der jungen festen Glieder, die sein Arm umfaßte, erregte wiederum Empfindungen in ihm, wie sie ihn während der ersten Zeit ihrer gemeinschaftlichen Atelierarbeit zu überkommen pflegten. Sein Atem ging schneller, er preßte sie unwillkürlich an sich.

Was für ein herziges, reizendes Geschöpf sie doch war! Es mußte wirklich hübsch sein, sie immer bei sich zu haben; und warum sollte er eigentlich auch nicht die Hand nach etwas ausstrecken, was ihm doch halb und halb zukam? Sie war ja sein Geschöpf; er hatte erst etwas aus ihr gemacht. Außerdem gestatteten ihm seine Verhältnisse recht gut den Luxus einer Frau, und wenn er sich bisher nicht verheiratet hatte, so lag es daran, daß die Auswahl für ihn zu groß gewesen, daß man ihm von allen Seiten zu bereitwillig entgegengekommen war. Übrigens hielt er es unter allen Umständen für eine Thorheit, wenn ein Künstler sich verheiratete und mit Familienbanden belud. Trotzdem schien es ihm in diesem Augenblick sehr süß, diese Thorheit zu begehen. Schließlich setzte sich ja das ganze Leben aus Thorheiten zusammen, von denen man nie vorher wußte, wie sie ausgehen würden.

Und derweil ihm all dies durch den Kopf ging, schob er seine Hand sachte zwischen Rockärmel und ihr Gesicht und hob dieses zu sich empor.

„Vielleicht gäbe es noch einen Ausweg, Prinzeßchen,“ sagte er halblaut. „Wir brauchen uns ja eigentlich gar nicht zu trennen.“

Ulla trocknete ihre Thränen und sah ihn erstaunt an.

„Sie wollten — Sie würden ihre Reise aufgeben?“

„Das nicht, aber ich könnte Sie mit mir nehmen.“

„Ach, das haben Sie leicht sagen, da Sie ja genau wissen, daß das nicht geht.“

„Warum nicht? Es kostet Sie nur einen raschen Entschluß. Ich verschiebe meine Abfahrt um einige Wochen; der Standesbeamte hängt uns in den Kasten, dann spricht der Priester noch den Segen über uns, und Herr und Frau Haidenreich fliegen zusammen in die Welt hinaus.“

Sie starrte ihn sprachlos mit offenem Munde an. „Das ist recht häßlich von Ihnen, Meister, jetzt Ihren Scherz mit mir zu treiben,“ meinte sie dann. „Ich weiß wohl, daß Sie mir mit solchen Witzen über das Entsetzliche hinweghelfen wollen, aber

etwas geschmackvoller hätten Sie darin doch sein können. — Nein! — lassen Sie mich nur. So etwas mag ich nicht!“

Sie entwand sich heftig seinem Arm.

„Aber es ist mir völlig Ernst, kleine Ulla. Sie sind das herzigste und reizendste Mädchen, das ich kenne, und ich kann mir nichts Besseres denken, als immer, immer mit Ihnen zusammen zu sein.“

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, lag in seinem Ton neben der Zärtlichkeit auch sehr viel Gönnerhaftes. Es war der Ton von jemand, der sicher ist, daß sein Antrag als ein großes Glück aufgefaßt und unbedingt angenommen werden mußte, und das entging ihrem feinen Ohr nicht. Nichts lag ihr ferner, als der Gedanke an Liebe und Ehe. Beides hielt sie für etwas ganz Nebensächliches im Leben, wenigstens in ihrem Leben, das bisher ein ganz bestimmtes Ziel verfolgt hatte. Sie empfand seinen Antrag geradezu als eine Beleidigung. Wie? Hielt er sie etwa für unfähig, allein weiter zu kommen? Verzweifelte er an ihrem Können, an ihrer Begabung, und wollte nun aus Mitleid, weil er ein Gefühl der Verantwortung für ihre verfehlte Karriere empfinden mochte, ihre Zukunft sichern?

Sie vergaß, daß sie selbst vor wenig Augenblicken an dem eignen Können verzweifelte und im Begriff gewesen war, mutlos die Flinte ins Korn zu werfen. An dem nur geahnten Zweifel eines andern, an der Voraussetzung, daß ein andrer sie für unfähig und unbegabt halten könne, richteten sich ihr Selbstvertrauen und ihre Energie mit einem Schlage wieder auf. Nein, sie wollte nicht aus Mitleid geheiratet sein, das hatte sie doch noch nicht nötig! Sie wollte überhaupt keinen Mann. Wozu mußte denn immer geheiratet sein? Sie war Künstlerin mit Leib und Seele, und Haidenreichs Antrag kränkte sie als solche ebenso wie als Frau, denn sie fühlte sich überzeugt, daß er sie gar nicht lieben könne. Er hatte sie immer bisher wie ein kleines Mädchen behandelt, wie einen guten Kameraden, wie sollte er nun wohl mit einem Male dazu kommen, sich in sie zu verlieben? Nach ihrer Ansicht, soweit sie überhaupt eine solche in diesen Dingen hatte, war die Liebe ein „coup de foudre“, konnte sich aber unmöglich einstellen, wenn man drei Jahre hindurch kameradschaftlich nebeneinander her gegangen war. Sie wenigstens wußte ganz genau, daß sie nichts für ihn empfand als die Verehrung und Dankbarkeit der Schülerin für den Lehrer und Wohlthäter.

Die thränenreiche Stimmung war verflogen. Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen stand sie vor ihm, und da sie zu den offenherzigsten Menschen unter der Sonne gehörte, machte sie kein Hehl aus dem, was sie jetzt eben empfand, sondern brachte alles, alles zum Vorschein, ein krauses Durcheinander von unreifen Gedanken und ganz vernünftigen willens- und lebenskräftigen Plänen, aus denen Haidenreich nur soviel entnahm, daß sie nicht aus Mitleid geheiratet sein wolle, daß sie sich mit allen Kräften der Kunst allein zu weihen gedenke, daß sie ihm in Dankbarkeit und Verehrung einen Korb gab.

Ihm lag unglaublich wenig an ihrer Dankbarkeit und Verehrung. Der „coup de foudre“ traf ihn in diesem Augenblick erst, in dem sie zürnend und lebenglühend vor ihm stand, mit voller Stärke. Mit einem Male kam eine so heftige Verliebtheit über ihn, daß er meinte, ohne sie nicht abreisen zu können. Aber vergebens bemühte er sich, ihr das klar zu machen, indem er seine ganze Beredsamkeit aufwandte. Es

schien fast, als flöße er ihr als werbender Liebhaber Schrecken ein. Sie konnte und wollte nicht an seine Liebe glauben. Schließlich wurde sie heftig, und wiederholte immer wieder: „Ich will nicht! Ich will nicht! Ich will überhaupt nicht heiraten!“

Er wandte sich grollend ab, dunkelrot im Gesicht, trat ans Fenster und trommelte, Ulla den Rücken wendend, mit den Fingern auf den Scheiben, um seine Erregung zu verbergen. Diesen Moment benutzte sie, sich still davon zu machen, nun doch etwas kleinlaut werdend.

Das war das Ende ihrer Kameradschaft und dreijährigen Arbeitgenossenschaft! Franz Haidenreich stand vor der unglaublichen Thatsache, daß er, dessen Antrag Hunderte von Mädchen beglückt und geehrt hätte, von einer kleinen namenlosen pfenniglosen Person zurückgewiesen worden war.

X.

Ulla ging heim, und es lag jetzt eine neue Elastizität in ihrem Gang, eine Festigkeit, als rüste sie sich zu moralischem Bergsteigen.

Ihre Stimmung war vollständig umgeschlagen. Sie sah ihren Weg wieder klar vor sich und fühlte die nötige Entschlossenheit in sich, ihn unbeirrt zu gehen. Der Groll gegen sich selbst, gegen das Schicksal, gegen die Jury hatte sich verflüchtigt, ja sie fand sich schon halb und halb bereit zuzugestehen, daß die letztere doch vielleicht recht gehabt habe, ihr Bild zurückzuweisen, und daß sie aufs neue alle Kräfte einsetzen müsse, um sich im nächsten Jahr den jetzt versagten Platz unter den Besten zu erzwingen.

Zu Hause fand sie die Ihrigen sämtlich im Wohnzimmer beisammen, ein seltener Fall, aus dem sie schloß, daß man über sie und ihren Mißerfolg gesprochen hatte und zusammen geblieben war, um ihre Rückkehr abzuwarten.

Als sie eintrat, richteten sich die Augen der drei Männer mit neugieriger Spannung auf sie. Geerdt war nicht daheim gewesen, als die Unglücksbotschaft ins Haus kam. Sie ging nun zu ihm hin und fragte ruhig, die Hand auf seine Schulter legend: „Du weißt es wohl schon?“

„Ja!“ rief er. „Es ist ein Skandal! Ich habe dein Machwerk zwar nicht gesehen, aber das weiß ich, daß man gegen die Ungerechtigkeit und das Cliquenwesen, die nun heute einmal alles beherrschen, machtlos ist. Das habe ich zur Genüge erfahren. Früher machte ich wohl auch noch den Versuch, verkäuflich gemalte Bilder auf die Ausstellung zu schicken, weil ich glaubte, die Ausstellung sei dazu da, auch uns jüngeren Künstlern Gelegenheit zu geben, gesehen und gekauft zu werden; aber Jahr für Jahr wurde alles zurückgewiesen! Wer einen berühmten Namen hat, der kann so viel Schund hinschicken wie er will, von dem wird's genommen, aber unsereins —!“

„Berühmte Leute haben aber doch auch einmal klein und unbekannt angefangen,“ warf sie ein.

„Dann hat es ihnen jedenfalls nicht an der nötigen Protektion gefehlt. Dir freilich hat die Protektion deines ‚berühmten‘“ — er legte eine höhnische Betonung

in das Wort — „Lehrers und Freundes auch nicht genützt. Entweder du hast nichts bei ihm gelernt, oder er hat das Interesse an dir verloren. So sind sie ja alle, diese großen Tiere, Augenblicksgeschöpfe in ihren Interessen und Freundschaften! Und du bist eine Närrin, wenn du noch irgend welche Hoffnungen darauf baust."

Geerdt sprach sehr gehässig und bitter. Im stillen hatte er die Bemühungen der Schwester mit mißgünstigen, eifersüchtigen Augen verfolgt, bereit, einen etwaigen Erfolg derselben nur Haidenreichs Protektion zuzuschreiben und ihren eignen Anteil daran zu verkleinern; nun sie aber einen Fehlschlag zu verzeichnen hatte, erregte es ihm auch die Galle.

„Ich baue ja auch keine Hoffnungen darauf!" entgegnete sie ruhig. „Entweder will ich aus eigner Kraft etwas erreichen, oder gar nichts."

„So? Und was gedenkst du jetzt anzufangen?" fragte Mendels senior inquisitorisch.

„Noch ein weiteres Jahr zu studieren und zu arbeiten."

„Und wer wird dir die Mittel dazu geben? Ich habe darauf gerechnet, daß du nun endlich einmal etwas zu deinem eignen Unterhalt beitragen würdest. Lange genug habe ich die Kosten deiner Existenz allein getragen. Das geht nicht mehr länger so."

„Bitte, gib mir noch ein Jahr Zeit. Ich habe ja nie große Anforderungen an dich gestellt."

„Ja, liebes Kind, wer steht mir dafür, daß mir in einem Jahr noch dieser alte morsche Kasten gehört? Übrigens wird es dir auch schwer werden, wieder jemand zu finden, der dich unentgeltlich unterrichtet. Dein Freund Haidenreich sucht, wie ich mir habe erzählen lassen, das Weite und läßt dich im Stich. Du natürlich hast uns das verschwiegen. Wir erfahren ja überhaupt nichts von dir."

„Ich wußte nicht, daß es euch interessieren würde. Ja allerdings, Herr Haidenreich geht auf Reisen."

„Und willst du die Gnade haben, uns vielleicht gütigst anzudeuten, wer deine ferneren Studien leiten wird?"

„Bis jetzt habe ich darüber selbstverständlich noch keinen Entschluß fassen können, will aber gleich morgen in aller Frühe mit Anita Bloome Rücksprache nehmen. Die wird mir schon einen Rat geben können."

„Wie kommt es, daß Haidenreich dir darin keinen Rat gab?" mischte sich Theodor hinein, seine kalten grauen Augen scharf auf ihr Gesicht heftend. „Er hat doch bisher soviel Zeit an dich verschwendet und soviel für dich gethan, daß es mir etwas sonderbar scheint, wenn er sich um dein ferneres Fortkommen gar nicht gekümmert haben sollte."

„Jawohl!" sekundierte Mendels senior seinem Sohn. „Da hat Theodor ganz recht."

„Überhaupt," fuhr dieser fort. „Ich muß dir sagen, daß du deine Zeit sehr schlecht benutzt hast. Natürlich spreche ich nicht von deinen Pinseleien, die wahrscheinlich nie einen roten Heller wert sein werden, aber von der Chance, welche dir das Schicksal gab. Ein reicher Mensch in den besten Jahren, ein berühmter Künstler, der offenbar einen Narren an dir gefressen hat, bietet dir die Gelegenheit, eine Eroberung zu machen, dich im jahrelangen Verkehr von deinen besten Seiten zu zeigen, ihn unmerklich mit kleinen unzerreißbaren Fäden festzuhalten; und du machst es

möglich, ihm alle Illusionen über dich zu nehmen, ihn so durchaus abzukühlen, daß er nicht einmal das Interesse hat, dir für die Zukunft in künstlerischer Beziehung die Wege zu weisen und zu ebnen."

„Wenn wir nicht bestimmt gedacht hätten, daß dieser Verkehr, der für deinen Ruf höchst nachteilig werden konnte, mit einer Heirat enden würde, hätten wir denselben unter keinen Umständen zugegeben!" warf der Vater dazwischen.

„Es ist noch die Frage, ob wir nicht Haidenreich von irgend einer Seite fassen können!" meinte Theodor weiter. „Wir bitten uns aus, daß du uns genau alles erzählst, was zwischen ihm und dir sich abgespielt hat. Keine falsche Scheu in diesem Augenblick! Vielleicht findet sich irgend ein Moment, bei dem wir ihn festhalten und in die Ehe hinein drängen können, wenn er sieht, daß ein paar entschlossene Männer hinter dem Mädchen stehen."

„Das ist ja eklig!" rief Geerdt entrüstet. „Das ist ja gräßlich gemein! Laßt doch die Hände davon."

„Aber nein!" beharrte der andre, mit den langen hageren Fingern, die alles an sich zu raffen schienen, was in ihre Nähe kam, auf dem Tisch klavierend. „Ihr seid ja allesamt unpraktische Leute. Die einzige Chance, die ein armes Mädel heutzutage hat, ist eine reiche Heirat, und haben wir bis jetzt uns die Mühe und Kosten gemacht, sie groß zu päppeln —"

„Kosten? Du?" fuhr Geerdt höhnisch auf.

„. . . . sie groß zu päppeln, so ist es ihre Pflicht, der Familie das zu vergelten. Nur wer Geld in Händen hat, kommt in die Höhe, und ein Mensch wie Haidenreich, der so sorglos mit dem Gelde um sich wirft, wäre eine wahre Fundgrube für uns. Darum wollen wir ihn doch nicht so leichten Kaufs davon lassen."

Ulla hatte förmlich den Atem über diesen Erörterungen verloren. Jetzt stemmte sie beide Arme fest auf den Tisch, hinter welchem Theodor saß, sah ihm starr mit einem Blick, in dem sich Haß und Widerwillen deutlich aussprachen, ins Gesicht und sagte langsam mit jener hellen metallischen Klangfarbe in der Stimme, die ihr immer im Moment der Erregung eigen war: „Wenn ihr es wagt, in dieser Angelegenheit auch nur einen Schritt zu thun, so springe ich vor euern Augen in den Fluß, denn diese Schande will ich nicht überleben. Und daß ihr's nur wißt: Haidenreich hat mir vorhin einen Heiratsantrag gemacht, und ich habe ihm einen Korb gegeben, denn ich will gar nicht heiraten; ich will keines Mannes geduldete, untergeordnete, von ihm genährte und gekleidete Frau sein! Ich will arbeiten und mir als Künstlerin einen Namen machen, und ich schwöre euch, daß ich das erreichen werde!"

Einen Augenblick blieben die drei Männer wie erstarrt sitzen. Sie hätten so etwas nicht für möglich gehalten. Dieses Mädchen, dieser arme kleine Teufel unterfing sich, sein Leben nach eignem Ermessen gestalten zu wollen und eine Partie auszuschlagen, die nicht allein für sie ein Glück, sondern auch für Vater und Brüder von höchstem Vorteil gewesen wäre? Dann sagte Theodor schneidend: „Du bist verrückt!"

Dies löste auch die andern aus ihrer Erstarrung. Die Worte kamen ihnen wieder, und sie überschrieen sich nun alle drei gegenseitig, um Ulla mit einer Flut der heftigsten Vorwürfe zu überschütten.

„Man darf sie nicht gewähren lassen!“ meinte Vater Mendels schließlich und schob die Perücke unternehmend zurecht. „Wer sein Glück aus kindischer Laune mit Füßen tritt, den muß man zu seinem Besten dazu zwingen. Ich werde sofort zu Haidenreich hingehen, und ihm sagen, daß das Mädel sich übereilt hat und andern Sinnes geworden ist.“

„Du wirst nichts dergleichen thun!“ entgegnete Ulla bestimmt, und die Schamröte schlug ihr wie eine Flamme ins Gesicht. „Ich gebe dir mein Wort, daß du dich selbst in die unangenehmste Lage von der Welt bringst, denn Haidenreich der mich so genau kennt, würde dir nicht glauben und dir höflichst die Thür weisen. Sollte er aber wirklich so verblendet sein, mich in dieser Beziehung für wankelmütig zu halten, so würde ich ihm klar machen, daß ich durchaus nicht andern Sinnes geworden bin.“

„Meiner väterlichen Autorität wirst du dich fügen, oder du hörst auf, aus meinem Schutz und aus dem Obdach, welches ich dir noch gewähren kann, Nutzen zu ziehen.“

„Ja, laß sie doch versuchen, auf eignen Füßen zu stehen, dann wird sie schon sehen, was es damit auf sich hat!“ hetzte Theodor.

„Das will ich auch!“ trotzte Ulla.

„Was kannst du denn, um dir dein Brot zu verdienen? Höchstens Kinderfräulein werden, oder Stütze, oder Gesellschafterin.“

„Das kann ich, ja.“

„Na, dann thu es doch! Dort ist die Thür. Wir hindern dich nicht, dein Glück auf eigne Manier zu finden. Nur das faule Herumsitzen hier muß aufhören.“

Zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß sie nicht im Ernst daran dachten, Ulla könne ihre Worte buchstäblich auffassen. Keinem von ihnen fiel es ein, daß sie das Haus wirklich verlassen werde, wie sie sich kurz umwandte und zur Thür des Wohnzimmers ging. Geerdt rief ihr noch spöttisch nach: „Viel Glück auf den Weg!“ Aber er suchte dann doch heimlich in seinen Taschen, ob er nicht irgend etwas entbehren könne, um ihr die Möglichkeit zu geben, auf eigne Hand nach irgend einer ihr zusagenden Stellung Umschau zu halten, denn zu ihren künstlerischen Fähigkeiten hatte er nun auch das Vertrauen verloren und fand es andrerseits ein vollständig berechtigtes Verlangen vom Vater, daß sie mit einundzwanzig Jahren etwas zu ihrem Unterhalt beitragen solle.

Und trotzdem hatte sie ihm unwillkürlich imponiert, wie sie so fest und frei dastand und sich so energisch wehrte, im Sumpf ihrer unerquicklichen Verhältnisse zu verkommen, ohne nach dem Auskunftsmittel der reichen Partie zu greifen, was Tausende von Durchschnittsmädchen gethan haben würden. Er beneidete sie um diese Energie und Frische, die ihm im Kampf mit der Existenz schon lange abhanden gekommen war, vermochte es jedoch nicht, ihr nachzuthun. Er verachtete auch den Vater und Theodor und konnte sich doch nicht dazu aufraffen, ihnen entgegen zu treten und die Schwester in Schutz zu nehmen. Lieber Himmel, von ihrem Standpunkt aus hatten sie ja auch recht. Es war alles so unerfreulich und häßlich. Da half nichts! Die Dinge gehen lassen, wie sie eben wollten, weiter blieb ihm nichts übrig.

Geerdt ging hinaus, weil er die erregten Reden der beiden andern Männer nicht länger mit anhören mochte, setzte sich auf die wacklige Veranda und starrte finster auf den sonnigen Gartenweg.

Da sah er Ulla in sehr gerader und aufrechter Haltung vom Küchenausgang her nach der Pforte schreiten. Er rief nach ihr, erhob sich unwillkürlich, um ihr ein wenig Geld zuzustecken und ein paar versöhnliche Worte zu sagen, aber da sie ihn nicht zu hören schien, setzte er sich wieder und schaute ihr nach, wie sie rüstig die Straße entlang ging.

Die Sonne hatte bereits schräge Strahlen geworfen, als sie das Haus verließ, und graue Abendschatten begannen über der großen Stadt zu lagern, wie sie das auf einem Hof gelegene Ateliergebäude erreichte, in welchem Anita Bloome hauste. Der Weg war weit.

Die Malerin hatte bis zum letzten Tageslichtschimmer an dem Entwurf zu einem Plakat gearbeitet, das bei ihr bestellt worden war. Anstreicherarbeit nannte sie es achselzuckend, aber dergleichen kleine Aufträge gaben ihr die Mittel, zweimal in der Woche das große Schüleratelier des berühmten Müller-Hartog zu besuchen. Außerdem gedachte sie sich eine Güte zu thun und den nächstfolgenden Tag dem Besuch der neu eröffneten Ausstellung zu widmen; sie mußte daher heute das doppelte Arbeitsquantum bewältigen.

Während sie Pinsel und Hände wusch und sich zum Ausgehen rüstete, trat Ulla ein.

Sie ließ sich nicht stören, bot der Ankommenden nur einen Stuhl und plauderte leichtherzig, zwischen Atelier und Schlafzimmer hin und her gehend. Beides war von minimalen Raumverhältnissen. Endlich fiel ihr die Schweigsamkeit des Gastes auf. Sie schlug sich vor den Kopf und rief: „Da spreche ich und spreche und frage gar nicht nach dem Schicksal Ihres Bildes! Aber ich brauche wohl nicht zu fragen? Ihr jammervolles Gesichtchen und Ihr Stillschweigen sagen mir genug. Na, nehmen Sie's sich nicht zu Herzen. Das ist den meisten von uns passiert."

„Wenn's das allein nur wäre!" meinte Ulla gedrückt. Es wurde ihr doch gewaltig schwer, jetzt frei heraus alles zu erzählen, was vorgefallen war, und die andre um Rat und Beistand zu bitten.

Aber Anita war es so gewohnt, daß Arbeitende dieserhalb zu einander kamen und sich gegenseitig thatkräftig unterstützten, daß sie nicht im mindesten bestürzt wurde oder außer Fassung geriet, sondern schon während Ulla noch erzählte, halb rittlings auf dem Zeichenstuhl hockend und sich mechanisch das Knie reibend, erwog, was wohl zu thun sei. Als nun jene aber zum Schluß berichtete, daß man ihr daheim die Thür gewiesen habe, und sie nicht mehr zurück könne und wolle, gab es ihr doch einen kleinen Ruck.

Das war ernster als sie gedacht. Unwillkürlich sah sie in ihr Schlafzimmer und überlegte, ob wohl ein zweites gemietetes Bett darin Raum finden könne. Dann ging sie eine Weile stumm im Atelier auf und nieder, bis sie plötzlich vor der andern stehen blieb.

„Können Sie Unterricht geben?"

„Ich glaube, daß ich Anfänger sehr gut bis zu einer gewissen Stufe fördern könnte. Wollen sie mir zu Schülern verhelfen?"

„Ja. Ich glaube Ihnen dies verspechen zu können. Man hat mich verschiedentlich gebeten, im Familien Privatunterricht im Zeichnen und Malen zu geben, und ich habe dies immer abgeschlagen, weil ich meine Zeit mit kleinen Illustrationsaufträgen besser verwerten kann. Aber für den Anfang wäre das Unterrichten für Sie viel-

leicht besser als gar nichts, und ich glaube, daß es mir nicht schwer werden wird, einer Schülerin von Haidenreich zwölf bis achtzehn Stunden in der Woche zu verschaffen. Das würde Ihren materiellen Unterhalt sichern. Sie wohnen natürlich bei mir."

Ulla fiel der gutherzigen Kunstgenossin um den Hals.

„Na na!" wehrte diese lachend. „Das ist doch nicht so etwas Riesiges! Meine Wirtin borgt mir sicher ein zweites Bett; das stellen wir dort statt des Kleiderschranks hin, der hier ins Atelier hineingezwängt werden muß. In meiner Stammkneipe essen wir, Frühstück besorge ich selbst. Bis Sie etwas verdienen, sind Sie für all das mein Gast, oder wenn es Ihr Gewissen bedrückt, können Sie es mir ja später wiedergeben. Das wäre abgemacht."

„Ich kann Ihnen gar nicht danken, denn jedes Dankeswort würde nicht annähernd das ausdrücken, was ich Ihnen schuldig bin, und was ich in diesem Augenblick empfinde."

„Stellen Sie sich nur die Sache nicht gar zu leicht vor. Ich sage Ihnen, es ist ein Hundeleben, talentlosen Dilettanten etwas einpauken zu müssen. Aber ein Mensch wie Sie wird schon da hindurch kommen."

Ulla nickte. „Das werde ich schon."

„Sehen Sie wohl. Jetzt werde ich mit meiner Hausfrau das Nötige bereden, denn ich bin immer dafür, den Dingen so rasch als möglich zu Leibe zu gehen, und dann an den Stammtisch!"

Sie verschwand für eine Viertelstunde und kehrte lachend und beladen mit Bettstücken zurück.

„Für heute müssen wir ein Lager hier auf der Erde improvisieren. Die Bettstelle giebt's erst morgen."

Dann gingen die beiden Mädchen nach einer nahegelegenen Winkelrestauration, wo im dürftigen Gärtchen, eingeengt zwischen hohen Miethäusern, aber doch unter freiem Himmel, ein kleiner Kreis von Menschen beiderlei Geschlechts um einen ungedeckten Tisch versammelt war. Einige aßen mit der stillen Emsigkeit von Leuten, welche den Tag über angestrengt gearbeitet haben, und denen nach körperlicher Erschöpfung die Stillung des scharfen Hungergefühls das Wichtigste ist. Andre hatten das höchst primitive Abendessen hinter sich und tranken schäumendes Bier.

Man machte nicht viel Wesens von der jungen Fremden, welche von Fräulein Bloome hier eingeführt wurde, bewillkommte sie obenhin und fuhr in der Unterhaltung fort, obwohl die Männer oft mit einem prüfenden Seitenblick Ullas hübsches Gesicht und gerade feste Gestalt streiften.

Sie begriff, das sie sich hier erst ihre Stellung zu schaffen habe, und hielt sich bescheiden zurück, zuhörend und beobachtend.

Der Ton absoluter Kameradschaft und Gleichberechtigung gefiel ihr. Hier gab es keine Überhebung der Männer den Frauen gegenüber. Jeder kam auch und ging, wie es ihm beliebte. Man machte sich weder den Hof, noch stritt man sich, doch gab es genug harmlose Neckerei und eine zuweilen übersprudelnde naive Lustigkeit, wie sie nur Menschen empfinden können, die momentan von schwerem Tagewerk erlöst sind, und das Bedürfnis haben, über die täglich wiederkehrenden kleinen Sorgen des materiellen Lebens lachend hinweg zu kommen.

Ullas schmerzende offene Herzenswunde wurde freilich oft genug schonungslos berührt, denn das Gespräch drehete sich vornehmlich um die zurückgewiesenen Ausstellungsobjekte. Aber sie fand hier so viele Leidensgenossen, welche zwar weidlich schimpften, jedoch keineswegs entmutigt oder verzweifelt schienen, daß sie schließlich anfing, ihr Schicksal auch nicht mehr so tragisch und ausschlaggebend für die Zukunft anzusehen.

Diese Art von Verkehr mit den Kunstgenossen war ihr etwas ganz Neues. Sie sah, daß Anita, welche gewiß nicht über Schönheit verfügte, in diesem Kreise eine Rolle spielte, weil man vor ihrem tüchtigen Durchschnittskönnen Achtung hatte, und ebenso wurde ihr eines der andern Mädchen, eine häßliche Person mit blassem, intelligentem Gesicht, als gesuchte Zeichnerin genannt.

„Sie sind wohl auch zurückgewiesen?“ fragte ihr Nachbar zur Linken, ein noch jüngerer Mann mit schneeweißem Haar. Er schien das als selbstverständlich anzunehmen, und Ulla fühlte sich jetzt schon nicht im mindesten beschämt mehr, diese Frage bejahen zu müssen.

„Ist es richtig, daß Sie bei Haidenreich studiert haben?“

„Ja.“

„Das war eine gute Schule; aber das Hauptstudium beginnt doch erst, wenn man unter eigner Flagge lossegelt und die eignen schlechten Erfahrungen macht. Daraus lernt man eine Masse. Wollen Sie die Malerei zum Lebensberuf machen?“

„Allerdings.“

„Es kommt mir vor, als seien Sie etwas zu hübsch dazu.“

In seinem Ton lag auch nicht der Schatten eines Kompliments, eher deutliches Mitleid, das der objektiven künstlerischen Schätzung und Erfahrung entsprang.

„Ich werde schon trotzdem meinen Weg machen.“

Ulla fühlte sich förmlich beleidigt.

„Zum mindesten werden Sie es schwerer haben als andre.“

Sie reckte sich straff empor, als wolle sie sagen: „Meine Schultern sind auch stark genug, um mehr zu tragen als andre.“ Es genügte, daß jemand einen Zweifel an ihr durchblicken ließ, um ihr sofort das Bewußtsein der Stärke zu geben.

„Ein schneidiger kleiner Kerl!“ sagte der Mann mit dem weißen Haar, als Anita mit ihrem Schützling heimgegangen war. „Stolz und eingebildet wie Luzifer. Das kennen wir. Wir haben alle so angefangen, um schließlich hier in dieser Winkelkneipe zur Ruhe zu kommen, zufrieden, wenn wir uns ernähren und kleiden können und abends ein bißchen Lustigkeit haben. Das Leben stimmt einen merkwürdig herab.“

Anita ging übrigens am folgenden Tage nicht in die Ausstellung, sondern trabte von Haus zu Haus zu bekannten und unbekannten Leuten, um Schülerinnen für Ulla zu werben. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, denn eine Masse von Menschen hatten sich schon auf Reisen begeben, aber als sie atemlos, Schweißtropfen auf der Stirn, mittags am Stammtisch erschien, rief sie triumphierend: „Sieben habe ich!“

Abends war die Zahl der eingefangenen Opfer, wie sie Anita nannte, bis auf fünfzehn gestiegen, da verschiedene Familien sich vereinigten, ihren Töchtern während der sommerlichen Ferien im Freien auf nachmittäglichen Ausflügen Unterricht im Aquarellieren und Zeichnen nach der Natur geben zu lassen. Haidenreichs Name erwies sich hierbei als eine gute Empfehlung. Sobald die Leute erfuhren, daß es sich um

eine Schülerin von ihm handle, zeigten sie sich Anitas Vorschlägen gegenüber bedeutend zugänglicher.

Das bedeutete für Ulla eine wöchentliche Einnahme von achtzehn Mark, womit sie sich ernähren und kleiden und die Materialien zu eignen Arbeiten beschaffen mußte; und es bedeutete auch für sie den Beginn eines neuen freien Lebens, dessen Schönheit sie, die Unverwöhnte, oft geradezu berauschte.

Kopfüber stürzte sie sich hinein in das Künstlerzigeunertum, dem Anita Bloome angehörte, freilich ein Zigeunertum im besten Sinn, voll Fröhlichkeit und Arbeit, voll regelloser Stunden und regelloser Häuslichkeit, voll Armut und Entbehrung. Und doch welch frischer Quell von Schönheitsbegeisterung, von Genüssen reinster und einfachster Art sprudelte hier für sie! Es lag etwas Freudiges, Elastisches in ihrer Natur, das ihr selbst die zuweilen etwas schwierigen Unterrichtsstunden mit unbegabten Schülerinnen zum Vergnügen machte. Abends am Stammtisch strömte sie dann alle diese Freudigkeit und innere Heiterkeit auf ihre Umgebung aus. Und morgens, ehe sie an ihr erziehliches Tagewerk ging, entwarf sie draußen, in irgend einem intimen, versteckten Winkelchen, farbenfrohe, leuchtende Skizzen, welche zusehends reifer und wahrer sich gestalteten. Zuweilen hatte sie einen förmlichen Farbenrausch und kleckste lustig blindlings darauf los, um sich an den Effekten, die daraus entstanden, zu begeistern.

Es freute sie auch, daß sie jetzt an der Mittags- und Abendtafel zu den beliebtesten Kameraden zählte. Nur der Mann mit den weißen Haaren irritierte sie noch zuweilen. Er wollte immer noch nicht so recht an sie glauben, besonders nicht daran, daß das Weib in ihr ganz in der Künstlerin aufgegangen sei, und prophezeite ihr, daß die letztere doch noch einmal vor dem triumphierenden Weibe die Segel streichen werde.

So harmlos gutmütig die Neckerei auch war, krauste Ulla doch jedesmal wie ein Vogel, der sich zur Wehr setzt, die Federn und versteifte sich auf der Behauptung, sie sei Künstlerin mit jeder Fiber ihres Wesens und werde nie an etwas andres denken.

Anitas Vermittelung hatte sie es zu danken, daß sie noch für ein halbes Jahr zweimal in der Woche unentgeltlich in das Damenatelier von Müller-Hartog zugelassen wurde, obgleich sie sich dazu verstehen mußte, sich den jüngeren Jahrgängen beizugesellen, um Akt zu zeichnen, worüber die älteren Schülerinnen hinaus waren. Aber sie that dies mit Eifer und intensivem Fleiß, weil sie sich der Lücke bewußt war, welche Haidenreichs Unterricht gelassen hatte. Es war keine leichte Zeit, denn gegen den Winter hin mehrte sich die Zahl der für sie zu gebenden Unterrichtsstunden. Oft war sie vom frühen Morgen an bis in den sinkenden Abend hinein beschäftigt, mußte durch Schnee und Sturm die Stadt nach allen Richtungen durchqueren, kaum Zeit findend, hastig eine Mahlzeit einzuschalten. Doch wenn ihre Kräfte nachzulassen drohten, biß sie die Zähne zusammen, und ein energisches: „Du mußt!“ half ihr über jede augenblickliche Schwäche hinweg. Sie hätte sich ja die Augen aus dem Kopf geschämt, wenn sie den Ihrigen die Genugthuung bereitet hätte, nach erfolglosem Ringen die Waffen zu strecken.

Geerdt hatte sie übrigens einmal aufgesucht, um ihr einen kleinen pekuniären Zuschuß anzubieten, aber sie hatte ihm einfach gedankt und das Geld nicht angenommen.

XI.

Was das für ein Menschengewühl war! Der Fremdenzuzug schien in diesem Jahr größer als sonst, und im Ausstellungspalast war der Zudrang am Tage der Eröffnung ganz ungeheuer. Das Gerücht, die Franzosen hätten eine Reihe vorzüglicher Sachen geschickt, hatte viel Neugierige angelockt, ebenso die Nachricht, daß die Jury der Genossenschaftsausstellung besonders streng vorgegangen, und die letztere daher in der Lage sei, erfolgreich mit den Sezessionisten zu konkurrieren.

Zwischen all den buntfarbigen fremdländischen Toiletten und Gigerlkostümen drängten sich Gruppen von einheimischen Malern und Malerinnen hindurch, wenn auch nicht mehr an langen Haaren und Schlapphüten kenntlich, denn deren Zeit ist vorüber, und die junge Generation sucht etwas darin, mit studierter Einfachheit aufzutreten — so doch an der Art zu erkennen, wie sie gestikulierten, Konturen mit dem Daumen in der Luft zeichneten, und vor den einzelnen Bildern in ihrem für Laien unverständlichen Jargon eifrig disputierten.

Bisweilen wurden sie ungeduldig, wenn ihnen das Laienpublikum gar zu beharrlich die Wege versperrte, und sie dabei Urteile mit anhören mußten, welche das krasseste Unverständnis verrieten; und das konnte man ihnen nicht verdenken.

Hier segelte eine vierschrötige Berliner Mutter mit ihren beiden Töchtern durch die menschengefüllten Säle; sie lorgnettierten alles und tadelten mit der vollen Unverfrorenheit von Leuten, die weder eine Ahnung von den Aufgaben der Kunst, noch von Technik und Stimmung haben.

„Sieh doch, Mama!“ rief die eine Tochter, vor der Kreuzesabnahme eines bedeutenden modernen Meisters stehen bleibend. „Das ist doch lächerlich, wie der Johannes dem Lieutenant Engelbert von den Dragonern ähnlich sieht.“

„Solch einen unkleidsamen Rock würde der nie tragen!“ kicherte die andre. „Und die Madonna ist häßlich! Da lobe ich mir doch die Sixtina.“

„Na, Kinder, ich glaube, wir verlieren nicht viel, wenn wir weiter gehen. Ihr sollt mir überhaupt nicht vor Nuditäten stehen bleiben. Ich für mein Teil habe diese ewigen Kreuzesabnahmen auch satt. Sieh mal im Katalog nach, Anna, wer von Berühmtheiten ausgestellt hat, damit wir unsre Zeit nicht mit Bildern verlieren, von denen kein Mensch spricht.“

Sie schoben sich weiter, ihre lauten Berliner Organe verklangen im Gewühl, und ein älteres Ehepaar ließ statt ihrer seine Kritik vernehmen.

„Findest du auch nur ein einziges vernünftiges Bild hier, Karl? Es ist ja gräßlich, wie heutzutage gemalt wird. Nichts wird mehr ausgeführt. Gott, wenn ich denke, wie schön dagegen die Gemälde von Kaulbach und von Cornelius gemalt sind!“

„Komm, wir wollen die Defreggerschen Bilder aufsuchen! Der kann doch noch was. Gabriel Max hat auch ausgestellt; überhaupt stehen im Katalog eine Masse von berühmten Namen.“

„Wenn es nur nicht so voll wäre, Karl! Mir vergeht ordentlich der Atem.“

„Ja, aber es ist doch besser, daß wir heute hergegangen sind. Wir können dann doch in Leipzig erzählen, daß wir am ersten, teuersten Tage in der Ausstellung waren, mit all den Menschen zusammen, die ein bißchen was sind und haben.“

„Nee, aber du! Des is denn doch zu arg!"

Die Frau drehte sich voll Entrüstung nach einer Gruppe von jungen Herren um, die sich rücksichtslos Bahn brach, mit der vollen Überzeugung, daß ihnen die Welt gehöre, und sie das Monopol auf Unverschämtheit besäßen.

Die Hände in den Taschen gingen sie achtlos an den bedeutendsten, stimmungsvollsten Werken vorüber und blieben breitbeinig mit eingeklemmten Augengläsern vor den zahllosen Nymphen und sonstigen badenden oder auch ohne vernünftige Veranlassung unbekleideten Damen stehen, ein Genre, in welchem die Franzosen sich hervorthaten. Diese Jünglinge machten in der großen Masse vielleicht darin eine Ausnahme, daß sie nicht nach Berühmtheiten, sondern allein nach Obscönitäten suchten.

Auch die sogenannte beste Gesellschaft war zahlreich vertreten. Herren und Damen, welche den Hofkreisen angehörten, glitten in einfachen Straßenanzügen und tadelloser Haltung mit etwas eingebogenem Kreuz und hochgezogenen Schultern flüsternd und kunstschwelgend durch die Menge, sagten hier: „Deliziös!" und dort: „Wunderbar stimmungsvoll!" oder wenn sie sportlich beanlagt waren: „Ganz famos!" und: „Es ist riesig!"

Dazwischen lächelte die berufliche Kritik still und rätselhaft vor sich hin, machte fleißig Notizen, beschäftigte sich aber auch zunächst nur mit bekannten Namen. Und in diesem Gesumme von Stimmen und Durcheinander von Menschen hatten wohl nur hier und da einzelne junge unbeachtete Menschenkinder einen reinen ungetrübten Genuß, diejenigen, welche zum erstenmal ein Bild in der Ausstellung hatten und die Freude, ihre Namen im Katalog zu sehen. Sie meinten, daß jedermann diese Namen lesen, ihre Arbeiten mit Interesse betrachten werde, und doch drängte alles nur nach den Werken berühmter Leute. Kopf an Kopf standen die Menschen hier und bewunderten pflichtschuldigst, während sich niemand darum kümmerte, daß da im Katalog stand „Ursula Mendels. Nr. 597. Strickende Hospitalitinnen." Auch sah es fast niemand, daß unter dieser Nummer 597 ein wirklich gutes, flott und breit gemaltes Bild die Porträts dreier alter, mit liebenswürdigem Humor aufgefaßter Frauen gab, die sich ein wichtiges Geheimnis anzuvertrauen schienen. Nur einzelne Fachleute und Kunstverständige blieben flüchtig davor stehen, nickten, meinten, das sei recht tüchtig gemacht, und gingen weiter, ohne die blasse schlanke Person mit dem rotbraunen Krauskopf, welche prüfend davorstand, eines Blickes zu würdigen.

Sie blieb lange hier allein, während der große Strom achtlos an ihr vorüberrauschte, und versuchte, objektiv und kühl zu kritisieren. Aber der Kopf war ihr zu leicht und schwindlig. Es schien ihr, als habe sie Champagner getrunken und sei berauscht. Ein großes Glücksgefühl durchdrang sie vom Scheitel bis zur Sohle und ließ jeden Nerv ihres Körpers vibrieren. Zum zwanzigstenmal wohl schon hatte sie den Katalog aufgeschlagen und gelesen: „Ursula Mendels. Nr. 597. Strickende Hospitalitinnen." Das Buch klappte förmlich schon von selbst an dieser Stelle auf.

Daß nur wenige einen Blick auf das Bild warfen, vermochte ihre Freude nicht zu beeinträchtigen. Sie wußte diesmal, daß es gut sei, und sah auch, daß man es eines guten Platzes wert gefunden hatte.

Allmählich fand sich doch dieser und jener von ihren Bekannten heran, um ihr die Hand zu schütteln.

„Ich gratuliere, Fräulein Mendels! Das ist ein schöner Erfolg!"

„I, nun sehen Sie mal! Da sagen Sie immer, Sie können nichts, und debütieren dann mit einem Male mit einem Bilde, über das wir alle paff sind. Die Alte da links ist famos breit und frech hingepatzt."

„Vielleicht ein bißchen zu viel Tempera. Aber damit sind die alten Meister ja auch verschwenderisch umgegangen. Übrigens sehr fein in der Farbe."

„Ja, meine Tochter, du hast dich riesig aufgerappelt!" lobte Anita, die sich auch endlich einfand. „Wenn ich bedenke, wie kindlich in der Komposition noch dein vorjähriger Zinsgroschen war, ziehe ich den Hut vor deinen Fortschritten. Das ist wirklich eine reife, fertige Sache."

„Ich hoffe doch wenigstens einen Achtungserfolg damit zu haben."

„Thu nur nicht so übermäßig bescheiden. Du weißt recht gut, daß deine alten Weiber mehr wert sind und auf der Stelle angekauft werden würden, wenn ein bekannter Name dort in der Ecke stünde. Aber jetzt frägt jeder Mensch natürlich noch: ‚Wer ist Ursula Mendels?' Im nächsten Jahr wird das schon anders sein, da wird man schon sagen: ‚Aha, das ist die, welche auf der letzten Ausstellung die famosen alten Weiber hatte!' Übrigens will ich dich nicht entmutigen, mein Kind. Niemand würde dir einen großen Erfolg mehr gönnen als ich."

Und nach und nach fanden sich fast alle Glieder des Stammtisches, an welchem Ulla mittags und abends verkehrte, hier zusammen, auch der Mann mit dem weißen Haar, und in das Lob, welches er ihr spendete, mischte er zugleich Bedauern hinein.

„Warum?" fragte Ulla kampfbereit. „Was ist da zu bedauern?"

„Weil jeder künstlerische Erfolg, den Sie erringen, Sie dem glücklichsten Beruf der Frau mehr und mehr abwendig macht. Es wird Ihnen jetzt keine Ruhe mehr lassen, bis Sie die Ihnen erreichbare höchste Staffel des Ruhmes erklommen haben. Und wenn Sie oben sind und auf uns andre herabblicken, die wir tief unten noch auf derselben Stelle herumkrabbeln, werden Sie sehen, daß das auch nichts ist, daß es doch noch etwas Besseres gibt."

Es klang eine leise Bewegung in seiner Stimme. Man munkelte von ihm, daß er einst einer großen Herzensneigung habe entsagen müssen. Daher sei ihm der leise Hang zur Sentimentalität geblieben, und das über den Dingen Stehen, das ihn keine persönlichen Freundschaften schließen, für alle nur ein allgemeines väterliches Wohlwollen emfinden ließ.

Ulla lachte und warf den Kopf zurück. „Ja, das muß schön sein, die höchste erreichbare Staffel erklommen zu haben! Aber so gut wird es mir wohl nicht werden. Wollen sehen, was sich thun läßt."

Und mit strahlenden glücklichen Augen sah sie sich im Kreise der Freunde um. Es that ihr wohl, daß sie alle gekommen waren, an ihrem ersten kleinen Erfolge teilzunehmen. Sie entbehrte jetzt nicht mehr eine Familie. Alle diese guten Kameraden und Genossinnen gaben ihr, die nach jener Richtung nicht verwöhnt war, vollständigen Ersatz. Einer freute sich an der Freude und trug an dem Leid des andern mit. Was konnte es Besseres und Idealeres geben? Sie wußte es auch dem Mann mit dem weißen Haar besonderen Dank, daß er gekommen war, ihr Bild zu betrachten, wie es sich auf der Ausstellung machte, obgleich jeder der Freunde es

schon in Anitas Atelier im Entstehen gesehen hatte. Ihm selbst war eine Arbeit, auf die er große Hoffnungen gesetzt, von der Jury zurückgewiesen worden. Halb abbittend reichte die glücklichere Kollegin ihm die Hand.

Während der kleine Kreis noch beisammen stand, kam eine neue Menschenwoge vorüber, von der sich ein Herr und eine Dame loslösten, um direkt auf Ullas Bild zuzutreten.

Die Dame suchte im Katalog, und schien erfreut, nun das Objekt ihrer Forschungen gefunden zu haben. Es war eine stattliche Frau, doch vermochten alle angewendeten und ziemlich stark aufgetragenen Kunstmittel nicht, den Verfall ihrer ehemals sicher großen Schönheit zu verdecken. Der Herr an ihrer Seite schien an der Rückenmarksschwindsucht zu leiden, warf die zittrigen Füße nur mit Anstrengung vorwärts und sprach in dem zänkischen Ton des immer von heimlich nörgelnden Schmerzen Geplagten.

„Ich begreife dich nicht, Luise!“ sagte er. „Du schleifst mich ruhelos aus einem Saal in den andern. Was suchst du eigentlich?“

„Ich orientiere mich,“ log sie. „Man muß doch zuerst einen allgemeinen Überblick gewinnen. Wir haben ohnehin nicht viel Zeit, da du deine Badekur doch bald beginnen mußt.“

„Jetzt will ich aber nach Hause! Ich habe genug!“

„Gleich.“

„Was hast du nur an dem garstigen Bild da? Alte Weiber sieht man doch wahrhaftig schon mehr als genug im Leben. Komm jetzt!“

Sie achtete nicht auf ihn, obgleich er auf die Stütze ihres Armes angewiesen war, sondern zog ihn mit sich vor die Hospitalitinnen hin, das Bild mit prüfenden, erstaunten Augen betrachtend.

„Luise, hörst du nicht?“ erhob ihr Gatte scharf und klagend abermals die Stimme. „Ich mag nicht mehr und kann nicht mehr, und dies ist ein häßliches Bild!“

„Es ist vorzüglich gemalt, mein Herr!“ sagte der Mann mit dem weißen Haar, der ihm zunächst stand, während die andern ein paar Schritte zurückgetreten waren, um dem sonderbaren Paar Raum zu gewähren.

„Wirklich?“ fragte die Dame eifrig. „Ist es gut? Hat es künstlerischen Wert?“

„Bedeutenden Wert. Das muß doch jedem, der etwas davon versteht, in die Augen springen. Übrigens —.“ Er war im Begriff hinzuzufügen: „Hier steht die Künstlerin, die es gemalt hat!“ Denn er witterte hinter dem Interesse, das die fremde Dame an dem Bilde nahm, die Käuferin. Doch ein rascher Griff von Ullas Hand, die mit scharfem Ruck seinen Arm umspannte, ließ ihn inne halten.

„Das freut mich!“ meinte die Fremde wie im Ton befriedigter Eitelkeit. „Das freut mich wirklich. Sie glauben also, daß die Malerin eine Zukunft haben wird?“

„Unzweifelhaft.“

„Was geht dich nun wieder die Malerin an?“ schalt der Kranke, der in der That dem Umsinken nahe war. „Du bist von einer schrecklichen Wißbegier und — Rücksichtslosigkeit gegen mich.“

Diesmal gab sie seinem Drängen nach und geleitete ihn hinaus, wo der Wagen wartete. Ihr Blick hatte auch Ulla gestreift, die mitten unter den andern stand,

aber das blasse intelligente Gesichtchen der schlank aufgeschossenen jungen Person, im dunkeln, schlecht sitzenden Sergekleide, der das rotbraune Gelock unter dem abgetragenen Matrosenhut beinah bis in die großen energischen Augen hing, sagte ihr nichts. Höchstens dachte sie flüchtig: „Entsetzlich mauvais genre! Wie diese Künstlerinnen alle!“ und ging weiter. Ulla jedoch hatte nach dem ersten Anschauen die Blicke nicht von der Fremden losmachen können. Sie konnte sich nicht erinnern, jene jemals gesehen zu haben, und doch kam ihr dies geschminkte, scharf geschnittene Gesicht bekannt vor. Diese immerhin noch schönen blauen Augen schienen sie wie aus weiter Ferne, wie aus traumhaftem Nebel heraus anzusehen, den ihre Erinnerung vergeblich zu durchdringen strebte. Das quälte sie und ging ihr nach.

Die Freunde hatten zur Feier des Tages ein kleines Festessen veranstaltet, das sich freilich in den allerbescheidensten Grenzen hielt, was jedoch der Fröhlichkeit keinen Eintrag that. Mehrere von ihnen hatten diesmal Arbeiten in der Ausstellung und fühlten sich gedrungen, ihrem Glück in billigem Weine und billigen Toasten Ausdruck zu geben. Ulla allein saß ziemlich schweigsam unter ihnen. Das Gesicht der Dame, die ein so angelegentliches Interesse an ihrem Bilde genommen, hatte ihr die Stimmung verdorben. Immer noch sann sie jenen blauen Augen nach. Und plötzlich kam ihr eine Erinnerung. Genau dieselben Augen hatte ja das Porträt der jungen Frau über dem Sofa im väterlichen Wohnzimmer gehabt, das sie „Mamas Bild“ zu nennen gewohnt war, und welches Geerdt einmal im Ärger von der Wand genommen und in die Ecke gestellt hatte. Seitdem war es nicht wieder aufgehängt worden.

Sie erschrak förmlich. Es war doch ein sonderbares Gefühl, zu denken, daß ihre Mutter so nahe an ihr vorüber gestreift sein könne, ohne von ihr zu wissen. Aber je mehr sie sich's überlegte, desto wahrscheinlicher erschien es ihr, daß dem wirklich so gewesen sein könne. Warum hätte jene sonst auch ein so augenscheinliches besonderes Interesse an ihrem Bilde nehmen sollen, wenn ihr der Name „Ursula Mendels“ nicht etwas Besonderes gesagt, eine Erinnerung wach gerufen hätte?

Mit welch gesuchter Eleganz die Dame gekleidet gewesen war! Ulla sah an ihrem eignen mehr als bescheidenen Anzug herunter. Sie empfand keinen Neid, denn niemand legte weniger Wert auf Kleidung und Luxus als sie, wohl aber das Bewußtsein des Kontrastes ihrer beiderseitigen Lebensstellung. Nun, wenigstens hatte sie der Mutter gezeigt, wenn jene es nämlich in der That gewesen sein sollte, daß sie verstand, sich auch eine Stellung im Leben zu schaffen, daß sie mindestens auf dem besten Wege dazu war.

„Was haben Sie, Fräulein?“ fragte der Mann mit dem weißen Haar plötzlich. „Sie sind ganz still geworden und machen ein Gesicht, als sei Ihnen etwas Unangenehmes über den Weg gelaufen.“

„Ja, Kind!“ stimmte Anita bei. „Schon seit einer halben Stunde grimassierst du vor dich hin, verziehst bald den Mund zum Lachen, bald runzelst du die Stirn. Da — trinke noch ein Glas Wein. Sauer macht lustig! Und thu nicht so, als seiest du etwas Besonderes, seit du ein Bild in der Ausstellung hast.“

Die nüchterne Alltäglichkeit dieser Worte stellte das Gleichgewicht in Ullas Stimmung wieder her. Sie sagte sich, daß vielleicht eine bloße Ähnlichkeit sie getäuscht haben könne, und wenn auch nicht, — mein Gott, was hatte sie nötig, sich

darüber aufzuregen? Frau von Zcillaghy war ihr eine völlig Fremde. Aber abends, als die beiden Mädchen nach Hause gingen, und der Mann mit dem weißen Haar, der denselben Weg hatte, sie begleitete, kam es wieder über sie wie eine tiefe Verstimmung, wie ein Unbehagen, und zu dem nächtlichen Sommerhimmel aufblickend sagte sie: „Es ist merkwürdig, daß Menschen, die an uns vorübergehen, ohne uns nahe zu treten, ohne daß wir sie überhaupt kennen lernen, oft einen Eindruck hinterlassen, der ein förmliches körperliches Unbehagen erregt.“

„Ja!“ nickte ihr Begleiter. „Wir sind immer wie auf offener See. Zahllose Schiffe gleiten an uns vorüber, von denen wir nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, und mit einem Male schauen wir scharf nach einem aus, das in einiger Entfernung von uns dahingleitet, um gleich darauf in Nacht und Dunkelheit wieder zu verschwinden. Uns ist dabei, als habe das Fahrzeug unser Glück an Bord, als sei es in erreichbarer Nähe gewesen und werde nun in unerreichbare Fernen davongetragen. Eine große Sehnsucht erfaßt uns, wir möchten uns am liebsten in die Wogen stürzen und hinterher schwimmen, und da ist es auch schon auf Nimmerwiedersehen davongeglitten. Oder es kommt ein unbekannter Schiffskörper mit vollen Segeln auf uns zu, und während wir ihm entgegensehen, erfaßt uns eine widrige Empfindung, eine Ahnung, als müsse uns die Begegnung Unheil bringen. Wir atmen auf, wenn er davonfährt, förmlich als seien wir einer Gefahr entronnen. Ich dachte es mir übrigens schon, daß Sie heute, wo sie zum erstenmal alle Hoffnungssegel gehißt hatten, eine derartige Begegnung gehabt haben müssen.“

Ulla lachte ein wenig melancholisch.

„Vielleicht war es so etwas Ähnliches.“

„Kinder, sprecht nicht so gräßlichen bilderreichen Unsinn!“ gähnte Anita. „Wir danken sehr für die Begleitung, Herr Vollbrecht, aber hier geht Ihr Weg ab, und dort der unsrige. Wir sind Manns genug, um für die paar weiteren Schritte allen Fährlichkeiten Trotz zu bieten.“

Die Mädchen plauderten dann noch bei einem Lichtstümpfchen, während sie die Nachttoilette machten. Ulla überlegte sich, daß sie eigentlich allen Grund habe, so recht von Herzen froh zu sein, und doch mischte sich ein gut Teil Wehmut in ihr Glück. Endlich, als sie schon den einen ausgezogenen Strumpf in der Hand hielt, machte sie der Freundin, auf den Bettrande sitzend, Mitteilung von der Begegnung im Ausstellungspalast.

„Na, und was weiter?“ fragte Anita. „Was geht dich denn die Frau an? Du hast keine Mutter, ich auch nicht; daran ist nichts zu ändern. Und nun thu mir den Gefallen und schlafe.“

Sie drehte sich nach der Wand um, und Ulla löschte das Licht. Nach einer Weile klang aber ihre Stimme doch noch einmal herüber: „Anita! Schläfst du schon?“

„Hm!“

„Anita, ich muß unter allen Umständen eine Berühmtheit ersten Ranges werden.“

„Schön, mein Herzchen. Wenn du das mußt, dann ist es ja gut.“

Ein paar Wochen später wurde Ulla vom Bureau der Ausstellung benachrichtigt, daß die Lotteriekommission ihre strickenden Hospitalitinnen für neunhundert Mark angekauft habe.

Das hatte sie nicht zu hoffen gewagt. Sie schwamm geradezu in einem Meer von Wonne, kam sich vor wie ein Krösus. Mit zitternden Fingern betastete sie die blauen Scheine, die ersten, welche jemals in ihrem Besitz gewesen waren und staunte: „Was soll ich nur mit all dem Gelde anfangen? Freilich, Anita, zuerst bezahle ich meine Schulden bei dir, aber dann —“

„Ich wüßte nicht, daß du mir etwas schuldig wärest. Du hast dein Stundengeld gehabt und davon dein materielles Leben bezahlt. Ich hoffe nicht, daß du mir die Beleidigung anzuthun gedenkst, mich wie eine Logiswirtin zu behandeln. Das Atelier gehört mir, und ich kann darin aufnehmen, wen ich will.“

Schließlich einigten sich die beiden Mädchen dahin, das Atelier in Zukunft gemeinschaftlich zu halten. Sie waren nun aneinander gewöhnt, und die Gemeinsamkeit der Arbeit förderte diese. Anita brachte den größten Teil von Ullas Geld auf die Sparkasse und ermunterte die Gefährtin, von nun an auch die Preise ihrer Unterrichtsstunden zu erhöhen.

„Man darf sich nicht wegwerfen!“ predigte sie aus dem Schatz ihrer Erfahrungen heraus. „Du bist jetzt eine Person, mit der sich die Zeitungsfeuilletons beschäftigen, deren Bild im illustrierten Ausstellungskatalog reproduziert wurde.“

„Wo? Wo?“ schrie Ulla. „Zeige doch. Du scherzest wohl!“

„Da!“ — Anita warf ihr den Katalog zu. — „Hast du's denn noch nicht gesehen, du kleines Schaf? Du bist wirklich immer wie aus dem Mond gefallen. — Na also!“

Die gute Seele hatte eine neidlose Freude an den Erfolgen der andern und an dem naiven Entzücken, mit dem Ulla vor jedem neuen Fortschritt staunend dastand, wie ein Kind vor dem Christbaum, als habe sie denselben nur dem Zufall und der Güte anderer zu danken. Die ältere Freundin sah es sehr gut, daß die Ateliergenossin, welche von ihr zuerst nur aus Barmherzigkeit aufgenommen worden war, sie jetzt weit überflügelte und energisch die Schwingen regte. Aber fern davon, ihr das zu mißgönnen, that sie kollegialisch alles, was in ihren Kräften stand, den Aufschwung der andern zu erleichtern.

XII.

Wie die Jahre unbemerkt vorüberrauschen, wenn das Leben von anstrengender Arbeit ausgefüllt ist!

Eines Morgens erfuhr Ulla durch einen zufällig vorsprechenden Kollegen, daß Haidenreich nach langem Aufenthalt aus Japan zurückgekehrt sei und sein altes Atelier wieder bezogen habe.

Da überlegte sie sich's erst, daß drei Jahre der Selbständigkeit hinter ihr lagen, drei gesegnete inhaltsreiche Jahre, in denen sie gearbeitet und gerungen hatte und ein gutes Stück vorwärts gekommen war. Wenn sie es sich klar machte, wie kümmerlich sie sich während der ersten Zeit hatte durchschlagen müssen, konnte sie dem Schicksal nicht dankbar genug sein. Jetzt saß sie im eignen anständig hergerichteten Atelier, gab freilich mehrmals die Woche noch nachmittäglichen Unterricht, fand aber

in Porträtaufträgen und Illustrationsbestellungen ausreichende und hoch bezahlte Arbeit, welche die Vormittagsstunden ausfüllten.

Gleich nach ihrem ersten Ausstellungserfolg, während man noch von ihr sprach, hatte sie um die Erlaubnis gebeten, die junge hübsche Hofdame der Prinzessin Max Ferdinand als Studie malen zu dürfen, und dann die gelungene Porträtskizze der jungen Dame zum Geschenk gemacht. Bald darauf war die Hofdame im Atelier der Freundinnen erschienen, um zu fragen, ob Ulla es wohl übernehmen wolle, ein Bild Ihrer Hoheit zu malen, und unter welchen Bedingungen.

Die in solchen Dingen noch gänzlich Unerfahrene stand im Begriff, einen lächerlich niedrigen Preis zu nennen, aber Anita, dergleichend wohl ahnend, machte hinter dem Rücken der Dame so deutliche Fingerzeichen, daß Ulla schließlich errötend und in der Idee, die Prinzessin zu übervorteilen, beschämt tausend Mark nannte.

Die junge Dame lächelte und erklärte, erst mit Ihrer Hoheit weitere Rücksprache nehmen zu müssen, aber man merkte es ihr an, daß sie darauf gerechnet hatte, ärger geschröpft zu werden. Dann sah sie sich jedoch bedenklich in dem engen, dürftigen Raum um, den die beiden Malerinnen miteinander teilten, und fragte, ob es denn möglich sei, daß die Frau Prinzeß hier Sitzungen haben könne.

Die Folge davon war, daß Ulla, als ihr der Porträtauftrag von hoher Seite wirklich zu teil wurde, ein eignes kleines Atelier mietete und mit billigen hübschen Korbmöbeln, Blumen und buntem Kattun malerisch ausstattete, ein Räumchen, das nicht nur Ihre Hoheit entzückte, und in welchem sie gern nach den Sitzungen aus originellen Fayencetassen den Thee nahm, sondern welches auch den Kollegen und Kolleginnen anziehend erschien, um nach der Arbeit hier zu einem Plauderstündchen einzuspringen.

Die Frau Prinzeß hatte sich übrigens höchst anerkennend und befriedigt über ihr Bildnis ausgesprochen, welches einige Zeit im Salon einer angesehenen Kunsthandlung die öffentliche Aufmerksamkeit erregte und Reklame für Ulla machte. Man beeilte sich von allen Seiten, dem Beispiel Ihrer Hoheit zu folgen. Der Name Ursula Mendels war mit einem Male in aller Leute Mund, und da man die Malerin hübsch und dabei unterhaltend und originell fand, so traten allmählich mehr Aufträge an sie heran als ihr lieb war, denn sie behielt nach ihrer Meinung nicht genug Zeit übrig, sich mit Naturstudien zu beschäftigen, denen sie doch mit einer Art Leidenschaft oblag.

Es war ihr eine Wonne, irgendwo still und unbeobachtet im Freien zu sitzen und die kleinen alltäglichen Vorgänge des gewöhnlichen Lebens in sich aufzunehmen. So recht im eigentlichsten Sinn des Wortes war sie Freilichtmalerin geworden und dahinter gekommen, daß die einfachsten Vorgänge und die einfachste Komposition gerade von intimerem Reiz und durchschlagenderem Erfolg seien, als der gesamte Symbolismus und Mystizismus im Verein mit gesuchten, künstlich berechneten und zusammengestellten historischen Vorwürfen. Ihr „Sonnenschein“, ein flachshaariges Kind, das unter Sonnenschein, im vollen Glanz des mittäglichen Tagesgestirns, die Augen mit der Hand beschattet, hatte in seiner verblüffenden, liebenswürdigen Naturwahrheit den Leuten imponiert und rasch einen Käufer gefunden.

Und während sich ihr Leben in voller künstlerischer Befriedigung auf ansteigender Bahn vorwärs bewegte, traten hier und da Nachrichten an sie heran, wie mahnende, unangenehme Boten, welche sie daran erinnerten, daß es doch noch Fäden gab, die ihre Existenz mit andern sinkenden verknüpften.

Einmal, im verflossenen Jahr war's gewesen, hatte sie in der Zeitung gelesen, daß Herr von Zcillaghy, Kammerherr Sr. Hoheit des Herzogs von ***, sich erschossen habe. Als Motiv der That sei wohl ein unheilbares Rückenmarksleiden anzusehen, welches bereits bis zur partiellen Lähmung vorgeschritten sei und noch eine lange schwere Dulderzeit in Aussicht gestellt habe. Von andrer Seite wurde freilich behauptet, daß die gänzliche Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse Veranlassung gewesen sei. Schon lange habe der Aufwand, den der Kammerherr getrieben, sein Vermögen überschritten.

Die Begegnung im Ausstellungssaal fiel ihr wieder ein. Deutlich sah sie den nörgelnden, klagenden Kranken vor sich, der sich nur mühsam weiter geschleppt hatte, und an seiner Seite die elegante, künstlich zurecht gemachte Frau, deren brutale Lebenskraft die seine siegreich überdauerte. Ulla hatte damals den Eindruck von dieser Frau empfangen, daß das Leben ihr nichts anhaben könne, daß jeder Ernst und jeder Kummer an der glatten, weltlichen, harten Oberfläche abgleiten müßten, aber wie sie sich jetzt die Situation vergegenwärtigte, kam ihr wieder die Überzeugung, daß es in dieser so ganz äußerlichen Existenz auch so manchen tragischen Moment gegeben haben werde, bis der letzte vielleicht ganz unerwartete schwere Schlag sie mitten in ihrer Weltlichkeit und Frivolität zu Boden schlug.

Ulla empfand kein Mitleid mit ihr. „Es geschieht ihr recht!" sagte sie sich mit dem unerbittlichen Gerechtigkeitsgefühl der Jugend. Sie hätte es als eine ganz falsche Sentimentalität angesehen, wenn sie sich um das Schicksal einer Mutter sorgende Gedanken gemacht haben würde, die freiwillig darauf verzichtet hatte, in dem Leben der Tochter die leitende Stelle einzunehmen, und die ihr fremd war, wie der Fremdesten eine. Nun dieses Leben so reich an Arbeit und Freundschaft geworden war, so ausgefüllt durch die Kunst, fand der Gedanke an die fremde Frau keinen Platz. Sie hatte wirklich anderes und Besseres zu thun.

Doch gab ihr diese Nachricht den Anstoß, nach langer Zeit einmal wieder das kleine väterliche Besitztum dort weit draußen in der Vorstadt aufzusuchen. Sie kehrte jetzt als fertige, selbständig dastehende Künstlerin zu den Ihrigen zurück, die nichts mehr von diesen verlangte, im Gegenteil in der Lage war, ihnen zu helfen. Das stimmte sie mild. Sie dachte daran, daß sie doch auch so manches Gute von jenen empfangen hatte, vom Vater wenigstens und von Geerdt, das bis jetzt von ihrer Seite noch ohne Gegenleistung geblieben war. Es war im Grunde gar nicht so unberechtigt von ihnen gewesen, zu verlangen, daß sie auch endlich etwas zu ihrem eignen Unterhalt beitragen solle.

Vielleicht war es dies Gefühl, das sie zu ihnen trieb, vielleicht nur die Neugier, zu erfahren, ob sie die Nachrichten über die Familie Zcillaghy gleichfalls in der Zeitung gelesen hatten. Als sie jedoch das kleine verfallene Gartenhaus erreichte, das still im Herbstsonnenschein dalag, traten ihr unwillkürlich die Thränen in die Augen, so gottverlassen traurig sah es aus. Und es war doch ihre Heimat. Hier

unter diesem morschen Dach hatte sie lustige, sorglose Kindertage verlebt, bald in Mangel, bald in Überfluß, und die ersten ehrgeizigen Träume von kommender Berühmtheit geträumt. Die Fenster standen auf, waren aber nicht eingekrampt, weil die Krampen fehlten, sondern klappten langsam auf und zu, je nachdem der Westwind sie bewegte, und zerrissene schmutzige Gardinen hingen heraus und wehten hin und her. Und zwischen all dieser Verwahrlosung welch frohe Farbenpracht. Leuchtend roter wilder Wein fiel in ungeordneten Kaskaden von der Veranda herab und verschleierte die Lücke, welche die zusammengebrochene linke Seitenwand gelassen hatte, stille weiße Sommerfäden schwebten durch die Luft, spannen sich von Baum zu Baum und webten schimmernde Netze auf dem noch taubeglänzten niedergetretenen Rasen, dessen verwilderte Bosketts reifende Berberitzen und Eisbeeren zeitigten.

Ullas Künstlerauge nahm all diese Einzelheiten wahr und sättigte sich an dem malerischen Effekt, aber ihr Herz zog sich zusammen. Die tiefe Stille beängstigte sie. Es war, als sei das alte Haus wie ausgestorben. Man hatte die Thüren weit offen stehen lassen, aber drinnen regte sich nichts. Endlich bemerkte sie auf einer Veranda, unbeschützt gegen Sonne und Wind, auf einem hölzernen Gartenstuhl eine zusammengesunkene Gestalt.

Ulla ging die Stufen empor, wobei sie sich in acht nehmen mußte, mit dem morschen Holz nicht zusammen zu brechen, und blieb vor der kauernden Gestalt stehen.

„Vater!“

Der alte Mann sah mit glasigen Augen empor.

„Ja?“

Sie glaubte zuerst, er sei betrunken, im nächsten Moment aber wurde es ihr klar, daß er einen Schlaganfall gehabt haben müsse, der ihn geistig und körperlich schwer beweglich gemacht hatte. Er kannte sie kaum, wunderte sich jedenfalls nicht über ihre Anwesenheit.

„Ich komme, um einmal zu sehen, was du machst.“

Es kam ein wenig Leben in sein Gesicht. Man sah, er gab sich Mühe, den sonst so scharf und listig arbeitenden Gedankenapparat wieder in Gang zu bringen.

„Was ich mache? Das siehst du ja. Hier sitze ich, wo sie mich früh des Morgens hingesetzt hat, und kann mich nicht regen und kann ihr nichts anthun, der infamen Kreatur. Und hungern läßt sie mich, und die Sonne scheint mir so ins Gesicht. Und das Haus kommt unter den Hammer.“

Er sprach schwer und undeutlich.

„Wie kommt es, daß du allein bist? Wo sind die Brüder?“

„Fort.“

Sie rückte ihn mit kräftigem Arm aus der Sonne, welche blendete, ohne doch zu wärmen, und schlug die schützende Decke um ihn, die herabgeglitten war.

„Wieso fort? Theodor ist doch wohl nur in die Stadt gegangen?“

Mendels machte einen Versuch zu lachen, und dabei verzog sich sein Gesicht auf schreckliche Weise.

„Theodor, der große Sozialist und Volksbeglücker, hat den Mantel gewechselt, hat eine Staatsstellung angenommen, eine Professur in Norddeutschland, und liest jetzt über Nationalökonomie, glaube ich. So pflegen die Sozialisten meist zu enden.“

„Und Geerdt?"

Der Alte machte eine unbestimmte Handbewegung durch die Luft und dann über die Stirn hin. Offenbar konnte er sich nicht erinnern, wo sein jüngster Sohn zur Zeit sei, oder es verließ ihn wieder die Fähigkeit, klar zu denken. Er wiederholte nur noch einmal halb mechanisch: „Und das Haus kommt unter den Hammer."

„Möchtest du etwas haben, Vater? Hättest du Appetit auf etwas Besonderes?"

„Ja — Schnaps oder heißen Kaffee. Mir ist kalt, immer so kalt. Ich glaube, sie hat mir kein Frühstück gegeben."

Ulla ging ins Haus. Sie kannte ja jeden Winkel, kramte im Speiseschrank, brachte das glimmende Feuer im Herd wieder in Gang und kochte den Kaffee auf der alten blechernen Maschine, die so viele Jahre schon gedient hatte.

Es freute sie, dies alles wieder einmal thun zu können. Sie hatte die Künstlerin in diesem Augenblick beiseite gelegt und war wieder ganz Haustochter geworden, die sich bemühte, allerlei Unzulängliches zusammenzubringen.

Als sie dem Alten den heißen Kaffee brachte, sah er sie prüfend an, als werde ihm erst jetzt recht klar, daß es seine Tochter sei, und fragte: „Wo kommst du eigentlich her?"

„Direkt aus meinem Atelier, Vater. Ich wollte einmal nach dir sehen. Ich wäre schon früher gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß man dich so allein gelassen hat."

Sie saß neben ihm, hielt ihm die Untertasse und streichelte sanft den gelähmten linken Arm, während er mit der Rechten die Obertasse zum Munde führte. Das ging ihm auf die Nerven. Er fing plötzlich an zu weinen, herzbrechend und kindisch, und sagte dazwischen kläglich zum drittenmal: „Weißt du schon, daß das Haus unter den Hammer kommt?"

„Wann?"

Er konnte es nicht sagen, und sie fing an zu glauben, daß dies eine fixe Idee von ihm sei. Die Dinge waren hier schon so viele Jahre hindurch gegangen, niemand wußte wie, ohne irgend eine feste Basis zu haben, daß es ihr schwer fiel, sich vorzustellen, dies könne auch einmal ein Ende finden. Sie begann ihm beruhigend zuzureden und dann von diesem und jenem zu erzählen, um seine Gedanken abzulenken, von sich und ihren Arbeiten und Erfolgen, und wie sie nun recht gut in der Lage sei, für ihn zu sorgen.

Er bemühte sich, ihr aufmerksam zu folgen und lachte hier und da vergnügt, verzog wenigstens das schiefe Gesicht dazu. Mitten in ihre Unterhaltung hinein kam die Magd, die einen Vormittagsspaziergang in die Nachbarschaft unternommen hatte und nun, Ulla nicht kennend, Miene machte, patzig und grob zu werden. Aber die junge Dame war keineswegs gewillt, Respektlosigkeiten ruhig hinzunehmen, und trat so bestimmt auf, daß das Mädchen ganz kleinlaut wurde und dann die an sie gestellten Fragen artig beantwortete.

Ja, es war schon richtig. Am kommenden Donnerstag sollten Haus und Mobiliar verauktioniert werden. Man habe an den Herrn Professor geschrieben, er möge den Herrn Vater doch abholen kommen, da dieser unfähig sei, für sich selbst fernerhin zu sorgen, aber der Herr Professor habe bislang noch nichts von sich hören

lassen. Und der Herr Kunstmaler sei schon vor einem Vierteljahr abgereist, um an irgend einem Panorama mit zu arbeiten, sie wußte jedoch nicht zu sagen, wohin.

Noch an demselben Abend war die Magd abgelohnt, das Häuschen verschlossen, und der alte Mendels auf Ullas Kosten in einem hübschen Zimmer des städtischen Siechenhauses untergebracht.

Er tobte und schimpfte, als man ihn wegbrachte, wollte nicht aus seinem Eigentum heraus und fand sich doch schließlich mit stumpfsinnigem Staunen in die neuen Verhälnisse. Es machte ihm offenbar Spaß, daß die Tochter nun täglich kam, um nach ihm zu sehen, ihn zu unterhalten, ihm Kleinigkeiten mitzubringen. Besonders freute er sich immer, wenn sie ihm kleine blanke Geldstücke schenkte, die er stets eilig in den Taschen verbarg, in der Angst, die Wärter könnten sie ihm nehmen, wenn er nicht auf der Hut sei.

Wenige Monate später war er tot.

Sie begruben ihn an einem kalten Januartage voll Frost und Raureif, an einem Tage, an dem die Sonne sich vergeblich bemühte, den gelblich violetten Dunst zu durchdringen, der über der Erde lagerte.

Ulla folgte allein dem Sarge. Die Brüder hatten sich mit Unabkömmlichkeit entschuldigt. Sie war traurig. Ihr Herz hatte sich während der letzten Monate an dieses eine Wesen geklammert, das ihrer Fürsorge und Liebe anheimgegeben gewesen, und der Tote dort nahm ein Stück ihrer Vergangenheit, ein gutes Teil ihres Lebens mit ins Grab. Sie stand doch sehr einsam da und meinte, so bald nicht über diesen Verlust hinwegkommen zu können.

In der That ging es ihr einige Wochen hindurch nah. Dann traten die Anforderungen des Lebens wieder überwältigend an sie heran, die Arbeit, die Schülerinnen, die Kameraden, und wie der Frühling kam, erschrak sie zuweilen, wenn sie ihr Trauerkleid ansah und daran dachte, wie schnell doch die armen Toten vergessen werden, die da draußen liegen müssen, wo man sie hinlegt, die sich niemand in Erinnerung zu rufen vermögen.

Alles dies ging ihr wieder durch den Sinn, während sie sich die letzten drei Jahre der Selbständigkeit ins Gedächtnis zurückrief. Haidenreichs Heimkehr hatte sie in diese Rekapitulation hineingetrieben. Jetzt fuhr ihre Hand ein wenig ratlos durch die lockigen Stirnhaare. Herrgott, ja! Sie freute sich wirklich, daß er wieder da war, sie brannte darauf, ihm ihre Fortschritte mit Stolz zu zeigen, von ihren Erfolgen zu erzählen, denn schließlich verdankte sie in erster Linie ja alles nur ihm. Aber zugleich empfand sie doch eine große Verlegenheit bei der Erinnerung an die Art, wie sie auseinander gekommen waren.

Sie wußte nicht, wie darüber hinwegkommen, wußte nicht, ob es an ihr sei, den ehemaligen Lehrer und Wohlthäter aufzusuchen, oder ob sie warten müsse, bis er es angezeigt fand, ihr einen Besuch zu machen. Wenn es nur an ihr gelegen hätte, so würde sie mit tausend Freuden den alten unbefangenen, kameradschaftlichen Ton wieder angeschlagen haben, aber nun mußte sie doch wohl abwarten, wie er sich ihr gegenüber zu stellen gedachte.

Und so vergingen acht Tage, ohne daß er Miene gemacht hätte, sie zu sehen.

Jemand erzählte ihr, daß Haidenreich eine Kollektion japanischer Aquarelle im Kunstverein ausgestellt habe, die außerordentlich schön sei, und den ganzen Vormittag

hindurch während der Arbeit kämpfte sie mit dem Verlangen, hinzugehen und sie anzusehen, zugleich aber mit einer gewissen verlegenen Scheu, allzuviel Interesse an ihm zu verraten. Schließlich ging sie doch.

Die Sammlung befand sich in einem der Seitenzimmer und hatte eine große Anzahl von Neugierigen angelockt. Ulla war entzückt, studierte und genoß jede Einzelheit, konnte sich nicht satt sehen an dieser originellen Farbenpracht. Ja gewiß, Haidenreich war ein großer Künstler! Sie bewunderte ihn aufrichtig und fühlte dabei den brennenden Ehrgeiz in sich aufsteigen, es ihm gleich zu thun. Und während sie noch in diese Blätter vertieft dastand, ging es wie ein besondres Flüstern durch die Anwesenden. Man trat zur Seite, hier und da wurde gegrüßt. Ulla sah sich um und wich dann langsam gegen eine Seitenthür zurück.

Von dem Treppensaal her war Haidenreich in das kleinere Gemach getreten. Er machte einer ungewöhnlich schönen eleganten Frau, welche lässig neben ihm her ging, die Honneurs des Hauses und schien sehr beflissen dabei, so daß er nur zerstreut die ihn geltenden Grüße erwiderte und von den sonst noch Anwesenden kaum jemand wirklich bemerkte.

Ulla fühlte, wie ihr Gesicht brannte. Am liebsten wäre sie froh zu dem alten Freund und Lehrer hingelaufen und hätte gerufen: „Hier bin ich! Und ich freue mich so furchtbar, daß Sie wieder da sind!“ Aber sie konnte ja nicht wissen, wie er das jetzt aufnehmen werde, sie empfand ihm gegenüber eine große Unsicherheit. Obenein wäre es ihm in diesem Augenblick vielleicht geradezu störend gewesen, da die schöne Frau an seiner Seite ihn vollständig in Anspruch zu nehmen schien.

Sie trug einen perlgrauen Herbstmantel mit breit überfallendem Kragen und reichem Straußenfederbesatz, auf dem Kopf ein Wunder von einem Hut, der ein halbes kleines Vermögen gekostet haben mochte; ihre seidenen Unterkleider rauschten, während sie über den teppichbelegten Fußboden hinglitt. Es schien fast, als seien die beiden neuerdings auf Reisen zusammengetroffen und hätten gemeinschaftliche japanische Erinnerungen. Der Raum war eng genug, um jedes Wort zu verstehen, das sie miteinander sprachen, denn sie hielten es nicht der Mühe wert, ihre Stimmen zu dämpfen. Hier und da wiesen sie auf ein bestimmtes Blatt, lachten dabei und erinnerten sich kleiner Vorgänge während seines Entstehens. Auch die Heimreise nach Deutschland mußten sie gemeinsam gemacht haben, denn sie sprachen davon, wie sie auf dem Schiff die Sammlungen geordnet hatten.

Haidenreich sah so ziemlich aus wie früher, nur ein wenig sonngebräunter war er geworden, und die Haare hatten sich noch etwas mehr gelichtet. Aber sein behagliches Embonpoint war nicht vermindert, und die hellen Augen, denen die stark aufwärtsgebogenen Wimpern etwas besonders Offenes, Anziehendes gaben, blickten noch ebenso lebensfreudig in die Welt wie früher. Unwillkürlich mußte Ulla immer mitlächeln, wenn er lächelte, das war so ansteckend. Als er sich nun aber bückte, um seiner Begleiterin das herabgefallene Taschentuch aufzuheben, und dabei eine Wendung in das Zimmer hinein machte, zog sich die stille Beobachterin hastig aus dem Thürrahmen, in dem sie bis jetzt gestanden hatte, zurück. Nicht um die Welt hätte sie jetzt von ihm erkannt sein wollen, und sich in ihrem blauen losen Kittel mit zerbolztem Hut und abgetragenen Handschuhen neben jener eleganten Frau zeigen mögen.

Während des ganzen Tagesrestes bemühte sie sich vor sich selbst, in eine recht heitere frische Stimmung hineinzukommen, und sich in der Erinnerung an die eben gesehenen Aquarelle zu freuen, aber eine leise Verstimmung wollte sich doch immer wieder einstellen. Sie begriff es gar nicht, daß Haidenreich ihr die Abweisung von vor drei Jahren noch nachtragen konnte, denn daß er das that, dafür sprach dies absichtliche Fernhalten. Wie hätte er sonst so lange Zeit verstreichen lassen, ohne sich wenigstens nach ihr zu erkundigen, die doch in künstlerischer Beziehung recht eigentlich sein Geschöpf war! Ob er vielleicht doch darauf wartete, daß sie zuerst zu ihm kam? Sie wollte die Frage einmal ganz offen den Freunden vorlegen. Gegen Abend pflegte ja immer einer oder der andre vorzusprechen.

Und dann fand sie doch nicht den richtigen Moment dazu, obgleich, wie gewöhnlich nach Schluß der Arbeitszeit, mit der beginnenden Dämmerung Anita und dann nach und nach noch zwei andre Künstlerinnen sich einstellten, um mit Ulla gemeinschaftlich an den Stammtisch zum Abendessen zu gehen und vorher ein vertrauliches Geplauder im Zwielicht zu haben. Ulla dachte ungeduldig, daß sie am liebsten mit dem Mann mit dem weißen Haar ein offenes Wort gesprochen hätte. Doch der kam nicht; nun gerade heute nicht, wo er gebraucht wurde.

Sie hörte nur mit halbem Ohr zu, wie eines der Mädchen erzählte, daß die Stellung des artistischen Leiters einer viel gelesenen Frauenzeitung frei geworden sei, und daß man vielleicht gut thäte, sich darum zu bewerben.

„Es wäre nur das eine zu bedenken, daß man dann auf eigne Arbeit verzichten müßte," meinte Anita.

„Ach was! Das wäre auch kein Schade. Mir ist etwas Festes bei positiver regelmäßiger Arbeit lieber als dies Hangen und Bangen um Aufträge, dies Niewissen, ob man den nächsten Monat über noch existieren kann."

„Auf die Stelle bei der Frauenzeitung hin könnte man sich vielleicht sogar verheiraten?"

„Bist du denn verlobt?"

„Na halb und halb. Ich für meine Person bin dafür, daß ein Frauenzimmer sich unter allen Umständen verheiraten soll, wenn sich ihr irgend etwas Annehmbares bietet. Man weiß dann doch, warum man lebt, und hat einen festen Wirkungskreis."

„Esther Petersen hat sich auch vergangenen Monat verheiratet mit einem Witwer. Drei Kinder sind da; aber sie meint, die Plackerei mit ihnen sei immer noch besser, als die Plackerei mit den Atelierarbeiten ohne sicheren Hintergrund."

„Ja, da hat sie recht. Und ein bißchen Glück will man doch auch im Leben. Immer für sich selbst sorgen müssen, das kommt einem schließlich zum Halse heraus. In einer sichern, ruhigen Häuslichkeit unterducken können, das ist besser, als zehn kleine künstlerische Erfolge, besonders für unsereine, die kaum jemals einen wirklichen vollen Erfolg erreicht."

„Ein bißchen Liebe muß aber doch auch dabei sein."

„Natürlich! Ein kleines nettes Häusel und einen Mann, den man lieb hat, dann wäre man ja befriedigt."

„Und einen kleinen Garten dazu, wenn man sich schon 'mal was wünschen soll."

„Na, es wird wohl immer bei dem frommen Wunsche bleiben."

Ulla hörte all dem still zu. Was für ein enges, kümmerliches Glück das war, das die sich da ausmalten! Es benahm ihr förmlich den Atem, nur daran zu denken. Sie hätte die Arme ausbreiten und die Brust dehnen mögen einer unnennbaren, unbestimmbaren Weite und Größe entgegen, und da sprachen diese von „einem netten kleinen Häusel, einem Gärtchen, einem Ehemann, für den man wirtschaften und kochen müsse“, als von dem Begriff irdischer Seligkeit.

„Das hätte ich wirklich nicht von euch gedacht, Kinder,“ brach sie endlich los, „daß ihr so albern sprechen könntet. Wolltet ihr wirklich die Kunst ganz aus euerm Leben hinaus lassen und euch damit begnügen, Strümpfe zu stricken, Suppe zu kochen und Kinder zu warten? Das kann nicht euer Ernst sein! Wir haben uns doch ganz andre Ziele gesetzt!“

„Du hast gut reden, du!“ meinte Anita halb melancholisch, halb im Scherz. „Du hast schon etwas erreicht und wirst noch mehr erreichen, denn die Woge des Glücks hat dich rasch empor getragen. Aber wir andern, die wir immer auf halber Höhe stehen bleiben werden, wir würden gern irgendwo unterschlüpfen, wenn uns ein sicheres Winkelchen geboten würde; was uns nicht hindert, ganz ruhig und tapfer weiter zu arbeiten, so lange wir kein solches Winkelchen gefunden haben.“

„Wenn man dich so hört, sollte man wirklich meinen, du seiest dazu geschaffen, dich sklavisch unter die Verhältnisse zu beugen.“

„Ja, man ist einmal so, wie man ist.“

„Wißt ihr, Kinder, ich bin hungrig. Kommt zum Abendbrot!“

„Was wirst du essen?“

„Ich habe auf Eierkuchen mit Speckſalat Appetit.“

„Kann ich heute nicht erschwingen.“

„Na, Ulla, komm nur auch von deiner Höhe herunter! Es ist Zeit, daß wir gehen.“

Nein! Um keinen Preis hätte sie jetzt die Frage erörtern können, welche sie beschäftigte. Aber immer, wenn es während der nächsten Tage an ihre Ateliertür klopfte, zuckte sie unwillkürlich zusammen und dachte jedesmal: „Das ist nun Haidenreich!“ Und allemal war es der Briefträger, oder ein Kollege, der etwas geliehen haben wollte, oder ein Modell, das sich anbot. Schließlich that sie den Gedanken ganz von sich, daß er überhaupt noch kommen werde. Vielleicht hatte er recht. Vielleicht war es taktvoller so, nach dem, was vorgefallen war, aber es schmerzte sie, daß er von ihr als Künstlerin keine Notiz nahm. Endlich dachte sie trotzig, daß sie ihn schon zwingen werde, von ihrer Kunst wenigstens Notiz zu nehmen.

XIII.

Eines Tages, als sie ihn am wenigsten vermutete, kam er aber doch.

Ulla stand gerade mitten im Atelier, die Ärmel aufgestreift, daß die schönen kräftigen Arme beinah vollständig entblößt waren, und spannte die Leinwand zu einem neuen Bilde, welches sie für die nächste Ausstellung zu malen gedachte, auf den Rahmen. Im ersten Augenblick meinte sie, es sei der bestellte Tischler, und rief:

„Herein!“ ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. Dann wurde sie ihres Irrtums gewahr, warf Hammer und Nägel fort und blieb wortlos, mit herabhängenden Armen und zurückgeworfenem Kopf, lächelnd und errötend, ein Bild der Überraschung und Verlegenheit, stehen.

Er kam nicht allein. Die schöne Frau, welche er letzthin im Kunstverein herumgeführt hatte, begleitete ihn, und nach ein paar Begrüßungsworten, die ein wenig zu gewählt und hastig herauskamen, sagte er: „Die Damen gestatten, daß ich Sie mit einander bekannt mache? — Frau von Urbin, — Fräulein Mendels.“

Frau von Urbin sprach nun sehr gewandt und anmutig die Bitte aus, sich im Atelier einer Künstlerin umsehen zu dürfen, die in letzter Zeit so viel von sich reden gemacht habe. Sie sei Herrn Haidenreich sehr dankbar, der ihr den Cicerone durch die verschiedenen Werkstätten hiesiger Berühmtheiten mache, und sie habe ihn eigens gebeten, sie hierher zu geleiten, nachdem sie gehört, daß Fräulein Mendels seine Schülerin gewesen sei. Aber es bedürfe doch noch immer der besonderen Erlaubnis und des liebenswürdigen Entgegenkommens von seiten der Atelierinhaber, um den vollen Genuß von diesen Besuchen zu haben.

„Ich bedaure, im Augenblick so wenig hier zu haben, gnädige Frau!“ sagte Ursula, wider Willen steif und zurückhaltend werdend. „Wenn es Sie interessiert, das halbfertige Bild einer Dame aus hiesigen Hofkreisen zu sehen — bitte!“ — Sie zog die Staffelei mit dem noch unvollendeten Porträt, die in die Ecke geschoben war, um Raum zu schaffen, hervor und in günstiges Licht. — „Außer diesem Bilde könnte ich Ihnen nur meine Skizzenmappe zur Disposition stellen.“

Sie empfand die Worte der Fremden, daß diese Haidenreich gebeten habe, mit ihr hierher zu gehen, wie eine Kränkung. Also freiwillig und allein wäre er nicht gekommen! Hatte sie denn das wirklich verdient? Auch fühlte sie instinktiv aus der Art der andern etwas Protegierendes heraus und setzte sich innerlich dagegen zur Wehr.

„O, die Skizzenmappe! O ja, bitte! Das wäre höchst interessant!“ sagte Frau von Urbin, die langsam, in den Hüften sich wiegend, im Atelier umherging und durch die langgestielte Lorgnette die farbigen Studien und Aquarelle betrachtete, welche nur mit Zeichenstiften befestigt, die Wände bedeckten. Dann blieb sie vor dem Damenporträt stehen, erging sich in lauten Ausdrücken lebhaftester Bewunderung, die von Ulla kalt und schweigend entgegengenommen wurden, und fluderte wieder weiter herum, ohne etwas recht eigentlich ordentlich zu betrachten, aber doch über alles geläufig und liebenswürdig sprechend. Dabei sah sie bildschön aus. Die frische, schon winterliche Luft hatte ihr Gesicht mit zartem Rot überhaucht, und wie sie lächelte und plauderte, konnte sich Ulla des Wunsches nicht erwehren, das schöne Gesicht zu einer Farbenstudie verwerten zu dürfen.

Sie öffnete eine ihrer Skizzenmappen und breitete den Inhalt zur Ansicht auf dem Tisch aus. Frau von Urbin blätterte auch pflichtschuldigst darin umher, doch recht zerstreut im Grunde, denn immer wieder beugte sie sich dazwischen lebhaft zu Haidenreich hin und suchte ihn mit irgend einer lachenden Bemerkung von dem Interesse abzulenken, das er zur Schau trug, sobald die Mappe geöffnet worden war, während er sich vorher so zurückhaltend, ja beinah verlegen benommen hatte, daß es die Fremde, der ehemaligen Schülerin gegenüber, in Erstaunen setzte.

„Warum zeigen Sie uns nicht die Studien zu Ihrem ‚Sonnenschein‘?“ fragte er mit einmal unvermittelt.

Sie errötete.

„Was wissen denn Sie davon?“

„Oho, Sie glauben doch nicht etwa, ich hätte drüben keine heimischen Zeitungen gelesen? Ich bin über alles orientiert, was inzwischen auf künstlerischem Gebiet in der Heimat vor sich ging.“

Ulla kramte hastig vor, was sie an Studien besaß. Sie war jetzt ganz Leben und Eifer. Es machte sie stolz, ihm zeigen zu können, was sie inzwischen geleistet hatte. Sie wußte, daß er das vollste Verständnis für alle diese Blätter besaß, und wartete strahlend und lächelnd, daß er ein Wort der Anerkennung sagen solle. Aber das Wort wollte nicht kommen. Er nickte nur ein paarmal vor sich hin, wandte sich an Frau von Urbin, machte sie auf Verschiedenes in diesen Entwürfen aufmerksam, und fragte dann wieder: „Nun? Und die Studien zu den strickenden Hospitalitinnen?“

Sie kam auch jetzt seinem Verlangen nach, doch schon etwas weniger willfährig. Seine anscheinende Teilnahmlosigkeit dämpfte ihre stolze Freudigkeit. Es lag eine entschieden verlegene Zurückhaltung, etwas Gezwungenes in seinem Wesen. Die Anwesenheit der Fremden machte ohnehin jedes freie Wort unmöglich; aber vielleicht war es gerade das, was er gewollt hatte, und Ulla hätte doch so viel zu erzählen und zu berichten gehabt.

„Ich gratuliere!“ sagte er endlich steif. „Das alles ist vortrefflich und steht auf der Höhe reifer Künstlerschaft. Finden Sie das nicht auch, Frau Sascha?“

„Aber natürlich. Dies ist ja alles deliziös und von einer besonderen Frische! Wissen Sie, Fräulein Mendels, daß Ihr Entwicklungsgang mir von großem Interesse ist? Ich war förmlich gespannt, Ihre Bekanntschaft zu machen, seitdem ich gehört habe, daß Sie eine Schülerin unsers Freundes hier waren. Aber Haidenreich schien zuerst gar nicht geneigt, diese Bekanntschaft zu vermitteln; ich mußte ihm mehrmals vergeblich darum bitten, bestand schließlich darauf, von ihm hergeführt zu werden, da er keinen stichhaltigen Grund dagegen anführen konnte. Er ist eben sehr bequem mit den Jahren geworden. Ich an Ihrer Stelle würde das eigentlich übel nehmen.“

Die schönen Augen forschten neugierig in Ullas Gesicht, das jetzt einen kalten abweisenden Ausdruck angenommen hatte, während Haidenreich eine Bewegung des Unbehagens machte.

„Wie froh müssen Sie sein, jetzt auf der Höhe zu stehen?“ fuhr Frau von Urbin fort, die Situation mit ihrer sicheren Unterhaltung beherrschend. „Gerade in dem Bewußtsein, alles aus eigner Kraft erreicht zu haben, denn Haidenreich hat mir erzählt, daß Sie bei seiner Abreise noch ganz unfertig gewesen seien.“

„Da hängt noch das erste Ausstellungsobjekt!“ unterbrach er sie und blinzelte humoristisch, zum erstenmal mit einem Anklang seiner alten behaglichen Gemütlichkeit, wie zu einem guten Bekannten nach dem ‚Zinsgroschen‘ hinüber, der in einer Ecke des Ateliers endgültig zur Ruhe gekommen war.

„Allerdings kam ich mir zuerst vor wie ein aus dem Nest gefallener Vogel!“ sagte Ulla, noch immer sehr gerade aufgerichtet und sehr ernsthaft, denn es widerstrebte ihr, so ausgeforscht zu werden. „Und ein wenig Mühe habe ich natürlich

gehabt, mir Bahn zu brechen, aber das Beste verdanke ich doch Herrn Haidenreich und werde deshalb nie das Bewußtsein verlieren, in seiner Schuld zu sein, wenn er auch aus Herzensgüte versucht, mich davon zu entlasten."

„Ist es denn eine so schwere Last?" neckte die schöne Frau.

„Ja."

Die andre geriet dieser kurzen, schroffen Antwort gegenüber förmlich in Verlegenheit, meinte dann aber in klingendes Lachen ausbrechend: „Es gäbe doch wohl verschiedene Wege, sich von dieser Last zu befreien."

Haidenreich sah zu Boden und Ulla desgleichen. „Haben Sie Ihre Wißbegier befriedigt, gnädige Frau?" fragte er dann in etwas gereiztem Ton. „Es scheint mir, wir nehmen Fräulein Mendels' Arbeitszeit ungebührlich lange in Anspruch."

„Sind Sie uns böse?" rief Frau von Urbin naiv und hielt der Malerin mit gewinnender Anmut beide Hände hin. „Blieben wir zu lange?"

„O nein. Ich bin es jetzt gewohnt, Besuch zu empfangen, auch wenn ich arbeite. Wir, die wir auf Anträge angewiesen sind, dürfen unser Atelier nicht verschließen, und Herrn Haidenreichs Freunde sind mir immer willkommen. Ich bedaure nur, Ihnen nichts Fertiges haben zeigen zu können."

„Aber Sie haben sich selbst gezeigt, und das war mir die Hauptsache. Es macht mir immer so viel Freude, Menschen kennen zu lernen, von denen gerade viel die Rede ist."

„Ob diese Frau nur taktlos ist oder auch thöricht?" dachte Ulla, mit einer leichten Kopfneigung dankend. Haidenreich mochte ihre Gedanken erraten und auch nicht eben angenehm berührt von der allzugroßen Unbefangenheit seiner Begleiterin sein, denn er nahm hastig den Hut zur Hand und machte eine leicht auffordernde Bewegung zum Ausgang hin.

„Ja so, wir sollen also wirklich gehen!" rief die Dame. „Also tausend Dank, liebes Fräulein! Und hoffentlich auf Wiedersehen! Ich würde mich freuen, wenn Sie mich auch einmal aufsuchen möchten, im ‚Hotel zu den vier Jahreszeiten', wo ich bis auf weiteres Quartier genommen habe."

Ihre vornehme, reizende Erscheinung hob sich schön von dem dunkeln Hintergrunde der Portiere ab, welche den Ausgang verdeckte, und Haidenreich, dessen Künstlerauge davon betroffen wurde, rief bewundernd: „Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick so stehen, gnädige Frau. Das sieht famos aus! Ich möchte Sie wohl noch einmal in dieser Stellung und mit solch einem Hintergrund malen."

„Ach Sie!" lachte Frau von Urbin und schlug nach ihm. „Ich habe Ihnen nun nachgerade oft genug gesessen!"

Und dann nahm sie seinen Arm und ließ sich von ihm die Treppe hinab geleiten.

Ulla hatte sich's so oft gewünscht, daß Haidenreich den ersten Schritt zu einem Wiedersehen thun möge, und nun er ihn gethan, blieb ihr ein unerquickliches, unerfreuliches Gefühl zurück. Er hatte ja recht, tausendfach recht gehabt, wenn er sie mied, so bald ihm nichts mehr daran lag, sie zu sehen. Jetzt aber war er doch im Unrecht. Das hätte er ihr nicht anthun sollen, mit dieser fremden Frau, die wie ein Wirbelwind das Atelier durchfuhr, er selbst wie ein Fremder, der eines Vorwandes bedurfte, zu kommen. Das machte jede freundschaftliche, kollegialische Aussprache

unmöglich und lenkte den Verkehr, wenn er einen solchen überhaupt für opportun hielt, von vorn herein in steife, unnatürliche Bahnen. Doch das war vielleicht seine Absicht. Er hatte sie nicht einmal aufgefordert, sein Atelier zu besuchen und seine mitgebrachten Studien und sonstigen Kunstgegenstände zu betrachten, wozu er doch sonst den oberflächlichsten Bekannten gegenüber immer schnell bereit war. Nein, sie fühlte wohl, daß er ihr nicht die Schlappe verzeihen konnte, welche seine Eitelkeit durch sie einst erlitten hatte. Sie fand das kleinlich, kindisch, sie begriff nicht, wie man dem solche Bedeutung beimessen konnte, aber die Thatsache blieb nichts desto weniger bestehen.

Als er mit seiner Begleiterin unten zur Thür hinaus trat, lief Ulla eben an das Flurfenster, das nach dem Hof heraus sah, den die beiden durchschreiten mußten, und schaute ihnen nach, indem sie darüber nachdachte, in welchem Verhältnis Frau von Urbin wohl zu dem Maler stehen mochte. Vielleicht waren sie miteinander verlobt. Doch das schien ihr bei näherer Überlegung nicht wahrscheinlich. Haidenreichs Benehmen hatte weder Zärtlichkeit noch Vertraulichkeit ausgedrückt, einfach nur achtungsvolle Freundschaft, obgleich er offenbar unter dem Zauber dieser ungewöhnlichen Schönheit stand. Im Grunde, was ging es sie auch an?

Ulla kehrte ins Atelier zurück und machte sich fleißig an die Arbeit, um die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Einige Tage später, als sie in einen Laden trat, um Malutensilien zu kaufen, fand sie Haidenreich dort. Beiden war die Begegnung im ersten Augenblick nicht angenehm, dann wartete er aber doch, bis sie ihre Wahl getroffen hatte, und ging mit ihr zusammen hinaus.

Zwei Minuten hindurch, die ihnen eine Ewigkeit dünkten, herrschte ein linkisches Schweigen, dann packte Ulla den Stier bei den Hörnern und sagte mit ehrlichem Aufblick: „Warum wollen wir eine Kinderei zu einem unübersteiglichen Hindernis zwischen uns aufbauschen?"

„Was meinen Sie?" fragte er stehen bleibend.

„Ich weiß, ich sollte wohl nicht anfangen, davon zu sprechen," fuhr sie fort. „Man thut das im allgemeinen als Dame nicht; aber erstlich bin ich kein junges Mädchen mehr —"

„Na, erlauben Sie," lächelte er. „Meiner Berechnung nach stehen Sie erst im fünfundzwanzigsten Jahr."

„Ganz recht. Fünfundzwanzig Jahre mit meinen Erfahrungen und dem intensiven Leben, das ich während der letzten Zeit geführt habe, zählen so viel wie fünfunddreißig für Frauen in normalen Verhältnissen. Übrigens berechtigen mich die freundlichen Beziehungen, in denen wir früher zu einander standen, und die Dankbarkeit, die ich Ihnen schulde, zu einer offenen Aussprache."

„Da bin ich aber wirklich gespannt."

„Bitte, machen Sie's mir nicht noch schwerer, als es ohnehin schon ist. Sie wissen recht gut, daß ich von dem unglückseligen Moment spreche, in welchem Sie sich von Mitleid hinreißen ließen, mir einen Antrag zu machen, den ich selbstverständlich ausschlagen mußte, weil ich nicht aus Mitleid geheiratet sein wollte, und weil ich entschlossen war, selbst etwas aus mir und meiner Kunst zu machen. Ich wußte,

daß Sie mich nicht die Spur liebten. Als ich aber Ihren Antrag ausschlug, wodurch ich mich Ihnen wohl am dankbarsten erwiesen zu haben glaube, fühlte sich Ihre Eitelkeit plötzlich dermaßen verletzt, daß Sie es mir jetzt noch nicht verzeihen können. Nun frage ich Sie ehrlich: ist es denn etwas so Entsetzliches, wenn ein Mädchen einem guten Freunde sagt ‚Ich bin dir dankbar; ich hege die größte und achtungsvollste Freundschaft für dich, aber heiraten kann ich dich nicht.‘ Ist das so beleidigend? Muß deshalb langjährige Freundschaft in die Brüche gehen? Sehen Sie, Meister,“ — sie kam plötzlich wieder in die alte vertrauliche Gewohnheit hinein, — „ich gehöre doch nun einmal mit Leib und Seele der Kunst an, jeder Pulsschlag in mir ist Ehrgeiz. Es wäre ein Unrecht an Ihnen gewesen, hätte ich damals ‚ja‘ gesagt, und auch ein Unrecht an mir, denn ich wäre, aus meinem Beruf gerissen, immer nur ein halber Mensch geblieben. Deshalb möchte ich Ihnen vorschlagen: Lassen Sie Vergangenes vergessen sein. Fangen wir wieder auf der Basis guter Kameradschaft an, dafür habe ich doch nun einmal das größte Talent. Ich werde nie vergessen, daß ich Ihnen alles, was ich bin und habe, verdanke, aber ich bitte Sie auch, es mir nicht länger nachzutragen, daß ich einmal Ihre Eitelkeit verletzte.“

Er hatte ihr mit wechselndem Ausdruck zugehört. Zuerst morose, mit zusammengezogenen Brauen, dann ging ein halb humoristisches Lächeln durch seine Züge, und schließlich strich er sich den Bart und heftete die Augen mit ruhiger Heiterkeit, die nicht frei von ein wenig Ironie war, auf ihr Gesicht, bis sie darüber außer Fassung geriet.

„Bedenken Sie auch, wie unglücklich Sie sein würden, wenn Sie jetzt an eine Frau wie mich gebunden wären, die einen Sergekittel trägt und billige Stiefel und rote Haare hat und darauf einen alten Hut!“ schloß sie. „Und es stände dann eine Dame wie Frau von Urbin daneben, die alles besitzt, was Ihr Auge fesselt und Ihrem verwöhnten Geschmack entspricht.“

Haidenreich lachte nun gerade heraus. Sie hatte es wirklich verstanden, durch ihren ehrlichen Eifer die schwüle Stimmung, die zwischen ihnen lag, zu beseitigen.

„Schrecklich unglücklich wahrscheinlich!“ spottete er. „Also Frau von Urbin ist nach Ihrer Ansicht das Ideal einer Frau?“

„Sie ist schön, aber ich würde sie weder sympathisch noch klug nennen. Verzeihen Sie, wenn ich Sie vielleicht damit verletze.“

„O bitte! Ich bin nicht empfindlich in diesem Punkt. Übrigens bedanke ich mich für die gute Meinung, die Sie von meinem Geschmack haben.“

Ulla wußte nicht recht, ob das Ernst oder Ironie sei.

„Sie würden ihr also nicht zutrauen, daß sie einen Mann sehr beglückt?“

„Ich enthalte mich darüber jedes Urteils!“ entgegnete sie steif.

„Nun, vielleicht befreunden Sie sich noch mit ihr.“

„Das glaube ich kaum.“

„Sie ist eine sehr gute Person.“

„Mag sein.“

„Ehrlich, Prinzeßchen! Was hat Ihnen die Frau gethan? Wir stehen ja nun wieder ganz auf dem alten freundschaftlichen, kameradschaftlichen Fuß, da können wir uns unumwunden über alles aussprechen. Beneiden Sie ihr ihre Schönheit?“

„Ach!“ — Ulla zuckte ungeduldig die Achseln. „Ich bin froh, daß ich nicht so aussehe, sonst würden alle Männer hinter mir herlaufen oder mich auf der Straße angaffen, und das wäre sehr unbequem, da ich mir keine Duenna halten kann. Jetzt sieht mich niemand an, und das ist gut!

„So? Hm!“ — Haidenreich brummte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Und jetzt können wir wohl weiter gehen. Nun habe ich nichts mehr zu sagen.“

„Haben Sie es so eilig?“

„Ja. Ich darf nicht viel Zeit verlieren. Ich habe für diesen Winter eine ziemliche Arbeitslast vor mir und möchte bis zum Februar alle Aufträge absolviert haben, um dann mit Ernst an das große Bild zu gehen, zu dem ich die Leinwand schon letzthin spannte.“

„Darf ich fragen, welchen Vorwurf Sie gewählt haben?“

„Den denkbar einfachsten: drei nackte neun bis zehnjährige Buben, die das schwarze, torfmoorige Wasser eines seichten Flusses durchwaten. Halbe Lebensgröße.“

„Donnerwetter! Das wird viel technische Schwierigkeiten machen.“

„Einerlei.“

Er sah sie von der Seite an, wie sie den Kopf im sicheren Bewußtsein ihres Könnens zurückwarf und dann in leichtem, beinah gleichgültigem Ton fortfuhr: „Außerdem ist mir die Erlaubnis geworden, das Porträt des Nuntius malen zu dürfen. Das soll ein Reklamebild werden, mit dem ich wieder einmal klappern will.“

„Sie wollen wohl auf die große goldene Medaille losgehen?“

„Ja, natürlich.“

„Dann werden wir mit einander in Konkurrenz treten.“

„Um so besser.“

„Darüber wird aber unsre Freundschaft in die Brüche gehen.“

„Von meiner Seite nicht. Ich kann es ertragen, geschlagen zu werden, und gehe aus jedem Mißerfolg nur noch verbissener und stärker hervor.“

Haidenreich machte ein verblüfftes Gesicht. Ihre Antwort schloß die Möglichkeit in sich, daß auch der umgekehrte Fall eintreten könne, und das kam ihm ein wenig anmaßend vor. Er hatte sich doch noch nicht daran gewöhnt, sie als gleichberechtigte Künstlerin neben sich zu sehen.

„Welche Schlange habe ich an meinen Busen gehegt!“ scherzte er schließlich. „Wissen Sie übrigens, daß ich nie gedacht hätte, daß Sie eines solchen Aufschwungs, wie Sie ihn thatsächlich genommen haben, fähig seien?“

„Ja, ja, ich weiß, daß Sie mir nicht allzuviel zutrauten. Das war mir ein Sporn mehr.“

„Nur dürfen die Bäume nicht in den Himmel wachsen wollen.“

„Thun sie das, wenn sie eine Konkurrenz mit Herrn Franz Haidenreich anstreben?“

„Hat das Mädel aber jetzt einen Aplomb!“ dachte er gut gelaunt und fügte laut hinzu: „Wie ist es denn? Werden Sie sich nicht einmal meine inzwischen entstandenen Arbeiten ansehen kommen? Man muß doch die Schwächen des Gegners kennen, mit dem man die Kräfte messen will.“

„Gern!“ rief sie herzlich. „Ich habe schon immer darauf gewartet, daß Sie mich dazu auffordern würden.“

„Seit wann bedarf es denn dessen zwischen uns? Ich dächte doch, Sie hätten mein Atelier Jahre hindurch wie das Ihrige betrachten können.“

Sie war im Begriff lachend zu rufen: „Seit Ihrer unglückseligen Mitleids-komödie!“ aber ein instinktives Gefühl der Scheu ließ sie nach dem ersten Wort inne-halten. Ihr sank das Herz. Zu einer wirklichen Unbefangenheit zwischen ihnen würde es doch nie wieder kommen! Und so sagte sie langsam: „Seit Ihrer Rückkehr habe ich noch so wenig Gelegenheit gehabt, Sie zu sehen; und drei Jahre ändern viel.“

„Ja, das merke ich wohl. — Wann wollen Sie kommen? Ich möchte Sie doch mit dem gebührenden Respekt und nicht gerade im Arbeitskittel empfangen.“

„Sie halten wieder an Ihren alten Besuchstagen fest?“

„Ja. Es sind die Donnerstag-Nachmittage. Man wird sonst zu sehr überlaufen.“

„Schön. So komme ich am nächsten Donnerstag.“

Damit schien das alte freundschaftliche Verhältnis wieder im Gange zu sein. Und doch war es anders.

Sie besuchten einander an festgesetzten Empfangstagen und in Zwischenräumen von mehreren Wochen, nahmen mit Interesse Notiz von ihren beiderseitigen Arbeiten, verfochten ihre künstlerischen Standpunkte, die jetzt doch auseinander gegangen waren, aber es fehlte ihrem Verkehr die natürliche Grundlage völliger Unbefangenheit. Ihr war auch das Gefühl der Unterordnung unter den Lehrer abhanden gekommen, und ihm die Berechtigung, helfend und ratend auf die kleine Anfängerin herab zu sehen. Zuweilen übertrieb er es in Förmlichkeiten und Achtungsbezeigungen, das empfand sie dann jedesmal wie Ironie und setzte dem eine Steifheit entgegen, die wie Hochmut aussah und ihn reizte.

Und doch verstand sie ihn jetzt als Künstler weit besser als früher, ging auf seine Gedanken und Entwürfe mit einer Feinheit und Klarheit ein, die ihn oft in Erstaunen setzte. Es war ihm immer noch etwas Neues, sie auf gleichberechtigtem Fuß neben sich zu sehen. Zuweilen ging er mit der bestimmten Absicht in ihr Atelier, Mängel in ihren Arbeiten zu finden, die sie ihm mit der kollegialsten Freimütigkeit zeigte, mit einem Wort, um ein wenig an ihr herum zu nörgeln und sie aus dem ruhigen Selbstbewußtsein der Künstlerin auf das Niveau des nervösen geärgerten Frauenzimmers herab zu drücken. Doch was er dann auf ihren Staffeleien fand, war allemal so sicher und reif und durchdacht, stand so durchaus auf seiner eignen Höhe, daß er nicht anders konnte, als ihr unbedingten Beifall zu spenden.

Wie der Winter vorrückte, wurden seine Besuche seltener. Eigne Arbeiten nahmen ihn mehr und mehr in Anspruch, und wenn er vor seiner Staffelei stand und an dem Bilde arbeitete, das er für die große Jahresausstellung des kommenden Sommers fertig zu stellen gedachte, eine Spielhölle in San Franzisko war's, so lächelte er zuweilen vor sich hin und meinte: „Da kann sie doch nicht heran, die kleine Prinzessin Hochmut!“

Es war wie ein schweigendes Duell, das sie miteinander auszufechten gedachten, ein Messen ihrer künstlerischen Fähigkeiten, bei denen er die Erfahrungen und das reiche wundervolle Studienmaterial voraus hatte.

Auch die Geselligkeit bemächtigte sich seiner wieder. Frau von Urbin bestand darauf, daß er auf keinem ihrer Empfangsabende fehle, und dies brachte ihm wieder so manche Beziehungen, die er vielleicht sonst vermieden hätte, denn er war zu bequem, um sich in große Unkosten der Unterhaltung zu stürzen, und saß am liebsten beim Glase Bier in Künstlerkreisen, wo er rauchen und sich gehen lassen konnte.

Hier war übrigens häufig von Ulla die Rede. Man begann einzusehen, daß sie eine Person sei, mit der man rechnen müsse, wenn die Überhebung der Künstler auch geneigt war, ihr Können zu unterschätzen und herab zu drücken. Immerhin herrschte eine gewisse Neugier in Bezug auf das, was sie in einigen Monaten ausstellen werde. Auch als Frau beschäftigte man sich mit ihr. Einige fanden sie entzückend, andre zu originell, um gut auszusehen; daß sie keine Durchschnittsperson sei, das fand jeder. Und dann sprach man über den ganzen Kreis, in dem sie verkehrte, über diese Kameradschaft zwischen Männern und Frauen, in der leichtfertigen witzelnden Weise, wie man derartiges unter Junggesellen behandelt, und gab der Ansicht Worte, daß man den Maler Vollbrecht ein wenig zu oft mit der Mendels zusammen sähe.

„Wer ist denn das?“ fragte Haidenreich, als der Name zum erstenmal in seiner Gegenwart genannt wurde, nachdem er bis dahin rauchend und schweigend zugehört hatte.

„Ach wissen Sie das nicht?“ hieß es. „So ein Mann mit weißem Haar.“

„Also ein alter Knopp.“

„Doch nicht. Vielleicht wenig älter als Sie. Manche Leute werden ja so früh grau.“

Als er dann das nächste Mal mit Ulla zusammentraf, fragte er mitten aus einem Gespräch über gleichgültige Dinge heraus: „Was ist denn das eigentlich zwischen Ihnen und dem jungen Mann mit weißem Haar?“

Sie staunte.

„Wen meinen Sie?“

„Ach thun Sie nur nicht so, als ob Sie das nicht wüßten. Ich glaube, sein Name ist Vollbrecht.“

„Wieso? Was soll zwischen uns sein? Er ist mir ein guter Freund und Ratgeber.“

„Sie scheinen mir ein merkwürdiges Talent für Freundschaft zu haben!“ bemerkte er scharf.

„Habe ich auch.“

„Und sonst ist wirklich nichts mit Ihnen und diesem — diesem Vollbrecht?“

„Ich begreife gar nicht, wie Sie darauf kommen, danach zu fragen!“ rief sie ärgerlich. „Habe ich Sie vielleicht schon jemals nach Ihren Beziehungen zu Frau von Urbin gefragt?“

„Thun Sie es doch. Ich werde Ihnen ehrlich antworten. Habe mich schon immer gewundert, daß Sie es nicht thaten.“

„Nein, ich will aber nicht. Das geht mich gar nichts an.“

Ulla wurde feuerrot. Sie trennten sich, nicht gerade in freundlichster Stimmung.

Zwei Tage später, als der Maler Vollbrecht an Ullas Ateliertür klopfte, öffnete sie zwar, bat ihn aber etwas verlegen und kurz angebunden, lieber nicht einzutreten, da sie tief in der Arbeit stecke.

XIV.

Das waren heiße Tage!

Der Termin zur Ablieferung der für die Ausstellung bestimmten Bilder war auf den 10. Mai festgesetzt; die Zeit drängte, und Ulla fuhr sich oft verzweifelt und ungeduldig mit allen zehn Fingern durch die Haare, wenn das Porträt des Nuntius immer noch nicht vorwärts kommen wollte. Sr. Eminenz konnte ihr nur hier und da flüchtige Sitzungen gewähren, so wie seine Zeit es erlaubte, und sagte oft im letzten Moment ab, wenn sie schon mit Pinsel und Farben in Bereitschaft saß und auf ihn wartete. Aber sie hatte ihr Herz nun einmal daran gehängt, diesen geistreichen alten Manneskopf, der in seiner ausgedörrten Hagerkeit wie ein Extrackt von Intelligenz und humoristischer Satire aussah, jetzt heraus zu bringen, und kam der alte Herr dann wirklich einmal, so stürzte sie sich mit solchem Feuereifer auf die Arbeit, daß eine Stunde das Bild weiter förderte, als es bei andern Porträtsitzungen in Tagen der Fall war.

Es schien ihr gelingen zu wollen, und das beglückte sie.

An Tagen, an welchen keine Sitzungen stattfanden, rückte sie die Staffelei mit dem Porträt in die Ecke, um nicht durch den Anblick desselben beirrt zu werden, und arbeitete an der Vollendung ihres ebenfalls angemeldeten zweiten großen Bildes, auf welchem drei nackte kleine Buben bei trüber stimmungsvoller Beleuchtung einen schwarzmoorigen seichten Fluß durchwateten, um jenseits desselben Haselgesträuch zu erreichen.

Sie wußte, daß dies ein guter Wurf sei. Die muskulösen Körperchen der blondhaarigen lachenden Bürschchen spiegelten sich in der dunkeln Wasserfläche, und jedes von ihnen besaß seine ausgesprochene Individualität, war an sich eine besondere naturwahre Studie. Aber es mußte ja auch gut werden. Sie mußte damit einen Erfolg erringen, wie sie ihn bisher noch nie gehabt hatte. Sie wollte etwas heraus bringen, das sich neben Haidenreichs Arbeiten sehen lassen konnte; das war der innerste Gedanke ihrer Seele, der sie vorwärts trieb, bis ihr der Kopf fieberhaft zu glühen begann, und ein Gefühl über sie kam, daß sie ihr Licht an beiden Enden brenne, und sie die Arbeit in dieser Weise körperlich nicht mehr lange aushalten könne.

Sonst hatte ihr Atelier den Freunden immer offen gestanden, jetzt verschloß sie es eifersüchtig allen Besuchern. Nicht daß es ihr etwas ausgemacht hätte, wenn Anita oder Vollbrecht oder die andern den Fortschritt ihrer Arbeiten beobachtet haben würden, aber sie konnte dann keine Ausnahme machen. Gestattete sie dem einen den Eintritt, so konnte sie auch Haidenreichs Besuch nicht abweisen, und dem wollte sie eben nur mit etwas Fertigem, vollständig Gelungenem entgegentreten. Er sollte ihre Arbeiten auf der Ausstellung vom vollen Erfolg begleitet sehen, oder gar nicht.

Zuweilen packte sie die Angst, daß der volle Erfolg doch vielleicht ausbleiben könne. Daß man die Bilder annehmen werde, schien ihr sicher, aber wie, wenn die

Kritik und das Publikum sich gleichgültig, ablehnend verhielten? Wie stand sie dann Haidenreich gegenüber da? In solchen Momenten der Unsicherheit hätte sie sich am liebsten auf die Knie geworfen, um in heißem inbrünstigem Flehen, das fast einer leidenschaftlichen Forderung glich, Gott um glückliches Gelingen zu bitten.

In diese Stimmung hinein kam ein Brief.

Ihre Korrespondenz war keine ausgebreitete. Zumeist brachte ihr die Post nur Geschäftsbriefe, die den Stempel der Firma auf dem Umschlag trugen, Ankündigungen, Rechnungen und dergleichen. Die Handschrift auf diesem Briefumschlag war ihr fremd, und da sie keine Minute des Tageslichtes verlieren wollte, auch von keiner Seite irgend welche Mitteilungen erwartete, ließ sie ihn uneröffnet bis zu gelegenerer Zeit liegen, vergaß ihn im Lauf des Tages und fand ihn dann erst abends wieder auf dem Tisch, als sie den Berg der verschiedenen hier angesammelten Dinge wegräumte, unter allerlei Papierschnitzeln und Blättern.

„Ach der dumme Brief!“ dachte sie. „Den hatte ich doch ganz vergessen! Wollen doch 'mal sehen, wer mir schreibt.“

Schon bei der Anrede stutzte sie. Was war denn das?

„Liebe Tochter!“ so begann das übrigens nicht sehr lange Schriftstück.

Welcher Unsinn! Der Vater war ja lange tot. Erst allmählich kam ihr die Erinnerung, daß sie da irgendwo in der weiten Welt noch eine Mutter habe! Und dann schraubte sie die Lampe höher, setzte sich und begann bedächtig, ohne Erregung, mit einer Art Neugier zu lesen.

„Liebe Tochter! Du wirst erstaunt sein, zum erstenmal ein direktes Lebenszeichen von mir zu erhalten, aber glaube mir, die Schuld lag nicht an mir allein, wenn ich eine Verbindung zwischen uns nicht anbahnte und aufrecht erhielt. Zu Vieles stand hindernd zwischen uns. Die Verhältnisse sind oft stärker als wir, und gerade meine Verhältnisse waren die denkbar verwickeltsten. Trotzdem hat sich mein Herz oft nach Dir gesehnt, gerade weil ich mir Dir gegenüber die bittersten Vorwürfe zu machen hatte, und wünschte, Dir Abbitte für alle an Dir begangenen Unterlassungssünden zu leisten. Du wärest ja tausendfach im Recht, wenn Du mir zürntest, wenn Du jetzt nichts mehr von mir wissen wolltest. Ich war eine leichtfertige, pflichtvergessene Frau, aber das Schicksal hat mich dafür hart gestraft. Mann und Vermögen habe ich verloren. Nun hat mir der Tod auch die jüngere meiner Töchter zweiter Ehe genommen, und mein älteres Kind verließ mich heimlich, um ohne meine Einwilligung zur Bühne zu gehen. O, ich habe harte bittere Worte von diesem Kinde hören müssen, das in Luxus und Verwöhnung aufgewachsen, nur Liebe von mir erfahren hat und mir dieselbe jetzt mit Undank und Vernachlässigung lohnt.

In seinem Jammer und in seiner Vereinsamung denkt mein Herz nun daran, daß ich doch noch ein Kind besitze, dem ich freilich entfremdet bin, das aber doch mein Fleisch und Blut ist. Die Bande des Bluts und die Rechte einer Mutter lassen sich doch nicht ableugnen, und wenn Dein Herz sich gegen mich verhärten und mir diese Rechte absprechen möchte, so denke daran, daß Du selbst vielleicht einmal Kinder haben wirst und darunter leiden würdest, wenn dieselben sich von Dir wenden und Dich im Alter und Elend allein lassen sollten.

Laß mich zu Dir kommen, damit wir uns kennen und lieben lernen. Du siehst

wie gedemütigt ich bin, daß ich schreibe und bitte, statt selbst zu kommen. Ich werde Dich nicht belästigen, denn ich bin eine alte Frau geworden, die nichts mehr für sich vom Leben verlangt, außer Ruhe und ein wenig Freundlichkeit. Schreibe mir eine Zeile unter beifolgender Adresse und sei in Gedanken umarmt von Deiner Mutter

Louise von Zeillaghy."

Ulla ließ den Brief sinken, und eine scharfe Falte grub sich zwischen ihren Brauen.

Das hatte ihr noch gefehlt, jetzt gerade, wo sie alle Gedanken und Kräfte an die Arbeit setzen mußte! Was sollte sie denn mit der fremden Frau anfangen? Wo sollte diese bleiben? Hier bei ihr im Atelier herumsitzen? Unmöglich! Sie hatte ihr ja auch so gar nichts zu sagen. Beide wären sie sich gegenseitig schwer und unbequem gewesen. Was jene da von Herzensbedürfnissen und Mutterrechten schrieb und von den Banden des Bluts, war wohl alles nur Phrase. Wie konnte man denn Sehnsucht nach jemand empfinden, den man gar nicht kannte? Freilich sie verdankte jener Frau das Leben, aber eben nur das nackte Leben, weiter nichts; das war schließlich nicht so etwas Großes. Sie hätte zu Grunde gehen können, ohne daß sich die Mutter um sie gekümmert hätte. Alles, was aus ihr geworden war, verdankte sie sich selbst und andern, Fremden.

Nein, Ulla konnte sich nicht in die Gefühle einer Mutter hineinversetzen und glaubte auch nicht an das wirkliche Vorhandensein derartiger Empfindungen. Sie wollte nichts von dieser Frau wissen, welche sie in die Welt gesetzt und dann wie eine junge Katze ihrem Schicksal überlassen hatte. Wenn sie in Not war, gut, dann wollte sie sie unterstützen; sie stand dann auf einer Stufe mit all den andern Notleidenden in der Welt, deren Ansprüchen Ulla sich nie entzog, soweit es in ihren Kräften stand. Wer selbst gedarbt und entbehrt hat, behält ein offenes mitleidiges Herz für die Leidenden, aber nur als solche hatte Frau von Zeillaghy Anspruch an dasselbe.

Auf jeden Fall war es unmöglich, den Brief auf der Stelle zu beantworten. Ulla fühlte selbst, daß ihre Antwort im Augenblick bitter und hart ausfallen würde, unter dem Einfluß der nervösen Überreiztheit, in der sie sich schon seit Wochen befand. Sie mußte erst selbst ruhiger werden, ehe sie ruhig schreiben konnte. Gerade jetzt, wo sie aller geistigen und körperlichen Kräfte bedurfte, sollte nichts Unangenehmes und Aufregendes von außen her an sie herantreten.

Trotzdem stand sie mehrere Tage unter dem Eindruck dieses Zwischenfalls, bis allmählich mit der Überzeugung des Gelingens ihrer Arbeiten bei stetigem Fortschritt derselben ihr inneres Gleichgewicht sich mehr und mehr wieder herstellte. Da nahm sie den Brief der Mutter abermals vor und las ihn mit kälterem Blut nochmals durch. Ihre Empfindungen blieben zwar genau dieselben, die der kühlen Abwehr, aber sie hatte doch ihre Gedanken genug gesammelt, um ruhig und klar antworten zu können. Nur die Anrede machte ihr noch Kopfzerbrechen. Es widerstrebte ihr ‚Liebe Mutter‘ zu sagen. Schließlich schrieb sie ohne Anrede:

„Es wird mir schwer, Dir zu antworten. Wir haben nicht die Gewohnheit des Verkehrs miteinander, und ich finde mich nicht leicht in Fremdes, Unerwartetes. Das harte Leben, das ich führen mußte, hat mir jedoch volles Verständnis für die Leiden

der Armut gelehrt, und ich verstehe aus Deinem Schreiben, daß Du arm geworden bist. Das bedaure ich, denn es ist hart, in späteren Jahren dies Kreuz auf sich nehmen zu müssen. Was an mir liegt, soll geschehen, Dir dasselbe zu erleichtern. Du wirst mich immer bereit finden, Dir, soweit meine Kräfte es erlauben, beizustehen, aber eine Zusammenkunft dürfte für Dich ebenso wie für mich nur peinlich sein. Was hätten wir uns zu sagen? Ich bitte Dich, davon abzusehen. Du kannst in Wahrheit keine Sehnsucht nach mir, einer Dir fremden Person, haben, denn sonst hättest Du Dich früher um mich gekümmert, und ich habe den Verkehr mit einer Mutter nie gekannt und entbehre ihn deshalb nicht. Trotzdem empfinde ich die Verpflichtung, Dir zu helfen, nun Du in Not bist, und bitte Dich herzlichst, Dich an mich wenden zu wollen, so oft Du etwas bedarfst.

Ursula Mendels."

Sie machte es sich doch nicht klar, wieviel unbedachte Grausamkeit in diesen Zeilen lag, welche sie sofort selbst auf die Post trug, nachdem sie denselben dreihundert Mark beigefügt hatte. Mehr konnte sie im Augenblick nicht entbehren. Aber ihr Gewissen war beruhigt. Für reichlich zwei Monate wenigstens war die Mutter nun vor Mangel geschützt, und die Antwort, welche sie jener erteilt, schien ihr nur gerecht. Ihr war der Kopf so voll. Je näher die Ausstellungszeit rückte, um so fiebriger und unruhiger wurde ihr zu Mute. Sie mochte kaum noch ausgehen und war unlustig zu allem. Und wie dann die Eröffnung vorüber war, konnte sie sich doch nicht entschließen hinzugehen, wollte warten, bis man ihr von außen her etwas über den Erfolg ihrer Bilder zutrug, und brannte doch darauf, zu sehen, was Haidenreich ausgestellt habe, seine Arbeiten mit den ihrigen zu vergleichen.

Endlich kam Anita lächelnd und strahlend und warf sich erschöpft auf den Eckdiwan.

„Ich bin halb tot!" rief sie. „So ein erster Ausstellungstag ist entsetzlich anstrengend.

„Hast du etwas drin?" fragte Ulla, indem sie sich mit zitternden Fingern etwas an der jetzt leeren Staffelei zu thun machte.

„Ja. Eine Kleinigkeit, ein paar tote Vögel, nicht der Rede wert. Ich kam auch nur, um dir Glück zu wünschen. Die Leute sind wie verrückt über deine drei Buben, die förmlich belagert werden. Einige finden, daß es eine namenlose Keckheit von dir sei, derartiges zu malen, andre nennen die Bürschchen garstige kleine Subjekte; darin aber sind alle einig, daß das Bild zu den hervorragendsten Leistungen der diesjährigen Ausstellung gehört. Ich stand beinah eine halbe Stunde daneben und hörte zu, was die Menschen sagten. Eine Masse Fachgenossen kamen und gingen und unterhielten sich eingehend darüber."

„Was sagten sie?"

„Na, einige hoben die brillante exakte Zeichnung hervor; andre die famose Technik, wieder andre den liebenswürdigen Humor und die Stimmung."

„Waren Bekannte darunter?"

„O ja, Vollbrecht und die andern."

Ulla machte eine kleine Bewegung der Ungeduld.

„Sahest du, — ich meine, ist dir auch Haidenreich begegnet?"

„Natürlich. Es war ja alles heute da, was ein bißchen was ist. Ich begreife nicht, daß du hier allein sitzest und dich mopsest, als gehörtest du zu den Zurückgewiesenen. Deine drei Buben hängen auch ausgezeichnet im besten Saal und in gutem Licht."

„Du sprichst immer nur von diesem Bilde. Hast du dir denn nicht mein Porträt des Nuntius angesehen?"

„O gewiß. Sehr gut! Recht gut!"

„Aber nichts Hervorragendes; sprich es nur offen aus."

„Wirklich, es ist ein sehr gutes charakteristisches Porträt, das auch sehr viel Anerkennung findet, aber Menzel und Lenbach sind dir darin über. Nimm mir's nicht übel."

„Also es taugt nichts!"

Ulla setzte sich mutlos.

„Sei nicht närrisch, Liebchen. Wie konntest du erwarten, zwei Schlager auf einmal heraus zu bringen! Wirklich, es ist ein gutes Bild. Nur reicht es nicht an die drei Buben heran, die einer der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung sein werden."

„Hast du dir angesehen, was Haidenreich ausgestellt hat?"

„Selbstverständlich. Seine Spielhölle hängt ja mit deinem Bilde im nämlichen Saal. Seine Technik ist geradezu großartig. Ich erinnere mich nicht, jemals eine so gute Arbeit von ihm gesehen zu haben. Er ist in den drei Jahren, die er auf Reisen verlebt hat, kolossal vorwärts gegangen."

Ulla packte die andre am Arm.

„Fällt mein Bild dagegen ab?"

„Keineswegs. Was die Technik betrifft, so kannst du dich ruhig mit ihm messen. Es liegt auch in deiner Arbeit eine liebenswürdige Naivetät und künstlerische Einfachheit der Auffassung, die der seinigen fehlt. Er fühlt das wohl auch selbst. Ich sah ihn, wie er lange vor deinem Bilde stand, es durch die hohle Hand betrachtend, prüfend, bald ganz nahe herantretend, um die technischen Einzelheiten zu begutachten, bald aus der Ferne mit einem zugekniffenen Auge den Effekt studierend und dann wieder vor seine eigne Arbeit tretend, um nach einiger Zeit abermals zu der deinen zurückzukehren. Nun, er wird dir wohl noch selbst allerlei Schönes darüber sagen. Es muß ihn ja doch auch freuen, zu sehen, welchen Erfolg du hast, da du ihm das Beste verdankst. Ich ging nachher weiter, begegnete ihm dann jedoch noch einmal in der Restauration, mit einer sehr schönen eleganten Dame."

„So, — mit der ging er also."

„Seine Braut?"

„Ich weiß nicht."

„Komisch! Ich dächte, du müßtest die erste sein, die es wüßte, wenn er verlobt wäre. Ihr seid doch so befreundet miteinander, und etwas so Wichtiges würde er doch seinen Freunden mitgeteilt haben."

„Gott, Anita, komm nur nicht wieder auf das Heiratsthema. Nichts interessiert mich weniger. Meinetwegen mag Haidenreich mit einer indischen Begum spazieren gehen."

Anita lachte gutmütig.

„Du bist ein albernes Mädel! Jede andre würde deckenhoch vor Freuden springen über den Erfolg, und du bist beinah schlechter Laune. Ich verstehe dich gar nicht."

„Mein Porträt hat Fiasko gemacht."

„Aber durchaus nicht. Es wird sehr geschätzt."

„Es reicht nicht an Menzel und Lenbach heran."

„Verzeih, dein Ehrgeiz fängt bereits an, stark nach Größenwahn zu schmecken."

Anita klopfte die andre auf den Rücken.

„Komm wieder zu dir, meine Tochter. Hochmut pflegt dem Fall voraus zu gehen."

Um die Mittagsstunde, als die Ausstellungsräume leer wurden, schlich Ulla sich hinein; nicht wie eine, deren Bild soeben durchschlagenden Erfolg erzielt hat, sondern wie eine, die zurückgewiesen wurde und halb neidisch, halb beschämt einen Blick auf die Erfolge der andern werfen möchte.

Sie kaufte einen Katalog und sah sich scheu um, ob auch niemand ihr nachblicke oder folge. Dann suchte sie in den verschiedenen Sälen umher, ohne irgend etwas einer genaueren Besichtigung zu unterziehen, bis sie in dem großen hellen Mittelsaal stand, in welchem Haidenreichs Bild in der Nähe ihres eignen hing.

Schon von weitem leuchtete ihr die warme sinnliche Farbenglut des ersteren entgegen. Sie stürzte förmlich darauf zu und verschlang es mit ihren Blicken. Es war eine Scene aus dem Volksleben der kalifornischen Hauptstadt: fünf Männer, die sich erregt um den roh zusammengezimmerten Tisch einer düstern, von qualmenden Lampen matt erhellten Hafenschenke drängten, wilde verwegene Kerle in primitivster Bekleidung, den Revolver im Gurt. Schmutzige Kartenblätter lagen verstreut auf Tisch und Fußboden, so wie sie im Zorn hingeschleudert waren, und vier der Kerle schienen den fünften, dessen abgefeimte Gaunerphysiognomie allerdings das Ärgste erwarten ließ, des Betruges zu beschuldigen. Eine schöne, frech aussehende Person, die im Hintergrund der Spelunke mit Brandyflaschen herumhantierte, rief augenscheinlich durch die Thür um Hilfe. Der ganze Vorgang atmete intensives Leben und schien sich unvermeidlich zu einer Katastrophe zuspitzen zu wollen.

Ulla stand wie gebannt davor. Ihr künstlerisch gebildetes Auge nahm mit Bewunderung jede Einzelheit der Ausführung wahr. Es war ihr nie zuvor so deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie meisterhaft doch Haidenreich den Pinsel zu führen verstand. Fast zögernd wandte sie sich nach ihrem eignen Bilde um. Sie fürchtete den Vergleich. Diese lebenglühende Darstellung schien ihr gleichbedeutend mit einer Vernichtung ihres eignen Werkes.

Und dann atmete sie tief auf. Es klang beinah wie ein unterdrückter Aufschrei der Erlösung. Da hing es ja und sah sie so ganz anders an, als sonst von der Staffelei des Ateliers, so viel freier und größer. In seiner stimmungsvollen Einfachheit und Natürlichkeit machte es alles tot, was rings umher hing; ja es hätte sich als ein Kunstwerk ersten Ranges behauptet, und wenn es seinen Platz dicht neben dem Haidenreichschen Bilde gehabt hätte. Man meinte wirklich, die Buben lachen, plaudern und plätschern zu hören. Ein idyllischer Friede lag über dem kleinen Erden-

winkel mit seinem reifenden Haselgesträuch, das die Begehrlichkeit der Knaben gereizt, und dem träge fließenden schwarzen Wasser. Es ließ sich wohl kaum ein größerer Kontrast denken, als der zwischen dieser ländlichen und landschaftlichen Natürlichkeit und der Spielhölle dort, und beides war in seiner Art vollendet.

Ulla hob den Kopf. Ihr Ehrgeiz war befriedigt. Sie hatte sich mit der Idee hergeschlichen, als eine Gedemütigte, Überwundene davongehen zu müssen. Nun wußte sie, daß sie im stande sei, ihren Platz als Künstlerin neben Künstlern ersten Ranges, wie es Haidenreich einer war, zu behaupten. Sie brauchte nicht mehr zu befürchten, ihm zu begegnen und ihn ein ironisches Lächeln verbergen zu sehen. Es war, als sei ein Alpdruck von ihr genommen. Sie fand jetzt Lust und Muße, sich in den Ausstellungsräumen umzuschauen, Schönes zu genießen, Mittelmäßiges zu kritisieren. Vor ihrem Porträt des Nuntius, das sie endlich in einem der Seitenzimmer auffand, blieb sie prüfend und kritisirend stehen, wie vor einer fremden Leistung, und nickte dann mit einem launigen Lächeln.

„Ja, Menzel und Lenbach können's schon besser. Nicht schlecht! Für ein Frauenzimmer sogar recht gut! Aber doch nicht ganz auf der Höhe! Nicht flott und kräftig genug! Ich hätte es nicht jetzt hier heraus bringen sollen. Ah bah!" — Sie schnippte mit den Fingern. Was machte ihr das aus. Sie ging wie auf Wolken, hätte alle Welt umarmen mögen.

Draußen prachtvoller Sonnenschein und leichter lustiger Sommerwind und blühende Linden. Überall Duft und Farbe und Freudigkeit! Ah, wie das schön war, zu leben und zu genießen und zu wissen, daß man etwas erreicht hatte, was nur wenigen Auserwählten zu erreichen vergönnt war!

Das Atelier kam ihr nun eng und dumpfig vor. Was sollte sie auch hier? Die Staffeleien waren leer, neue Aufträge noch nicht eingelaufen oder hatten doch Zeit. Nach den langen, anstrengenden Arbeitsmonaten empfand sie das Bedürfnis nach freier Bewegung in schöner Luft und strich ziellos mehrere Tage hindurch durch Straßen und Gärten.

Man hatte ihr viel schöne Dinge über ihr Bild gesagt, von allen Seiten strömten ihr Lob und überschwengliche Bewunderung zu; nicht nur von den Freunden allein, auch namhafte Künstler, Leute, auf deren Urteil sie Wert legte, und deren oberflächliche Bekanntschaft sie hier und da gemacht, blieben auf der Straße stehen, um ihr Anerkennung auszusprechen und Liebenswürdigkeiten zu erweisen, von denen sie früher weit entfernt gewesen waren; oder sie merkte es an ihrem achtungsvollen, besonders verbindlichen Gruß, daß sie in ihren Augen beträchtlich an Bedeutung gewonnen hatte. Sie war förmlich gesättigt von befriedigtem Ehrgeiz, und doch fehlte ihr noch etwas. Haidenreich hatte ihr bisher kein Wort über ihre Schöpfung gesagt. Sie war ihm auch nirgends begegnet. Das befremdete sie. Zunächst hielt sie es freilich nur für Zufall, allmählich aber kam ihr der Gedanke, daß er vielleicht die Stadt schon verlassen haben könne, um seinen Sommerausflug zu machen. Warum hatte er dann nicht Abschied von ihr genommen?

Das beschäftigte und beunruhigte sie und wurde nach und nach zu einem Tropfen Wermut, welcher ihr den Glücksbecher, den sie jetzt voll in ihrer Hand zu halten geglaubt, vergällte. Gern hätte sie sich Gewißheit verschafft, konnte sich aber nicht

dazu überwinden, sein Atelier aufzusuchen. Stolz und Eitelkeit hielten sie davon zurück. Er sollte zu ihr kommen und sie als gleichberechtigte Künstlerin anerkennen. Sie brauchte sich jetzt nicht mehr um seine Anerkennung zu bemühen. Und dann war da noch etwas andres, was sie zurückhielt, etwas, das sie sich um keinen Preis selbst eingestehen mochte, und das sich doch im Innersten ihres Herzens regte.

Da, als sie eines Nachmittags ihr Atelier verließ und langsam die Straße hinabschlenderte, sah sie ihn. Schon auf tausend Schritt erkannte sie die breite behäbige Gestalt, die ihr entgegenkam. Im Augenblick war ihr blasses Gesicht wie mit Blut übergossen. Das ärgerte sie. Warum konnte sie nur nicht kühl und ruhig bleiben? Aber ihre Augen strahlten trotzdem, und die Lippen lächelten. Ihr Herz dürstete danach, jetzt endlich von ihm zu hören, daß er ihr Bild gesehen habe und auf der Höhe voller, reifer Künstlerschaft finde.

Jetzt zog er den Hut. Sie machte unwillkürlich eine Bewegung, als wolle sie stehen bleiben, aber er hatte wohl keine Zeit, lächelte gleichmütig und freundlich und ging dann vorüber ohne sie anzusprechen.

Ulla fühlte förmlich wie ihr der Herzschlag stockte. Was war das? Warum that er ihr das? Sie ging noch eine Weile mechanisch und blindlings weiter, ohne auf Sonnenschein und Menschen zu achten, die um sie her fluteten, bis Haidenreich an der Straßenecke verschwunden sein mußte. Dann wandte sie sich kurz um, kehrte in ihr Atelier zurück, dessen Thür sie verriegelte, und brach in zornige heftige Thränen aus.

XV.

„Ja, warum nicht?"

Man plante in Künstlerkreisen eine Massenpartie nach Rothenburg ob der Tauber. Wer die Idee zuerst gehabt, ließ sich schwer feststellen, jedenfalls aber hatte sie allgemeinen Anklang gefunden, und auch Ulla und Anita und der Maler Vollbrecht waren aufgefordert worden, sich daran zu beteiligen. Bei der Gelegenheit war es gewesen, daß Ulla gleichgültig gesagt hatte: „Ja, warum nicht?"

Immer hatte sie sich's gewünscht, einmal hinaus zu kommen, ein wenig von der Welt zu sehen, die Mittel zu besitzen, Studienreisen machen zu können, und nun sie die Mittel reichlich dazu besaß, denn ihr Bild war um einen hohen Preis für eine staatliche Galerie angekauft worden, fehlte ihr recht eigentlich die Lust. Rothenburg war nun zwar nicht die Welt, lag auch ziemlich in der Nähe, so daß man es mit einer Eisenbahnfahrt von wenig Stunden erreichen konnte, aber immer hatte man es ihr als das Eldorado der Maler gepriesen, von wo aus die meisten ihrer Bekannten reiche Ausbeute an Studien und Motiven mit heimbrachten. Und nun sich ihr die Gelegenheit bot, das uralte Städtchen zu sehen, fuhr sie doch nur mit, um den Freunden, welche ohne sie nicht fahren zu wollen erklärten, kein Spielverderber zu sein.

„Mach dich auch ein bißchen nett!" ermahnte Anita zuvor.

„Warum denn?"

„Weil ich gern Staat mit dir mache."

Ulla lachte ein wenig melancholisch. Sie wäre vermutlich ruhig in ihrem alten Kittel gefahren, aber Anitas Bestrebungen zufolge trug sie ein hübsches fesches Reisekostüm aus bräunlichem Tuchstoff mit heller Bluse und einem kleidsamen Touristenstrohhut, als sie die Bahnhofshalle betrat, wo man sich zu gemeinschaftlicher Abfahrt versammelte. Sie lächelte über sich selbst und ihre neue Eleganz, aber es machte ihr nun doch Spaß, hübsch auszusehen, denn daß dies der Fall sei, sagte ihr der große Spiegel des Wartesaals, den sie durchschritt. Übrigens trug sie daneben einen soliden Rucksack, der für einige Tage Wäsche, Skizzenbuch, Aquarellfarben und den photographischen Momentapparat enthielt und nicht sehr zu der neuen Toilette paßte.

Es waren etwa zwölf Personen, die sich nach und nach an der Barriere des Bahnsteigs versammelten. Einige fehlten noch, und man schaute ungeduldig nach ihnen aus.

Ulla lehnte lässig über der Brüstung und sah dem gewaltigen Getriebe des Centralbahnhofes zu, wie die Züge pfauchend ein- und ausglitten, weißliche Rauchmassen zum glasgedeckten Tonnengewölbe empor schleudernd, emsig durcheinander kribbelnde Menschenmassen ausspeiend und aufnehmend, wie die mächtigen Lokomotiven leicht wie Federn auf lautlosen Drehscheiben gewendet wurden, und hier eines ins andre eingriff wie die Räder eines Uhrwerks. Der Gedanke, daß die kleinste Nachlässigkeit eines einzelnen diesen Schauplatz der äußersten Ordnung und Pünktlichkeit in ein Feld des Schreckens verwandeln könne, machte sie förmlich nervös, und als nun wieder ein Vorortzug brausend einfuhr, durchzuckte sie die Angst, daß die Bremse versagen und die Maschine haltlos mitten zwischen ihnen hindurch zerstörend in die Wartesäle dringen könne. Da hielt der Zug schon. Sie war aber doch ganz rot geworden, oder kam dies nur daher, daß jemand hinter ihr gesagt hatte: „Jetzt wäre es wirklich Zeit, daß Haidenreich käme. Unser Zug geht in zehn Minuten ab."

In demselben Moment wurden die Barrieren geöffnet, und die Gesellschaft strebte den bereitstehenden Wagen entgegen.

Ulla sah sich nicht um. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, bei denen viele Köpfe unter einen Hut gebracht werden sollen, entstand ein wirres Hinundherlaufen. Man wollte möglichst beisammen sitzen, suchte nach leeren Abteilungen, rief nach einander, stieg ein und wieder aus, und während Ulla noch unschlüssig mit Vollbrecht und Anita Umschau hielt, kam ein Herr in grauem Reiseanzug, auf Juchtenschuhen, mit höchst elegantem Handgepäck, eine Dame am Arm, gemächlich den Bahnsteig entlang, blieb grüßend und lächelnd neben Ulla stehen, ließ den Arm seiner Dame los und sagte: „Wir steigen doch wohl zusammen ein."

„Wenn Sie und Frau von Urbin dritte Klasse fahren, meinetwegen, — sonst nicht!" entgegnete die so Angeredete nicht sehr verbindlich.

„Dritte Klasse?" rief Frau von Urbin entsetzt. „Kann man denn das überhaupt? Ich möchte das nicht einmal meiner Kammerjungfer zumuten. Ist das Ihr Ernst, Fräulein Mendels? Herr Haidenreich und ich haben Billets erster Klasse genommen."

„Dann werden Sie wahrscheinlich das Vergnügen haben, allein zu fahren."

„Ja, ich hatte auch gedacht, wir, d. h. die Gesellschaft, würde ganz unter sich bleiben."

„Schließen wir einen Kompromiß!“ schlug Haidenreich vor. „Nehmen sie sämtlich Zuschlagsbillets, und fahren wir zweiter Klasse.“

Die beiden Damen rümpften gleichmäßig die Nase. Die Zeit drängte. Rasch dirigierte er Frau von Urbin in eine leere Abteilung erster Klasse, und lief dann Hals über Kopf noch einmal nach der dritten Klasse, um Ulla den schweren Rucksack hinein zu reichen.

„Es ist wirklich sehr gut von Ihnen, daß Sie sich nicht schämen,“ sagte sie mit ironischer Heiterkeit. „Viel Vergnügen zu Ihrer Fahrt zu zweien.“

„Das habe ich doch nicht verdient!“ gab er morose zurück. „Die Urbin wollte es so, und wer konnte denn auch denken, daß Sie nun als neukreierte Berühmtheit noch an den alten schäbigen Gewohnheiten festhalten würden. Es ist ja gräßlich hier! Diese Menschenmassen, die hier hineingepfercht sind! Und wie das schlecht riecht! Kommen Sie, steigen Sie noch um. Ich trage Ihnen auch in Steinach den Rucksack.“

„Danke! Sehr liebenswürdig, aber Herr Vollbrecht hier hat sich schon freundlichst dazu erboten.“

Hier schlug der Schaffner die Thüren zu, und Haidenreich konnte nur noch hastig seine Abteilung erreichen, aus der ihm schon der Rembrandthut und die mit dänischem Leder bekleideten Hände seiner Dame erregt entgegenwinkten.

In Steinach längerer Aufenthalt. Die Klingelbahn, die man von hier aus benutzen mußte, hatte es nicht eben eilig abzugehen. Fröhliches Durcheinander, bei welchem jeder sich verpflichtet fühlte, die größtmöglichste Heiterkeit herauszukehren. Nur Frau von Urbin kam verstimmt zum Vorschein und klagte mit großen Augen, Haidenreich sei in einer Weise langweilig und schlechter Laune, daß sie es schon bereue, die Fahrt mit unternommen zu haben. Halb und halb war sie bereit, von ihrer Höhe herab zu steigen und in die dritte Klasse überzusiedeln, sie fürchtete nur den Zugwind und schlechte Cigarren, wie sie jedem anvertraute, der sie anhören wollte.

Die kleinen Wagen der Zweigbahn stießen und klapperten entsetzlich auf den ausgefahrenen Schienen, und Haidenreich, der die größten Strapazen auf seinen Reisen gleichmütig ertragen hatte, fluchte bei jedem Stoß, als untergrabe derselbe ihm Leben und Gesundheit. Schließlich sprang er auf und trat auf die Plattform hinaus, von der aus er durch die offen hin und her schwingende Thür des folgenden Wagens in diesen hinein sehen konnte. Da saß Ulla mit Vollbrecht und Anita in einer Ecke und teilte belegte Brötchen mit ihnen, die sie aus ihrem Rucksack hervorholte. Alle drei sahen vergnügt aus, und Ulla nickte zu Haidenreich herüber, als sie ihn auf der Plattform erscheinen sah.

„Aber, bester Haidenreich, so kommen Sie doch herein und machen Sie die Thür zu!“ rief Frau von Urbin hinter ihm. „Es zieht ja entsetzlich!“

Er murmelte etwas vor sich hin, was nicht gerade verbindlich klang, und setzte sich wieder der schönen Frau gegenüber, die sich mit den silberköpfigen Flaschen ihres Necessaires beschäftigte und englisches Salz hervorholte, das sie ihm auch hinüberreichte. Er dankte indes ungeduldig und machte für sich die Bemerkung, daß Schönheit auf die Dauer auch rasch langweilig werden könne. Als er sie dann in Rothenburg mitsamt ihrem Necessaire und andern eleganten Reiseutensilien endlich zum Wagen herausgehoben hatte, waren die andern schon eine Strecke voraus auf dem Wege vom Bahnhof zur Stadt.

„So gehn Sie doch nicht so schnell!“ rief seine Begleiterin. „Man kommt ja förmlich um vor Hitze und Staub. Daß aber auch gar keine Droschken an der Bahn sind.“

„Gottlob, daß diese Marterkästen hier noch nicht eingeführt sind. Schon die Eisenbahn ist für Rothenburg eigentlich ein Anachronismus.“

Er stürmte rücksichtslos vorwärts, obgleich ihm selbst, da er neben dem eignen Handgepäck auch das der Dame trug, der Schweiß auf die Stirn trat. In einiger Entfernung vor sich sah er Ulla auf der Brücke stehen, die über den Stadtgraben zum Thor führte. Sie war etwas zurück geblieben, der Maler Vollbrecht stand neben ihr und beugte den weißhaarigen Kopf zu ihr hinab. Beide schienen versunken in den Anblick des reizvollen, wild überwucherten Eckchens, das die altersgraue Stadtmauer mit ihren originellen Vorsprüngen und vergitterten Guckfenstern hier oberhalb des Grabenwalls bildete. Wie aber Haidenreich schon glaubte, sie erreicht zu haben, rief Frau von Urbin: „O, mein Schleier! — o, sehn Sie doch meinen Schleier! Bitte, Haidenreich!“ — Und er mußte hinter dem dünnen Gewebe her eilen, das der laue Sommerwind vom Hut geweht hatte. Inzwischen hatten sich die andern wieder in Bewegung gesetzt.

So ging es fort. Frau von Urbin beanspruchte seine Dienste fortwährend. Sie war nicht für derartige Partien geeignet und bereute es bereits bitter, sich darauf eingelassen zu haben, den gewohnten Komfort entbehren zu müssen. Sie hatte sich das so ganz anders gedacht, rümpfte über alles die Nase, über die Gesellschaft, über die Zimmer im Gasthof, über die Bedienung, erklärte müde zu sein und verlangte, man solle ruhig und kühl irgendwo still sitzen und Cigarretten rauchen, statt in dem „elenden kleinen Nest“ umher zu laufen. Erst als sie sah, daß sie allein sitzen werde, wenn sie sich nicht den andern anschließe, und daß Haidenreich nicht die mindeste Lust bezeigte, ihr Gesellschaft zu leisten, entschloß sie sich, an den allgemeinen Unternehmungen teil zu nehmen; sie hielt sich aber an Haidenreichs Seite und behandelte ihn als ihren dienenden Ritter. Hier und da hob sie die Lorgnette an die Augen und sagte zerstreut: „Gott, ist das nett!“ oder: „Ganz charmant!“ um gleich darauf wieder von allerlei gleichgültigen Vorkommnissen zu sprechen.

Haidenreich, der von Natur ritterlich gegen Damen beanlagt war, fühlte, daß er dies auf die Dauer nicht ertragen könne, und daß eine innere Ungeduld allmählich die Oberhand in ihm gewann. Er war ein leidenschaftlicher Bewunderer von Rothenburg und brauchte jemand, der den Enthusiasmus verstand und teilte, den er auf Schritt und Tritt beim Anblick all dieser wunderbaren Überbleibsel verklungener Jahrhunderte empfand. Er war schon oft hier gewesen, aber doch noch nicht seit der Rückkehr von seiner großen Reise. So feierte er nun überall ein Wiedersehen.

Unweit von ihm stand Ulla vor der offenen Pforte eines noch zum Rathause gehörigen Gebäudes und schaute, die Hände ineinander verschlungen, mit strahlendem, verzücktem Blick in den engen düstern Hofwinkel, der sich ihren Augen hier erschloß und der vielleicht das Schönste aller Renaissanceherrlichkeit barg, was Rothenburg überhaupt aufweisen konnte.

Haidenreich wußte, daß er sicher war, bei ihr das vollste Verständnis für seinen Enthusiasmus zu finden. Es zog ihn zu ihr hin, aber sie mied Frau von Urbin und ihr Geschwätz, und folglich auch ihn.

Wie im Traum ging sie umher. Ja, so hatte sie es sich gedacht. Ihre Phantasie bevölkerte das alte Rathaus, die engen stillen Gassen und düstern Höfe wieder mit den Menschen in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts. Sie meinte jeden Augenblick, aus den steil abfallenden Gäßchen, die auf den Marktplatz mündeten, müßten schwedische Landsknechte auftauchen, um die müden Pferde am rundgemauerten plätschernden Brunnenbecken zu tränken, während draußen Tillys Kanonen und Haubitzen krachend die tapferen ketzerischen Bürger bedräuten. Alles wurde wieder vor ihrem geistigen Auge lebendig, was sich hier einst abgespielt hatte; wie der Pulverturm in Brand geschossen wurde und zusammensinkend eine Bresche machte, durch welche die kaiserlichen Truppen siegreich und brandschatzend in die Stadt drangen, welche es gewagt, eine schwedische Besatzung aufzunehmen. Aus dem Dom, in dem gerade jetzt der Organist übte, glaubte sie die schrillen Bittgesänge der geängsteten Frauen und Kinder zu hören, die fern herübertönenden Abendglocken einer katholischen Kapelle wurden ihr zum Sturmgeläut, und nun mußte Tilly, der Eiserne, Unerbittliche, zu äußerstem Grimme entflammt, seinen Einzug halten, um im Rathaussaal den Rat der Stadt zum Tode durch den Strang zu verurteilen und die Stadt selbst den Truppen zur Plünderung zu übergeben. Vergebens warf sich die Tochter des Bürgermeisters mit ihren kleinen Kindern bittend vor dem Ergrimmten nieder; nicht einmal der Fluch der herausgewiesenen verzweifelten Frau vermochte den Tyrannen zu erschüttern. Da nahte der Kellermeister, in den zitternden Händen den mächtigen Humpen, der den Willkommen- und Besänftigungstrunk für den allmächtigen Besieger und seine sämtlichen Generäle enthielt. Mit Entrüstung wies der Generalissimus den Trunk zurück, denn über seine asketischen Lippen kam niemals ein Tropfen geistigen Getränks; doch plötzlich durchfuhr ihn ein Gedanke teuflischen Humors. Er hob die Hand, und über sein Gesicht zuckte es wie der Schatten eines blassen höhnischen Lachens. „Vermag der Bürgermeister den Humpen da allein und auf einen Zug zu leeren, so soll dem Rat das Leben geschenkt und der Stadt die Plünderung erlassen sein!“ rief er.

Und tiefes Schweigen folgte den Worten, denn der Pokal enthielt wohl fünf Liter schweren Weines. Aber entschlossen trat der Bürgermeister, Georg Nusche war sein Name, vor, hob das Gefäß an die Lippen und begann zu trinken. Ringsum standen die Befehlshaber der kaiserlichen Armee und Tillys geistliches Gefolge, darunter so mancher Mann, der einen tüchtigen Trunk zu thun vermochte; sie lachten, denn sie erwarteten den entschlossenen Trinker, dem nach dem ersten Viertel der Schweiß auf die Stirn trat, bald von seinem Vorhaben abstehen zu sehen. Aber mit Erstaunen sahen sie, wie der gläserne Humpen leerer und leerer wurde, und noch immer trank Georg Nusche, ob er auch am ganzen Körper zu zittern begann, und große Tropfen ihm von der Stirn rieselten, bis man ihm das leere Gefäß aus den kraftlos werdenden Händen nahm, und zuspringende Freunde den besinnungslos Zusammenbrechenden auffingen, um ihn fort und auf sein Lager zu tragen, das er erst nach monatelanger schwerer Krankheit wieder verließ.

Dies war die Geschichte der Errettung der Stadt durch den Meistertrunk ihres Oberhauptes, ein Vorkommnis, das noch jetzt alljährlich in einem von Bürgern der Stadt aufgeführten Festspiel gefeiert wird; und daran dachte Ulla, wie sie durch die stillen, von Abendsonnenglanz erfüllten Gassen strich. Es störte sie förmlich, aus den

uralten Thorbögen und den spitzgiebeligen Häusern Menschen in der Tracht des neunzehnten Jahrhunderts treten zu sehen. Für sie lag es wie eine ungeheure Melancholie über dieser äußerlich um zwei Jahrhunderte zurückgebliebenen Stadt. Sie ging hinab nach der Stelle, wo der stumpfe runde Turm, der einst zusammenbrechend dem Feind Einlaß gewährte, noch jetzt als grün überwucherter Mauerrest im Stadtgraben lag, und dann stieg sie noch weiter hinab bis ins Tauberthal, um von hier aus den vollen Blick auf das altersgraue, hoch gelegene kleine Nest zu haben.

Es war ihr lieb, allein zu sein. Sie hatte das Zusammensein mit den andern zuletzt schon gar nicht mehr ertragen können. Ihre Nerven waren doch von der angestrengten Arbeit der letzten Zeit stärker mitgenommen, als sie gedacht hatte. Nun fühlte sie sich plötzlich elend, ohne doch recht zu wissen weshalb, so elend, daß sie sich unten auf dem Wege nach Dorf Dettweiler unter einen Baum ins Gras warf und anfing zu weinen.

Und dann ging die Sonne unter. Die Dämmerung begann allmählich, mit violetten Schatten durch das Thal huschend, ihren Einzug zu halten, und während es unten schon dunkelte, hoben sich oben noch die grauen Mauern und Türme der Stadt pittoresk vom weißlichen Himmel ab. Zu andern Zeiten hätte Ulla gewiß nicht versäumt, ihre Aquarellfarben zur Hand zu nehmen, und eifrig den wunderbaren Effekt ihrem Skizzenbuch einzuverleiben. Jetzt dachte sie, mit über den Knien verschlungenen Händen dasitzend: „Mein Gott, wozu? Wozu sich überhaupt noch bemühen? Macht denn das glücklich? Bin ich denn glücklich, weil mein Ehrgeiz mehr, als ich es je erträumte, Befriedigung fand? Was bleibt denn von meinem Streben und meiner Arbeit, wenn dieses kurze flüchtige Leben vorüber ist? Alle die, welche dort oben gelebt und gestrebt und gelitten haben, sind vergangen und vergessen, und es ist nichts von ihnen geblieben als eine Legende, die zum Nutzen der Stadt, um den leeren Säckel zu füllen, jetzt ausgebeutet wird. Ich werde auch vergessen werden, sobald ich einmal die Augen geschlossen habe, ja wohl schon früher, sobald ich nur aus der Mode gekommen und von andern, neu auftauchenden Namen verdrängt sein werde. Und ich habe niemand in der weiten Gotteswelt, der sich meiner in Liebe erinnern wird. Wie schrecklich ist das doch, so allein zu stehn!"

Der Tau begann zu fallen, und die scharfzackigen Umrisse der Stadt verschwammen nach und nach in der zunehmenden Dunkelheit. Ulla empfand die Kühle der aus der Tauber aufsteigenden Feuchtigkeit und sagte sich, daß es wohl Zeit sei, den Berg hinauf zu gehen und sich wieder mit der jetzt vermutlich im Gasthof vollzählig versammelten Gesellschaft zu vereinen, aber sie sträubte sich noch dagegen. Der Gedanke an die fröhliche Ausgelassenheit der Ausflügler machte sie förmlich krank.

Da kam eine schattenhafte Gestalt die Straße entlang, welcher ein glühender Punkt voraufging, der sich im Näherkommen als brennende Cigarre erwies, während die Gestalt breite wohlbekannte Umrisse entwickelte.

„Da sind Sie ja!" sagte Haidenreichs joviale Stimme. „Oben ist alles über Ihr Verschwinden in Unruhe."

„Ich wüßte nicht, daß da jemand wäre, der sich um mich beunruhigen könnte. Anita kennt mich als selbständigen Menschen, der nicht leicht zu Schaden kommt und sich selbst in acht nehmen kann."

„Sie vergessen Ihren Freund, den Mann mit dem weißen Haar, der Sie bereits seit einer Stunde an allen möglichen und unmöglichen Orten sucht. Ich habe mich wohl gehütet, ihm zu sagen, daß ich Sie oben vom Stadtpark aus hier unten gehen sah. Jetzt klettert er wahrscheinlich gerade den Kirchturm empor. Er scheint Ihnen allerlei Abenteuerlichkeiten zuzutrauen, auf die ich nicht verfallen wäre."

Sein sonores Lachen klang so warm und ansteckend durch die Dunkelheit, so daß sie unwillkürlich mit einstimmen mußte.

„Lassen Sie mir meine Freunde zufrieden. Wer selbst im Glashause sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen."

„Ja so. Sie meinen, wer selbst Freunde besitzt, die sich lächerlich machen, sollte nicht über die Lächerlichkeiten der Freunde andrer spotten. Aber ich gebe Ihnen die Meinigen gern preis."

„Alle?"

„Alle, so wie sie da sind."

Sie hatten jetzt miteinander den Rückweg angetreten und gingen ziemlich schnell, obgleich Haidenreich während des Anstiegs etwas außer Atem geriet. Ulla fühlte ihre Weltabgewandtheit allmählich schwinden in der Nähe dieses warm und froh neben ihr pulsierenden Lebens.

„Auch Frau von Urbin?" fragte sie scherzend, und dabei klopfte ihr das Herz.

„Ach die gute Frau! Ich hätte sie nicht mitbringen sollen. Sie eignet sich nur für den Salon oder für solche Art Reisen, die mit äußerstem Komfort unternommen werden können, für Saloneisenbahnwagen und Salondampfer, für Grand-Hotels, in denen alles mit Gold aufgewogen wird, in denen eine Schar von Kellnern und Kammerjungfern umherschwirrt und amerikanische Millionäre die schönsten Punkte jedem vernünftig reisenden Menschen zum Ekel machen. Sie dürfen sie nicht falsch beurteilen. Ein Mensch ist nicht wie der andre, und Sascha Urbin verträgt eben nur eine sehr nachsichtige Beurteilung."

Ulla schwieg.

„Wissen Sie, was mich immer gewundert hat?" fuhr er fort. „Daß Sie nie danach gefragt haben, wie es kommt, daß ich ihr einen so großen Anteil an meinem Leben und an meinen Unternehmungen einräume."

„Ich bin nicht neugierig."

„Das ist wahr. Das sind Sie nicht. Aber es wäre doch in Anbetracht unsrer jahrelangen Bekanntschaft nur natürlich gewesen. Ich habe es beinah als eine Gleichgültigkeit gegen mich empfunden, daß Sie niemals Interesse dafür zeigten. Erinnern Sie sich, daß Sie mich sogar zurückwiesen, als ich einmal ein paar erklärende Worte sagen wollte."

„Sie sind mir ja keine Erklärung schuldig."

„Doch ich bin nun einmal in der Laune, ein Übriges über meine Schuldigkeit hinaus zu thun."

„Ich höre."

Er lachte behaglich.

„Wie das klingt! Beinah so, als säßen Sie im Beichtstuhl und ich stände im Begriff, Ihnen eine Reihe der todeswürdigsten Verbrechen zu bekennen. Und doch wollte

ich Ihnen nur ganz harmlos erzählen, daß der Mann dieser Frau, Herr von Urbin, mein intimster Jugendfreund ist, der bis jetzt in der Konsulatskarriere und in Japan stationiert war. Ich war, wie Sie wissen, beinah ein Jahr in Japan und ein fast täglicher Gast in seinem Hause, wo ich sehr schöne und interessante Zeiten verlebte. Da seine Frau indessen das Klima nicht recht vertrug, und man ihm für dieses Jahr eine Versetzung nach Europa in Aussicht gestellt hatte, vertraute er Sascha meinem Schutz an, als ich die Heimreise antrat, und übergab sie hier in Deutschland, wo sie eine Kur brauchen sollte, meiner Fürsorge. Sie können sich denken, daß mir daran gelegen war, mich einer Verpflichtung der Dankbarkeit zu entledigen, welche die zahllosen Liebenswürdigkeiten, die ich im Urbinschen Hause empfangen habe, mir auferlegten. Außerdem war Frau Sascha so unpraktisch und ratlos in allen Dingen, daß sie durchaus eines männlichen Schutzes bedurfte. Übrigens bin ich froh, dieses Schützeramt in kurzer Zeit wieder in Urbins Hände legen zu können, denn er ist bereits auf dem Heimwege. Auf die Dauer hat die Frau etwas Angreifendes, — besonders hier in Rothenburg."

Ulla fühlte mit Befremden ein Brausen und Singen in den Ohren, eine Art Schwindel, so daß sie sich plötzlich an dem Gesträuch halten mußte, das den gewundenen Pfad umsäumte, den sie hinanstiegen.

„Was haben Sie denn?" fragte Haidenreich, sich besorgt zu ihr beugend, und in dem schwachen rötlichen Lichtkreis, den die brennende Cigarre verbreitete, sah sie, daß seine Augen mit einem Ausdruck, den sie noch nie zuvor darin bemerkt, durch die Dunkelheit die ihren suchten.

„Ich glaube, ich habe mich heute übermüdet," sagte sie leise.

„Wollen Sie meinen Arm nehmen?"

Ihr intensives Selbständigkeitsgefühl lehnte sich dagegen auf.

„O nein, ich danke. So schwächlich bin ich doch nicht. Ich bin noch immer bisher allein fertig geworden und darf mich nicht so verwöhnen."

„Pardon! Ich dachte nicht daran. Ja, es ist etwas Schönes um Selbständigkeit! Wie mag einem Menschen wohl zu Mute sein, der so unabhängig von allen und allem ist?"

Sie hörte den heiteren Spott in seinem Ton, ihr war aber nicht nach einem lustigen Wortgeplänkel zu Mute, und still mit gesenktem Kopf setzte sie an seiner Seite den Weg aufwärts fort.

„Wissen Sie, daß ich mich recht darauf gefreut hatte, mit Ihnen Rothenburg zu genießen, und in allen den kleinen reizvollen Winkelchen umher zu kriechen, die schon seit langen Jahren mein Entzücken ausmachen? Und nun laufen Sie allein davon, wie es freilich einem selbständigen Mädchen geziemt, und haben mir noch nicht einmal gesagt, welchen Eindruck Sie von dem wunderbaren Nest empfangen haben. Aber eine so bedeutende Künstlerin, eine Berühmtheit, die sich bewußt ist, momentan in allen Zeitungen besprochen zu werden, ist vielleicht über solche Eindrücke erhaben."

„Warum spotten Sie über mich?" rief sie heftig. „Habe ich mich in Ihren Augen so lächerlich durch meine Arbeiten gemacht?"

„Lächerlich? Aber im Gegenteil. Ich streiche die Segel."

Sein Ton machte sie stutzig. Es lag eine gute Dosis Ernst darin.

„Kind!“ fuhr er fort. „Warum haben Sie es sich nur in den Kopf gesetzt, berühmt zu werden? Glauben Sie mir, für berühmte Frauen gibt es kein Glück. Sie werden das schon mit der Zeit merken, wenn der Dämon des Ehrgeizes mehr und mehr Besitz von Ihnen ergriffen hat, und Sie Ihre Höhe um jeden Preis behaupten wollen, in jeder neu aufstrebenden Kraft einen Konkurrenten suchend, den Sie bekämpfen zu müssen glauben, dem Sie die Erfolge mißgönnen. Um dann schließlich doch, wie das ja immer den großen Tieren begegnet, die sich eine Zeitlang auf der Höhe gehalten haben, langsam herab zu gleiten und mit Haß und Bitterkeit der undankbaren Mitwelt zu gedenken, die sie schon bei Lebzeiten in Vergessenheit geraten ließ.

„Sie können doch unmöglich aus eigner Erfahrung sprechen.“

„Doch! Ich will Ihnen ein ganz offenes Bekenntnis ablegen und eingestehen, daß ich jedesmal einen Stich im Herzen empfinde, ein Gefühl der Mißgunst, wenn ich sehe, daß jemand im Begriff steht, mich zu überflügeln. Als ich Ihr Bild in der Ausstellung sah, durchzuckte mich unwillkürlich der Gedanke, daß es dumm von mir gewesen sei, Ihnen den Weg zu weisen, den sie nun stetig gegangen sind. Ich sah eine Verdrängerin in Ihnen, die Jugend, die unerbittlich von dem Besitz nimmt, was wir Älteren als unser ausschließliches Eigentum bisher beanspruchten. Sehen Sie, derartige Empfindungen sind schon bei uns Männern sehr häßlich, aber einer Frau kleiden sie noch viel weniger; sie nehmen ihr viel von ihrem Reiz.“

„Wo ohnehin nicht viel Reiz vorhanden ist, kann auch nicht viel verloren gehen. Übrigens stehe ich noch nicht auf der Höhe, von der Sie sprechen.“

„Und nichts in der Welt würde sie vermutlich bewegen, von weiterem Aufstieg abzusehen.“

Ein rasches „Nichts!“ schwebte ihr auf den Lippen. Aber es stockte, ehe es noch laut geworden war. Ihr Herz begann in wilden Schlägen zu pochen. Sein Ton war so sonderbar fragend und forschend gewesen. Es war ja nur Scherz, daß er die Konkurrentin in ihr fürchtete, aber hinter seinen Worten lag ein Sinn, der ihr noch nicht klar war, sie nur wie die Ahnung einer großen Glückseligkeit durchzuckte. Gleich darauf rief sie sich selbst zur Ordnung. Was vergangen war, kam nicht wieder. Keine Ewigkeit brachte ihr zurück, was sie einst von der Minute ausgeschlagen, darüber wollte sie sich keine Illusionen machen. Sie hatte den Künstlerruhm gewählt und mußte nun bei der Stange bleiben.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander auf taufeuchten Wegen durch den lauen Sommerabend. Und dann wurden Stimmen in ihrer Nähe laut, und sie stießen auf einen Teil der Gesellschaft, die sich über das lange Ausbleiben der beiden zu beunruhigen anfing.

XVI.

Anita schlief nach den Anstrengungen des Tages den Schlaf der Gerechten, und neben ihr lag Ulla in dem niedrigen Gastzimmer des ‚Bären‘ und starrte schlaflos

und fieberisch zum tiefblauen Sternenhimmel empor, denn sie hatten der Hitze wegen die Fenster offen gelassen und die Vorhänge zurückgeschlagen. Es war etwas Neues in ihr Leben getreten, etwas, gegen das sie sich noch mit aller Macht sträubte, und das sich doch nicht mehr bannen ließ. Nein, nein, sie wollte es nicht wahr haben. Was hatte sie mit der Liebe zu schaffen? Ihr Leben gehörte der Kunst. Sollte sie deshalb fast sieben Jahre hindurch diese spröde Geliebte umworben und ihr mit Aufbietung aller Kräfte gedient haben, um jetzt, wo sie wirklich etwas erreicht hatte, nur Weib zu sein und alle ihre Errungenschaften dem kümmerlichen engen Glück zu Füßen zu legen, welches ihr, wenn die Freundinnen davon sprachen, immer so wenig begehrenswert erschienen war?

Ruhelos warf sie sich hin und her, bis die Sterne verblaßten und die frühe Sommersonne ihren Einzug in das Stübchen hielt. Es war wirklich noch entsetzlich früh! Wieviel Stunden mußten doch noch verstreichen, bis man schicklicherweise aufstehen und das noch verschlossene Haus verlassen konnte.

Ulla richtete sich auf und betrachtete die schlafende Gefährtin. Friedlich lag diese da, ein Bild der Ruhe und Zufriedenheit. Die andre, die überwacht und nervös war, wurde förmlich ungeduldig über diese Ruhe und diesen Frieden. Es erfaßte sie das Verlangen, die Schlafende am Arm zu packen und wach zu rütteln, um sie schelten, um nur den Ton einer menschlichen Stimme zu hören. Und dann nannte sie sich eine herzlose Egoistin, und die Frage drängte sich ihr auf, ob jene nicht vielleicht erst nach harten Kämpfen und schweren inneren Erlebnissen zu der Fähigkeit freundlichen Vergessens im Schlaf gekommen sei. Anscheinend hatte sich Anitas Leben immer so einfach und glatt in engen Grenzen abgesponnen; aber ging je ein Mensch durchs Leben, ohne die aufregendsten interessantesten, inneren Erlebnisse? Nur daß sich dieselben oft der Kenntnis der Mitwelt entzogen und in tiefster Verborgenheit abspielten. Eine einzige menschliche Existenz in all ihren Empfindungen und Erfahrungen klar gelegt, mußte ja den Stoff zu vielen dickbändigen Romanen hergeben. Da brauchten noch nicht einmal absonderliche Vorkommnisse und Verwickelungen mit zu wirken, das menschliche Herz allein war ja schon das Verwickeltste, was man sich denken konnte.

Alle diese Erwägungen lullten Ulla nach und nach in eine träumerische Stimmung hinein, die endlich in tiefen Schlaf überging, aus dem Anita sie weckte, als schon die Sonne hoch am Himmel stand, und die Gesellschaft sich zum Frühstück zu versammeln begann.

Ein wenig blaß und abgespannt kam sie zum Vorschein. Haidenreich hatte den allgemeinen Frühstückstisch bereits verlassen und rauchte draußen vor der Thür eine Cigarre. Man sah ihn selten ohne diese Trösterin des neunzehnten Jahrhunderts.

Heute ging jeder seine eignen Wege. Künstler und Künstlerinnen zogen mit Skizzenbüchern und Momentapparaten nach allen Richtungen davon, um den Aufenthalt auszunutzen und soviel als möglich an Motiven einzuheimsen. Als Ulla zu dem gleichen Zweck das Haus verließ, stand Haidenreich von der Bank neben der Thür auf und schloß sich ihr an.

„Ich werde Sie führen!“ sagte er, „denn ich kenne hier Wege und Stege, wie kaum ein andrer.“

„Und Frau von Urbin?"

Er beugte sich geheimnisvoll mit listigem Augenzwinckern zu ihr.

„Die habe ich Ihrem Freunde Vollbrecht aufgebürdet. Ich versichere Sie, daß das eines Aufwandes von diplomatischen Kniffen von meiner Seite bedurfte, deren ich mich selbst kaum für fähig gehalten hätte."

Durch eng gewundene, steil ansteigende Gäßchen führte er sie, zwischen armseligen aber malerischen Häuschen und steinernen alten Mauern hin, über welche die Natur ganze Bürden von Weingerank und blühendem Gezweig verschwenderisch ausgeschüttet hatte, und dabei spielte ein stilles Lächeln um seine Lippen, als habe er sich noch etwas ganz Besonderes für sie vorbehalten.

„Dies ist nun die Schmiedgasse", sagte er endlich. „Hier wohnt meine Freundin, die Schreinermeisterin Klingler, in deren behaglichen Zimmern ich früher so manche Woche gewohnt habe. Ich will Ihnen auch den Vorzug dieser Bekanntschaft vermitteln. Setzen Sie sich hierher vor die Thür. Ich rufe die gute Frau dann heraus und empfehle sie Ihrem Wohlwollen."

Ulla that, wie ihr geheißen worden, und wunderte sich dann, daß Haidenreich etwas erwartungsvoll neben ihr stehen blieb, statt hinein zu gehen. Aber wie sie die Augen hob, stieß sie einen Ruf des Erstaunens aus, der beinah einem Schrei des Entzückens glich.

„Die grüne Thür!"

Ja, da war sie, wenige Schritte von ihr auf der andern Seite der Straße, geheimnisvoll verschlossen mitten im Sonnenschein, und die steinerne Bank daneben schief zusammengesunken.

Sie hatte sich so daran gewöhnt, das Bild in Haidenreichs Atelier als das Symbol eines Lebensabschnitts zu betrachten, der ihr verhängnisvoll geworden war, daß sie nun fast davor erschrak, das Original vor sich zu sehen. Unwillkürlich meinte Ulla, sie müßte abermals vor einem Lebensabschnitt stehen, und die grüne Thür werde sich im Augenblick aufthun, um irgend etwas Unerwartetes, Geheimnisvolles und Verhängnisvolles für sie daraus hervorgehen zu lassen.

Mit einem Schlage stand ihr der Tag deutlich vor Augen, als sei es gestern gewesen, daß sie als unfertiges, unerzogenes Kind zum erstenmal vor jenem Bilde gestanden und mit brutaler Naivetät gefragt hatte: „was ist denn dahinter?" Jener Tag, der für ihre Künstlerlaufbahn ausschlaggebend gewesen war, gleichsam den Beginn derselben bezeichnet hatte. Und mit einmal durchzuckte sie das instinktive Gefühl, daß der heutige Tag, der sie vor das Original geführt hatte, vielleicht das Ende ihrer Laufbahn bezeichnen könne.

Merkwürdigerweise revoltierte sie nicht dagegen. Alles, was ihr bisher als festes Ziel klar und deutlich vorgeschwebt, zerfloß in diesem Augenblick in Nebel. Sie wußte nur, daß da neben ihr der Mann stand, dem jeder Gedanke ihres Herzens gehörte, und daß die fernere Gestaltung ihres Schicksals von den Worten abhing, die er sprechen werde.

Einige Minuten hindurch lag eine atembeklemmende Stille zwischen ihnen, dann sagte Haidenreich sanft: „Wissen Sie nun, weshalb mir so unendlich viel daran gelegen war, diesen Ausflug mit Ihnen zu machen? Können Sie sich jetzt denken, welches der

eigentliche Zweck meines Herkommens war? Dieses stille Erdenwinkelchen, für dessen Reiz Sie, wie ich weiß, gleich mir das vollste Verständnis besitzen, ist doch recht eigentlich zu einem Bindeglied zwischen uns geworden, das uns nicht wieder losläßt, soviel Mühe wir uns auch beide gegeben haben, dasselbe zu zerreißen. Eine gemeinschaftliche Erinnerung knüpft sich für uns daran, und ich dachte wohl, daß es Ihnen Freude machen würde, es gerade mit mir aufzusuchen. Denn was auch zwischen uns gelegen haben mag, wir sind doch Freunde, gute Freunde fürs Leben, nicht wahr?"

Ulla nickte, aber ihr sank das Herz. Freilich, so hatte sie es gewollt. Freundschaft, das war's, was sie einzig und allein immer erstrebt hatte. Nun konnte sie ja zufrieden sein. Und doch schrie etwas in ihr auf, das sich nicht zum Schweigen bringen lassen wollte, ein großer Jammer, eine leidenschaftliche Verzweiflung.

„Ich will nicht auf Vergangenes zurückkommen," fuhr er fort, „sonst laufen Sie mir vielleicht davon und lassen mich hier mit langem Gesicht stehen. Aber ich möchte Ihnen, da wir doch einmal einen Augenblick für uns allein haben, gern von den Hoffnungen und Wünschen erzählen, mit denen ich mich trug, und ich hoffe, Sie fühlen genug Freundschaft für mich, um mich geduldig anzuhören.

Sehen Sie, als ich mich auf Reisen begab, nahm ich das Bild eines kleinen Mädchens mit mir, das meiner Eitelkeit damals einen empfindlichen Schlag versetzt hatte. Ich grollte diesem Mädchen, und zugleich sorgte ich mich doch um dasselbe, weil ich wußte, daß es in der Laufbahn, die es gewählt, noch auf schwachen unsichern Füßen stand und mir noch nicht völlig ausgerüstet schien, den Kampf mit dem Leben erfolgreich aufzunehmen. Ich hatte die Gewohnheit gehabt, für die kleine Kunstgenossin ein wenig die Vorsehung zu spielen, und konnte nun nicht von dieser freundlichen Gewohnheit lassen; sie begleitete mich über den Ocean, und allmählich merkte ich, daß diese sorgenden Gedanken sich fest in mein Herz eingenistet hatten, so daß selbst die mannigfachen überwältigenden Eindrücke der fremden Weltteile sie nicht daraus zu verbannen vermochten.

Und wie ich nun heimkehrte, fand ich, daß der kleine halbflügge Vogel inzwischen gewaltig die Flügel geregt und sich zu einer Künstlerin entwickelt hatte, die mit den Besten gleichen Schritt zu halten vermochte. Das gab mir einen Stich ins Herz. Es war nicht Künstlerneid und Mißgunst, aber das Gefühl, daß die Glorie der neuen Berühmtheit sich trennender zwischen mich und die Frau meiner Wahl gestellt hatte, als jener erste Schlag, der meine Eitelkeit traf, und den ich mich gewöhnt hatte, als einen Ausfluß kindlichen Eigensinnes zu betrachten.

Ich war mit dem Entschluß heimgekehrt, noch einmal mit derselben Frage, die ich vor meiner Abreise gethan, an das Mädchen heranzutreten, denn ich sehnte mich nach eigner Häuslichkeit, nach stabilen Verhältnissen, und war mir völlig klar, daß niemand andres in der Welt im stande sei, mich zu beglücken. Doch vor der berühmten Frau strich ich die Segel. Meine Frau sollte mir allein gehören, nicht der Kunst, nicht der Öffentlichkeit. Ganz wollte ich sie für mich haben, denn ich verabscheue alles Halbe.

Trotzdem war ich mir bewußt, daß ich einen Raub an der Allgemeinheit, einen Raub auch an dem Mädchen selbst begehen werde, wenn ich es veranlaßte, eine Kunst an den Nagel zu hängen, in der es schon so Bedeutendes geleistet und sich einen

Namen gemacht hatte, nur um ganz einfach die Frau ihres Mannes zu sein und zu bleiben. Ja, ich bin mir nicht einmal ganz klar darüber, welche Antwort ich erhalten würde, wenn ich die entscheidende Frage stellte, und ich möchte Sie daher um Ihren freundschaftlichen Rat bitten, wie ich mich dabei zu verhalten habe."

Haidenreich hatte sich, während er sprach, neben Ulla gesetzt, und seine kräftige Hand hielt jetzt die ihrige mit festem Druck umspannt. Er sah, wie sie abwechselnd rot und blaß wurde und die Augen beharrlich zu Boden schlug; nur wußte er nicht, daß sie dies that, um ihn nicht gleich von vornherein die ganze große Glückseligkeit darin lesen zu lassen, die sich ihrer bemächtigte. Das aber merkte er wohl, daß sie nicht wiederstrebte, und sie sanft an sich ziehend, fragte er im alten herzhaften jovialen Ton: „Soll ich keine Antwort haben, Ulla? Können Sie sich nicht entschließen, der Liebe die Kunst zum Opfer zu bringen? Sehen Sie, es ist doch undenkbar, daß Mann und Frau in ganz verschiedenen Ateliers sitzen und malen, und sich gegenseitig Konkurrenz machen und eifersüchtig die beiderseitigen Erfolge bekritteln, denn dahin müßte es schließlich doch kommen. Ich will Sie ja nicht drängen; es ist ja ganz natürlich, daß es Ihnen schwer wird, alles, wofür Sie bis jetzt gelebt haben, aufzugeben, um nur für mich zu leben, aber ansehen könnten Sie mich doch wenigstens, und mir Auge in Auge sagen, was ich zu erwarten habe."

Sie that gehorsam, was er verlangte, und da sah er denn in ihren strahlenden Augen, daß er gar nicht nötig gehabt hätte, soviel Beredsamkeit aufzuwenden. Sie war sich ja vollkommen klar darüber, daß das Leben jetzt erst des Lebens wert geworden sei, daß alles, was sie bis jetzt erstrebt und erreicht, nichts war im Vergleich zu dem Glück, das zu sein, wozu Gott sie doch eigentlich geschaffen hatte, das Weib eines geliebten Mannes. Was war denn das bißchen Künstlerruhm, das ihr sonst so verlockend geschienen hatte? Was der lächerliche kleine Traum von Unsterblichkeit? Doch nur ein Notbehelf, der die Leere ihres Lebens ausfüllen mußte. Es erfüllte sie mit Wonne, alles dies hinzuwerfen, ja, es schien ihr nicht einmal ein Opfer im Vergleich zu dem, was sie dafür eintauschte. Sie war in diesem Augenblick nur Weib, Weib bis in die Fingerspitzen hinein. Ohne Kampf streckte sie die Waffen, und abermals that sich ihr die grüne Thür auf, um diesmal die Liebe daraus hervorgehen zu lassen.

XVII.

Verklungen die Hochzeitsglocken! Die Flitterwochen vorüber und Monate des reinsten Glücks.

Ulla mußte sich zuweilen an den Kopf fassen und an den Haaren zupfen, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träume, wenn sie allein inmitten der schönen behaglichen Wohnung stand, in der sie als Hausfrau regierte, und auf ihren Mann wartete, der sein altes Atelier beibehalten hatte.

Sie hatte ja alle Hände voll zu thun, um diesen Hausstand so geordnet zu halten, wie es ihr eigner Ehrgeiz verlangte, denn ehrgeizig war sie noch immer. Sie konnte nun einmal nichts halb thun, mußte immer mit ganzer Kraft in die Dinge hineingehen, wenn auch die alte Gewohnheit des Künstlerzigeunertums hier und da

zum Durchbruch kam und sie kleine komische Verstöße begehen ließ, über welche Haidenreich jedesmal herzlich lachte. Das wurmte sie dann gewaltig, denn sie wollte nun doch gern eine Musterhausfrau werden.

Es überkam sie auch immer wie ein leises Heimweh, wie ein sehnsüchtiges Verlangen, wenn sie ihres Mannes Atelier betrat, seinen Entwürfen und seinem Schaffen zuschaute, oder lebhaft mit ihm über Dinge sprach, die ins Kunstfach schlugen. Oft zuckte es ihr in den Fingern, um nach Pinsel und Palette zu greifen und selbst wieder einmal eine Idee zur Darstellung zu bringen. Doch ein lächelnder Blick von Haidenreich genügte, um sie Verzicht leisten zu lassen.

„Weißt du, was ich glaube?" meinte sie dann lachend. „Daß du mich nur geheiratet hast, um eine gefürchtete Konkurrentin aus dem Wege zu räumen."

„Ich kann es nicht leugnen, Schatz!" gab er gut gelaunt zurück. „Aber es ist mir lieb, daß du erst jetzt dahinter kommst."

Sie war auch froh, wenn die alten Freunde vom Stammtisch, Anita und Vollbrecht und die andern, sich um ihren Tisch versammelten, wenn sie sie hegen und pflegen und mit ihnen in der alten lustig kameradschaftlichen Weise verkehren konnte. Aber am schönsten war es doch, abends in der Dämmerstunde mit ihrem Mann allein zu sitzen, mit dem Gefühl, wohlgeborgen in der glücklichsten Heimat zu sein, und über tausenderlei zu plaudern. Meist nahmen diese Plaudereien eine ganz bestimmte Richtung und drehten sich um die nahe bevorstehende Zeit, in der sie zu dreien sein würden, um das kleine Wesen, dem Ulla mit geradezu kindlicher Erwartung und Neugier entgegensah, und dessen Empfang allmählich ihre Zeit und Gedanken vollauf in Anspruch nahm, so daß die leise Sehnsucht nach der verbannten Kunst davon verdrängt wurde und mehr und mehr in den Hintergrund trat.

An solchen warmen behaglichen Winterplauderabenden empfand sie ihr Glück so intensiv, daß ihr die Thränen in die Augen traten, und ein großes Mitleid überkam sie dann mit all denen, die es nicht so gut hatten, die einsam ihres Weges in Dunkelheit und Kälte gehen mußten, ohne einen geliebten Menschen zur Seite zu haben.

Sie dachte an Geerdt, der in der Welt umhervagabondierte, verbissen und mit sich selbst zerfallen, der die Unterstützung, die der Schwager ihm freigebig zufließen ließ, ohne ein Wort des Dankes hinnahm; und wenn sie es sich recht überlegte, weshalb ihm wohl niemals etwas wirklich geglückt war, so mußte sie sich sagen, daß er niemals recht zu wollen verstanden hatte. Er gehörte nun einmal zu den Halben, die nie einer ganzen vollen Hingabe an eine Sache fähig sind und deshalb auch keinen ganzen vollen Erfolg erringen können. Und von Herzen wünschte sie, es möge sich einst auch für ihn eine grüne Thür aufthun und ihm das Glück daraus hervorgehen.

Auch der Mutter gedachte sie ohne Groll, sogar mit einer gewissen Weichheit; aber als Haidenreich ihr einmal den Vorschlag machte, jene einzuladen, zu dem bevorstehenden Ereignis zur Tochter zu kommen, wollte sie doch nichts davon wissen, und er bestand nicht darauf, denn eine Schwiegermutter, der er nicht einmal Sympathie entgegenbrachte, ins Haus zu nehmen, drohte seine Bequemlichkeit zu beeinträchtigen.

„Weißt du, es wäre mir ein so unbehagliches Gefühl, eine Fremde um mich zu haben," sagte sie etwas kläglich. „Aber wenn du es willst —"

„Durchaus nicht, Schatz!" beeilte er sich zu erwidern. „Nur meine ich, daß

eine Mutter ihren Kindern niemals eine Fremde sein könnte, was auch vorgefallen sein möge. Blut sollte doch ein Band sein, das unlösbar ist."

„Das kannst du wohl nicht ganz beurteilen, guter Franz," bemerkte sie von oben herab. „Deine Mutter starb, als du ein Kind warst. Du hast eine schöne und rührende Erinnerung an sie behalten und legst den Maßstab deiner Gefühle nun an alle Fälle."

„Ich weiß doch nicht!" meinte er nachdenklich. „Kinder dürften sich eigentlich nicht zum Richter über ihre Eltern aufwerfen und ein in der Geschichte aller Völker heilig gehaltenes Band zerreißen, weil ihnen die Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse fehlt. Doch will ich dich nicht überreden, da der Gedanke dir nicht sympathisch scheint."

Sie kamen nicht wieder darauf zurück, hatten ja auch so viel Wichtigeres zu besprechen, die Wahl der Paten, des Taufkleides und den Namen des Jungen, denn daß es ein Junge sein müsse stand fest, ebenso daß er Künstler werden müsse. Über die Wahl des Berufs, den ihr Sohn ergreifen werde, hatten sie lebhaft hin und her gestritten, um sich schließlich dahin zu einigen, daß der einzig menschenwürdige Beruf der des Künstlers sei. Und Ulla packte schon, was von ihren Malutensilien noch zu brauchen war, in einen besonderen Schrank zusammen, den Haidenreich scherzend „den Berufsschrank seines Sohnes" nannte.

Als nun aber im Mai statt dieses erwarteten Sohnes ein kleines Mädchen zur Welt kam, ein zartes hellblondes Maiblümchen, strahlten beide doch, als hätten sie nie an etwas andres als an ein kleines Mädchen gedacht. Es war für Ulla wie eine neue Offenbarung, vor der sie in ehrfürchtigem Staunen erschauerte, wie eine Vertiefung und Heiligung ihres Glücks, als sie das kleine Geschöpf in ihren Armen hielt, dem sie jetzt ein und alles in der Welt war, denn in eifersüchtiger fanatischer Mütterlichkeit duldete sie kaum, daß ein andrer das Kind berührte.

Und während der heißen schönen Sommerwochen zog sie schon in der Frühe mit dem Kinderwagen, in dem das Kleine schlief, nach dem Garten, welcher Haidenreichs Atelier umgab, und Haidenreich kam dann hinaus und sie vertieften sich beide in die Betrachtung des winzigen Geschöpfchens, das ihre Welt ausmachte, und stellten Vermutungen auf, wie es sich entwickeln werde, mochten drinnen auch derweil die Farben auf der Palette eintrocknen.

„Möchtest du jetzt wohl tauschen, wenn man dir die Sicherheit gäbe, die berühmteste Malerin Deutschlands zu werden?" fragte er einmal scherzend.

Sie umfaßte ihn statt der Antwort und legte ihren Kopf an seine Schulter.

„Gibt es einen Beruf in der Welt, der eine verheiratete Frau glücklicher machen könnte, als die Pflicht, für Mann und Kind zu leben?" sagte sie nach einer Weile. „Ein leeres Leben mag die Kunst notdürftig ausfüllen, eines das so reich ist, wie das meine, hat keinen Raum mehr dafür. Das was man ist, kann man nur ganz sein, oder gar nicht. Und könnte ich jemals ein Bild malen, das so schön wäre wie dieses kleine Gesicht hier?"

„Wenn es nur so bleibt!" meinte er nachdenklich.

„Darauf kannst du wohl nicht rechnen!" rief sie lachend. „Etwas wird es sich im Lauf der Jahre voraussichtlich verändern."

„Ich hätte gern eine schöne Tochter. Aber freilich, wenn man sich dann gerade an ihr erfreuen will, kommt jemand und nimmt sie uns.“

„Nimmt sie uns? Wieso?“

„Nun, irgend ein Mann wird sie dann wohl heiraten wollen, und wir müssen sie hergeben.“

„Hergeben!“ wiederholte Ulla mechanisch und legte unwillkürlich den Arm quer über den Wagen, wie um ihr Eigentumsrecht zu wahren. „Wir brauchen sie ja nicht herzugeben.“

„Dann wird sie sich wohl von uns wenden. Das ist einmal so der Lauf der Welt. Sobald es sich um das eigne Glück handelt, treten die Eltern in den Herzen der Kinder in den Hintergrund und werden der Kritik unterzogen. Heutzutage denken die wenigsten daran, daß die Eltern auch Ansprüche haben.“

Haidenreich sprach ganz harmlos ohne bestimmte Absicht, aber Ulla wurde ganz still. Am Nachmittag sagte sie plötzlich: „Weißt du, Franz, ich werde zur Mutter fahren und sie einladen, uns zu besuchen.“

Er war ganz erstaunt, sagte aber nur zustimmend: „Thu das, Schatz.“

„Ich werde auch das Kind mitnehmen.“

„O!“ meinte er bedenklich. „Eine Eisenbahnfahrt —“

„Von einigen Stunden jetzt im Sommer wird ihm nichts schaden!“ fiel sie ein. „Die Mutter hat doch auch ein Recht an ihr Enkelkind. Denke einmal, wenn unsre Tochter sich verheiratete und uns ihre Kinder vorenthielte.“

Er fügte sich, denn in allen häuslichen Dingen führte Ulla das Scepter. Und so kam es, daß die alte Frau, die in einer kleinen Stadt ihr einsames Dasein von den Mitteln führte, welche Tochter und Schwiegersohn ihr aus der Ferne zufließen ließen, eines Tages den Besuch einer hochgewachsenen, gutgekleideten Dame empfing, in deren Gefolgschaft sich ein winziges Kind auf dem Arm der Wärterin befand.

Sie wußte im ersten Augenblick nicht, mit wem sie es zu thun hatte, und erhob sich, auf dem welken vergrämten Gesicht ein halb verlegenes Lächeln, mit der überhöflichen Hast von Leuten, die nicht gewohnt sind, daß man von ihnen Notiz nimmt.

Es gab Ulla einen Stich ins Herz, dieses alternde vergrämte Gesicht zu sehen, das einer Siebzigerin anzugehören schien, während Frau von Zcillaghy in Wahrheit erst den Sechzigern nahe war.

„Mein Gott!“ dachte sie. „Wenn ich auch einmal so vergrämt und so vereinsamt und fremd meiner Tochter gegenüber stehen müßte!“ Und aus dem Gefühl froher reicher Mütterlichkeit heraus erhob sich ein großes Mitleid. Sie nahm die alte Frau in ihre Arme, und ein warmer Strom der Liebe quoll in ihrem Herzen empor, während sie mit sanfter Stimme sagte: „Mutter, ich bringe dir dein Enkelkind. Ich weiß, du wirst Verlangen gehabt haben, uns zu sehen.“

Das Traurigste von Allem.

(Dernières Illusions.)

Roman

nach dem Französischen der Fürstin Olga Cantacuzène-Altieri

übersetzt von

Helene Lübke.

Erstes Kapitel.

„Nicht selten beobachtet man im Herbst, daß einige Bäume neu ausschlagen und zu blühen beginnen. Es sind gewöhnlich solche, die im Sommer welk dagestanden, weil irgend ein Ereignis, frühzeitiges Gewitter oder später Nachtfrost, ihre ersten jungen Triebe vernichtete. Unter dem Einfluß der schwülen Feuchtigkeit des Herbstes beginnt der lang zurückgehaltene Saft dieser Bäume neue Blüten zu treiben, und zu einer Zeit, wo die herabfallenden Blätter das Nahen des Winters ankünden, rufen die letzten warmen Sonnenstrahlen auf den kahlen Zweigen das fieberhaft rasche Aufkeimen später Knospen hervor. Knospen von eigenartig wehmütigem Zauber, denen ein volles Erblühen ewig versagt bleibt, und die nur zu bald ein Raub der Schneeflocken werden.

Nicht selten auch kann man diese Erscheinung herbstlicher Blüte im Leben solcher Frauen beobachten, deren erste Liebe verkannt oder grausam enttäuscht wurde.

Niemals hat die Erinnerung an vergangenes Leid ein Frauenherz vor der Liebe bewahrt. Vergebens wehrt es sich gegen dieselbe, vergebens hüllt es sich in einen drei- und vierfachen Panzer von Stolz und Kälte, Erfahrung und Tugend. Vergebens! Die Liebe verhüllt sich gleichfalls, um unter der Maske von Freundschaft, Barmherzigkeit oder Begeisterung desto sicherer in das ahnungslose Herz zu dringen. Ja, selbst das Mitleid dient ihr zuweilen als Verbündeter.

Für die Frau gibt es aber keinen gefährlicheren Irrtum als denjenigen, zu glauben, daß der Roman ihres Lebens beendet sei, daß sie abgeschlossen habe mit der Liebe, mit deren Hoffen und mit deren Leid."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Möge der Verfasser dieser Zeilen — welche ich wörtlich abschreibe, um sie zu widerlegen — mir die Bemerkung gestatten, daß er in einem gewaltigen Irrtum befangen ist. Er übersieht nämlich zwei Dinge. Erstens gibt es wohl Schicksalsschläge, von denen kein Frauenherz sich zu erholen vermag, zweitens besitzt dieses einen Schutz, der weit mächtiger ist als jener drei- und vierfache Panzer, von welchem er redet, — die Mutterliebe!

Übrigens habe ich mit Vergnügen den interessanten Artikel gelesen, aus welchem obige Seiten abgeschrieben sind.

Dieser Artikel ist „Valrogis" unterschrieben, welcher Name mir einen leisen Schrei der Überraschung entlockte.

Meine Tochter, die in eine geometrische Aufgabe vertieft war, hat ihr hübsches Köpfchen erhoben:

„Was fehlt dir, mamma mia?“

„Sieh doch, dieser Artikel ist ‚Valrogis‘ unterschrieben.“

„Nun, und?“

„Es ist der Mädchenname meiner Mutter. Deine Großmutter war eine geborene Valrogis.“

„Ah!“

Dieses „ah“ gab meinen Gedanken eine andre Richtung. Es lag so viel Wißbegier darin. Ich betrachtete Silvia. War es nur die Schwierigkeit der geometrischen Aufgabe, welche ihre Stirn verdüsterte? Sie öffnete den hübschen Mund wie zu einer Frage, dann besann sie sich anders und blickte in ihr Buch zurück, in dessen abstrakte Aufgabe sie völlig versenkt erschien. Dennoch merkte ich am Beben ihrer Lippen, daß sie nicht bei der Sache war.

Armes Kind! Sie hat niemals den Mut gefunden, mich nach meinem früheren Leben zu fragen, und wird doch durch die Dienstboten unwillkürlich manches daraus erfahren haben. Ich selber vermochte nicht an die schmerzliche Vergangenheit zu rühren. So ist ihre Neugier durchaus berechtigt.

„Silvia, soll ich diesem Valrogis schreiben, um anzufragen, ob er unser Verwandter ist?“

„Wie du willst, Mama. Doch ist dieser Name vielleicht nur ein Pseudonym? Wäre es nicht besser, sich erst nach dem Betreffenden zu erkundigen, ehe du direkt an ihn schriebest? Gewiß würde die Redaktion des Blattes oder der Verleger dir jede gewünschte Auskunft erteilen können.“

„Du hast recht!“

Meine Silvia ist immer vorsichtig und überlegt, immer auf das Praktische bedacht. Wahrscheinlich hat irgend ein Ur-Urahn diese wertvolle Eigenschaft auf sie vererbt, denn die Generationen, welche ihr unmittelbar vorhergingen, konnten dies aus guten Gründen nicht thun.

Sie hat recht. Ehe ich diesem Valrogis schriebe, müßte ich Erkundigungen über ihn einziehen.

Doch warum ihm überhaupt schreiben?

Vergessen von der Welt, lebe ich inmitten dieser toskanischen Berge in selbstgewollter Einsamkeit und Stille. Warum dies beschauliche Leben unterbrechen? Warum eine Korrespondenz beginnen, welche mir vielleicht unliebsame Verpflichtungen auferlegt? Denn, falls dieser Valrogis wirklich unser Verwandter ist, so wird er sich früher oder später gedrungen fühlen, uns zu besuchen, und mir graut vor allem, was die friedliche Eintönigkeit meines Lebens stören könnte. Späterhin, wenn Silvia jemals aufhören sollte, sich glücklich in dieser Weltabgeschiedenheit zu fühlen, späterhin werde ich mich allerdings entschließen müssen, Ventiglia zu verlassen und in die Gesellschaft einzutreten, allein vor der Hand mag ich nicht einmal an diese Möglichkeit denken. Es hat ja keine Eile damit! Wohl soll mir kein Opfer zu schwer fallen, um Silviens Glück zu sichern, doch müßte ich auch fest überzeugt sein, daß es ihr Glück, ihr wahres Glück, wäre. Und ich frage mich, ob Silvia jemals glücklicher werden kann als sie es in diesen siebzehn Jahren gewesen ist, während welcher wir nur für- und miteinander lebten.

Dieser Valrogis weiß entschieden nicht, bis zu welchem Grade die Mutterliebe ein Frauenherz zu erfüllen vermag. Und dennoch gibt er in seinem Artikel den edelsten Empfindungen Ausdruck.

Das Buch, welches er bespricht, ist einer von jenen französischen Sittenromanen, die in gesucht schlechter Sprache beweisen wollen, daß alles im Leben auf Egoismus beruht.

Ich habe diesen Roman nicht gelesen und zürne Valrogis beinahe, daß er ihn einer Besprechung für wert hält, denn solche Bücher sollten einfach totgeschwiegen werden. Aber mit welchem Talent er sein reines Frauenideal der widerwärtigen Romanheldin entgegenhält, und wie geistreich er diese ganze litterarische Richtung geißelt! Der diesen Artikel geschrieben hat, kann kein junger Mann mehr sein, dazu ist sein Urteil zu sicher, seine Kenntnis des menschlichen Herzens zu genau.

Unmöglich steht er im Beginn seiner Laufbahn. Er muß mehr veröffentlicht haben als diese eine Kritik. Ich werde mich danach erkundigen und mir seine Werke zu verschaffen suchen. Selbst wenn der Name Valrogis ein Pseudonym wäre, könnte er mich nicht gleichgültig lassen. Da ich nun aber einmal begonnen habe, Auszüge aus seinen Schriften in dies Heft einzutragen, so werde ich damit fortfahren.

Oder, noch besser! Anstatt Valrogis abzuschreiben, will ich mit ihm plaudern, ihm sagen, was ich von seinen Arbeiten denke, dieselben wohl auch manchmal kritisch beleuchten.

Warum sollte ich ihm z. B. nicht beweisen, daß es Frauen gibt, welche über jenes traurige Naturschauspiel herbstlicher Blüte erhaben dastehen?

Hierzu brauchte ich ihm ja nur mein eignes Leben zu erzählen. Ich hätte ihm nur von jenem schrecklichen Sturm zu sprechen, darin mein Glück Schiffbruch gelitten, sowie von jenen siebzehn Jahren friedlichster Ruhe, welche darauf folgten und die Jugend von mir hinweg nahmen, ohne daß ein Wunsch oder ein Gedanke die Reinheit meiner Seele getrübt, — dieser Seele, die nur eines Gefühles noch fähig ist: der Mutterliebe!

Valrogis wird meine Niederschrift niemals zu sehen bekommen. Ich verfasse sie für mich allein und verbrenne sie, wenn sie beendet ist, oder lege sie in das Geheimfach meines Pultes, worin Silvia sie dermaleinst durch Zufall entdeckt, sowie ich allerlei Briefschaften meiner Mutter in deren altem Sekretär im Palazzo zu Florenz gefunden habe.

Dann wird Silvia jene Vergangenheit kennen lernen, nach welcher zu fragen sie sich jetzt nicht getraut.

Zweites Kapitel.

Als ich geboren wurde, waren meine Eltern, beide zusammen, genau achtunddreißig Jahre alt. Man gab mir den Namen Palma, weil ich an einem Palmsonntag zur Welt kam. „La Domenica delle Palme!“ die schönste Jahreszeit für Florenz, wo Berge von Hyacinthen und Schwertlilien sich an den Straßenecken auftürmen und die Esel am mercato nuovo mit übrig gebliebenen Rosen- und Veilchensträußchen gefüttert werden.

Meine Amme war eine Bäuerin aus den Bädern von Lucca, deren Mann am Tage ihres Dienstantrittes nach Amerika ging, woselbst er bald darauf starb. Auch ihr Söhnchen verblich im Kindesalter, und so ist Generosa immer bei mir geblieben.

Meine Eltern, welche außerordentlich stolz auf ihr erstes Baby waren, schmückten dessen Amme mit Bändern, Spitzen und Stickereien, steckten ihr silberne Filigranblumen, sogenannte Spilloni, in die hübschen braunen Haare und setzten die also Geputzte, mit mir im Arm, in den eleganten Vierspänner, der sie täglich nach den Cascinen hinausführte. Auf dem Piazzone wurde Halt gemacht und von Wagen zu Wagen geplaudert. Sämtliche Bekannte kamen heran, um die „Bambina" zu bewundern und Tagesneuigkeiten auszutauschen, sowie um Zusammenkünfte für den Abend nach der Pergola zu verabreden.

Alles atmete Frohsinn und Lebenslust!

Vielleicht zu viel Lebenslust für die zarte Gesundheit meiner Mutter. Sie begann zu kränkeln, fand jedoch in dem jugendlichen Gatten nicht den rechten Pfleger. Mein Vater glaubte nämlich, Zerstreuung sei die beste Arznei, und führte demzufolge seine junge Frau noch mehr als früher in Gesellschaft, ohne zu bemerken, wie sie täglich hinfälliger wurde. Meine Mutter wird dagegen wohl alle Kraft zusammen genommen haben, um ihm nicht seine frohe Zuversicht zu rauben.

Die Ärzte verordneten ihr Landluft, darunter ländliche Stille und Zurückgezogenheit verstehend, allein mein Vater verstand es anders. Seine Besitzung Ventiglia, nur drei Stunden von Florenz entfernt, wurde der Sammelpunkt aller Freunde und Bekannten. Die Villa glich einem Taubenschlag. Abends wurde in der Orangerie Theater gespielt, hernach tanzte man auf der Terrasse, und oftmals tönte Lerchengesang in das lustige Treiben hinein.

Dies war wohl nicht das geeignete Leben für eine zarte junge Frau.

Eines Tages fiel meine Mutter in eine tiefe Ohnmacht. Mein Vater berief voller Verzweiflung einen berühmten Arzt, Professor an der Pisaner Universität, welcher die Krankheit für nicht ungefährlich erklärte und der Patientin strenge Verhaltungsmaßregeln vorschrieb. Leider war dieser berühmte Arzt ein Mann von kleiner, grotesker Statur, dessen Äußeres die Lachmuskeln meiner jungen Eltern unwiderstehlich reizte und sie verhinderte, seine mißliebigen Vorschriften zu befolgen. Ein solcher Gnom, meinten sie, könne nicht ernst genommen werden.

Während meine Mutter immer hinfälliger wurde, wuchs ich zu einem kräftigen und entsetzlich verzogenen Kinde heran. Die nun zur Bonne avancierte Generosa kannte kein größeres Vergnügen, als mich möglichst bunt aufzuputzen, und das elegante Bündel — von meiner kleinen Person war nämlich nur noch wenig zu sehen — diente den Gästen des Hauses zum Spielzeug. Ich wanderte von Arm zu Arm; alles war mir erlaubt, jeder meiner Wünsche wurde augenblicklich befriedigt. Und während die muntere Gesellschaft mich also liebkoste und verwöhnte, saß Generosa, in buntseidenem Kleide mit bestickter Musselinschürze und einer dicken Korallenkette um den Hals, zu Füßen meiner Mutter und schwelgte in meinen Triumphen.

Da Kinder gewöhnlich bloß dann weinen, wenn ihnen ein unvernünftiger Wunsch versagt wird, so hatte ich niemals Ursache, mich ungeberdig zu benehmen.

Im Gegenteil, ich war immer heiter und freundlich; dennoch möchte ich dieses Erziehungssystem niemand empfehlen.

Das Bild meiner armen, lieben Mutter ist beinahe gänzlich aus meinem Gedächtnis entschwunden.

Ich erinnere mich nur noch des Tages, an welchem Generosa mich weinend bei der Hand nahm und in den großen Empfangssaal führte. Alle Kronleuchter desselben waren angezündet und die Freskomalereien der Wände mit schwarzen Teppichen verhangen. Auf einer Erhöhung inmitten des Saales lag meine Mutter, von Rosen und Heliotropen umgeben. Sie trug ein rosaseidenes Ballkleid, in dem ich sie einige Tage zuvor tanzen gesehen; in ihrem Haar blitzten Diamanten, und die weißbehandschuhte Rechte hielt einen Rosenkranz.

Ich war damals sieben Jahre alt und glaubte, man habe den Saal zu einer Theateraufführung also hergerichtet, wie dies öfters zu geschehen pflegte. Nur die Unbeweglichkeit meiner Mutter setzte mich in Erstaunen, und ich wollte eben eine diesbezügliche Frage an Generosa richten, als ich plötzlich meinen Vater erblickte. Ja, wie sah Papa denn aus! Sein Haar hing wirr um den Kopf, seine Augen glitzerten unstät, und jetzt schrie er sogar meine gute Generosa an:

„Bist du verrückt, die Kleine hierher zu bringen? Fort mit ihr, rasch fort!"

Er selbst trug mich aus dem Saale heraus, wobei er mich so fest an sich drückte, daß ich zu weinen begann. Hierauf bedeckte er mich mit leidenschaftlichen Küssen, an welchen ich beinahe erstickt wäre, hätte ich mich nicht mit Händen und Füßen gesträubt. Als er mich endlich freigab, sah er wie ein Irrsinniger aus, und Generosa bestätigte mir später, daß man damals für seine Vernunft gefürchtet habe.

Der Hausarzt riet ihm, zu verreisen. Zwar widerstrebte mein Vater anfangs dieser Verordnung, weil er sich nicht vom Grabe der geliebten Frau trennen mochte. Doch gelang es seiner Tante, der alten Fürstin Landi, ihn schließlich zu überreden, mich nach Paris zu bringen, damit meine Großmutter, die Marquise Valrogis, mich kennen lerne. Mein Vater ließ sich wohl zu dieser Reise bewegen, weil er hoffen durfte, mit seiner Schwiegermutter am besten von der Verstorbenen reden zu können. Allein dem sollte nicht so sein.

Meine Großmutter war eine kühle, zurückhaltende Natur, und ich merkte trotz meiner Jugend sehr wohl, daß sie und mein Vater sich nicht verstanden. Sie tadelte meine Erziehung oder vielmehr den gänzlichen Mangel jeglicher Erziehung an mir und begriff meines Vaters Wesen nicht, dessen liebenswürdige Eigenschaften ihr entgingen, wogegen sie seine Schwächen übertrieb.

Überzeugt, daß ich lesen könne, schenkte sie mir eines Tages ein Buch. Ich konnte aber kaum etwas mehr als das Alphabet und liebte Bücher nur wegen der darin befindlichen Bilder. Da dieses keine besaß, so legte ich es einfach beiseite.

„Du liesest es nicht?" frug mich die Großmutter.

Ich gestand ihr meine Unwissenheit, deren ich mich übrigens ganz und gar nicht schämte.

Nach dieser Entdeckung hatte sie ein geheimes Zwiegespräch mit meinem Vater,

und einige Tage darauf erschien ein kleines Persönchen in unserm Hause, dem ich mit den Worten vorgestellt wurde:

„Carina, dies ist Mademoiselle Fournier, deine Erzieherin, welche es freundlichst übernommen hat, einen Weisheitsborn aus dir zu machen.“

Mlle. Fournier war nicht jung, nicht alt und hatte etwas von einem Spürhund an sich. Trotzdem sie bis zu meiner Verheiratung bei mir blieb, habe ich sie niemals lieb gewinnen können, und Generosa empfand sogar eifersüchtige Feindschaft gegen meine Lehrerin.

Einige Tage nach Mlle. Fourniers Eintreffen kehrten wir, zu unsrer aller Freude, nach Florenz zurück.

Daheim war es meines Vaters erste Sorge, ein würdiges Grabmal für seine Frau zu bestellen. Er wollte etwas künstlerisch Vollendetes haben und wünschte das Monument von einem Engel aus weißem Marmor bekrönt zu sehen, welcher die Züge der Verstorbenen tragen sollte. Die Arbeit wurde dem bedeutendsten Bildhauer der Stadt übertragen, und mein Vater verbrachte ganze Tage in dessen Atelier, um den Künstler, der die Verstorbene nicht gekannt hatte, bei der Ausführung des Gesichtes mit seinem Rate zu unterstützen.

Einstmals drückte dieser ihm das Bossierhölzchen in die Hand und sagte gutmütig:

„Versuchen Sie es selber, jenen Zug um den Mund wiederzugeben, der mir nicht gelingen will. Vielleicht haben Sie mehr Glück.“

Mein Vater weigerte sich, weil die Handgriffe der Bildhauerei ihm fremd waren, allein der Künstler bat immer eindringlicher, es doch nur einmal zu versuchen, so daß er schließlich aus Höflichkeit nachgab. Und siehe da! Es gelang über alles Erwarten. Am nächsten Morgen hatte der Künstler meinem Vater einen Klumpen Thon und etliche Bossierhölzer zurechtgelegt, und nun begann ein regelrechter Unterricht in der Bildhauerei.

Während etlicher Monate entwickelte mein Vater einen Feuereifer. Er richtete sich ein eignes Atelier bei Porta romana ein, woselbst seine Freunde ihn sehr bald zu besuchen und seiner Arbeit zuzuschauen pflegten. Mit der Zeit überredeten sie ihn, nach Einbruch der Dämmerung, wie früher, in den Klub zu kommen, und so kehrte mein Vater allmählich zu seinen alten Gewohnheiten zurück. Auch ich ragazzina sah mich infolge dessen in das gesellschaftliche Treiben hineingezogen, da es meinem Vater niemals eingefallen wäre, mich fortzuschicken, wenn seine Freunde ihn besuchten.

Nach Ablauf des Trauerjahres führte er mich, in Begleitung von Mlle. Fournier, allabendlich ins Theater. Letztere wußte natürlich sehr wohl, daß ihr Zögling zu dieser späten Stunde ins Bett gehört hätte, allein sie mochte einer Erziehungsmethode nicht widerstreben, welche ihr selbst Gelegenheit bot, sich zu unterhalten.

Ich aber langweilte mich entsetzlich in der Pergola, denn mein Vater sprach mit seinen Freunden von Dingen, die mir Achtjährigen natürlich unverständlich waren, und Mlle. Fournier kümmerte sich nicht um mich. Sie hatte sich einen eignen Hofstaat von wohlhabenden Witwern und jungen, unvermählten Künstlern gebildet, welch letzteren sie vorzügliche Ratschläge zu erteilen wußte, denn es fehlte ihr nicht an praktischem Verstande. Ihr Wunsch, eine gute Partie zu machen,

war freilich sehr durchsichtig, und ich zweifle nicht, daß sie auch meinen Vater als eventuellen Freier mit in Betracht gezogen hat. Doch ist es ihr gewiß sehr bald klar geworden, wie wenig von dieser Seite zu erhoffen sei, denn mein Vater, dessen lebhafter Geist immer nach Neuem haschte, und dem es an Ausdauer fehlte, auch nur eine begonnene Arbeit zu vollenden, war gerade in Bezug auf Herzensneigungen von seltenster Beharrlichkeit. Wen er einmal lieb gewonnen, den vergaß er nie, dessen Bild verblaßte weder in seiner Erinnerung, noch konnte es durch ein andres verdrängt werden. Unerschütterlich bis zum Tode ist seine Gattentreue gewesen. Ich glaube sogar, daß manche der Unternehmungen, welche ihm den Ruf eines Sonderlings und Phantasten zuzogen, einzig dem Verlangen entsprangen, seinen Schmerz um die Heimgegangene zu betäuben.

Nachdem mein Vater volle zehn Monate die Bildhauerei getrieben, entdeckte ein junger französischer Künstler, daß sein eigentliches Talent zur Malerei hinweise, und schlug ihm vor, diese in Paris zu studieren. Mein Vater ging mit gewohntem Eifer hierauf ein und verschleuderte das Inventar seines Ateliers bei Porta romana, um sich dafür in Paris ein neues und kostbareres einzurichten. Mich aber schickte er nach Ventiglia, wo ich den Sommer zubringen sollte.

Die Trennung von ihm ist der erste Schmerz meines Lebens gewesen, da ich beim Tode meiner Mutter noch zu klein war, um denselben zu begreifen. Kinder, welche im Reichtum groß werden, sind selten frühzeitig geweckt. Ich bin es jedenfalls nicht gewesen.

Dennoch verschmerzte ich bald die Trennung von meinem Vater, da Generosa bei mir war und ich in Ventiglia ganz nach eignem Gutdünken leben konnte. Mlle. Fournier kümmerte sich nämlich hier noch weniger um mich als in Florenz. Sie hatte viel von der Hitze und den Mosquitos zu leiden und langweilte sich überdies in unsrer ländlichen Einsamkeit.

Während Mlle. Fournier die heißen Stunden des Tages auf ihrem Zimmer zubrachte und Eislimonade trank, streifte ich mit Generosa in der Nachbarschaft herum, denn wir beide fürchteten die Hitze so wenig wie ein paar Eidechsen, und Generosa war glücklich, mich der von ihr gehaßten Gouvernante zu entziehen. Wir besuchten unsre guten Freunde, die contadini. Auf vier bis fünf Meilen in der Runde war ich in jedem Bauernhaus daheim, und die Leute vergötterten sämtlich la signorina Palma.

Wenn ich bei diesen Wanderungen Kleid und Schuhe auszog, um die Hitze weniger zu empfinden, und mir das Haar in wirren Strähnen die Schultern herabhing, mag ich wie eine wirkliche kleine contadina ausgeschaut haben. Und gleich einer solchen kannte ich alle Feldarbeiten. Ich half meinen Freunden in der Ebene die Kühe melken und die Seidenwürmer pflegen; meinen Freunden in den Bergen, den Hirten, half ich dagegen ihre vorzüglichen Ricotta-Käse bereiten, von welchen ich alsdann große Portionen verzehrte.

Erhob Mlle. Fournier Einspruch gegen derartige Streifzüge, so lachte ich mir heimlich ins Fäustchen, hatte ich doch Generosa auf meiner Seite, welcher mein Vater, das wußte ich wohl, mehr Vertrauen schenkte als der Französin.

Gegen Ende des Sommers blieb ich oft bis Mitternacht in den Meiereien.

Bei Sonnenuntergang, nach dem Ave Maria-Läuten, hörten die Feldarbeiten auf, und alles versammelte sich um die massaia (Bäuerin), welche große Körbe voll Maiskolben zum Auskernen herbeibrachte. Der Familienvater begann alsdann laut den Rosenkranz zu beten, worauf diejenigen, welche Stücke aus der Gerusàlemme liberata oder dem Orlando auswendig wußten, sie hersagen mußten. Hernach kamen die Geschichten „le novelle“ an die Reihe, denen ich mit offenem Munde zuhörte. Die Ellbogen auf den Knien, das Kinn in den Händen, saß ich weltvergessen da und lauschte den Märchen, welche die stets anmutige Phantasie des toskanischen Volkes geschaffen. Wunderdinge wurden von einer Art irdischen Paradieses erzählt, wohinein der Böse bloß in Gestalt eines buckligen, grotesken Männchens Zutritt hat, und wo Maria Santissima in sichtbarer Gestalt allen Guten zu Hilfe kommt.

Am schönsten war es jedoch, wenn der „Arruotino“, der herumwandernde Scherenschleifer, die Abende in der Meierei zubrachte. Er wußte stets die rührendsten Legenden und die neuesten Wunderthaten zu berichten. Auch waren ihm alle alten Sagen bekannt, worin der Pisaner immer die Rolle des gefoppten Bösewichtes spielt, während auf pisanischem Boden diese Rolle dem Florentiner oder dem Lucchesen zufällt. Sein Erscheinen wurde lange vorher angekündigt, die Insassen der entferntesten Meiereien eilten alsdann herbei, sogar die Hirten kamen von den Bergen herunter, und die Zusammenkünfte dauerten bis tief in die Nacht hinein.

An solchen Abenden unterhielt ich mich viel besser als in der Pergola.

Niemals ist Generosa der Gedanke gekommen, mit mir heimzugehen, ehe der letzte Maiskolben ausgekernt war und die Gesellschaft sich trennte.

Auf unserm Rückweg funkelten die Sterne am Himmel, Glühwürmer haschten sich unter den Olivenbäumen, und aus hohen Cypressen ertönte des Uhu melancholischer Schrei.

Selten waren wir allein. Gewöhnlich begleitete uns der eine oder der andre junge Bursche mit seinem Organetto. Die falschen Töne, welche er dem Instrument entlockte, wechselten mit den Stornelli ab, die er aus voller Kehle sang. Schwieg er einmal, um Atem zu schöpfen, so antworteten ihm aus weiter Ferne die heimkehrenden Mädchen.

Das Glück, das ich an solchen Abenden genoß, war ganz ungetrübt, und selbst die Gewißheit der mich erwartenden Schelte vermochte nicht es zu schmälern.

Ich fand Mlle. Fournier gewöhnlich auf der Loggia sitzen, wo sie Kühlung suchte. In der einen Hand hielt sie eine Schale Gefrorenes, in der andern den Fächer, mit welchem sie sich der Mosquitos zu erwehren suchte, die eine besondere Neigung für ihre Haut an den Tag legten.

Der alte Fortunato, meines Vaters „fattore“, leistete ihr Gesellschaft, indem er ihr, in seinem reinen Toskanisch, von der vergangenen Pracht Ventiglias und den homerischen Kämpfen früherer Balducci gegen die Cecchi aus Serramonte erzählte. Er bemühte sich sichtlich, die Fragen zu verstehen, welche das arme Fräulein in einer Sprache an ihn richtete, von der sie sich einbildete, sie sei italienisch, die aber mit ihrem Kauderwelsch Fortunatos und Generosas stetes Ergötzen bildete.

Bei meiner Heimkehr hörte diese Unterhaltung auf, und Mlle. Fournier begann mir eine lange, wohldurchdachte Strafrede zu halten, deren Eindruck jedoch beträchtlich

durch die schadenfrohen Blicke abgeschwächt wurde, welche Fortunato und Generosa, trotz ihrer ehrerbietigen Haltung, miteinander wechselten. Das Ende ihrer Philippika aber lautete jedesmal: „Der Herr Graf Balducci wird von allen diesen Dingen unterrichtet werden, sobald er zurückkommt."

Trotz dieser Drohung ging ich sehr ruhig schlafen, fest entschlossen am nächsten Morgen dasselbe Treiben zu beginnen.

Zur Zeit der Weinlese gab es neue Freuden. Ich verließ die Villa vor Tagesanbruch, während Mlle. Fournier noch schlief, und aß mit den Winzern unter einem Feigenbaum zu Mittag: Polenta und Kastanienbrot. Spät am Abend kehrte ich heim, gleich einer kleinen Bacchantin vom Saft der Trauben beschmiert. Das schmutzigste, aber auch das glücklichste Kind der Welt.

* *
*

Gegen Ende des Herbstes, als die Kastanien reiften, kehrte mein Vater unerwartet nach Ventiglia zurück.

Niemals werde ich des Augenblicks vergessen, als er aus dem „bagherino" sprang und mich an seine Brust drückte. Er streichelte mein Haar und meine Wangen, dann schaute er mir, mit einer gewissen Unruhe, prüfend in die Augen, als suche er etwas darinnen, einen Abglanz, eine Erinnerung! Und nun zog er mich wieder so gewaltsam an sein Herz wie damals nach der Mutter Tode.

Sein Arm umschlang meinen Nacken, und ich küßte seine Hand, während wir die Marmorstufen zur Loggia hinaufstiegen. Alle Dienstleute des Hauses, von denen die meisten schon bei seiner Taufe zugegen gewesen, kamen freudig bewegt herbei, um ihrem Herrn den Willkommen zu bieten. Mit jener ehrerbietigen Vertraulichkeit, welche das toskanische Volk auszeichnet, küßten sie ihm die Hände und frugen nach seinem Ergehen.

„Dio la benedica! Come sta bene! Com' è ingrassata vostr' Eccellenza!" das hergebrachte Kompliment, ohne welches man gegen alle Höflichkeit verstoßen würde.

Der dicke Koch, der in seiner weißen Schürze aus dem Erdgeschoß herbeigeeilt war und seines Umfanges halber Mühe hatte sich zu verbeugen, konnte vor Rührung kein Ende damit finden. Immer begann er von neuem: „Wie dick Euer Excellenz geworden sind!" — bis mein hochaufgeschossener, schlanker Vater ihm lachend auf die Schulter klopfte:

„Noch nicht so dick wie du, Antonio! Doch kommt's vielleicht mit der Zeit, nun ich wieder in deiner Behandlung bin. Herbei mit den ‚Tordelli' und den ‚Tordellini', herbei mit den ‚Agnelotti', den ‚Ravioli', dem ‚Risotto' und all den guten Heimspeisen, welche du so vortrefflich zu bereiten verstehst."

Fröhliches Gelächter folgte diesem Scherze des Padrone. Ein jeder war über seine Heimkehr erfreut.

Jetzt kam auch Mlle. Fournier würdevoll und majestätisch heran. Meines Vaters herzlichen Händedruck erwiderte sie mit drei Fingerspitzen und begann ohne weiteres ihm meine sämtlichen Unarten aufzuzählen. Besonders mein Herumstreifen bei und mit den contadini wurde drastisch vorgetragen. Allein das Resultat dieser

Beredsamkeit war ein diametral entgegengesetztes von dem, welches Mlle. Fournier erwarten mochte. Mein Vater lachte ihr ins Gesicht. Mlle. Fourniers sonderbares Wesen mag ihn belustigt haben, dennoch glaube ich, daß seine Heiterkeit einer andern Ursache entsprang. Meine Eulenspiegeleien erinnerten ihn an seine eigne Jugendzeit, welche noch so nahe hinter ihm lag. Wer weiß, ob mein jugendlicher Vater nicht selbst Vergnügen an jenem Unsinn gefunden hätte, der Mlle. Fournier so sehr empörte.

Von Natur freigiebig, sogar verschwenderisch, hatte mein Vater niemals den Wert des Geldes begreifen lernen, und das große Vermögen, dessen unbeschränkten Besitz er bei seiner Volljährigkeit antrat, wurde schon zu Lebzeiten meiner Mutter stark angegriffen. Der Gedanke, sich eine Laune zu versagen, weil sie kostspielig, ist meinem Vater stets so fremd gewesen, wie seine Börse jederzeit allen Freunden weit geöffnet stand. Für meine Mutter aber dünkte ihm nichts zu schön oder zu elegant, und er schenkte ihr Schmuck, dessen keine Königin sich hätte zu schämen brauchen. Nach deren Tod, als die ausstehenden Forderungen beglichen wurden, gelang es dem Geschäftsführer meines Vaters endlich, diesen von der Notwendigkeit zu überzeugen, das gesunkene Vertrauen der Gläubiger durch eingreifende Maßregeln wieder zu heben. Damals wurde Ventiglia mit einer Hypothek belastet und ein Teil des Palazzo in Florenz vermietet. Doch genügte dies meinem Vater jetzt nicht mehr. Er hatte es sich plötzlich in den Kopf gesetzt, die verlorenen Summen durch kluge Spekulationen wieder einzubringen. Da er ein großer Pferdekenner war und sein Stall der schönste und bestgehaltenste der Stadt zu sein pflegte, so glaubte er Millionen beim Wettrennen verdienen zu können, falls er die Sache ernstlich betriebe. Während dieses ganzen Winters hörte ich nur von Pferden, Fohlen, Stutfüllen, Jockeys und Handicaps reden. Skulptur und Malerei waren vergessen.

Im Frühjahr begab sich mein Vater zu den Rennen nach Neapel, wo seine Pferde laufen sollten.

Er kam zurück — begeistert für die Baumwollen-Pflanzereien seines Freundes, des Fürsten Dell'Orso, der bei Torre del Greco, bei Amalfi und an den Abhängen des Vesuves begütert war.

Überzeugt, daß unser mildes Klima und speciell der steinige Hügel, welcher Ventiglia vom Val di Nievole trennt, sich ausgezeichnet für ähnliche Anlagen eignen würde, ließ mein Vater den schönen Olivenhain fällen, der jenen Hügel bedeckte und jährlich eine bedeutende Einnahme abwarf. Vergebens sträubte sich Fortunato dagegen. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Kappen der Bäume weinend zuzuschauen. Die Arbeit zu leiten, hatte er verweigert.

Der terrassenförmige Hügel mußte geebnet werden, was große Ausgaben verursachte. Nach diesen Vorbereitungen konnte man mit dem Säen beginnen. An jedem Morgen ging mein Vater die Kulturen zu besichtigen, und ich pflegte ihm Gesellschaft zu leisten, indem ich voller Erstaunen das auffallend schnelle Wachstum der Baumwollenstauden beobachtete. Der Sommer war ausnahmsweise trocken und warm. Im Oktober glich unsre Anpflanzung einer üppigen Baumschule.

Mein Vater jubelte über diesen Erfolg und hätte alle Welt davon in Kenntnis setzen mögen. Er berechnete im voraus den Ertrag der Ernte, sowie die Brutto-

und Netto-Einnahme derselben für dieses und die kommenden Jahre. Auch traf er Anstalten, um im nächsten Frühling einige unsrer besten Weinberge gleichfalls in Baumwollen-Anpflanzungen zu verwandeln.

Anfangs Winters kehrten wir, zu Mlle. Fourniers großer Freude, nach Florenz zurück.

Fortunato mußte uns jeden Tag einen telegraphischen Bericht über den Stand der Kulturen zusenden. Eines Tages lautete die Depesche:

„Gestern Schnee. Nachts Frost. Alle Baumwollenstauden erfroren."

Mein Vater schnitt ein Gesicht und warf die Depesche mit solcher anmutigen Gebärde von sich, daß ich mich während einiger Tage vor dem Spiegel bemühte, sie ihm nachzumachen.

„Fortunato wird triumphieren," rief er lachend, „und offen gestanden bin ich auch nicht ärgerlich darüber. Es war ein toller Einfall von mir, mich als amerikanischen Pflanzer aufspielen zu wollen. Komm hierher, Carina, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Aber es bleibt unter uns! Du wirst zu niemand davon sprechen? Nicht einmal zu . . ."

Sein ironischer Blick streifte Mlle. Fournier.

Dann zog er mich auf seine Knie und, während ich die Hände um seinen Nacken schlang, sagte er gravitätisch:

„Was auf der Erde wächst, hat noch keinen bereichert. Unter der Erde muß man nach Schätzen suchen. Unter der Erde finden wir Gold, Silber, Diamanten und Edelsteine. Mlle. Fournier wird dir dies gelehrt haben, nicht wahr?"

Das Ernste, Feierliche seiner Rede setzte mich in Erstaunen. Ich begriff nicht, was er damit sagen wollte, allein dies kümmerte mich wenig. War ich doch so glücklich in seinen Armen! Je älter ich wurde, je mehr lernte ich meinen Vater lieben. In meinen Augen war er das vollendetste Muster von Güte und Schönheit, von Grazie und Eleganz. Alles, was er sagte und that, hielt ich für fehlerlos, und niemals kam mir der Gedanke, daß auch er sich irren könne.

So lauschte ich denn voller Begeisterung, als er, mit geheimnisvoller Miene, einige recht häßliche Kieselsteine herbeibrachte und mir zu erklären begann, daß diese unscheinbaren Stücke den Wert von Millionen darstellten, da es Kupfer sei, welches er in Ventiglia gefunden.

„Und so soll denn, Bambina mia, schon in der nächsten Woche der Bergbau auf unserm Gute seinen Anfang nehmen. Der deutsche Ingenieur, dem ich diese Proben zusandte, hat es abgelehnt, herzukommen und die Arbeiten zu leiten. Desto besser! Ich bedarf seiner nicht! Ich habe die Sache gründlich studiert und werde alles selbst besorgen."

Der Erfolg dieses Unternehmens ist unschwer zu erraten.

Ich habe niemals die genaue Summe erfahren, welche im Suchen nach Kupfer verschleudert wurde, das nur in der Einbildung des Besitzers von Ventiglia zu finden war. Doch diesen machte es glücklich, die Bohrarbeiten zu leiten und seine Leute zu überwachen. Letztere erlebten damals gute Tage, da sie wohl noch nie mit einem so freigebigen und leicht befriedigten Aufseher zu thun gehabt haben mochten. Auch sollen sie sehr traurig gewesen sein, als das Unternehmen aufgegeben wurde, was

freilich nicht eher geschah, bis der ganze Berg gleich einem Maulwurfshügel unterwühlt war.

Niemals habe ich meinen Vater durch einen Mißerfolg verstimmt gesehen. Es mochte dies einerseits in seinem sanguinischen Charakter, andrerseits in dem Umstand begründet liegen, daß er gewöhnlich schon ein neues Projekt im Kopfe hegte, wenn das alte zum scheitern kam. Und jedes neue Unternehmen gab Veranlassung zu einem großartigen Fest, wozu ganz Florenz geladen wurde. Einstmals ließ er dazu den Park elektrisch beleuchten, was damals etwas Neues und noch sehr Kostspieliges war.

Da näherte sich die alte Fürstin Landi meinem Vater und mir, um mich pathetisch zu fragen, ob ich fleißig auf dem Piano übe.

„Manchmal, Tante!“ erwiderte ich erstaunt. „Wenn's mir gerade Spaß macht.“

„Du hast unrecht, Kleine! Von morgen ab mußt du regelmäßig üben. Erinnere dich an diesen Rat, denn ich sehe einen Tag kommen, wo du Gott danken wirst, dein Leben durch Musikunterricht fristen zu können.“

Mein Vater lachte herzlich über diesen Einfall und bedeckte mich mit Küssen. Wir verstanden uns. Sofern wir nur bei einander blieben, fürchteten wir keinen Schicksalsschlag. Sorglos wie ein paar Vögel lebten wir in den Tag hinein, und ohne Bedauern erlitt mein Vater Einbuße über Einbuße, war er doch fest durchdrungen von dem Glauben, früher oder später, durch einen glücklichen Wurf sämtliche Verluste wieder einzubringen. Nur der Verlust der geliebten Frau, das wußte er wohl, konnte ihm in diesem Leben nicht ersetzt werden.

Manchmal überwältigte ihn der Schmerz um die Heimgegangene Dann zog er mich an sich, schaute mir mit traurig forschendem Blick in die Augen und stieß mich plötzlich beinahe heftig von sich. Begann ich hierauf zu weinen, so nahm er mich wieder in die Arme und küßte mir leise das Haar, indem er mich um Verzeihung bat. Obgleich ich damals noch sehr klein war, verstand ich dennoch, was in solchen Augenblicken mit meinem Vater vorging. Ich war das Abbild seiner geliebten Toten, etwas von ihr — aber nicht genug. Ich erinnerte ihn an sie, doch vermochte ich nicht, sie zu ersetzen. Und so mag mein Anblick seinen Schmerz oft neu entfacht haben.

Ich wuchs heran, meine Erziehung wurde jedoch sehr vernachlässigt, da es meinem Vater immer an Zeit gebrach, sich um dieselbe zu bekümmern. In Ventiglia erhielt ich sogut wie keinen Unterricht, und hier verbrachten wir den größten Teil des Jahres. Glücklicherweise kam mir die Lust zum Lesen. Auf dem Lande wäre diese Neigung vielleicht nicht sobald erwacht, aber in Florenz langweilte ich mich und war auch viel allein, denn mein Vater ging in die Welt, und Mlle. Fournier mochte ich nicht leiden. Damals, mit zwölf Jahren, fing ich auch an, mir meiner Unwissenheit bewußt zu werden, und überraschte meinen Vater eines Tages mit der Bitte, Lehrer für mich anzunehmen. Sein Erstaunen war grenzenlos, doch galt es ihm selber noch mehr als mir. Wie er das vergessen konnte! Ich hatte Mühe, ihn zu trösten. Nun sollte ich, Poverina, aber auch die besten Lehrer erhalten. Lauter Berühmtheiten! Unter dem wollte mein Vater es nicht thun. Und wirklich gelang es ihm, einige Universitätsprofessoren zu bewegen, einem Kinde Unterricht zu geben, das die Anfangsgründe alles Wissens noch nicht kannte.

So kam es, daß ich die Regeln der lateinischen Dichtkunst vor der Orthographie erlernte und die Chemie, ehe mir die Namen der europäischen Hauptstädte geläufig waren. Übrigens wurde dieser Unterricht sehr unregelmäßig erteilt, und der geringste Vorwand diente zu dessen Unterbrechung.

In diesem Winter spielte man häufig Komödie bei uns, da der Palazzo Balducci ein wohl ausgestattetes Liebhabertheater besaß. Mein Vater entwickelte bei diesen Gelegenheiten soviel dramatisches Talent, daß seine Freunde bedauerten, ihn nicht als Berufsschauspieler auftreten zu sehen.

Um mir Freude zu machen, ließ er mich einmal die Rolle einer lustigen Zofe lernen, allein ich spielte so erbärmlich, daß mir dieselbe wieder abgenommen wurde.

Als die Fürstin Dell'Orso dagegen in einer Probe fehlte und ich zur Aushilfe deren Rolle ablesen mußte, that ich dies mit solcher Leidenschaft, dachte ich mich so völlig in den Charakter der Heldin hinein, daß ich am Schluß des Stückes laut zu weinen begann. Und wieder war es meine Großtante Landi, welche ihren Uhusschrei ertönen ließ.

„Gib Achtung, Silvio," rief sie meinem Vater aus dem Hintergrund des Saales zu, „gib Achtung, daß dein Kind diese Rolle nicht einmal im Leben spiele."

Da man mich in Anbetracht meiner Jugend nicht zur tragischen Heldin verwenden konnte, wurde ich fernerhin von allen weiteren Aufführungen ausgeschlossen.

Drittes Kapitel.

Mit vierzehn Jahren war ich ein großes schlankes Mädchen, nicht sehr gelehrt, aber gesund an Leib und Seele.

Schwüle Junihitze brütete über der Gegend. Das Korn stand in Garben gebunden auf den Feldern und längs der Heuschober, während auf dem zur zweiten Ernte umgegrabenen Erdboden die blaßgrünen Maisstengel sich mit breiten Blättern zu bedecken anfingen. Der blaue Sammetteppich der Flachsfelder nahm unter den glühenden Sonnenstrahlen eine gelbliche Färbung an, und Schwertlilien wucherten auf allen Wegen.

Trotz der tropischen Hitze hatte ich mich bei Tagesanbruch nach einem entlegenen Bauernhof begeben. Mein Vater war verreist, und während seiner Abwesenheit blieb ich nur ungern daheim.

Die Tochter des Bauern sollte am nächsten Morgen Hochzeit halten, und so durfte ich nicht fehlen, denn Hersilie hatte teil an allen meinen Kinderstreichen genommen, und später, als ihr „damo" nach Amerika ging, war ich die Vertraute ihres Kummers und ihrer heimlichen Thränen geworden. Sogar manchen Brief habe ich für sie an den fernen Verlobten schreiben müssen. Als daher Nino nach zwei Jahren aus La Plata zurückkam und nicht nur einiges Erspartes, sondern auch einen Papagei mitbrachte, beschlossen die Brautleute, mir diesen zum Dankeszeichen zu verehren. Ich habe den Vogel lange Zeit besessen, und er ist mir wertvoller

gewesen als die kostbaren Geschenke, mit welchen meines Vaters Freunde mich zu überschütten pflegten.

Natürlich war ich in sämtliche Hochzeitsvorbereitungen der Familie Ago eingeweiht, wußte genau, wie viele Braccia Leinwand und Rigattina die Schwestern Hersiliens zu deren Aussteuer gesponnen, und hatte auch die Geschenke des „damo“: ein schwarzseidenes Kleid, einen Spitzenschleier aus Rapallo, sowie eine große goldene Nadel „uno spillono d'oro“ genugsam bewundert.

Meinerseits wünschte ich nun gleichfalls Hersilien ein Hochzeitsgeschenk zu machen. Wenn mein Vater in Ventiglia war, gebrach es mir nie an Geld. Er zählte die Scudi und die Goldstücke nicht, welche er mir gab, und die aus meinen Händen sofort in diejenigen meiner bedürftigen Freunde wanderten. Aber mein Vater war verreist und meine Börse demzufolge leer.

Freilich besaß ich allerlei Schmuck, doch konnte dieser, trotz seines großen Wertes, einem bäuerlichen Geschmack nicht entsprechen. So gehörte mir z. B. eine außerordentlich kostbare Korallenkette, deren zartes Rosa alle Kenner entzückte, und von welcher ich dennoch wußte, daß sie Hersilien weit minder schön erschien als die dunkelrote ihrer Mutter. Schließlich entschloß ich mich, ihr ein paar kleine Perlenohrringe zu geben, obgleich Generosas Geschenk, eine kolossale, mehr oder minder echt vergoldete Brosche, das meine ausstechen mußte.

Generosa wollte zwar anfangs von solcher Freigebigkeit nichts hören, allein mir lag daran, jenes Ohrgehänge los zu werden, weil es ein Geschenk der Fürstin Dell'Orso war, welche ich nicht leiden mochte.

Der Landessitte gemäß sollte die Trauung am nächsten Morgen um drei Uhr in der Dorfkirche stattfinden, weshalb das darauf folgende Frühstück Tags zuvor zubereitet werden mußte. Da viele Hochzeitsgäste erwartet wurden, galt es, alle Hände zu rühren. Generosa arbeitete denn auch mit Todesverachtung in den vor ihr aufgehäuften Bergen von Zucker und Mehl; das jüngste Schwesterchen ölte die Formen, ehe die Mutter wohlduftende „Bocca di Dama“ hineingoß; meine Wenigkeit aber quirlte Teig zu Kastanienmehl-Törtchen, in welche ich alsdann Pinienkörner und Rosmarinblätter steckte. Die übermäßige Hitze verleidete mir jedoch bald dieses Vergnügen.

Zwar hatte ich, gleich Generosa, mein Kleid sowie Schuhe und Strümpfe ausgezogen, allein das hinderte mich durchaus nicht, zur Thür hinaus in die Weinlaube zu treten, wo ein frischer Luftzug wehte, und von wo die grünen Zweige sich bis zu dem vorüberfließenden Bache rankten. Ich näherte mich demselben, bog die Schwertlilien an seinem Ufer auseinander und tauchte die Füße in das Gestrüpp von duftender Krausemünze, welche in dem kristallklaren Wasser wucherte. Würzige Feldluft umwehte mich; über mir pfiff eine Drossel; ein Kirschbaum lockte mit reifen Früchten. Ich hob den Arm, um einen Zweig desselben an meinen Mund zu führen, als plötzlich Stimmen in meiner Nähe ertönten. Ohne den Kirschzweig loszulassen, wandte ich den Kopf nach jener Seite.

Dort stand das Brautpaar in der Weinlaube. Hersilie lehnte an Ninos Schulter, während dieser sanft in sie hineinsprach. Ich hörte seine Stimme, konnte

die Worte jedoch nicht verstehen. Nun beugte er sich über sie und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, dann kehrten beide ins Haus zurück.

Dieser Kuß hat vielleicht über mein Leben entschieden. Er war mir wie eine Offenbarung.

Wie schön mußte es sein, sich also zu lieben.

Und plötzlich überkam es mich, daß Hersiliens Los dereinst auch das meine sein würde, und ich blickte wie geblendet in eine Zukunft voller Glück und heiliger Gattenliebe. Das Weib war in meiner Kinderseele erwacht.

Unbeweglich stand ich da und träumte von einem Paradiese, wohinein kein Unrecht und keine Lüge dringen könnten.

Aus Agos Haus ertönte fröhliches Lachen, allein ich empfand kein Verlangen, mich zu den Scherzenden zu gesellen.

Dagegen bot mir der Kirschbaum ein kühles, verlockendes Plätzchen. Er war uralt, und seine untersten Äste berührten beinahe den Boden. Dabei erschienen sie mir so stark und dicht belaubt, daß ich der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, wie ein Affe an ihnen empor zu klettern. Und nun saß ich oben und begann nach Herzenslust Kirschen zu essen. Das schönste Paar steckte ich mir jedoch in die Ohren.

Dort oben in den grünen Zweigen spürte man einen gelinden Luftzug. Zwar so gelinde, daß er die Blätter kaum bewegte, aber er brachte immerhin angenehme Kühlung mit sich. Ich befand mich also sehr wohl auf meinem Baume. Auch an Unterhaltung fehlte es mir nicht. Ich hatte nämlich einen Band Lamartinescher Gedichte in meinem Mieder, weil Mlle. Fournier mir etliche Zeilen davon zum Auswendiglernen aufgegeben hatte und dies die einzige Aufgabe war, welche ich gern und gewissenhaft erfüllte, denn ich liebte die Dichtkunst und ganz besonders Lamartine.

An jenem Tage jedoch schlug ich mit Vorliebe dessen Liebeslieder auf und richtete dieselben in Gedanken an ein unbekanntes Wesen, von dem ich annahm, daß es irgendwo lebe und meinen Weg dereinst kreuzen werde.

Plötzlich ertönte Hufschlag in der Ferne. Ich lauschte. Es mußte ein Reitpferd sein, da man kein Rädergerassel hörte.

Wer mochte bei dieser tropischen Hitze auf der staubigen Landstraße einherreiten? Das dichte Laub meines Baumes gestattete mir nicht, den Reiter zu sehen, ehe er unter demselben vorbeikam.

Es war ein Offizier in der kleidsamen blauen Uniform mit weißen Aufschlägen, welche denjenigen, die sie tragen, ein besonders elegantes Aussehen erteilt. Er ritt einen prächtigen Rappen. Das arme Tier bewegte, in steter Abwehr der Insekten, verzweifelt den Schwanz hin und her und schien außerordentlich von der Hitze zu leiden. Es ging Schritt und, wie mich dünkte, ziemlich nach eignem Antrieb.

Der Offizier wäre wahrscheinlich unter dem Baume vorbei geritten, ohne mich zu bemerken, hätte ich nicht eine Bewegung gemacht, um ihn besser sehen zu können. Indem ich die Zweige auseinander bog, welche mir sein Gesicht verdeckten, glitt das Buch von meinen Knien herab und fiel vor dem Pferde zur Erde nieder. Dieses prallte erschrocken zurück. Der Offizier schaute nach dem auf dem Boden liegenden Gegenstande, dann blickte er zum Baum empor und gewahrte mich.

„Eh, Ragazzina“ rief er heiter, „was sitzest du gleich einer Spott-Drossel dort oben? Ah so, du stiehlst Kirschen! Gib nur Achtung, daß dich der Flurschütze nicht sieht. Unbesorgt! Ich werde dich nicht verraten. Unter einer Bedingung freilich: sag' mir, ob dies der Weg nach Serramonte-Alto ist?“

Da ich sah, daß er mich für ein Landmädchen hielt, so antwortete ich ihm im unverfälschtesten Dialekte, indem ich die L's mit den R's vertauschte und anstatt S jedesmal Ch sagte.

Ja, dieser Weg führe nach Serramonte-Alto, doch gable er sich nach einigen hundert Schritten. Man müsse rechts gehen, den Bach überschreiten, sich links wenden, rechts eine Biegung machen und stände dann vor einem steilen Abhang, den man nur zu Fuß auf schlechtem, steinigem Pfad hinauf gehen könne.

„Rechts umbiegen, links einbiegen, das übersteigt meine Strategie,“ rief der Offizier belustigt, indem er meine Sprache nachahmte. „Säßest du nicht hoch oben auf dem Baume, so würde ich dich bitten, mir den Weg zu zeigen.“

„Gerne!“ erwiderte ich ohne zu zögern, denn ich fühlte mich ganz als kleine Bäuerin.

Und ich begann den Baum hinab zu klettern. Auf dem untersten Ast blieb ich jedoch plötzlich stehen, überwältigt von einer mir bis dahin fremden Regung. Ich schämte mich, barfuß und im Unterrock zu sein. Wie mich der Offizier jetzt forschend ansah, errötete ich und schlug die Augen nieder. Er aber lachte gutmütig.

„Es scheint, daß man leichter hinauf als herunter kommt. Warte, ich helfe dir!“

Mit Blitzesschnelle sprang er vom Pferd, das er am Zügel hielt, während die freie Hand sich mir entgegenstreckte. Da ich trotzdem noch zögerte und er dies für Angst halten mochte, so umfaßte er mich ohne weiteres und setzte mich sanft zu Boden. Hierauf bückte er sich, um meinen Lamartine aufzuheben, wobei er einen flüchtigen Blick in das Buch warf. Ich sah ihn stutzen und mich prüfend anschauen. Dann sagte er verlegen:

„Entschuldigen Sie, Signorina, ich darf nicht dulden, daß Sie mich begleiten. Ihre kleinen weißen Füßchen würden sich auf dem steinigen Weg verletzen.“

„Falsch geraten!“ triumphierte ich. „Daran sind meine Füße gewöhnt. Und ich scheue weder Staub noch Hitze. Ich bin wie eine Eidechse.“

Seine Verlegenheit hatte mir meine ganze Unbefangenheit zurückgegeben. Meinerseits betrachtete ich ihn nun; er hatte schöne, regelmäßige Züge und einen ernsten, beinahe düsteren Gesichtsausdruck.

Schweigend ging er neben mir her, sein Pferd am Zügel führend. Das edle Tier schien von der Hitze und der Insektenplage erschöpft zu sein. Ich erkannte es jetzt. Es hatte meinem Vater gehört. Ich streichelte es.

„Armer Faust, bist du müde? Bist auch nicht gewohnt, in der Mittagsglut auf staubiger Landstraße zu marschieren.“

Der Offizier sah mich abermals forschend an.

„Sie kennen den Namen meines Pferdes? Ich besitze es noch nicht lange. Es stammt aus dem Marstall des Grafen Balducci.“

Schnell gab ich dem Gespräch eine andre Wendung.

„Sie haben sich den schlechtesten Weg nach Serramonte ausgesucht,“ sagte ich.

„Dies ist nicht die richtige Fahrstraße, sondern nur ein Steg für Maulesel. Früher gab es keinen andern, um auf das Schloß zu gelangen, welches eine Festung war, allein jetzt hat man auf der andern Seite des Berges eine vorzügliche Chaussee gebaut. Sie führt an der Fabrik des Grafen Cecchi vorüber."

„Ich kenne dieselbe," antwortete er, „aber es lag mir daran, diesen Weg zu erkunden. Auch möchte ich in Erfahrung bringen, ob es am Fuße des Abhanges ein Häuschen oder eine Scheune gibt, wo ich mein Pferd unterstellen könnte, und ob daselbst ein Knabe aufzutreiben wäre, der dessen acht hätte."

Nach kurzer Überlegung fügte er hinzu: „Dies alte halb verfallene Schloß ist mir so malerisch erschienen, daß ich es gern von allen Seiten betrachten möchte."

Ich beeilte mich, ihm die gewünschte Auskunft zu erteilen. Ja, er würde ein Bauernhäuschen finden. Dort solle er nach Vincenz, genannt der Fuchs, fragen. Beriefe er sich bei diesem auf ... auf ...

Im Begriff meinen Namen zu nennen stockte ich.

Er schaute mir lächelnd in die Augen. „Auf wen?" frug er sanft.

„Auf die Signorina Palma."

„Gut. Ich werde nicht versäumen, es zu thun. Einstweilen aber danke ich der Signorina Palma, daß sie mir den Weg gezeigt, kann jedoch nicht dulden, daß sich dieselbe noch einen Schritt weiter bemühe. Von hier ab werde ich mich schon selbst zurechtfinden."

Er nahm meine Hand und zog sie an seine Lippen:

„Grazie, signorina Palma!" Dann sprang er aufs Pferd und war bald in einer Staubwolke verschwunden. Ich schaute ihm träumend nach, bei mir denkend, daß der heilige Georg wohl ähnlich ausgeschaut haben mochte.

Er ritt hinweg, ohne zu ahnen, welche Bedeutung diese Begegnung für mein ferneres Leben haben sollte, ahnungslos, daß sein Bild im Herzen eines vierzehnjährigen Mädchens hinfort für alle Zeiten eingegraben war.

Wie ich nun langsam den Rückweg einschlug, fühlte ich mich als ein andres Wesen. Halb traurig, halb beglückt, und mehr noch erstaunt über diese Wandlung, die ich nicht begriff, erschien die ganze Welt mir plötzlich in einem neuen, fremden Lichte. Würde ich ihn wiedersehen? Ich wußte es nicht, wünschte es kaum. Die Idealgestalt meiner Träume hatte plastische Form gewonnen, und dies genügte mir. Von nun an richtete ich alle Lamartineschen Gedichte, sowie alle toskanischen Stornelli an ein paar sanfte Augen und eine blaue Uniform mit weißen Aufschlägen.

Unwissentlich verlor ich mein kindisches Wesen und nahm das Gebahren eines jungen Mädchens an. Anstatt wie früher barfuß umher zu streifen und mit den Winzern Polenta zu essen, saß ich jetzt stundenlang unter den Magnolien- und Lorbeerbäumen des Parkes und träumte von meinem Offizier.

Eine gefährliche Beschäftigung für ein junges Mädchen.

Viertes Kapitel.

Eine Spazierfahrt mit Mlle. Fournier war mir bisher stets als Frohndienst erschienen. Ich kannte nur etwas ebenso langweiliges, eine Rechenstunde. Unglücklicherweise pflegte das Fräulein beide zu vereinen, indem ihre Unterhaltung sich immer um kluge Spekulationen drehte. Sie sah das Leben als eine arithmetische Aufgabe an, aus welcher Neigung und Gefühl zu substrahieren waren. Armes Fräulein Fournier! Mit solchen Ansichten zwischen meinem Vater und mir leben zu müssen!

Demnach hatte ich stets eine Ausrede bei der Hand, um daheim zu bleiben, wenn sie nach Pistoia fuhr, ihre kleinen Einkäufe zu besorgen. Mein Vater wünschte, daß sich die Pferde täglich Bewegung machten, und Mlle. Fournier benutzte dies, um nach Sonnenuntergang regelmäßig lange Spazierfahrten zu unternehmen. Gewöhnlich kehrte sie ziemlich spät von denselben zurück, so daß ich die Abende ganz nach eignem Gutdünken zubringen konnte.

Aber jetzt hatten die Erzählungen des „Arruotino“ keinen Reiz mehr für mich. Meine Träumereien erschienen mir unendlich viel schöner. Der Held derselben war natürlich ein junger Offizier in blauer Uniform, für welchen ein vierzehnjähriges Mädchen, das mir sehr ähnlich sah, bewunderungswürdige Thaten verrichtete. Sie folgte ihm aufs Schlachtfeld und deckte seine Brust vor den feindlichen Geschossen oder zerhieb die Säbel, welche der Gegner nach ihm zückte. Wer weiß, ob sie nicht sogar, wie der selige Münchhausen, die vorüberfliegenden Kanonenkugeln mit ihren Händen auffing.

Eine Spazierfahrt in der Dämmerung konnte diesen Träumereien nur förderlich sein, und so erschien mir heute eine lange stillschweigende Trottata neben Mlle. Fournier in einem andern Licht. Während derselben würde ich Zeit finden, meinen Offizier unzählige Male und natürlich stets mit Lebensgefahr, vom Tode zu erretten. Ich selber schlug Mlle. Fournier vor, sie zu begleiten.

Da sie gerade keine Besorgungen zu machen hatte, so frug sie mich, wohin ich fahren wolle.

„Nach Serramonte!“ lautete die Antwort.

Meine letzte Heldenthat spielte nämlich dort, am Fuß des steinigen Abhanges. Der junge Offizier war den steilen Weg hinauf geritten, um das Banner der Balducci auf dem Kastell der Cecchi zu hissen. Dabei hatte Faust einen Fehltritt gethan und kam mit seinem Herrn zu Falle. Ohne Mitleid opferte ich das schöne Tier, dessen Tod dem Reiter (ich weiß nicht mehr wie) nützlich sein mußte. Nun lag mir daran, den Schauplatz jener Scene kennen zu lernen, um mich zu vergewissern, ob sich alles wirklich so hätte zutragen können.

Diese Laune war aber nicht nach Mlle. Fourniers Geschmack, welche am Liebsten auf dem Asphalt der Boulevards spazieren fuhr.

„Der Weg ist schlecht und sehr steil,“ versuchte sie abzuwehren.

„Desto besser, so wird die Fahrt weniger langweilig,“ entgegnete ich mit

gänzlichem Mangel an Höflichkeit. „Und dann können wir vielleicht die Seidenspinnerei besuchen, welche Sie längst schon kennen zu lernen wünschten. Fortunato sagte mir neulich, daß die Cecchi einen großen Neubau aufgeführt hätten, der ihnen bald das Doppelte der Millionen einbringen würde, die sie jetzt schon haben."

„Der Herr Graf Cecchi ist ein Mann von praktischem Verstand," deklamierte Mlle. Fournier. „Seine Unternehmungen gelingen stets, weil er alles vorher berechnet und nichts dem Zufall überläßt. Die Arithmetik ist die Grundlage . . ."

Ich schlich davon, um meinen Hut zu holen, und bereute es schon, diese Spazierfahrt vorgeschlagen zu haben, da ich aus Erfahrung wußte, wie hartnäckig Mlle. Fournier stets auf ihr Lieblingsthema zurückzukommen pflegte. Doch war ich entschlossen, demselben diesmal ein Ziel zu setzen.

Im Begriff in den Wagen zu steigen, sagte ich daher sehr ruhig, indem ich meine Handschuhe zuknöpfte:

„Entschuldigen Sie, daß ich vorhin davonlief, ohne den Schluß Ihrer Rede abzuwarten, doch war dies unnötig, weil ich dieselbe auswendig weiß. Sie wollten sagen, daß die Cecchi Ihnen höher stehen als andre Leute, welche sich nicht gleich jenen auf Arithmetik verstehen, welche ihre Unternehmungen nicht gleich jenen zuvor addieren, subtrahieren, multiplicieren und dividieren. Auch ich achte die Cecchi hoch, besonders, da es mir nie gelingen wird, ihnen zu ähneln. Sagen Sie also alles Gute, was Sie von den Cecchi denken, und ich werde Ihnen beistimmen. Nur muß dies Lob ohne Hintergedanken sein und darf keine Anspielungen auf solche Leute enthalten, deren Unternehmungen nicht gelingen, weil sie nicht so fein ausgeklügelt werden, wie die dieser Seidenfabrikanten . . ."

Mein Herz pochte, trotz der äußeren Ruhe, welche ich zu wahren wußte. Ich erschrak über meine eigne Kühnheit, doch einmal im Zuge, fuhr ich mutig fort:

„Sie achten diese Cecchi, weil sie, trotz ihrer Millionen, wie ein paar Neger arbeiten und nur an Vermehrung ihrer Reichtümer denken. Dies erscheint Ihnen natürlich weit nachahmungswerter, als meines Vaters Art und Weise, dessen Unvorsichtigkeit und sogar Unfähigkeit Sie mir gar zu gern andeuten. — Das ist schlecht von Ihnen! Ich will meinen Vater nicht mit jenen Cecchi vergleichen, denn er ist gut, er hat Herz und wünscht einen jeden Menschen glücklich zu sehen. Ruiniert er sich, so wird niemand darunter leiden als er selber. Und in Ventiglia sind alle Leute zufrieden. Können die Bauern den Pachtzins nicht zahlen, gleich wird er ihnen bis zum nächsten Jahr gestundet. In Serramonte dagegen sind die Leute alle krank und mager. Tag und Nacht müssen sie in der Fabrik arbeiten, und die Säuglinge sterben, weil ihre Mütter nicht Zeit haben, sie zu warten. Ereignet sich ein Unglücksfall in der Spinnerei, so wird der Verwundete nach Pistoia ins Spital geschickt, weil die reichen Cecchi zu geizig sind, um ihn auf ihre Kosten pflegen zu lassen. Dies sind die Leute, welche Sie meinem gütigen Vater vorziehen."

Ich brach in heiße Thränen aus. Mlle. Fournier stand unbeweglich und betrachtete mich mit geheuchelter Geduld. Als ich endlich zu schluchzen aufhörte, sagte sie steif: „Liebes Kind, ich fasse nicht, was diese Erregung in Ihnen hat hervorrufen können. Auch möchte ich Sie auf zweierlei aufmerksam machen. Primo, ist es mir nicht eingefallen, die Handlungsweise Ihres Herrn Vaters tadeln zu wollen, was ich

entschieden nicht in Ihrer Gegenwart thun würde. Soviel Schicklichkeitsgefühl müssen Sie mir doch wahrlich zutrauen! Secundo, gründen Sie Ihr Urteil auf Gerede von Dienstboten, welche immer und überall bereit sind, ihre Herrschaft des Geizes und der Härte zu beschuldigen. Dies ist die natürliche Folge Ihres vertraulichen Umgangs mit jenen Leuten. Vergeblich habe ich den Herrn Grafen Balducci auf das Unpassende eines solchen Verkehrs aufmerksam gemacht. Ein wohlerzogenes junges Mädchen dürfte nicht . . ."

„Liebes Fräulein," fiel ich ihr ins Wort, „Sie wissen, daß ich im Begriffe bin, ein wohlerzogenes junges Mädchen zu werden, also schelten Sie nicht. Zum Dank dafür will ich auch den Cecchi Urfrieden schwören. Verzeihen Sie mir, und lassen Sie uns spazieren fahren."

Ich küßte ihre mageren Backen und führte sie im Polkaschritt zum Wagen. —

Von allen feudalen Schlössern Toskanas ist Serramonte eins der malerischsten. Aber auch dessen Anlage spricht von der Unsicherheit aller Verhältnisse und von den ewigen Kriegswirren, unter welchen die Bewohner dieses schönen Fleckens Erde in früherer Zeit zu leiden hatten. Um ein Ja oder Nein, um einen toten Maulesel oder einen gestohlenen Hund befehdeten sich die Burgherren und nahmen Partei für oder wider einander, augenscheinlich aus keinem andern Grunde, als der Lust am Streit und am Blutvergießen.

Ihre Schlösser waren richtige Festungen, auf Bergeszinnen gelegen und von mächtigen Mauern umgeben, hinter welchen Kirche und Kloster sowie die Wohnungen der Dienstleute geborgen lagen.

Serramonte bot das getreue, wohlerhaltene Bild einer solchen alten florentinischen Burg aus dem 13. Jahrhundert. Das Kastell krönte den Abhang, welcher von weitem kahl und nackt erschien, weil die ihn bedeckenden Olivenbäume, mit ihrem graugrünen Laub, sich kaum merklich von den Felsen in derselben Farbe abhoben.

Die Türme des Schlosses sowie der viereckige Kirchturm zeichneten sich scharf vom Himmel ab und erinnerten an die Gebäude, mit denen Perugino seine Landschaften zu schmücken liebte. Dies war Serramonte-Alto.

Seit zweihundert Jahren lebten die Cecchi nicht mehr hier oben.

Im 16. Jahrhundert, als die Renaissance ihren Einzug in Toskana hielt, ließen sich dieselben ein prächtiges Schloß am Fuße des Berges errichten. Die Sage behauptet, daß sie dies in der Absicht gethan hätten, die Balducci zu ärgern, welche damals Ventiglia umbauen und verschönern ließen. Auch ruhten sie nicht eher, bis Daniele da Volterra in höchsteigner Person nach Serramonte kam, um die Deckengemälde des Schlosses zu malen, wogegen er zu diesem Zwecke nur einen Schüler nach Ventiglia geschickt hatte. Zu guter Letzt behingen sie ihre Gemächer mit kostbarem Goldbrokat und Seidenstickereien aus ihrer schon damals blühenden Spinnerei.

Diese letztere war zur Zeit der Medici gegründet worden. Die Cecchi besaßen alles Land von Ventiglia bis nach Pistoia, und ihre Wappen prangten an beinahe sämtlichen Gehöften des langgestreckten Thales von Pescia. Ihr großes Vermögen vermehrte sich von Jahr zu Jahr, dank der unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher sie nicht nur jede rationelle Neuerung in der Fabrik einführten, sondern auch bestrebt waren, die Zucht der Seidenwürmer und den Anbau des Maulbeerbaumes zu verbessern.

Der jetzige Graf Cecchi war in den sechziger Jahren, klein, hager und mürrisch. „Hart wie Stein und klug wie eine Schlange“, hatte Generosa von ihm gesagt. Er besaß zwei Kinder: einen Sohn von dreißig, den ich ein wenig, und eine bedeutend jüngere Tochter, die ich gar nicht kannte, da sie in Rom von ihrer Großmutter erzogen wurde. Von der Gräfin Cecchi hieß es, daß sie aus Gram über ihres Mannes schlechten Charakter gestorben sei. Mlle. Fournier behauptete dagegen, es wäre die Schwindsucht gewesen, welche sie, vor nun zehn Jahren, hinweggerafft habe.

Carlo Cecchi, der bloß vier oder fünf Jahre weniger als mein Vater zählte, sah bedeutend älter als dieser aus. Er war niemals jung gewesen, und seitdem er erwachsen, diente er seinem Vater als Inspektor und Sekretär. Jeden Morgen ging er in die Fabrik, wo er bis zum späten Abend so fleißig arbeitete wie einer, der sein täglich Brot verdienen muß.

Entgegen der toskanischen Sitte, welche eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Herren und ihren Untergebenen herstellt, waren die Cecchi weder freundlich noch wohlthätig zu ihren Leuten. Grausam, geizig und habgierig, aber voll Ausdauer und kluger Berechnung, bildeten sie den schärfsten Gegensatz zu meinem Vater. Daher kam es denn auch, daß kein Verkehr zwischen uns und den Cecchi bestand, obgleich sie unsre nächsten Nachbarn waren. So grundverschiedene Naturen können nicht Freundschaft schließen. Wie die Cecchi über meinen Vater denken mochten, ist unschwer zu erraten. Ein Mann, welcher sein Vermögen mit solcher Sorglosigkeit in alle vier Winde zerstreute, konnte unmöglich hoch in ihrer Achtung stehen. Mein Vater seinerseits legte sich keinen Zwang auf, um die Cecchi lächerlich zu machen. Der schmutzige Geiz des Vaters und mehr noch die Kleidung des Sohnes, welcher wie ein Tagelöhner einherging, waren ihm ein steter Anlaß zu Spott.

Als der Wagen uns am Eingang der alten Burg absetzte, war die Sonne längst untergegangen. Ein frischer Luftzug wehte hier oben, den wir nach des Tages Schwüle doppelt angenehm empfanden. Ringsum standen blühende Granatbäume, und dazwischen wucherte Jasmin. Etwas entfernter erblickte man ein Bohnenfeld.

Vor uns lag die einzige Straße von Serramonte-Alto. Sie war mit mächtigen Marmorquadern gepflastert und schlängelte sich, steil und schmal, zwischen ungefähr fünfzig halb zerfallenen Häusern von verschiedener Bauart hindurch. Am Ende dieser Straße, welche wir zu Fuß durchschreiten mußten, stand man plötzlich auf einer Terrasse. Linker Hand lag die Kirche, rechts das Herrenhaus, dessen Portal ein stolzes Wappen schmückte.

Ich näherte mich der Terrassenbrüstung. Von dieser Höhe konnte der Blick in weite Ferne schweifen. Ein letzter Sonnenreflex lag über der Landschaft ausgegossen und verlieh ihr jene wehmütige Abendstimmung, welche stets zum Herzen spricht. Tiefe Stille ringsumher, nur durch den schrillen Schrei der hin- und herfliegenden Schwalben unterbrochen.

Ein Gefühl unaussprechlichen Behagens überkam mich. Ich beugte mich über die Brüstung, um den Pfad zu verfolgen, welchen mein Offizier neulich gegangen war, und der mir heute als Schauplatz meines Traumes gedient hatte. Es war ein abscheulicher Weg voller Steine und Geröll, ab und zu ganz unter Felsblöcken verschwindend.

Ich mußte durchaus meinen Roman umändern, denn zu keiner Zeit hätte ein andres Pferd als der Pegasus diesen Katzensteg beschreiten können.

Mit den Ellbogen auf die Brüstung gelehnt, stand ich traumverloren da, als Mlle. Fourniers Stimme plötzlich an mein Ohr schlug. Sie entschuldigte sich in ihrem schlechten Italienisch, jemand gestört zu haben, worauf eine andre Stimme, von seltenem Wohlklang, in elegantem Französisch erwiderte:

„In Serramonte-Alto ist Besuch selten und daher stets doppelt willkommen. Ich bedaure bloß, nicht zu wissen, wen ich zu empfangen die Ehre habe.“

Mlle. Fournier nannte sich und wies jedenfalls auch nach mir hin, denn die Stimmen kamen näher. Ich wünschte die Herankommenden zum Kuckuck, störten sie mich doch inmitten eines Traumes, der ausgesprochene Ähnlichkeit mit der Balkonscene aus Romeo und Julie besaß.

So spät als möglich wandte ich mich nach den Nahenden um und zwar nicht in der liebenswürdigsten Laune.

Zwei große Augen ruhten ernst und still auf mir. Augen, denen man es ansah, daß sie viel geweint hatten, und die von den Lidern und den langen Wimpern halb bedeckt wurden, — Augen, deren feuchter Glanz mir tief in die Seele drang. Nur mühsam konnte ich den Blick von diesem Augenpaar wenden, dann aber schaute ich, sprachlos vor Bewunderung, in das süße Gesicht, das mehr einer Heiligen als einem irdischen Menschenkinde glich. Um den Mund lag ein Leidenszug, und die Lippen lächelten traurig, so herzzerreißend traurig, daß ich ohne Überlegung, hingerissen von solcher Schönheit und solchem Schmerze, beide Arme um den Hals von Beata dei Cecchi schlang und sie leidenschaftlich küßte.

Ich hatte dieselbe nie zuvor gesehen und doch auf den ersten Blick erkannt.

Beata schien etwas erstaunt über mein Ungestüm zu sein, allein sie gab mir meinen Kuß freundlich wieder.

„Palma!“ schalt Mlle. Fournier. „Welche Vertraulichkeit. Entschuldigen Sie das Kind, Komteß, in ihrem Alter . . .“

— — — „folgt man seinem Herzen,“ unterbrach sie Beata. „Zieht das ihrige Palma zu mir hin, so wehren Sie es demselben nicht. Ist mir doch gerade in jetziger Zeit jeder Beweis von Zuneigung oder Teilnahme doppelt wertvoll.“

Ich sah, daß sie ganz in Schwarz gekleidet war und rief:

„Sie sind in Trauer und sehen so unglücklich aus. Ich möchte Sie trösten können.“

„Gutes Herzchen,“ entgegnete sie und beugte sich zärtlich zu mir nieder. „Ihr Mitleid, Ihr Kuß von vorhin haben es schon gethan.“ — „Ja,“ fuhr sie zu Mlle. Fournier gewandt fort, „ja, ich bin traurig, denn ich habe vor vier Wochen meine liebe Großmama verloren, habe Rom verlassen und Abschied nehmen müssen von allen Freunden, die ich dort hatte. Seitdem bin ich hier, ganz allein. — Doch entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nur von mir spreche und Sie nicht einmal bitte, Platz zu nehmen. Obschon es nicht Ihre Absicht sein konnte, mich zu besuchen, da Sie nichts von meiner Rückkehr nach Serramonte-Alto wußten, so werden Sie mir dennoch gestatten, Vorteil aus Ihrer Gegenwart zu ziehen.“

So sprechend führte sie uns nach einem Winkel der Terrasse, wo einige Stühle

unter einer Gruppe von Orangenbäumen standen. Letztere befanden sich in mächtigen Kübeln aus Terrakotta, welche mit dem eingebrannten Wappen der Cecchi geschmückt waren. Beata bot uns die Stühle an und setzte sich selber, den Rücken gegen die Landschaft gekehrt, auf die marmorne Brüstung. Die Umrisse ihrer schlanken Gestalt zeichneten sich scharf vom Himmel ab. Wie sie so dasaß, glich sie einer Giottoschen Madonna. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden, sie hatte mich hingerissen, bezaubert. Beata dei Cecchi war groß, ihre Bewegungen waren langsam und gemessen, die süße Stimme hatte einen Altklang. Sie machte den Eindruck einer Nonne, saß auch so steif und unbeweglich, mit gefalteten Händen, wie man im Kloster zu sitzen pflegt.

Mlle. Fournier frug, ob sie sich nicht recht einsam und verlassen in Serramonte-Alto fühle, nachdem sie in Rom in der großen Welt gelebt.

Sie erwiderte, daß es allerdings etwas einsam sei, die gute frische Luft sie jedoch reichlich dafür entschädige. „Ich bin nicht sehr kräftig,“ fügte sie hinzu, „weshalb mein Vater sich nicht getraute, mich unten in Serramonte wohnen zu lassen, wo die Hitze weit fühlbarer ist als hier oben.“

„Dennoch müssen Sie die Einsamkeit empfinden,“ drängte Mlle. Fournier. „Das Leben, welches Sie hier führen, ist gar zu traurig für ein junges Mädchen.“

„Ernst, aber nicht traurig. Ich bin selten allein; es gibt viele Arme hier oben, viele Kranke, die besucht und gepflegt sein wollen. Auch habe ich in dem hiesigen Geistlichen einen Freund und Berater gefunden. Er ist sehr gelehrt, besitzt eine reichhaltige Bibliothek und leiht mir nicht nur Bücher, sondern erteilt mir sogar einigen Unterricht. Abends besucht mein Bruder Carlo mich öfters ...“

Sie schwieg und versuchte zu lächeln, doch sah ich, trotz der zunehmenden Dunkelheit, Thränen an ihren Wimpern hängen.

Der Unterschied zwischen ihren Worten und diesen Thränen berührte mich seltsam, und mit gewohnter Offenheit rief ich augenblicklich:

„Sie möchten uns glauben machen, daß Sie glücklich in diesem Eulenneste sind, aber sehen Sie — Sie können nicht lügen!“ — Dabei wischte ich ihr eine Thräne vom Kleid.

Statt aller Antwort zog Beata mich an sich und küßte mich auf die Stirn.

Plötzlich sah ich sie zusammenzucken und mit vornüber geneigtem Kopfe auf etwas lauschen. Schritte näherten sich der Terrasse. Mlle. Fournier blickte neugierig den Kommenden entgegen, während Beata zum Himmel emporschaute, wo eben die ersten Sterne aufgingen.

Von den beiden Männern, welche jetzt auf die Terrasse traten, war der eine Carlo Cecchi, der andre mir fremd. Groß und schlank, mit scharf geschnittenen Zügen und einem mächtigen Vollbart, sah er neben dem kleinen, etwas korpulenten Carlo viel eher als dieser wie der Sprosse eines alten Adelsgeschlechtes aus. Dennoch empfand ich beim ersten Anblick Abneigung gegen diesen Menschen.

„Mein Bruder Carlo, Herr Mohrenstein,“ stellte Beata vor.

Der Deutsche verbeugte sich kühl, Carlo warf mir einen flüchtigen Blick zu und begann ein Gespräch mit Mlle. Fournier. Ich machte ihm offenbar den Eindruck eines kleinen Mädchens, das man noch nicht ernst zu nehmen braucht. Dagegen wurde seine Unterhaltung mit Mlle. Fournier bald äußerst lebhaft. Sie ließ sich

von ihm das Spinnen und Weben der Seidenstoffe beschreiben und frug nach der Bestimmung des Neubaues, an welchem wir vorbeigefahren waren.

„Darin soll eine chemische Färberei eingerichtet werden," erklärte Carlo. „Herr Mohrenstein leitet die Anlage derselben nach eignem System."

„Wie interessant!" lispelte Mlle. Fournier und zog nun auch den Deutschen ins Gespräch, indem sie ihn über allerlei chemische Dinge ausfragte, für welche sie in Wahrheit ebensowenig Sinn hatte wie meine Wenigkeit. Aber sie war selig, vor zwei unverheirateten Herren mit ihrem Wissen zu glänzen.

Ich hörte dem Gespräch nicht zu, sondern schaute Beata an, zu der ich mich auf die Brüstung gesetzt hatte.

„Diese Unterhaltung wird nicht nach Ihrem Geschmacke sein," meinte sie freundlich.

„Ganz und gar nicht nach meinem Geschmack," antwortete ich laut. „Gott sei Dank, verstehe ich auch nichts davon als nur dies eine, daß es Mlle. Fournier gelungen ist, sich für Mittwoch zur Besichtigung der Fabrik einladen zu lassen. Darüber freue ich mich, weil ich Sie alsdann wiedersehen werde."

„Ich gehe nie in die Spinnerei hinunter. Doch will ich trachten, vielleicht — — Auch ich möchte Sie wiedersehen, Carina."

Beim Abschied umarmte ich Beata abermals und bot ihr, zwischen zwei Küssen, das „Du" an.

Wir fuhren im Mondenschein heim.

„Haben Sie je ein schöneres Wesen gesehen als Beata dei Cecchi?" sagte ich begeistert zu Mlle. Fournier, als sich der Wagen in Bewegung setzte.

„Hm, das ist Geschmacksache," lautete die Antwort. „Ich finde ihre Stirn zu hoch, ihre Nase zu lang und die Lippen zu farblos. Auch sieht sie recht leidend aus. Offenbar ist sie schwindsüchtig wie ihre Mutter und wird gleich dieser frühzeitig sterben."

Empört wollte ich dem Fräulein eine schroffe Entgegnung geben, als sie mir zuvorkam und nun ihrerseits begeistert ausrief:

„Welches Vergnügen, mit gescheiten Menschen zu reden! Dieser Herr Mohrenstein ist ein hochgebildeter Mann, ein Gelehrter, und Graf Carlo desgleichen. Der traditionelle Haß aller Balducci gegen die Cecchi darf Sie nicht ungerecht machen, liebes Kind. Ich habe selten bei einem jungen Mann so vielen praktischen Verstand und so richtige Anschauungen getroffen, wie beim Grafen Carlo."

Während der ganzen Heimfahrt sprach sie in derselben Tonart weiter, allein ich hörte ihr nicht mehr zu, sondern schweifte wieder im Lande der Phantasie. Meine Traumgestalten hatten sich um zwei Figuren vermehrt: um einen Werwolf, dargestellt von Herrn Mohrenstein, und um eine Heilige, welche Beatens Züge trug.

Noch am selben Abend beim Auskleiden erzählte ich Generosa das Erlebte. Als letztere bemerkte, welchen nachhaltigen Eindruck Beata in mir hervorgerufen hatte, gewann sie gleichfalls Interesse für dieselbe und trug mir allmählich alles zu, was in der Nachbarschaft über die Cecchi geredet wurde.

Auf diese Art erfuhr ich, daß Beata sehr unglücklich sei. Die Cecchi hatten sich, wie es scheint, eingebildet, daß sie von ihrer Großmutter erben würde; diese

hinterließ ihr jedoch nur die kleine Villa in Rom, worin sie miteinander gelebt hatten. Darüber entbrannten Vater und Bruder in Zorn und scheuten sich nicht, ihn an der wehrlosen Beata auszulassen. Außerdem beabsichtigten sie, dieselbe mit einem reichen Juden, dem Leiter der chemischen Färberei, zu verheiraten, obgleich Beata ihren Vater unter heißen Thränen beschwor, dies nicht zu thun.

„Doch mögen sie sich nur beeilen, wenn es wirklich zur Hochzeit kommen soll," fügte Generosa geheimnisvoll hinzu.

„Wieso?" frug ich.

„Bah! Hat die Ärmste auch nur für einen Centesimino Mut, so bleibt sie nicht lange in jenem Eulenneste sitzen."

„Aber was kann sie thun?"

„Per Bacco! Sich entführen lassen."

„Entführen! Von wem, Generosa?"

„Je nun, die Signorina Beata soll in Rom bei ihrer Großmutter einen jungen Mann kennen und lieben gelernt haben, den zu heiraten dieser Rabenvater ihr nicht erlaubt, weil er mittellos ist. Nun härmt sich die Poverina zu Tode. Peccato! Es wird in der Hölle nicht genug Feuer geben, um die Cecchi zu braten."

Seitdem pflegte ich in meinen Träumereien Beata mit der Märtyrerkrone zu schmücken.

Sie war übrigens nicht in der Spinnerei, als wir dieselbe besuchten. Dagegen empfing uns Graf Cecchi in höchst eigner Person. Von mir nahm er ebensowenig Notiz, wie neulich sein Sohn; desto aufmerksamer betrachtete er jedoch Mlle. Fournier. Und diese Betrachtung schien nicht ungünstig für das Fräulein ausgefallen zu sein, denn am Schlusse unsres Rundganges begann er ihr vertraulich sein Herz zu eröffnen. Die verkehrte Erziehung Beatas mache ihm Kummer, sagte er. Deren Großmutter habe ihr lauter romantische Grillen in den Kopf gesetzt, die im Leben nichts taugten. Er selbst verstehe es nicht, mit jungen Mädchen umzugehen, auch fehle es ihm an Zeit, sich Beaten zu widmen. Mlle. Fournier, deren Verstand und praktischer Sinn einem jedem einleuchten müsse, würde ihn deshalb zu großem Dank verpflichten, wenn sie sich seiner Tochter etwas annehmen und derselben das Leben begreiflich machen wolle, — das Leben, wie es wirklich ist, nicht wie überspannte junge Mädchen es sich erträumen.

Ich kannte Mlle. Fournier genügend, um zu ahnen, was während dieser Worte des Grafen Cecchi in ihrem Innern vorging. Ihre Phantasie, weitaus lebendiger noch wie die meine, setzte sie jedenfalls schon als Padrona in Serramonte ein. Sie warf sich in die Brust und suchte vergeblich ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken. Dann hielt sie aus dem Stegreif eine wohlstilisierte Rede mit „Primo" und „Sekundo", worin sie Beata „das liebe Kind" nannte, dem sie trachten wolle, die Mutter zu ersetzen.

Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese ungeschickte Wendung auf den Grafen Cecchi machte, doch sah ich ihn ärgerlich mit den Augen zwinkern.

Das erste Mal, als Beata nach Ventiglia kam, begleitete sie Carlo. Bei dieser Gelegenheit entwickelte Mlle. Fournier soviel Beredsamkeit, daß sie über ihr

Ziel hinausschoß. Anstatt anzuziehen, schreckte sie ab. Carlo hat seinen Besuch nicht wiederholt.

* * *

Als Mlle. Fournier sah, daß Carlo die Schwester nicht mehr begleitete, zeigte sie sich viel weniger eifrig, dieselbe zu belehren. Das deutsche Fräulein aber, in deren Gesellschaft Beata uns hinfort besuchte, wurde mit der denkbar größten Herablassung von ihr behandelt, was diese jedoch gar nicht zu bemerken schien. Es war ein ältliches Mädchen mit Sommersprossen und weißen Wimpern, die nur ihre deutsche Muttersprache verstand. Graf Cecchi hatte dieselbe für seine Tochter engagiert, damit Beata sich im Deutschen vervollkommne.

Da Mlle. Fournier dem Fräulein keinen Stuhl anbot, setzte sich dieses aufs Sofa und zog eine Strickarbeit aus der Tasche, in welche es sich alsbald vertiefte.

Ich brannte vor Begierde, allein mit Beata zu sein, weshalb ich ihr vorschlug, in den Park zu gehen. Wie ich vermutet, lehnte Mlle. Fournier es ab, uns hinaus zu begleiten, da die Hitze und der Sonnenschein ihr Kopfschmerzen verursachten. Sie zog sich auf ihr Zimmer zurück, das deutsche Fräulein ihrem Schicksal und ihrem Strickstrumpf überlassend, während ich Beata nach einem lauschigen Plätzchen im Parke entführte.

Wie sehnlich hatte ich diesen Augenblick herbeigewünscht, wie oft ihn mir im Traume ausgemalt; was wollte ich Beaten nicht alles erzählen! Mein ganzes Herz sollte offen vor ihr daliegen, auf daß sie darin lese wie in einem Buch. Und nun, als wir endlich allein miteinander waren, nun saß ich stumm und verlegen an ihrer Seite und errötete, wenn sie mich ansah. Noch niemals hatte ich Mutterlose soviel Liebe für eine Frau empfunden. Beata erschien mir als der Inbegriff aller weiblichen Tugenden, und ich nahm mir vor, mein Bestes zu thun, um so fromm und gut zu werden wie sie. Wohl fühlte ich, daß sie mich nur als kleines Mädchen behandelte, dessen Träumereien keine Beachtung verdienten, das man derselben wegen höchstens ausschilt; dennoch verlangte mich, ihr davon zu sprechen. Und plötzlich kam mir die Erinnerung an Generosas Erzählung, und ich frug mit pochendem Herzen, ob nicht Beata trotz ihrer äußeren Ruhe sich innerlich ähnlichen Träumen hingäbe. Wie alt mochte sie gewesen sein, als sie ihrem Helden zuerst begegnete! Älter als ich, oder jünger? Diese Frage beschäftigte mich so lebhaft, daß ich sie unwillkürlich laut dachte:

„Beata, wie alt warst du, als dein Held dir begegnete?“

Sie sah mich erstaunt an. Ich hätte vor Scham am liebsten in den Erdboden versinken mögen.

„Was?“ sagte sie. „Welche Frage!“

Dann zog sie meinen tiefgesenkten Kopf gewaltsam in die Höhe, um mich prüfend anzuschauen, worauf sie mir einen Kuß auf die dunkelrote Stirn drückte und traurig fortfuhr:

„Dies sind also die Gedanken, welche dich schon beschäftigen. Armes Kind! Dein Herzchen wünscht sich mir zu eröffnen, mir sein kleines Geheimnis anzuvertrauen, allein dies darf nicht sein. Ich will dein Geheimnis nicht kennen; du würdest diese Mitteilung einstmals bereuen, denn in deinem Alter wechseln die Eindrücke rasch.“

„Die meinen niemals,“ erwiderte ich mit Überzeugung.

„Das glaubst du jetzt, allein“ . . . sie seufzte. „Lebte deine Mutter noch, so wärest du verpflichtet, ihr alles zu sagen; ich aber darf und kann und will deine Beichte nicht anhören. Bin ich dir doch eine Fremde!“

„Nein, eine Fremde bist du mir nicht,“ rief ich begeistert. „Ich kenne dich, du bist das herrlichste, vollkommenste Wesen unter der Sonne!“

„So sprichst du und siehst mich heute zum drittenmale. Arme Palma! Armes kleines, vertrauensseliges Herzchen! Könntest du doch immer so bleiben. Aber auch du mußt den Kampf des Lebens ausfechten, auch deiner harren Enttäuschungen aller Art, harren Kummer und Herzweh. Und ich vermag nichts zu deinem Beistand zu thun. Ein jeder muß für sich selber kämpfen, leiden und zu Grunde gehen.“

„Bitte sehr, liebe Beata,“ rief ich lebhaft, „es ist durchaus nicht meine Absicht, zu leiden und zu Grunde zu gehen. Im Gegenteil habe ich mir vorgenommen, recht glücklich zu werden. Nicht alle Frauen sind zu Opferlämmern bestimmt, wie du zu glauben scheinst. Ich kenne mehr als eine, die heiter und glücklich ist.“

„Mögest du dereinst zu diesen zählen. Aber glaubst du, daß sie stets glücklich waren und es stets bleiben können?“

„Einige doch wohl!“

„Ja, die Selbstsüchtigen. Diejenigen, welche die Augen schließen, weil sie das Elend um sich herum nicht sehen wollen; diejenigen, deren Sinn bloß auf Eitelkeit und Weltlust gerichtet ist.“

„Nein, nicht diese meine ich, sondern jene, welche mit ganzer Seele lieben und geliebt werden. Das sind die Glücklichen, die Auserwählten!“

Beata drückte ihre Finger auf meine Lippen.

„Still, ragazzina, du bist viel zu jung, um an dergleichen zu denken. Statt dessen solltest du lieber fleißig lernen und dich deinem Alter gemäß in den Freistunden zerstreuen. Im vierzehnten Jahre spielte ich noch mit der Puppe. Besitzest du welche?“

„Eine ganze Masse! Ich habe sie nie leiden mögen, weil sie dumm sind. Ihre großen runden Augen und das ewige Lächeln ihres Mundes können mich in Zorn bringen. Als ich klein war, pflegte ich ihnen den Kopf abzureißen, um zu sehen, ob sie das nicht ärgern würde. Aber sie vermögen weder zu hassen noch zu lieben. Da sind mir Hunde viel lieber, und am liebsten . . .“

Ich stockte.

„Nun, am liebsten . . .?“

„Kleine Kinder. Ach, die liebe ich zärtlich.“

„Wirklich! Das wundert mich nicht. Auch ich habe Kinder gern. Wenn du mich das nächste Mal besuchst, will ich dir die meinigen zeigen.“

Ich blickte so erstaunt darein, daß Beata lächeln mußte.

„Ich habe deren ziemlich viele: zehn oder zwölf, und sie sind meine ganze Freude. Ich wasche und kämme sie, und dann spiele ich mit ihnen. Komm nur bald und schaue sie dir an.“

„Ich verstehe. Es sind die Kinder der Armen aus Serramonte-Alto. Man sagte mir, dort oben gäbe es nur Bettler.“

Sie machte ein bejahendes Zeichen: „Es sind in der That die dürftigsten Leute der Gegend. Sie besitzen kein Land. Die, welche arbeiten können, gehen täglich in die Spinnerei hinunter. Oben bleiben bloß die Kinder, die Greise und die Kranken.“

„Und du bist die Vorsehung all dieser armen Leute,“ rief ich gerührt.

„Ich möchte es sein,“ entgegnete Beata, „doch hält mein Können mit dem Wollen nicht Schritt. Vielleicht später . . .“

Sie schwieg und wurde nachdenklich.

An der Gartenpforte ertönte die Glocke. Ich achtete nicht darauf, weil in meines Vaters Abwesenheit kein Besuch vorgelassen wurde. Nach einigen Augenblicken brachte mir der Gärtner eine Visitenkarte.

„Marquis Mario Arsina,“ las ich laut und fügte hinzu: „ich kenne den Herrn nicht.“ Aber plötzlich wurde ich dunkelrot. Warum? wäre mir nicht zu erklären möglich gewesen. Ich hatte bloß unter dem fremden Namen drei Worte in kleinerer Schrift gelesen: „Hauptmann der Kavallerie“. Sollte es mein Offizier sein? Ich getraute mich nicht Beata anzusehen, da ich fest überzeugt war, daß sie meine Erregung sofort richtig deuten würde.

Sie war es, die anstatt meiner zum Gärtner sprach:

„Haben Sie dem Herrn mitgeteilt, daß Graf Balducci verreist ist?“

„Ich sagte es ihm,“ entgegnete der Gärtner, „allein er verlangt die Signorina Palma zu sprechen.“

Beata machte eine Bewegung des Unmutes, dann wandte sie sich gebieterisch zu mir:

„Palma, ich werde den Marquis Arsina empfangen. Gehe du Mlle. Fournier zu benachrichtigen und kehre mit ihr hierher zurück.“

Rasch lief ich davon. Am liebsten wäre ich gar nicht wiedergekommen, sondern hätte mich im Keller oder sonstwo versteckt, dermaßen erschrak ich bei dem Gedanken, daß dieser fremde Hauptmann der Kavallerie mein Offizier sein könne.

Und er war es in der That!

Als ich mit Mlle. Fournier in den Park zurückkehrte, sah ich ihn neben Beata stehen. Beide sprachen rasch und lebhaft, wie Leute, die sich in kurzer Zeit viel zu sagen haben.

Seine Augen blickten heute freilich nicht so sanft und freundlich drein, wie neulich, als er zu der vermeintlichen kleinen contadina sprach. Im Gegenteil sah er recht unwirsch aus und biß sich öfters in die Lippen. Ich bildete mir ein, daß er gehofft habe, mich allein zu finden, und nun unangenehm enttäuscht sei, Mlle. Fournier und Beata an meiner Seite zu sehen, denn ich lebte in dem naiven Glauben, das Abenteuer unter dem Kirschbaum müsse auf ihn denselben Eindruck gemacht haben wie auf mich.

Er erwähnte dessen übrigens nicht, wofür ich ihm in meiner Einfalt Dank wußte, sondern sagte mir nur, mit einer tiefen Verbeugung:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, mich in Ventiglia vorzustellen, weil ich aus Florenz zurückkehre, wo ich die Ehre hatte, von der Fürstin Landi empfangen zu werden.“

Er schwieg. Ich sah ihn fragend an, da ich vermutete, daß er sich nun eines Auftrages meiner Tante entledigen würde. Aber nichts von alledem. Die Tante Landi war offenbar nur ein Vorwand und noch dazu ein recht schlechter. Mein Herz pochte. Ich sagte mir, daß Mario Arsina nur nach Ventiglia gekommen sei, um mich wiederzusehen. Den Familiennamen der „Signorina Palma" hatte er leicht erfahren können, und dann war ihm jeder Vorwand gut genug erschienen, um sich Einlaß in mein Vaterhaus zu verschaffen. Wäre ich allein gewesen, so würde er mir jetzt sagen ... Ich träumte von den Dingen, die er mir unter vier Augen gesagt haben könnte, während ich stumm neben den andern saß und meinen Fächer aus Verlegenheit in tausend Stücke zerbrach.

Mlle. Fournier und Beata mußten die Kosten der Unterhaltung tragen, denn auch Mario war ziemlich wortkarg. Übrigens dauerte sein Besuch nicht lange. Mlle. Fournier begleitete ihn bis zum Pferdestall, wo Faust des Herrn harrte. Ich aber lehnte meinen heißen Kopf an Beatens Schulter und flüsterte:

„Du hast dich vorhin geweigert, mein Geheimnis anzuhören, jetzt mußt du es aber erfahren."

„Was denn, Kleine?" sagte sie zerstreut.

„Ich liebe Mario Arsina!" Beate erbebte. „Bist du toll?" rief sie heftig. „Vor einer Stunde kanntest du nicht einmal seinen Namen."

„Nur seinen Namen nicht. Mario kannte ich wohl."

Und nun erzählte ich ihr unsre Begegnung unterm Kirschbaum, und daß ich es gewesen sei, welche ihm den Weg nach Serramonte-Alto gewiesen.

Beata hörte mir schweigend zu und drückte mich wiederholt an ihre Brust, wobei ich bemerkte, daß sie wie Espenlaub zitterte. Als meine Erzählung beendet war, rief sie erregt:

„Vergiß dies alles, Palma. Es ist Kinderei! Du bist noch viel zu jung, um an Liebe zu denken. Versprich mir, diese Erinnerung aus deinem Gedächtnis zu bannen. Zügle deine Phantasie. Halte dein Herz unberührt für denjenigen, dessen Leben du einstmals teilen wirst. Du begegnest ihm sicher, sobald es Gottes Wille ist, und es muß dich alsdann beglücken, ihm ein Herz darzubringen, dessen erste, einzige Liebe er ist. Vergiß also Mario Arsino."

„Und wenn er es wäre, den Gott mir zum Gatten bestimmte? Glaubst du nicht, daß es mich beglücken würde, ihm sagen zu können, ich habe ihn seit unsrer ersten Begegnung geliebt?"

„Wenn er es wäre! Allerdings! Du hast recht ..."

Beata drückte ihre Hände gegen die Schläfen und wiederholte mechanisch:

„Wenn er es wäre!" Dann griff sie in der Luft herum und taumelte. Ich fing sie in meinen Armen auf. „Du bist krank, Beata!" rief ich erschrocken.

Sie kam bald wieder zu sich und beruhigte mich. Sie leide öfters an Ohnmachten, seitdem sie in Rom das Fieber gehabt. Ich solle so freundlich sein, ihren Wagen anspannen zu lassen und das deutsche Fräulein hiervon in Kenntnis zu setzen.

Die Ereignisse dieses Tages hatten mich tief bewegt. Generosa bemerkte es sogleich und schüttelte melancholisch den Kopf, als sie mir abends beim Auskleiden behilflich war.

„Man hat mir meine Bambina umgetauscht,“ seufzte die Gute. „Nun wird sie traurig werden wie die Signorina Beata.“

„Nein, Generosa, beruhige dich. Ich will nicht traurig werden, sondern im Gegenteil, glücklich und heiter. Noch heiterer, als ich es je zuvor gewesen. Nur wirst du so freundlich sein, morgen früh nach Serramonte-Alto hinauf zu gehen, um dich nach dem Befinden der Signorina Beata zu erkundigen, welche heute recht unwohl war.“

„Das wundert mich nicht. Ich frage mich bloß, wie sie dies Leben überhaupt noch aushalten kann. Die Cecchi schicken ihr jeden Morgen die Ration für den Tag herauf. Eine kleine, knapp bemessene Ration, wovon sie den größten Teil den Armen abgibt. Wenn das dicke deutsche Fräulein unsre Sprache reden könnte, so würde sie viel zu erzählen haben.“

„Es ist gut, Generosa, die Geschichte kenne ich schon!“ rief ich ungeduldig, denn mich verlangte allein zu sein und, trotz Beatens weisen Ermahnungen, diesen schönen Tag nochmals an meiner Seele vorüber ziehen zu lassen.

* * *

„Es gibt Neues in Serramonte!“ sagte mir Generosa einige Tage später, und da ich sie fragend anschaute, begann sie mit wohlgefälliger Breite zu erzählen.

Cecchi Vater war seit Beatens Ankunft nicht mehr in Serramonte-Alto gewesen. Neulich kam er jedoch hinauf, um sich von der Notwendigkeit einiger Reparaturen zu überzeugen, da sein Architekt erklärt hatte, das ganze alte Gemäuer müsse beim nächsten Erdbeben unfehlbar zusammenstürzen, wenn diese nicht bald unternommen würden. Brummend machte er die Runde durch sämtliche Räume und wurde immer ärgerlicher, je mehr er die Dringlichkeit der vorzunehmenden Reparaturen einsah. Beatens Gemächer mußten gleichfalls inspiziert werden, und so entdeckte Graf Cecchi, daß seine Tochter in einem derselben ein armes junges Mädchen gebettet hatte, welches sich unlängst in der Spinnerei den Arm gebrochen.

„Hier ist doch kein Spital?“ murmelte er in den Bart und verließ das Zimmer, ohne seine Tochter zu begrüßen.

Er ging in das obere Stockwerk und betrat einen Saal, der ehedem als Gerätkammer diente, jetzt aber ein halbes Dutzend Weiber beherbergte, welche spinnend und strickend herum saßen, während eine von ihnen, die den Hexen aus Macbeth nicht unähnlich war, auf einem Kohlenbecken mächtige Portionen von Polenta zubereitete. Die alten Mütterchen empfingen ihn freundlich grinsend. „Was thut ihr hier!“ fuhr er dieselben an. Sie schienen erstaunt über diese Frage. „Wir sind hier zu Hause,“ sagte die Mutigste endlich. „Signorina Beata . . .“

Er stieß einen Fluch aus und lief davon. Hastig polterte er die Treppe hinunter, doch wäre er beinahe auf dem untersten Absatz über ein kleines Kind gestürzt, welches dort herumspielte. Er gab ihm einen Fußtritt. Das Kind begann zu heulen, worauf ein Dutzend andrer herbeieilte und den Fremden erschrocken betrachtete. „Was treibt ihr hier? Ihr Gewürm!“ schrie der zornige Padrone sie an. „Wer erlaubte euch, mit euren Flöhen und Läusen in den Palazzo zu kommen?“

„Die Signorina Beata!“ murmelte ein kleines Mädchen.

Eine Stunde später war die Verwundete ins Spital nach Pistoia gebracht und die fröhliche Kinderschar aus dem Palazzo vertrieben. Auch die alten Weiber, lauter Obdachlose und Sieche, wurden unbarmherzig von dannen gejagt. Beata blieb allein mit ihrer deutschen Dienerin zurück, in deren Schoß sie bitterlich weinte.

Dieser Bericht hatte mich tief empört. Lebhaft wünschte ich der Freundin meine Teilnahme auszudrücken. Sie hatte mir ihren Besuch versprochen, und ich erwartete, daß sie aufgeregt, zornig, in voller Rebellion gegen den Vater, oder niedergeschlagen, mut- und hoffnungslos in Ventiglia erscheinen würde.

Aber ich kannte Beata nicht! Sie kam am folgenden Tage sanft lächelnd, stiller und liebevoller denn je. Nur ihre geröteten Lider sprachen von vergossenen Thränen.

Ich führte sie in den Park, denn mich verlangte allein mit ihr zu sein.

„Nun?“ sagte ich, als wir uns unter die Lorbeerbäume gesetzt hatten.

„Nun,“ wiederholte sie freundlich. „Was geht heute in diesem Köpfchen vor?“

„Allerlei Schlechtes! Zorn und Empörung — aber auch lebhafte Teilnahme und der Wunsch, der heiße Wunsch, dich zu trösten.“

Beata schien unangenehm berührt. „Mich zu trösten! Worüber? Wovon redest du?“

„Von dem großen Kummer, den du in diesen Tagen gehabt hast. Es war schlecht, es war grausam, dich dieser Freude zu berauben, wo du ohnehin solch ein trauriges, einsames Leben führst.“

„Ich verstehe dich nicht,“ entgegnete sie ein wenig ungeduldig. „Wer kümmert sich denn um die Geschehnisse auf Serramonte-Alto?“

„Alle Welt! Und ein jeder ist empört, daß deine Armen aus dem Palazzo vertrieben wurden.“

Beata atmete erleichtert auf: „Ist es nur dies? Und darüber bist du aufgebracht, Kleine? Es ist mir allerdings etwas schwer geworden, jene Leute ziehen zu lassen, allein mein Vater befand sich im vollen Recht. Ich hatte ohne seine Erlaubnis gehandelt. Diese wäre zu erwirken gewesen, ehe ich sein Haus zum Asyl für Bettler und Kranke machte.“

Verblüfft blickte ich zu ihr empor: „Du bist eine Heilige! Ich würde mich an deiner Stelle wie eine wilde Katze benommen haben. Ob es mir wohl jemals gelingen wird, so gut zu werden wie du?“

Sie machte eine abwehrende Bewegung: „O schweig! Du bist viel besser als ich, du offene, arglose Seele. Glücklich, wer nichts zu verbergen hat!“

Wir schwiegen eine Zeitlang und blickten träumend vor uns hin. Dann hub ich von neuem an:

„Beata, würdest du deinem Vater in allen Dingen gehorchen, auch wenn, auch wenn . . .“

„Auch wenn — was?“

Ich raffte meinen ganzen Mut zusammen:

„Auch wenn er dir beföhle, jemand zu heiraten, den du nicht magst.“

„Herrn Mohrenstein zu heiraten,“ ergänzte sie ruhig. „Dies ist es doch wohl, was du sagen willst, nicht wahr? Ich sehe, du bist wohlunterrichtet. Man scheint sich in der Nachbarschaft viel um die Ereignisse in Serramonte zu kümmern. Kein

Wunder!“ fuhr sie, wie zu sich selber sprechend, fort. „Alles kommt ans Licht der Sonne, und die intimsten Familienangelegenheiten dringen unter die Leute.“

Wiederum schwieg sie eine Weile, während welcher ich ängstlich überlegte, ob meine Frage sie verletzt haben könne. Schon wollte ich einige Worte der Entschuldigung stammeln, als Beata sich plötzlich aufrichtete und mir fest in die Augen blickend sagte:

„Ja, Palma, ich soll Herrn Mohrenstein heiraten. Aber du hast unrecht zu glauben, daß mich mein Vater zu dieser Verbindung gewaltsam zwingt. Ich heirate Herrn Mohrenstein aus eignem, freiem Willen.“

„Meinen besten Glückwunsch,“ äußerte ich verlegen. „Er sieht ja recht gut aus, nur dachte ich . . .“

„Was dachtest du?“

Sie schien in meiner Seele zu lesen. Errötend brachte ich den Satz zu Ende:

„Nur dachte ich, daß er ein Jude sei.“

„Er ist es gewesen. Um mich heiraten zu können, hat er sich taufen lassen. Ich habe seine Seele unsrer heiligen Kirche zurückgewonnen. Dies allein, meine ich, müßte bestimmend sein, ihn zu heiraten; abgesehen von andern Gründen.“

„Ist er denn auch im Herzen Christ geworden? Oder bloß äußerlich, um der Form zu genügen?“

„Das erstere, hoffe ich! Komm her, Kleine,“ spottete Beata jetzt gutmütig, „komm her und schaue mich an. Sehe ich aus wie ein Opferlamm, das ein grausamer Vater zum Altar schleppt?“

Ich lachte unwillkürlich.

„Was also verlangst du mehr?“ fuhr Beata fort.

„Nur eins. Du mußt Herrn Mohrenstein lieben.“

„Und wer sagt dir, daß ich ihn nicht liebe?“

„Dein Auge, wenn das seinige auf dir ruht. Du liebst ihn nicht! Mich täuschst du durch keine Scherzrede. Wohl magst du Gründe, gewichtige Gründe haben, um ihn zu heiraten, aber du liebst ihn nicht. Und deshalb wirst du eine unglückliche Frau werden und es einstmals bereuen, dasjenige nicht gethan zu haben, was Generosa von dir verlangt. Wirst es bereuen, dich von dem Manne deiner Wahl nicht haben entführen zu lassen.“

Beata sprang jach in die Höhe und sah mich von oben nach unten an. Ich erschrak über meine Dreistigkeit.

„Was unterfängst du dich! Schweig!“ rief sie strenge.

Und langsam, mit geballten Händen, ging sie hinweg.

Nach einigen Schritten blieb sie stehen, dann kehrte sie um und kam auf mich zu:

„Verzeih, Liebe, ich bin heftig gewesen. Aber versprich mir, nie wieder von Ähnlichem zu reden. Du bist viel zu jung dazu. In deinem Alter muß man lernen, fleißig lernen. Erzähle mal, wie steht's mit deinem Können.“

Und sie begann, mich nach diesem und jenem zu fragen, wobei meine Unwissenheit deutlich zu Tage trat. Ich schämte mich derselben und versprach Besserung.

Noch ehe Beata an diesem Abend nach Serramonte-Alto zurückkehrte, hatte sie einen ausführlichen Studienplan für mich entworfen, den ersten, welchem ich willig nachkam.

Seit jener Stunde träumte ich viel weniger und lernte desto eifriger.

Bei einem jeden Besuch unterzog mich Beata hinfort einer Art Prüfung. Ich mußte ihr über meinen Unterricht, sowie über meine Lektüre berichten und empfing Lob oder Tadel, je nach Verdienst. Unsre Gespräche nahmen infolgedessen eine bestimmte Wendung an. Alles Persönliche war daraus verbannt.

Immer mehr und mehr gewann Beata Einfluß auf mich. Bei allem Thun dachte ich jetzt stets: was wird Beata dazu sagen! Und dieser Gedanke hat mich von mancher Unart abgehalten.

Auch ist sie es gewesen, welche zuerst das religiöse Bedürfnis in mir erweckte. Sie lehrte mich die Schriften des Evangeliums verstehen und die Liebe zu Gott über alles Irdische setzen. Wie schön war Beata, wenn sie von unserm Heiland sprach! Alsdann verklärte sich ihr Gesicht, und sie blickte verzückt gen Himmel. Mich aber beschlich jedesmal ein Grauen, daß dies heilige Feuer den zarten Körper vor der Zeit verzehren werde.

* * *

Ich war Mlle. Fourniers lernbegierige Schülerin geworden. Nicht minder begabt als andre, machte ich rasche Fortschritte und hatte das Versäumte bald nachgeholt. Natürlich maßte sich das Fräulein allein das Verdienst an, diese Wandlung in mir hervorgebracht zu haben, doch ist ihr Triumph nicht ohne herben Beigeschmack gewesen. Während mein Faulenzen ihr nämlich früher gestattete, sich einem dolce far niente hinzugeben, mußte sie jetzt Aufgaben korrigieren und Unterricht erteilen. Dies war nicht nach ihrem Geschmack.

Als der Sommer zu Ende ging, schrieb mein Vater, daß er in diesem Jahr nicht nach Ventiglia kommen würde. Er befand sich bei Richard Wagner in Bayreuth, von wo er nach Rom wollte, um Liszt zu besuchen. Dorthin solle ich mich gleichfalls mit Mlle. Fournier und Generosa begeben. Ferner eröffnete er mir, daß gewichtige Musikkenner ihm Talent zur Komposition zugesprochen hätten, und er im Begriffe stehe, eine Oper zu schreiben; diese solle zum Frühjahr in Florenz oder Bologna aufgeführt werden.

Ich hatte nur noch kurze Zeit in Ventiglia zuzubringen. Meine Freude, den Vater nach langer Trennung wiederzusehen, wurde diesmal durch den Gedanken getrübt, Beaten verlassen zu müssen. Ich frug mich, wie ich ohne sie werde leben können, und äußerte dies bei ihrem nächsten Besuch.

Sie lächelte nur dazu. Ich mußte ihr versprechen, den Aufenthalt in Rom möglichst auszunutzen, um die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt kennen zu lernen und mich an denselben zu bilden. Eingehend erklärte sie mir, was ich zuerst, was ich später betrachten solle. Ich hörte aber nur halb zu. Der Abschied ging mir nahe, auch wollte ich die lieben Züge dauernd meinem Gedächtnis einprägen. Unwillkürlich unterbrach ich sie mit den Worten:

„Beata, wie schön du bist!“

Sie machte eine Bewegung des Unmutes.

„Ja, du bist schön,“ fuhr ich unbeirrt fort, „und du trägst ein königliches Diadem auf dem Haupte.“ Dabei wies ich nach dem prächtigen Zopf, der kranzförmig um ihren Kopf geschlungen war.

„Die vielen Haare verursachen mir öfters Kopfschmerzen,“ entgegnete Beata kühl, „ich schneide sie nächstens ab.“

„Aber ist es denn eine Sünde, hübsch zu sein und sich dessen ein wenig zu freuen? Nein, du übertreibst, Beata! Oder hegst du etwa den Wunsch, häßlich zu sein wie ich, damit Herr Mohrenstein dich nicht mit seinen wasserblauen Glotzaugen verliebt anstiert?“

Sie wurde dunkelrot und lächelte verlegen.

„Schreckliches kleines Mädchen!“ sagte sie. „Kümmere dich doch lieber um deine eignen Angelegenheiten. Lerne dies Herzchen hier richtig zu leiten.“

„Ist nicht nötig,“ rief ich vergnügt. „Das leitest du viel besser, als ich es jemals vermöchte.“

„Und wenn ich nicht mehr da sein werde, um es zu leiten?“

„Dann schreibe ich dir. O, du sollst lange Briefe von mir erhalten, worin ich dich von allem, was ich sehe, denke und erlebe, in Kenntnis setze.“

„Du wirst mir nicht schreiben. Ich wünsche es nicht.“

„Warum?“

„Aus zwei Gründen. Erstens empfange ich keinen Brief, der nicht von meinem Vater geöffnet und gelesen würde; zweitens . . .“

„Nun, zweitens?“ drängte ich, als sie zögernd innehielt.

„Erinnerst du dich, daß ich mich einstmals geweigert habe, dein Herzensgeheimnis zu erfahren? Dennoch wäre dasselbe nur an meine Ohren gedrungen und in meiner Brust wohlverwahrt gewesen. Aber schriftliche Herzensergüsse! Carina, mißtraue denselben, hüte dich davor. Entweder richtest du sie an jemand, der es nicht verdient, der vielleicht Unfug damit treibt; oder du verwahrst sie bei dir, um nach Jahr und Tag darin zu blättern, wenn dein Herz nichts mehr von jenen Empfindungen weiß, sich derselben möglicherweise sogar schämt.“

Gewissenhaft habe ich diesen Rat während meines ganzen Lebens befolgt. Jetzt aber, wo meine Tochter älter ist als ich es war, wie Beata ihn mir erteilte — jetzt, wo meine Jugend weit hinter mir zurückliegt, fühle ich ein unbezwingliches Verlangen, meine traurige Geschichte niederzuschreiben und sie im Geiste an jenen unbekannten Valrogis zu richten.

Werde ich es zu bereuen haben? — —

„Nun, wenn ich dir nicht schreiben darf,“ entgegnete ich damals der Freundin, „so werde ich dich öfters besuchen. Wir bleiben nur einige Wochen in Rom; von Florenz nach Serramonte ist es aber nur eine Spazierfahrt.“

Sie schüttelte den Kopf. „Du wirst mich nicht mehr in Serramonte finden.“

„Wieso? Als verheiratete Frau wohnst du alsdann wohl nicht länger auf eurer alten Burg, sondern im Palazzo neben der Spinnerei? Aber Herr Mohrenstein kann Serramonte doch nicht verlassen, da er geschäftlich dort gebunden ist?“

„Du irrst. Er kehrt nach Deutschland zurück, sobald wir verheiratet sind.“

Ich sprang jäh von meinem Sitz empor. „Und dich nimmt er mit sich!“ rief ich empört.

„Was ist Erstaunliches dabei? — Muß die Frau dem Manne nicht folgen?“

„Und du willigst ein, dich aus unserm schönen Vaterlande zu verbannen, unsre toskanische Heimat mit ihren Olivenhainen zu verlassen? Nie mehr soll die Sprache Tassos und Ariostos an dein Ohr klingen, nie mehr deine kleine Freundin Palma Balducci dich wiedersehen? Beata, du hast kein Herz! Vor lauter Heiligkeit ist dir jede menschliche Regung fremd geworden. Hier oder in Deutschland zu leben, Herrn Mohrenstein oder einen andern zu heiraten, das ist dir alles einerlei. Du kennst bloß einen Wunsch: dich aufzuopfern! Und wenn dein Vater verlangte, du solltest dich vom Turm in Serramonte-Alto herabstürzen, so würdest du es ohne zu zaudern thun.“

Sie ließ mich ruhig ausreden, dann sagte sie in ihrer langsamen Weise: „Nein, Palma, ich würde keinem Befehl Folge leisten, der gegen ein Gebot Gottes verstößt. Allein was mein Vater von mir verlangt, ist recht und billig, und ich fühle mich deshalb verpflichtet, ihm zu gehorchen. Einmal hat er mir etwas verboten, um das ich ihn dringend bat, er hat mir verboten, den Schleier zu nehmen. Anfangs war ich sehr traurig darüber, doch später wußte ich meinem Vater Dank für dieses Verbot, denn ich hatte einsehen lernen, daß mein Wunsch selbstsüchtig gewesen war. Im Kloster wäre mein Leben ruhig und friedlich verlaufen, in der Welt dagegen muß ich kämpfen, leiden, mich selbst besiegen. Das Leben ist kurz, Palma, aber man kann dennoch viel Gutes darin wirken. Nur darf man nicht an sich selber denken, darf nicht nach eignem, persönlichem Glück verlangen. Wir sind ja nicht auf dieser Welt, um glücklich zu sein, sondern um zu lernen, um uns Tugenden anzueignen und unsre schlechten Eigenschaften durch Selbsterziehung abzulegen.“

Als Beata schwieg, umarmte ich sie gerührt. Dann nahmen wir Abschied voneinander.

Fünftes Kapitel.

Ich habe niemals den Grund erfahren, warum meines Vaters Oper bloß eine einzige Aufführung erlebte. Er hatte dieselbe auf eigne Kosten in Florenz einstudieren lassen, hatte selbst die Kostüme der Sänger dazu entworfen, das Ballet geleitet und am Abend der Vorstellung höchst eigenhändig den Taktierstock geschwungen. Trotz alledem und trotz der großartigen Ovationen, welche die eingeladene Gesellschaft ihm darbrachte, verschwand die „Pia de Talomei“ für immer von der Bühne.

Am Tage der ersten und letzten Aufführung überreichte mein Vater der Primadonna ein kostbares Armband. Die Darsteller der übrigen Rollen erhielten nicht minder wertvolle Geschenke; Choristen und Maschinisten wurden festlich bewirtet.

Kurzum, mein Vater stürzte sich in neue Schulden. Da sein Notar ihm die Dringlichkeit ernster Einschränkungen vor Augen führte, so entschloß er sich, den nächsten Sommer in Ventiglia zuzubringen.

Das erste, was ich dort erfuhr, war die Nachricht von Beatens Verheiratung.

Generosa und Fortunato äußerten sich empört darüber, daß die Vermählung ohne Sang und Klang, sogar ohne Hochzeitsmahl von statten gegangen sei, doch ist dies gewiß in Beatens Sinn gewesen.

Gegen Ende des Winters, als die chemische Färberei fertig eingerichtet war, kamen die Cecchi eines Tages mit Herrn Mohrenstein nach Serramonte-Alto. Beata, das deutsche Fräulein, sowie der Geistliche harrten ihrer schon, und unmittelbar nach der Trauung fuhren die Neuvermählten zur Bahn. Seitdem hatte niemand mehr von ihnen gehört.

Im Oktober erhielt mein Vater die Nachricht, daß meine Großmutter Valrogis im Sterben läge. Sofort eilte er zu derselben nach Burgund und langte noch rechtzeitig an, um ihr die Augen zuzudrücken. Die Verwandten empfingen ihn außerordentlich herzlich. Sie befanden sich gerade mitten in der Weinlese, was meinen Vater lebhaft interessierte und ihn auf den Gedanken brachte, unsre italienischen Trauben auf burgundische Art zu keltern.

In Begleitung eines französischen Winzers kehrte er nach Ventiglia zurück.

Fortunato war verzweifelt: „Signor conte,“ sagte er zu meinem Vater, „ich bin in Ventiglia geboren und bewirtschafte das Gut seit vierzig Jahren. Stets habe ich mein Bestes gethan; trotzdem ist Ventiglia von Jahr zu Jahr im Wert gesunken, wogegen die darauf ruhenden Hypotheken sich von Jahr zu Jahr vermehrten. Der Herr Graf werden mir die Bemerkung erlauben, daß er bisher nicht sehr glücklich in seinen Unternehmungen gewesen ist. Dieses jedoch wäre gleichbedeutend mit dem Ruin der Familie, in deren Dienst ich ergraut bin. Ich kenne unsern Boden, ich weiß, was er bedarf. Solche ausländische Einrichtungen taugen für unser Land nicht, und niemand wird den also gekelterten Wein kaufen wollen. Beharren der Herr Graf auf seiner Absicht, so muß ich in aller schuldigen Ehrerbietung um meine Entlassung bitten. Möge der Franzose hinfort Ventiglia bewirtschaften, er versteht jedenfalls viel mehr als ich.“

Mein Vater lachte belustigt. „Du bist verrückt, Alter! Glaubst du ernstlich, ich ließe dich ziehen, um einen Fremden an deine Stelle zu setzen? Unsinn! Du gehörst zur Familie.“

Fortunatos Augen wurden feucht, und liebevoll küßte er meinem Vater die Hand.

„Aber verrückt bist du dennoch!“ fuhr dieser unbeirrt fort. „Der Eigensinn, mit welchem du an allem Hergebrachten hängst, möchte mich verhindern, ebenso reich zu werden wie die Cecchi. Per Baccho! Ich möchte wohl wissen, woher es kommt, daß alle Welt den Cecchi beipflichtet, wenn sie etwas Neues bei sich einführen, während meine Neuerungen nur bekrittelt und belacht werden. Haben die Cecchi nicht auch ihre Reben ausgerodet, um dafür Maulbeerbäume zu pflanzen? Lassen die Cecchi nicht alljährlich Maschinen aus dem Auslande kommen? Beginnen sie nicht stets etwas Neues, sei es eine chemische Wäscherei oder Färberei oder dergleichen mehr? Und alles beugt sich ihrem Verstande, und sie werden von Jahr zu Jahr reicher, während ich schließlich bloß noch von Polenta leben muß.“

Diese letzten Worte brachte mein Vater so komisch, im weinerlichen Tone eines unartigen Kindes, hervor, daß ich hell auflachte und ihn zärtlich umarmte.

„Armes Väterchen," rief ich tröstend, „sei ohne Sorge! Wenn dich auch niemand sonst versteht, ich verstehe dich immer. Schon morgen wollen wir mit der Arbeit in den Weinbergen beginnen; ich helfe dir dabei. Auch nehme ich es auf mich, diesen lieben, bösen Fortunato hier zur Vernunft zu bringen. Nur darfst du nicht mehr traurig sein, babbo mio, es steht dir so schlecht zu Gesicht. Wenn alle Stricke reißen, gebe ich Klavier-Unterricht, wie die Tante Landi es mir einstmals prophezeite. Weißt du noch? Ich habe seitdem große Fortschritte gemacht und bekomme mindestens 3½ Lire für die Stunde. Wie stolz ich sein werde, meinen alten Vater zu ernähren! Hat er schon weiße Haare, dieser alte Vater? Laß mal sehen. Kein einziges — und wenn ich noch so gut suche. Aber wie weich und seidig die Haare meines Väterchens sind. Carlo Cecchi hat Haare wie Borsten, und an den Schläfen ist er schon ganz grau."

„Carlo Cecchi ist vier Jahre jünger als ich, mein Fräulein."

„Bah, er sieht wie dein Sohn aus. Und so häßlich und gewöhnlich er ist, so schön und vornehm bist du. Wie sehr hat Mama dich lieben müssen!"

Meines Vaters Augen wurden feucht, und er entwand sich meiner Umarmung, um traumverloren ans Fenster zu treten.

Ich hatte seine wunde Stelle berührt. —

Arme Tante Landi! Wenige Tage nach diesem Gespräch ist sie gestorben. Große Dame bis zu ihrem Ende, schmückte sie sich zum Empfange der Sterbesakramente, wie zum „ricevimento", und lud ihre sämtlichen Freunde ein, dabei zugegen zu sein. Mit Diamanten behangen, auf dem Sofa, mehr sitzend als liegend, erhielt sie die letzte Ölung und sagte danach einem jeden einzelnen freundlich Lebewohl, ohne jedoch meines Vaters Hand aus der ihrigen zu lassen. Mir galt ihr letzter Blick. Sie flüsterte etwas, das ich nicht verstand, und beugte den Kopf. So ging sie schmerzlos hinüber.

Mein Vater war ihr einziger Erbe, und dessen Gläubiger harrten schon lange auf diesen Todesfall, um sich bezahlt zu machen.

Doch es kam anders.

„Es scheint, daß die arme Tanti Landi mich besser kannte, als ich es selber thue, Palma", sagte mein Vater etwas verlegen, als er vom Notar zurückkam, bei welchem das Testament der Verstorbenen eröffnet worden war. „Nicht mir hat sie ihr Vermögen hinterlassen."

„Nicht dir! Wem denn?"

„Dir, Carina! und somit bist du eine der reichsten Erbinnen Toskanas."

„Aber Papa, das ist doch ganz dasselbe, als ob du geerbt hättest."

„Durchaus nicht. Ich darf dein Geld nicht einmal ansehen! Übrigens darfst auch du vor deiner Verheiratung das Vermögen weder anrühren, noch dessen Zinsen genießen." Nach einer Pause fügte er sinnend hinzu: „Es ist besser so! Die Tante Landi hat recht gethan."

„Nein, tausendmal nein!" rief ich entrüstet. „Die Tante hat sehr, sehr unrecht gethan. Was hilft mir dieses Vermögen, wenn ich es nicht mit dir teilen darf?"

„Es hilft dir, eine gute Partie zu machen."

„So! Ein Herrchen zu finden, das mich meines Geldes wegen heiratet. Ich danke!"

Er sah mich zärtlich an: „Palma, deine Mutter war reich; glaubst du, daß ich sie des Geldes wegen geheiratet habe?"

Ich warf mich stürmisch an seine Brust: „Finde mir einen Mann, der dir ähnelt, Väterchen, und ich nehme ihn ohne zu zögern. Aber er muß auch ganz so sein wie du."

„Wir wollen sehen."

* * *

Ohne meinem Vater etwas davon zu sagen, hatte ich eine Unterredung mit dem Notar, um mich zu vergewissern, ob ich mein Vermögen wirklich nicht anrühren dürfe. Das Testament war unanfechtbar. Nur eine winzige Summe hatte Tante Landi zu meiner persönlichen Verfügung gestellt. Diese wurde mir vom Gerichte ausgezahlt, und ich brachte sie triumphierend meinem Vater, damit er den Bau seines neuen Kelterhauses weiter führen könne. Seine Ungeduld hatte mich angesteckt. Ich wünschte mir einen Zauberstab, um die Arbeit in unsern Weinbergen zu fördern, welche im letzten Sommer ziemlich lasch betrieben wurde, da meinem Vater die Mittel ausgegangen waren. Nun aber vermehrte mein Vater die Zahl der Arbeiter und spornte deren Fleiß durch Versprechen erhöhten Lohnes an. Hiervon erfuhr jedoch Fortunato nichts, bis der Zahlungstag heranrückte.

Armer Fortunato! An diesen Tagen nahm sein Gesicht solchen sorgenvollen Ausdruck an, daß sich mein Vater des Lachens nicht enthalten konnte.

„Geduld, Alter!" rief er ihm alsdann fröhlich zu. „In zwei bis drei Jahren schwimmen wir im Golde. Einstweilen laßt uns aber vernünftig sein und uns einschränken. Sag an, Palma," wandte er sich zu mir, „glaubst du, daß wir in diesem Sommer mit zwei Wagenpferden auskommen? Ich meinerseits will mich gern damit begnügen, wenn es dir nicht unangenehm ist?"

Infolgedessen wurden zwei Pferde, welche in Florenz zehntausend Franken gekostet hatten, in Pistoia um fünfhundert verkauft. Darin bestand unsre ganze Einschränkung.

Die Woche hindurch beaufsichtigte mein Vater seine Arbeiter und ließ ihnen keine Faulheit durchgehen, des Sonntags dagegen bewirtete er sie in den noch nicht ausgerodeten Weinlauben und war der erste, welcher abends das Zeichen zum Tanze gab. Nichts machte ihm größere Freude, als die Menschen um sich herum glücklich zu sehen.

Endlich ging die Sonne über jenem Oktobertag auf, an welchem der erste Wein aus unsrer neuen Presse floß. Mein Vater wußte sich nicht zu lassen vor Vergnügen und erklärte, dies sei der edelste Tropfen, den er je getrunken habe.

Sofort kam ihm der Gedanke, denselben allen seinen Freunden zu kosten zu geben.

Er setzte eine lange Liste der einzuladenden Gäste auf, die er mir zum Abschreiben überreichte, und gab dem Koch die Erlaubnis, die teuersten Leckerbissen zu bestellen.

Mit Erstaunen las ich den Namen der Cecchi auf jener Liste. „Die Cecchi! Was sollen diese Werwölfe bei uns?“

Mein Vater rieb sich schadenfroh die Hände: „Was sie sollen? Sich ärgern! Sich ärgern, daß andrer Leute Unternehmungen gleichfalls glücken, nicht bloß die ihrigen. Und einen Wein wollen wir ihnen zu trinken geben, wie sie noch keinen jemals über die Lippen gebracht. Wir wollen sie berauschen! Haha, ich möchte die Cecchi wohl im Zustand des alten Noah sehen. Sie nicht auch, Mlle. Fournier? Wer weiß, ob Vater Cecchi die Kühnheit nicht so weit treiben würde, Ihnen den Hof zu machen. In vino veritas! Aber Sie würden ihn schon in die gebührenden Schranken zurückweisen.“

Ich errötete bis über die Ohren, da ich mich schuldig fühlte, meinem Vater einige persönliche Eindrücke mitgeteilt zu haben, welche ich besser für mich behalten hätte.

* * *

Der Tag unsres Festes brach an. Seit dem Morgengrauen kamen zahlreiche Fuhrwerke aus der Umgebung und von der Bahnstation, um Leckerbissen aus allen Weltgegenden in unsern Küchenräumen abzuliefern. Da sah man Rheinlachs neben böhmischem Wild, weiße Trüffeln aus Bologna neben Straßburger Gänseleberpastete und dergleichen mehr. Mein Vater, der für sich selbst von spartanischer Mäßigkeit war, konnte nichts gut und lecker genug für seine Gäste bekommen. Nach Jahren erinnerte er sich noch an deren Liebhabereien und ruhte nicht eher, bis eine jede derselben befriedigt worden war. In seiner Umgebung sollten alle glücklich sein, und er scheute weder Mühe noch Kosten, um dies Ziel zu erreichen.

Bis ins Kleinste hinein hatte er die Zurüstung des Festes geleitet. Die Tafel war auf der Loggia gedeckt, diese selbst verschwenderisch mit Blumen geschmückt. Jasminguirlanden zogen sich von Säule zu Säule, an letzteren prangten die Wappen der vornehmsten Gäste, gleichfalls aus Blumen hergestellt, und die Marmorfließen bedeckte ein Teppich von zerpflückten Myrten und Rosen.

In kupfernen Kübeln aus dem 15. Jahrhundert wurde der fremdländische Wein gekühlt; den Ehrenplatz inmitten der Tafel nahm natürlich der „Cru de Ventiglia“ ein. Auf dem Wiesenplan unterhalb der Loggia standen etliche Weinfässer und Riesentorten von Castagniaccia für die Bauern bereit, welche gleichfalls eingeladen waren. Ein jeder durfte in den Park hinein, und die Musikkapelle sollte den ganzen Tag aufspielen.

Um zwölf Uhr brachte ein Extrazug die Gäste aus Florenz.

Es war zum erstenmal nach der Tante Landi Tod, daß mein Vater Gäste empfing, und zu meinem Erstaunen sah ich mich von diesen ganz anders behandelt wie bisher. Unter meines Vaters Freunden aufgewachsen, war ich von letzteren immer als kleines Mädchen betrachtet worden, das man beim Vornamen rufen und vertraulich mit diesem oder jenem necken durfte. War ich denn jetzt mit siebzehn Jahren plötzlich ein wichtiges Persönchen geworden, daß mich alle ceremoniell begrüßten und nicht anders als „contessina“ anredeten? Der Gedanke kam mir nicht, daß für die meisten Menschen ein himmelweiter Unterschied zwischen der Tochter des verschuldeten Grafen Balducci und der sehr reichen Erbin der Fürstin

Landi bestand. Dazu war ich damals noch zu jung und unerfahren. Ich ahnte nichts dergleichen in dem Wohlwollen, welches mir von allen Seiten entgegengebracht wurde, und gab mich unbefangen dem Glücke hin, hübsch, jung und vergnügt zu sein.

Bei Tische spielte der Cru de Ventiglia natürlich die Hauptrolle. Er wurde gekostet und fand allgemeinen Beifall. Etliche priesen ihn in überschwänglicher Weise. Einer der Gäste verstieg sich sogar bis zu einer gereimten Lobrede auf denselben, worin er meinen Vater, der diesen Wein in unserm Lande eingeführt hatte, einen Beglücker der Menschheit nannte. Dennoch glaubte ich zu bemerken, daß die Flaschen Larose und Château Yquem sich rascher leerten, als die blumengeschmückten Fiaschi des Cru de Ventiglia.

Bei Sonnenuntergang stand man vom Tische auf und zerstreute sich im Park. Die Kühle des Abends war nach dem heißen Herbsttag doppelt angenehm. Auf der Loggia und in den Sälen wurden die Kronleuchter angezündet, doch schwieg das Orchester augenblicklich, da die Musikanten ihrerseits tafelten und den Cru de Ventiglia zu kosten bekamen.

Ich stieg allein und in recht schlechter Laune die Stufen zum Garten hinab. Ich hatte den Wagen aus Serramonte sich dem Schlosse nähern sehen, doch fühlte ich mich durchaus nicht in der Stimmung, die Cecchi als liebenswürdige Wirtin zu empfangen. Mochte mein Vater dies thun. Ich war ohnedem unzufrieden mit ihm. Was brauchte die Fürstin Dell'Orso bei Tische neben ihm zu sitzen? Was brauchte er so viel mit ihr zu flüstern? Und was brauchte Isabella Dell'Orso die hübscheste aller anwesenden hübschen Frauen zu sein?

Mißmutig schritt ich meinem Lieblingsplätzchen zu, der Marmorbank im Lorbeerhain, wo ich so oft mit Beata gesessen, und grenzenlose Sehnsucht nach der fernen Freundin überfiel mich. Wo war sie? Wie ging es ihr? Würde ich sie wohl jemals wiedersehen? Ach, wie wünschte ich sie herbei.

Lautes Geplauder riß mich aus meinem Nachdenken. Jenseits der Hecke gingen einige Gäste vorüber, und unabsichtlich hörte ich Bruchstücke ihrer Unterhaltung.

„Isabella ist heute blendend schön," sagte der eine Spaziergänger, „warum heiratet Silvio sie nicht, wo sie nun verwitwet ist? Sie ist reich, es wäre eine gute Spekulation."

„Eine viel zu gute, eben deshalb kommt er nicht darauf. War das wieder ein Reinfall, dieser ‚Cru de Ventiglia!' Abscheulicher Krätzer!"

Ich erkannte jene Stimme, welche die gereimte Lobrede auf den Wein gehalten hatte.

So falsch und böse sind also die Menschen, dachte ich entrüstet. Und unter diese falschen, bösen Menschen soll ich mich jetzt wieder begeben; soll in der Quadrille Isabellen gegenüber tanzen, ohne ihr ein Gesicht zu schneiden, oder eine Grobheit zu sagen. Mein Gott, wie werde ich das fertig bringen?

Da legte sich eine Hand auf meine Schulter, eine sanfte Stimme flüsterte meinen Namen. Alles Blut strömte mir zum Herzen, und ich saß unbeweglich, um den süßen Traum nicht zu verscheuchen. Jetzt tönte es wieder „Palma!" an mein Ohr. Nein, es war kein Traum! Ich sank an Beatens Brust.

Sie war es und erschien mir zärtlicher, mütterlicher denn je. Mich dünkte, sie sei niemals fort gewesen. Saßen wir doch auf derselben Bank bei einander, auf welcher wir uns vor drei Jahren lebewohl gesagt hatten, und alles dazwischenliegende vergaß ich in der Freude des Wiedersehens. Beata hatte weder ihren Anzug, noch ihre Haartracht geändert, nur erschien sie mir noch ätherischer, noch immaterieller als früher. Ihre Erscheinung bildete den schärfsten Gegensatz zu der irdischen Schönheit Isabellens.

„Liebe, liebe Beata! Wie habe ich dich eben noch herbei gesehnt," flüsterte ich an ihre Schulter gelehnt. „Ach, wenn du wüßtest, wie notwendig ich dich brauche; wenn du wüßtest, was mir für häßliche Gedanken durch den Kopf gehen. — Doch nun bist du da, nun muß alles gut werden! Aber erzähle mir: woher kommst du? Seit wann bist du zurück?"

„Seit heute, Carina. Und da ich bei meiner Heimkehr erfuhr, daß dein Vater den meinigen eingeladen habe, so nahm ich mir die Freiheit, mich selber gleichfalls einzuladen. Ich wollte dich überraschen und war sicher, dich auf dieser Bank zu finden. Wie du siehst, hat mein Instinkt, oder vielmehr mein Herz, mich richtig geleitet ... Wie groß du geworden bist! ... Aber ich will dich nicht länger aufhalten. Dein Vater wird dich suchen. Sieh, man tanzt schon im Saal, und die Contadini sind im Begriff, ein Gleiches auf dem Rasenplatz zu thun. Ich gehe jetzt, doch morgen komme ich, wie früher, hierher zurück."

„So bleibe doch!"

„Ich bin nicht eingeladen."

„Bah, wenn du mir keinen besseren Grund angeben kannst."

„Ich versprach meinem Vater, nur einen Augenblick zu verweilen."

„Immer die gehorsame Tochter!" rief ich vergnügt. „Nun gut, Beata, ich will dich nicht halten, da du mir versprochen hast, morgen wieder zu kommen. Nur um eins bitte ich dich. Begleite mich bis zu meinem Vater, den du noch nicht kennst. In deiner Gegenwart, wenn du meine Hände drückst, werde ich nicht Gefahr laufen, mit diesen Nägeln ein paar Augen auszukratzen" . . .

„Eifersüchtig? Arme Palma!"

„Morgen erzähle ich dir alles. Komm jetzt!"

Mit diesen Worten führte ich Beata in den tageshell erleuchteten Tanzsaal, ohne zu bemerken, wie sonderbar sich ihr schwarzer Anzug zwischen den bunten Ballkleidern ausnahm.

„Papa, dies ist Beata, meine Freundin," sagte ich ziemlich ungestüm.

Mein Vater beugte sich tief über die kleine Hand, welche sie ihm entgegenstreckte, und dankte ihr für die Freundschaft, die sie mir geschenkt. Zugleich frug er, wo ihr Vater und ihr Bruder sich befänden, welche noch nicht begrüßt zu haben er bedauerte.

Sie wies nach einer Ecke des Saales, wo die beiden Cecchi einsam standen, und mein Vater bot ihr den Arm, um sie dahin zu führen.

Ich blieb mit der Fürstin Dell'Orso zurück. „Wer ist diese Nonne?" fragte sie sichtlich geärgert.

„Frau Mohrenstein. Beata dei Cecchi.“

„Die den Juden geheiratet hat? Sie wäre schön, wenn sie sich besser anzöge.“

„Beata bedarf keiner Toilettenkünste, um überall die Schönste zu sein,“ versetzte ich grob.

Sie schlug mit ihrem Fächer sanft gegen meine Backe: „Du bist schlechter Laune, Kleine!“ sagte sie belustigt. „Was fehlt dir denn? Bist du eifersüchtig auf deine Nonne? Da hast du Recht! Mißtraue denjenigen Frauen, welche keine Toilettenkünste anwenden. Es sind die Gefährlichsten von allen. Hat eine solche Frau dir einen Verehrer abspenstig gemacht, so siehst du ihn niemals wiederkehren. Also Achtung geben!“

„Jawohl gebe ich Achtung,“ lautete meine schnippische Antwort, „doch nicht auf Beata.“

„Auf wen denn? Doch nicht auf mich? Kind, das ist nicht nötig!“ Sie seufzte tief.

Ein Tänzer holte mich zum Walzer ab.

Um Mitternacht begann das Feuerwerk. Als die ersten Raketen in der Luft schwirrten, trat alles auf die Loggia hinaus.

Ich sah meinen Vater unweit von mir neben einer großen schlanken Männergestalt stehen, doch gestattete die Dunkelheit nicht mehr als die Umrisse derselben zu erkennen.

Abermals schwirrte eine Rakete und fiel als Goldregen hernieder. Sekundenlang war die Loggia tageshell erleuchtet. Ich sah jetzt, wer neben meinem Vater stand. Mein Herz pochte. Es hatte seinen ersten Traum nicht vergessen, sondern augenblicklich das ernste, sonnenverbrannte Gesicht und die traurigen Augen Mario Arsinas erkannt.

Mein Vater gewahrte mich. „Komm hierher, Palma,“ rief er, „damit ich dich mit dem Bruder meines liebsten Freundes, des Fürsten del Biglio, bekannt mache. Im vorigen Jahr habe ich mehrere vergnügte Wochen auf dessen Besitzung am Comersee zugebracht. Es war eine reizende Zeit! Ich konnte mich nur schwer von meinen liebenswürdigen Wirten trennen. — Nun Sie in Ventiglia sind, lieber Mario, lasse ich Sie nicht sobald wieder fort. Wie lange dauert Ihr Urlaub? Nur vier Wochen? Das ist wenig! Vielleicht kann man ihn verlängern. Wo sind Sie abgestiegen? Im Hotel in Pistoia? Welcher Einfall! Ich werde sofort Auftrag geben, daß Ihr Gepäck hierher geschafft wird. Entschuldigen Sie mich deshalb für einen Augenblick.“

Er entfernte sich. Ich blieb allein mit Mario zurück.

„Signorina Palma,“ sagte er, „mein heutiger Besuch muß Ihnen ebenso sonderbar erscheinen, wie derjenige, welchen ich Ihnen vor nun drei Jahren abstattete. Ich habe mich aus eigner Machtvollkommenheit zu diesem Fest geladen. Was denken Sie von einem solchen Verfahren?“

„Daß es zwei Glückliche macht: meinen Vater und mich.“

„Sie sind liebenswürdig!“

„Übrigens scheint es heute der Tag der frohen Überraschungen zu sein,“ fuhr ich fort. „Vor einer Stunde hatte ich die große Freude, eine liebe Freundin nach

langer Trennung wiederzusehen. Sie kennen sie auch, haben sie damals, vor drei Jahren, bei mir getroffen: Beata dei Cecchi, jetzt Frau Mohrenstein. Wenn ich nicht irre, kannten Sie dieselbe sogar noch von Rom her?"

„Allerdings. Ich habe sie öfters in Rom bei ihrer Großmutter gesehen."

„O, sprechen Sie mir von ihr!" sagte ich lebhaft. „Trotz der großen Vertraulichkeit, welche zwischen uns beiden herrscht, habe ich mich niemals getraut, Beaten nach ihrem römischen Leben, im Hause der Großmutter, zu fragen. Beata spricht nicht gern von sich. Mich verlangt aber zu wissen, ob sie immer so ruhig und heilig gewesen ist wie jetzt. Zwar glaube ich nicht, daß sie jemals übermütig und unbesonnen, wie ein gewisses Persönchen war, welches Ihnen den schlechtst erzogenen Eindruck gemacht haben muß. Aber Beata kann nicht ohne innere Kämpfe zu dem geworden sein, was sie nunmehr ist. Sie muß viel, sehr viel gelitten haben. Auch ihr übertriebener Gehorsam gegen den Vater läßt mich dies vermuten. Sie ist körperlich und seelisch erschöpft, hat die Kraft zum kämpfen nicht mehr und läßt deshalb willenlos über sich verfügen. Doch erzählen Sie mir von ihr!"

Das Feuerwerk neigte zu Ende. Noch einmal flammten Sonnen, schwirrten Raketen, tauchte der Park in bengalischer Beleuchtung aus dem nächtlichen Dunkel hervor. Dann herrschte Finsternis allüberall.

Mario begann mit leiser Stimme:

„Ich habe Beata dei Cecchi seit ihrer frühesten Kindheit gekannt. Wir sind zusammen aufgewachsen. Ihre Großmutter und meine Mutter waren eng befreundet. Beatas Großmutter ist eine hochbegabte Frau gewesen. Ihr Salon war der Mittelpunkt alles geistigen Lebens in Rom. Beata Cecchi ist inmitten eines auserlesenen Kreises groß geworden. Und dieser Kreis liebte, vergötterte sie."

Er schwieg.

„Arme Beata," sagte ich traurig, „welch ein Unterschied mit dem Leben in Serramonte! Auch in ihrer neuen Heimat scheint sie nicht glücklich zu sein. Wenigstens ist sie mir vorhin noch zarter und durchsichtiger erschienen als ehedem. Sie muß krank gewesen sein, sie ist so blaß. Übrigens werden Sie Beata morgen sehen und selber urteilen können." —

Die Sonne war eben aufgegangen, als ich am Arm meines Vaters die Treppe zu unsern Wohnräumen emporstieg. Auf der letzten Stufe blieb ich plötzlich stehen und bedeckte seine Hand mit Küssen.

„Papa! Lieber, guter, einziger Papa!"

„Was gibt's, Carina?"

„Ich habe dich so — so — so lieb, Papa! Sag, daß du mich auch lieb hast. Lieber als alle andern, lieber als . . ."

Er sah mich erstaunt an, dann küßte er mir die Stirn.

„Ja, Palma," sagte er sehr ernst, „dies unruhige Köpfchen hier ist mir das Teuerste auf der Welt, und ich wünsche nicht, daß es sich mit eifersüchtigen Grillen plage. Hast du verstanden, Kind?"

Ich umarmte ihn so ungestüm, daß er beinahe die Treppe hinunter gefallen wäre.

„O, Papa! Und warum hast du mir nie erzählt, daß du Mario Arsina kennst?“

„Närrchen! Wie oft sprach ich dir von den del Biglio. Ja so, ich werde nicht Marios besonders erwähnt haben. Als jüngerer Bruder rechnet er gesellschaftlich nicht mit, und da seine Schwägerin ihrem Manne vier dicke Jungen geschenkt hat, so wird er schwerlich jemals del Biglio heißen. Ich glaube übrigens, daß er ein bißchen wie dein Papa ist. Er hat Schulden gemacht, welche sein Bruder allerdings großmütig bezahlte. Armer Junge! Wie soll er mit seinem Offiziersgehalt auskommen? Doch nun ‚Gute Nacht‘ Signorina, oder vielmehr ‚Guten Morgen‘!“

Ich hätte ihn gern noch manches über Mario Arsina gefragt.

Sechstes Kapitel.

„Komm auf unser Lieblingsplätzchen,“ sagte ich am andern Morgen zu Beata und führte sie nach dem Lorbeerhain, wogegen mein Vater Carlo Cecchi und Herrn Mohrenstein sein neues Kelterhaus zeigte.

Prüfend schaute ich die Freundin an. Das helle Tageslicht bestätigte den Eindruck, welchen ich am vergangenen Abend empfangen. Sie schien sehr viel gelitten zu haben, aber sie war dadurch noch schöner geworden.

„Bist du glücklich?“ frug ich zögernd.

Sie blickte mich voll und ruhig an, als sie erwiderte: „Ich habe ein großes Glück kennen gelernt. Gott sandte mir einen kleinen blonden Engel. Ich hatte gerade Zeit, einen Abglanz des Himmels in seinen blauen Augen zu entdecken, dann entflog er, während ich ihn an mein Herz drückte. Wohl ihm, er ist glücklich.“

„Und du, Beata?“

„Ich habe mein süßes, blondes Kind zu lieb, um es zurück zu wünschen ins Leben zu neuem Leid und neuem Tod. Doch suche ich mich über seinen Verlust zu trösten, indem ich andern Kindern möglichst viel Liebes erweise, und mein Gatte ist so gütig, die Summen nicht zu zählen, welche ich für diese Laune verausgabe.“

„Das will ich meinen. Er vergöttert dich ja.“

„Er ist viel zu gut für mich. Aber laß uns von anderm reden. Ich habe dir etwas zu sagen, Palma.“

„Wohlan, ich bin ganz Ohr.“ Ich sagte es scherzend, allein Beata wurde sehr ernst, als sie jetzt anhub:

„Vorerst muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich mich in Dinge mische, die mich nichts angehen. Doch fühle ich mich verpflichtet, dir einen Rat zu geben.“

„Welchen?“

„Denjenigen, dich durch dein gutes Herz nicht zu einem voreiligen Schritt hinreißen zu lassen, welchen du später bitter bereuen würdest.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Du erinnerst dich gewiß, wie gern man in Serramonte von Geldgeschäften spricht. Es wird dich deshalb nicht wundern, wenn ich bei meiner Rückkehr sofort

erfuhr: dein Vater sei in sehr zerrütteten Verhältnissen, und du habest das große Vermögen deiner Tante Landi geerbt."

„Schöne Erbschaft!" fiel ich ihr entrüstet in's Wort. „Nicht einmal über ein paar armselige tausend Franken darf ich verfügen, um Papas Schulden zu bezahlen."

„Dazu bedürfte es leider vieler Hunderttausende von Franken," erwiderte sie gemessen. „Dein Vater muß endlich ernste Maßregeln ergreifen, wenn er es nicht zu einem Skandal will kommen lassen."

„Ah was! Papa wird sich schon zu helfen wissen," meinte ich sorglos.

„Das glaubst du, weil er bis jetzt stets mit Gläubigern zu thun hatte, welche getrost auf den Tod der Tante Landi warteten, um sich bezahlt zu machen. Diese Gläubiger sind durch die Enterbung deines Vaters schwer geschädigt worden. Gesetzt nun, es fände sich ein harter, grausamer Mann, der ihnen ihre sämtlichen Schuldforderungen abkaufte; und gesetzt dieser harte, grausame Mann, nunmehr der einzige Gläubiger deines Vaters, wolle die ganze Strenge des Gesetzes walten lassen, um sein Geld einzutreiben — was geschähe alsdann?"

Ich zuckte die Achseln.

„Ventiglia, Marciana und der Palazzo in Florenz müßten versteigert werden."

Ich war plötzlich sehr ernst geworden. „Und mein Vermögen?" frug ich zaghaft.

„Das darfst du vor deiner Verheiratung nicht anrühren."

„Nun gut, so verheirate ich mich!"

„Mit wem? Glaubst du, es fände sich so rasch jemand, der dich ohne Mitgift nähme? Denn nach der Tilgung der Schulden deines Vaters würde von deinem Vermögen nicht viel mehr übrig bleiben. Doch laß uns voraussetzen, daß sich ein solcher Jemand fände: würdest du dich entschließen können, einem ungeliebten Mann die Hand zu reichen, um deinen Vater vor dem Bankrott zu retten?"

„Ich weiß nicht . . . ich . . ." Beata faßte meine Hände:

„Palma, hast du Vertrauen zu mir?" fragte sie zärtlich.

„Blindes, absolutes Vertrauen," entgegnete ich.

„Wohlan, so versprich mir, in den nächsten Tagen keinen Heiratsantrag anzunehmen, ohne vorher meinen Rat eingeholt zu haben."

„Mein Wort darauf, Beata. Nur zu gern lasse ich mich in allen Dingen von dir leiten. Hoffentlich bleibst du recht lange in Serramonte?"

„Hoffentlich! Herr Mohrenstein hat eine Erfindung gemacht, welche mein Vater in seiner chemischen Fabrik einführen will. Er erwartet sehr viel von derselben. Sie wird allem Anschein nach großen Gewinn abwerfen."

„Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu! Ihr Cecchi werdet immer reicher, während wir Balducci — Na, thut nichts! In Ventiglia ist man immer glücklich und vergnügt; ich ganz besonders, seitdem du zurück bist. Und denke dir, Beata, wen ich gestern Abend gleichfalls wiedergesehen habe, und zwar ebenso unerwartet wie dich. Meine erste Liebe, Mario Arsina! Sieh, da kommt er selber. Ich sagte es ihm, daß er uns hier finden würde."

Zugleich mit Mario, jedoch von einer andern Seite, erschienen Herr Mohrenstein und Carlo Cecchi in Begleitung meines Vaters.

Es entspann sich nun ein steifes, gezwungenes Gespräch, dem Beata bald ein Ende machte, indem sie das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Ich besuche dich demnächst,“ sagte ich ihr beim Abschied, „und auch du wirst hoffentlich öfters den Weg nach Ventiglia finden.“

„Das glaube ich kaum, mir ist nicht ganz wohl,“ entgegnete sie gepreßt.

Als der Serramonter Wagen davon rollte, wandte ich mich zu Mario: „Macht Ihnen Beata nicht auch den Eindruck einer Frau ‚che se ne va‘, wie unsre contadini sagen?“

„Das will ich meinen,“ rief mein Vater. „Sie ist schwindsüchtig im höchsten Grade. Das deutsche Klima hat ihr entschieden geschadet. Armes Frauchen, sie dauert einen!“

„Und wie schön sie ist, nicht wahr, Papa?“

„Mehr als schön, Kleine. Sie ist eine Simpaticona; solche Frauen kann man nie vergessen.“

Merkwürdiger Zufall! Mein Vater wiederholte beinahe wörtlich, was Isabella Dell'Orso über Beata gesagt hatte.

* * *

Nach einer schlaflosen Nacht trat ich müde und zerschlagen an's Fenster und schaute in den Garten hinab. Der Oktober ging zu Ende. Wie eine Frau, die nicht alt werden kann, schmückte er sich immer schöner und suchte die verlorne Frische durch Farbenpracht zu ersetzen. Trotz der frühen Morgenstunde war die Luft drückend heiß. Ich schlüpfte in meinen Schlafrock, steckte das Haar in die Höh' und eilte, ohne Generosa zu wecken, in den Park hinunter.

Am Ende desselben schlängelte sich ein Flüßchen durch Gestrüpp von Farnkraut und Hirschzunge. Bachstelzen spazierten daran entlang und wippten mit den Schwänzen, während bunt schillernde Libellen in der Luft herum flogen. Dort setzte ich mich ins Moos. Ich war traurig. Seit vierzehn Tagen weilte Mario als Gast in unserm Hause, und ich war ihm in dieser Zeit nicht näher gekommen; er ging mir nicht aus dem Wege, aber er suchte mich auch nicht auf. Ehrlich, wie immer, gestand ich mir unumwunden, daß ich Mario liebe und von ihm nicht wiedergeliebt werde.

Dieser Gedanke hatte mir nachts den Schlaf geraubt, er ließ mich auch jetzt nicht zur Ruhe kommen. Ich verlangte nach Aussprache. Doch wem mich anvertrauen? Beata hatte ich nicht wiedergesehen, sie war leidend. Was sollte ich ihr schließlich auch sagen? „Ich liebe Mario, und er liebt mich nicht!“ Beata würde die Achseln zucken und mir von Ergebung in den Willen Gottes reden. Ich aber wollte nichts von Ergebung wissen. Ich dürstete nach Liebe und Glück. Und plötzlich warf ich mich auf die Knie und betete wie eine Verzweifelte, mit krampfhaft gerungenen Händen:

„Lieber Gott, sei barmherzig! Lieber Gott, erhöre mich! Du weißt, daß ich dich nicht oft belästige, vielleicht nicht oft genug. Wenn ich aber mal bete, dann geschieht es auch ordentlich. Siehe mein Flehen! Gib mir das Recht, Mario zu lieben und es ihm sagen zu dürfen. Und sollte ich an seiner Seite niemals glücklich werden, so bitte ich dennoch: gib mir das Recht, Mario zu lieben.“

Ich sank erschöpft ins Gras, dessen Feuchtigkeit mir wohl that. Nach einer Weile stand ich auf, wusch mich am Bache und brachte Haare und Anzug in Ordnung, ehe ich langsam den Heimweg antrat. Ich war nicht mehr traurig, denn ich fühlte in tiefster Seele, daß mein Gebet erhört sei.

Als ich beim Arbeitszimmer meines Vaters vorbei kam, rief ich vergnügt „Guten Morgen!“ hinein.

„Guten Morgen, Kleine!“ tönte es zurück. „Bist du schon spazieren gewesen? Komm nur herein, ich habe dir etwas Neues zu erzählen.“

Gespannt trat ich in sein Zimmer. Er ließ mir kaum Zeit, Platz zu nehmen.

„Rate mal, wer eben zu dieser Thür hinaus ging,“ rief er ganz aufgeregt. „Wieviel Uhr ist es jetzt? Erst halb zehn, und ich habe schon einen Heiratsantrag erhalten.“

Ich wurde dunkelrot. Mein Vater bemerkte es.

„Eh, eh, Fräulein, wir erröten! Sollten wir! — Doch nein, es ist unmöglich.“

Ich küßte seine Hände, um meine Verlegenheit zu verbergen, und stotterte: „Die frische Morgenluft . . .“

„Ta . . ta . . Bimba mia,“ meinte er belustigt, „wir haben beide das Lügen nicht gelernt. Du errötest, weil du vorhin den eleganten Herrn gesehen, der zu dieser Thür hinausging. Der Unglückliche trug eine erbsfarbene Kravatte mit rosa Tupfen und weiße Glacéhandschuhe um acht Uhr morgens. Sonst war er nicht übel. Jedenfalls bewies dieser Anzug den Wunsch zu gefallen, — mit Hilfe eines guten Schneiders . . .“

Ich unterbrach meinen Vater etwas ungeduldig:

„Von wem redest du eigentlich? Ich habe niemand gesehen.“

„Wirklich nicht? Alsdann erlaube ich mir dir anzuzeigen, daß ich soeben einen Heiratsantrag erhalten habe.“

„Für wen?“

Er lachte belustigt: „Nun, nicht für mich; auch nicht für Mlle. Fournier. Hast du Lust, Gräfin Cecchi zu werden?“

„Niemals!“ rief ich mit zorniger Gebärde.

Mein Vater lachte noch herzlicher: „Undankbare, die Kravatte war doch bezaubernd! Auch der Anzug nicht übel. Nur die Handschuhe, diese unglückseligen weißen Glacéhandschuhe . . . Aber du hast sie ja gar nicht gesehen! Armer Carlo, er wird sich noch in Handschuh und Kravatten ruinieren, und dich rührt das nicht einmal!“

„Vater, lieber Vater, lache nicht. Dies ist bitterer Ernst.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht, er erschien mir plötzlich um zehn Jahre gealtert.

„Ja, Palma,“ sagte er langsam, „dies ist ernst. Sogar ernster als du ahnst. Wenn du die ganze Wahrheit wüßtest . . .“

„Ich will sie wissen. Sprich, Papa.“

„Nun denn, ich bin ruiniert. Bisher besaß ich lauter Gläubiger, mit denen sich reden ließ, d. h. welche meine Wechsel immer von neuem prolongierten. So liebenswürdige, so gefällige Leute! Es that mir stets in tiefster Seele leid, sie nicht

bezahlen zu können. Das soll jetzt anders werden. Anstatt der vielen gefälligen Gläubiger habe ich bloß noch einen, aber der ist nicht gefällig. Im Gegenteil! Hart, grausam ist er, willens, sein Geld mit Gewalt einzutreiben. Ventiglia, Marciana, der Palazzo müssen versteigert werden, wenn nicht . . ."

„Wenn nicht was?"

„Ich schäme mich, es zu sagen: wenn du nicht einwilligst, Carlo Cecchi zu heiraten. Willigst du ein, so verpflichtet sich Carlo, diesen böswilligen Gläubiger zu befriedigen, und ich darf in Ventiglia wohnen bleiben, habe daselbst jedoch nichts mehr zu sagen. Verschwender, wie ich, müssen unter Vormundschaft gestellt werden, so ungefähr lautete der Sinn von Carlos Rede."

„Empörend! Warum warfst du ihn nicht zur Thür hinaus?"

„Ist auch mein erster Gedanke gewesen, figlia mia. Aber siehst du . . . ich wollte dich doch erst . . . Schließlich ist Carlo keine schlechte Partie. Die Cecchi sind ebenso vornehm wie wir, sind reich, und Carlo wird gewiß ein guter, solider Ehemann. Sein Anzug von heute Morgen läßt wenigstens das beste hoffen. Auch kann man es ihm vielleicht abgewöhnen, um acht Uhr früh weiße Glacéhandschuhe zu tragen."

Ich legte beide Hände auf meines Vaters Schultern und sah ihm fest in die Augen: „Papa, ich liebe dich von ganzem Herzen und will dir jedes Opfer bringen. Sprich ein Wort, so heirate ich Carlo Cecchi, obgleich . . ."

„Obgleich?" — mein Vater frug es sanft wie eine Mutter.

„Obgleich ich einen andern liebe."

Er setzte sich aufs Sofa und zog mich an seine Brust: „Erzähle mir alles, Herzlieb."

Ich that es nur zu gern. Meine erste Begegnung mit Mario machte ihn lachen, als ich jedoch dessen Namen nannte, schien er unangenehm überrascht zu sein und stellte zögernd die Frage: „Erwidert Mario deine Liebe?"

„Ich weiß es nicht."

„Hat er dir jemals etwas gesagt, woraus du schließen könntest, daß er dich heiraten möchte?"

„Niemals. Ist dies ein Zeichen, daß er mich nicht liebt, mich nie lieben wird, Papa?"

„Hm! Hm! Vielleicht ist es nur ein Zeichen von Zartgefühl. Du bist reich, und er besitzt nichts als seinen Hauptmannsgehalt. Einmal hatte er sogar Schulden gemacht. Aber, per Bacco, wer macht denn keine. Bloß die Cecchi nicht. Und selbst diese werden sich in Schulden stürzen, wenn Carlo fortfährt, von morgens an weiße Glacéhandschuhe zu tragen. Also bist du nicht willens, Carina, dich von einem grausamen Vater zum Traualtar schleppen zu lassen? Und ich muß in Ventiglia betteln gehen!"

„Nein, Väterchen," rief ich lebhaft, „Mario ist edel und großmütig, er wird mir sicher gestatten, deine Schulden zu bezahlen."

Mein Vater kniff mich belustigt in die Backen:

„Prächtig ausgerechnet! Nur eine winzige Kleinigkeit vergessen. Will Mario dir Hand und Herz anbieten? Seine Hand ist allerdings frei, aber sein Herz? . . . Ich dachte . . . Man sagte mir . . ."

„Was, Papa?"

„Nichts, nichts!" wehrte er ab.

Er stand auf und ging einigemale im Zimmer auf und nieder, dann setzte er sich wieder neben mich und seufzte tief:

„Also muß ich morgen nach Serramonte fahren, um Carlo deinen Korb zu überbringen. Langweilige Geschichte! Am Ende schreibe ich lieber. Du könntest mir den Brief wohl aufsetzen, Kind! Oder, weißt du was? Mlle. Fournier soll ihn schreiben. Die wird das gewiß ausgezeichnet fertig bringen. Schade, daß Carlo nicht um sie angehalten hat. Wie könnte sie als Gräfin Cecchi nach Herzenslust Arithmetik treiben."

Während er sprach, kam mir die Erinnerung an das Versprechen, welches ich Beaten gegeben.

„Nein, Väterchen," sagte ich, „du brauchst weder zu schreiben, noch nach Serramonte zu fahren. Ich will selber hin, weil ich Beaten versprach, keinen Heiratsantrag anzunehmen oder abzuweisen, ohne vorher ihren Rat eingeholt zu haben."

Mein Vater machte eine ärgerliche Bewegung. „Thörichtes Versprechen," rief er. „Frau Mohrenstein wünscht natürlich, daß du ihren Bruder heiratest. Aber lasse dich ja nicht von ihr überreden, hörst du. Ich will dich glücklich sehen, so glücklich, wie deine Mutter und ich es gewesen sind. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn du dem Zug des Herzens folgst. Vergiß alles, was ich über meine Vermögensverhältnisse gesagt habe, und laufe rasch nach Serramonte, um dort zu verkünden, daß ich dir verbiete, Carlo Cecchi zu heiraten. Verstehen Sie, Signorina! Ich verbiete Ihnen, an Carlo Cecchi und dessen weiße Glacéhandschuhe auch nur zu denken."

Wir lachten wie zwei übermütige Kinder, aber nach einer Weile wurde ich wieder traurig. Mein Vater bemerkte es.

„Nun, was gibt's denn noch?" drang er in mich.

„Mario Arsina!" murmelte ich.

„Ja so! Poveretta, dies ist der erste Wunsch, den ich dir nicht zu erfüllen vermag. Daß du auch gerade Mario lieben mußtest!"

Er schien nachzusinnen. Dann frug er mich unvermittelt: „Weiß Frau Mohrenstein von deiner Liebe zu Mario?"

„Vor längerer Zeit sprach ich ihr einmal davon."

„Und was sagte sie?"

„Daß ich Mario vergessen müsse."

„Wie ich's mir dachte! Nun höre mal an, Kleine. Du fährst heute nach Serramonte und wirst Frau Mohrenstein abermals von deiner Neigung zu Mario sprechen. Aber versäume nicht, zu betonen, daß Mario dir keineswegs den Hof macht. Verstehst du? Wiederholt Frau Mohrenstein ihren früheren Ausspruch und rät dir, Mario zu vergessen, so wirst du diesem Rate unbedingt folgen. Noch ist es Zeit. Ich helfe dir dazu. Vorerst wollen wir alsdann reisen und uns die schönsten Punkte Europas besehen, zum Schlusse aber führe ich dich in Paris in die Gesellschaft ein. Ich besitze dort manche guten Freunde, welche dich nach Gebühr feiern werden. Wir mieten uns ein hübsches Haus in der Nähe vom Park Monceau,

geben Diners, Bälle, Routs u. s. w., und du trägst täglich die allerschönsten Toiletten."

Ich lachte aus vollem Halse: „Und das Geld, um dies alles zu bezahlen? Und deine Schulden, Papa?"

„Bah!" erwiderte er geringschätzig.

* * *

Als ich Mlle. Fournier meine Absicht mitteilte, nach Serramonte zu fahren, erklärte sie, daß ich das anständigerweise nur in ihrer Begleitung thun könne. Damit war ich vollkommen einverstanden, bemerkte jedoch, daß ich Beaten allein zu sprechen wünsche.

„Sie haben großes Vertrauen zu Frau Mohrenstein," erwiderte das Fräulein mit sauersüßem Lächeln. „Mich wundert das nicht, denn ‚Gleich und Gleich gesellt sich gern'; überspannte Menschen finden sich gewöhnlich rasch. Auch läßt Vertrauen sich ebensowenig erzwingen, wie Liebe; dennoch muß es mich schmerzlich berühren, wenn ich sehe, daß Sie beides einer Fremden schenken und nicht mir, die ich Mutterstelle an Ihnen vertrete. Undank ist freilich der Welt Lohn, allein Ihr Zartgefühl müßte . . ."

Ich atmete auf, als der Wagen in Serramonte anlangte.

Graf Cecchi, Vater, saß auf der Loggia des Palazzo und las Zeitungen. Er schritt uns entgegen, als wir ausstiegen, und schaute mich durch seine Brille prüfend an, etwa wie eine Maschine, welche er zu kaufen beabsichtigte.

Da mich das ärgerte, sagte ich ihm ohne weitere Begrüßung ziemlich schnippisch: „Ich wünsche Beata zu sprechen."

Er zwinkerte mit den Augen, gleichsam um mir anzudeuten, daß er den Zweck dieses Besuches wohl verstehe. Jedenfalls dachte er, ich sei durch den Antrag seines Sohnes hochgeehrt und habe Eile, Beata davon in Kenntnis zu setzen. Hierdurch noch mehr aufgebracht, ging ich unhöflich an ihm vorüber. Kaum war ich aber am Ende der Loggia angelangt, als mich Reue über dies unfeine Benehmen ergriff. Wenngleich ich den Grafen Cecchi nicht zum Schwiegervater haben mochte, so brauchte ich ihn deshalb doch nicht unhöflich zu behandeln, durfte nicht vergessen, was ich seinem Alter schuldig sei. Ich durchschritt den Saal, welchen die berühmten Freskogemälde von Daniele da Volterra schmückten, und der einen traurigen Anblick von Schmutz und Unordnung darbot. Am Fuße der Treppe stand das dicke, deutsche Fräulein; sie schien mich zu erwarten. Ich ging mit ihr in das obere Stockwerk. Auf halbem Wege blieb sie aber plötzlich stehen und sagte, indem sie dabei auf ihre üppige Brust deutete: „Krank! Krank!"

„Was? Sie sind krank!" rief ich erstaunt.

Sie schüttelte verneinend den Kopf. „Krank! Krank!" wiederholte sie und wies diesmal nach einer Thür.

„Ah so, Beata!" sagte ich.

„Ja, ja!" erwiderte das arme Mädchen, froh, sich verständlich gemacht zu haben, und „Engel! Engel!" fügte sie hinzu.

Als sie ein paar Sekunden später jene Thür für mich öffnete, stand ich Beaten

gegenüber. Diese empfing mich herzlich, aber durchaus nicht überrascht. Ich bemerkte sogar, daß sie schon einen Stuhl für mich bereit gestellt hatte.

„Ich erwartete dich,“ sagte sie einfach. „Es ist gut, daß du dein Versprechen nicht vergaßest.“

„Also bedarf es keiner Erklärung meines Besuches?“

„Glücklicherweise wußte ich seit einiger Zeit von diesem Heiratsplane.“

„Und du rätst mir darauf einzugehen?“

„Was rät dir dein Herz?“

„Es ist geteilt zwischen dem lebhaften Wunsch, meinem Vater zu helfen und dem Grauen, mich für Geld zu verkaufen.“

„Ich hatte es vorausgesehen.“

„Aber was meinst du, Beata? Glaubst du, daß ich mich opfern muß?“

„Wenn dein Vater es verlangt.“

Ich lachte. „Mein Vater! Verlangen?! Er verbietet mir, auch nur an deinen Bruder zu denken.“

Sie faltete die Hände: „Gott sei Lob und Dank. Ich hatte es nicht anders von deinem Vater erwartet. — Er ist gut, Palma. Liebe ihn aus ganzem Herzen.“

„Das thue ich, Beata.“

„Und gehorche ihm.“

„Mit tausend Freuden.“

„Nun gib Achtung auf das, was ich dir sagen werde, und vergiß nichts davon, denn es ist wichtig. Du kannst deinen Vater vor dem finanziellen Ruin erretten, ohne Carlo zu heiraten.“

Ich jauchzte laut.

„Unterbrich mich nicht,“ fuhr sie fort. „Vor allen Dingen gilt es Zeit zu gewinnen, deshalb darf dein Vater binnen drei bis vier Tagen Carlo keine Antwort zukommen lassen. Kennt dein Vater den Namen des einzigen Gläubigers, den er jetzt noch hat?“

„Nein; Papa vergaß danach zu fragen.“

„Es ist mein Vater.“

Ich sprang erregt vom Stuhl empor. „Empörend!“ rief ich. „Und warum wünscht dein Vater den meinigen zu ruinieren? Papa hat ihm ja nichts zuleide gethan.“

„Warum? Um sich Ventiglia anzueignen, das ihr gutwillig doch niemals verkaufen würdet. Falls du Carlo nicht heiratest, so ist es meines Vaters Absicht, sein Geld mit der äußersten Strenge des Gesetzes einzutreiben, d. h. Ventiglia, Marciano und der Palazzo in Florenz müßten zwangsweise versteigert werden. Ich will euch aber vor dieser Schmach bewahren.“

Sie erhob sich und trat an ihren Schreibtisch, woraus sie ein beschriebenes Blatt Papier hervorzog und mir überreichte.

„Hier auf diesem Zettel,“ sagte sie, „ist die Summe angegeben, welche dein Vater dem meinigen schuldet. Sie ist hoch, diese Summe, sehr hoch, allein nicht unerschwinglich, hoffe ich. Dein Vater soll unverzüglich nach Florenz reisen und die

Gemälde sowie sonstigen Kunstschätze aus eurem Palazzo verkaufen. Was dann noch an jener Summe fehlt, muß aufgenommen werden. Nun die früheren Gläubiger deines Vaters befriedigt sind, geben sie ihm sicher auch neuen Kredit."

„Beata, du rettest meinen Vater vor Schmach und Verzweiflung. Wie soll ich dir jemals danken?"

Sie fiel mir ins Wort: „Ich bitte dich inständig, hierüber nur mit deinem Vater zu sprechen, denn du begreifst, daß ich dem meinen dadurch einen schlechten Dienst erweise. Rechnet er doch auf mich, um dich zu bewegen, Carlo zu heiraten. Ich verrate sein Vertrauen, — aber ich kann nicht anders, denn, Palma, ich habe dich lieb. Seit dem ersten Tage unsrer Bekanntschaft mochte ich dich gern. Erinnerst du dich noch unsrer ersten Begegnung? Es war auf der Terrasse von Serramonte-Alto; du umarmtest mich und sagtest: ‚Sie sind traurig; ich möchte Sie trösten können!‘ Ich aber, liebe Palma, ich will es nicht nötig haben dich zu trösten, und das müßte ich häufig, wenn du bei uns in Serramonte lebtest. Du sollst glücklich sein, und wenn du dereinst heiratest, dem Zug des Herzens folgen dürfen."

„Folge ich dem Zuge meines Herzens, so heirate ich keinen andern, als Mario Arsina. Heute morgen betete ich zu Gott, inbrünstig wie nie zuvor. Ich flehte ihn an, mir um jeden Preis das Recht zu geben, Mario zu lieben. Um jeden Preis!"

Beata erblaßte. „Das war ein frevelhaftes Gebet," sagte sie leise.

„Nicht wahr? Um so mehr da ich vollkommen im Unklaren bin, welche Gefühle Mario für mich hegt. Vielleicht haßt er mich."

„Dies ist nicht wahrscheinlich. Allein hat er dir niemals etwas gesagt, woraus du schließen könntest, daß er Neigung für dich empfinde?"

„Niemals. Und er ist doch schon vierzehn Tage in Ventiglia. Manchmal scheint er mich zu vermeiden, manchmal dagegen findet er sichtliches Wohlgefallen an meiner Unterhaltung. Letzteres ist gewöhnlich der Fall, wenn ich ihm von dir spreche."

„Sehr begreiflich," sagte Beata gepreßt, „sind wir doch zusammen groß geworden. Meine Großmutter ist sehr gütig zu Mario gewesen, er kann dies nicht vergessen haben."

„Und dennoch besucht er dich nie. Sonderbar!"

„Gar nicht sonderbar, Palma. Er hat meinen Vater niemals, meinen Mann und Carlo nur einmal, bei euch in Ventiglia, gesprochen. Daraufhin kann er uns doch füglich nicht besuchen."

„Schade."

„Warum?"

„Weil du mir einen großen Dienst hättest erweisen können."

„Welchen? Sprich."

„Du bist so klug, Beata! Du würdest es gewiß verstehen, Marios Herz zu ergründen, ohne ihn direkt zu fragen, was er von mir denkt. Mag er mich gar nicht leiden, so wäre es besser, ich wüßte dies, weil ich mich alsdann schneller in mein Schicksal ergeben würde. Nicht, daß ich jemals aufhören könnte, Mario zu lieben; — das ist unmöglich, aber ich würde aufhören, von Glück und von Gegenliebe zu träumen. Ich käme

zur Ruhe. Wie vermöchte er mich auch zu lieben? Er ist so gut, so edel, so großmütig, und ich bin nur ein dummes, schlecht erzogenes Ding, das ihm nichts zu bieten hätte als ein Herz voll grenzenloser Hingebung. Tausendfachen Tod möchte ich für ihn erleiden. Wäre ich seine Frau, so sollte es mein einziges Sinnen sein, ihn glücklich zu machen, ihn vor Schmerz und Sorge zu bewahren. Für Mario die Rosen, die Dornen für mich."

Beata lehnte mit geschlossenen Augen in ihrem Lehnstuhl. Sie war totenblaß; ich dachte, daß ihr übel sei, und wollte eben das deutsche Fräulein herbeirufen, als sie die Augen langsam öffnete und sagte:

„Du kennst die Liebe, die eine ewige, wahre, und deshalb will ich deinen Wunsch erfüllen und mit Mario reden. Sage ihm, daß er mich morgen besuchen solle, damit wir von meiner guten Großmutter und von vergangenen Tagen miteinander plaudern."

„Ich danke dir."

„Ich erwarte ihn morgen nachmittag in Serramonte-Alto. Hörst du? In Serramonte-Alto! Nicht hier, wo es mir unmöglich wäre, ihn zu empfangen. Und nun geh heim, Palma, ich bin etwas angegriffen."

Unter der Thüre küßte sie mich zum Abschied: „Vergiß nichts von dem was ich dir sagte. Sei glücklich."

Tief ergriffen verließ ich sie.

Mlle. Fournier erwartete mich auf der Loggia. Sie war scheinbar in eine Zeitung vertieft, allein die Art und Weise, wie sie diese bei meinem Nahen auf den Tisch warf, bewies mir, daß sie sich in der schlechtesten Laune befand. Jedenfalls hatte der Hausherr ihr wenig Artigkeiten erzeigt.

Sobald wir im Wagen saßen, hub sie an:

„Der Herr Graf Cecchi hat mich abermals mit seinem Vertrauen beehrt und mir von dem Wunsche gesprochen, Sie, liebes Kind, als Schwiegertochter begrüßen zu dürfen. Er war sogar gütig genug, um mich zu ersuchen, den Antrag des Grafen Carlo bei Ihnen zu unterstützen. Natürlich erwiderte ich ihm, daß dies durchaus überflüssig sei, da Sie zu vernünftig wären, um nicht die Vorteile dieser Verbindung einzusehen. Zwar habe ich noch manches an Ihnen zu tadeln, dennoch hoffe ich, daß Sie in andrer Umgebung den praktischen Seiten des Lebens mehr Sinn abgewinnen werden. Was mich betrifft, so ist meine Aufgabe hiermit vollendet, falls Sie nicht den Wunsch des Grafen Cecchi teilen sollten, daß ich diesem den Hausstand führe."

Ich war gerührt über die Geduld, mit welcher ich ihr zuhörte. Als sie jetzt schwieg, sagte ich sehr höflich:

„Möchten Sie in diesem neuen Wirkungskreis recht glücklich werden. Papa kann es natürlich nur schmerzlich empfinden, sich nach so vielen Jahren von Ihnen trennen zu müssen."

„Sie mißverstehen mich," entgegnete Mlle. Fournier etwas verlegen; „ich beabsichtige nicht, mir eine neue Stellung zu schaffen, sondern schlage Ihnen bloß vor, Sie in Ihr neues Heim zu begleiten. Die Veränderung, welche im Leben des Herrn Grafen Balducci bevorsteht, würde meinen längeren Aufenthalt in dessen Hause ohnehin überflüssig machen."

„Welche Veränderung?“ fragte ich erstaunt.

„Liebes Kind, stellen Sie sich nicht unwissend; Sie wissen sehr wohl, worauf ich anspiele.“

„Nein, das weiß ich nicht. Was hat mein Vater Ihnen gesagt?“

„Gesagt? Nichts natürlich! Er kann doch nicht darüber reden.“

„Mein Wort, ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie sich deutlicher.“

„Alle Welt kennt die zerrütteten Vermögensverhältnisse Ihres Herrn Vaters, es wird deshalb niemand wundern, wenn er trachtet, dieselben durch eine vorteilhafte Heirat zu verbessern.“

„Niemals wird mein Vater mich zwingen, gegen meine Neigung zu heiraten!“ rief ich mit Wärme, worauf Mlle. Fournier spöttisch erwiderte: „Ich spreche auch nicht von Ihrer Verheiratung, sondern von der seinen.“

Jach fuhr ich in die Höhe: „Seine Verheiratung! Mit der Dell'Orso? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Meine Augen und Ohren.“

Ich stampfte mit dem Fuß. Mlle. Fournier seufzte: „Welch Temperament!“

Als uns der Wagen in Ventiglia absetzte, stürzte ich sofort in das Rauchzimmer meines Vaters. „Papa,“ schrie ich denselben wütend an, „warum gabst du dir die Mühe, des Antrages von Carlo Cecchi zu erwähnen, da es ein viel einfacheres Mittel gibt, um deine Schulden zu bezahlen.“

„Was? Wie?“ Mein Vater blickte mich verwundert an.

„Nun ja!“ höhnte ich. „Anstatt mich mit Carlo Cecchi zu verheiraten, solltest du Isabella Dell'Orso zur Frau nehmen. Sie ist beinahe ebenso reich.“

„Pfui, schäme dich!“ sagte er empört. „Hältst du mich für fähig, des Geldes wegen eine Frau zu heiraten, die ich nicht liebe? Das wäre schmachvoll.“

Ich umarmte ihn stürmisch: „Papa mio, papa caro, ist es wahr? Du liebst sie nicht! Du liebst nur mich allein!“

„Ewig nur dich allein, mein Herzblatt! Aber es scheint, daß Isabellens Name mit dem meinen in Verbindung gebracht wird. Das darf nicht sein! Um keinen Preis möchte ich ihr schaden ... Vielleicht hat sie sich eingebildet ... Arme Isabella! ... Kind, am besten wäre es, ich reiste fort. Jetzt eben, ehe du hereinkamst, las ich in der Zeitung, daß mein Freund Antonio de Angelis eine Erforschungsreise nach Arabien zu unternehmen beabsichtigt, und ich hätte nicht üble Lust, mich ihm anzuschließen. Was sagst du dazu, Palma?“

„Daß es sehr weit fort ist, Väterchen.“

„Je weiter, je besser! Doch genug von mir. Laß mich hören, was du in Serramonte ausgerichtet.“

Ich wiederholte ihm wörtlich mein Gespräch mit Beata. Mein Vater war voller Bewunderung für deren Handlung. „Kind! Kind!“ rief er einmal über das andre. „Weißt du auch, was für einen Dienst Frau Mohrenstein uns erweist. Und sie hat dich nicht gescholten wegen deiner Liebe zu Mario?“

„Nein; sie schien sogar diese Heirat zu wünschen und wird thun, was in ihren Kräften steht, um dieselbe zu stande zu bringen.“

„Diese Frau ist ein Engel!"

„Ja Papa, aber ein Engel, den wir nicht mehr lange unter uns haben werden."

Der nächste Tag dünkte mich endlos. Um mich zu zerstreuen, besuchte mein Vater mit mir entferntere Nachbarn, bei denen wir zu Mittag speisten. Erst spät am Abend kehrten wir heim. In meinem Zimmer angelangt, überreichte mir Generosa ein Packet, welches das dicke deutsche Fräulein für mich gebracht hatte. Ich zügelte meine Ungeduld und öffnete es nicht eher, als bis ich allein war. Es enthielt ein Schmuckkästchen, worin sich ein kostbares Armband befand. Auf dem Armband lag ein Brief. Mein Herz pochte, als ich denselben aus dem Umschlag herauszog. Würde er mir Leben oder Tod verkünden. Ich las:

„Dein Gebet, Palma, ist erhört. Gott schenkt Dir das Recht, Mario zu lieben. Sei glücklich! — Ich sende Dir schon heute ein Armband, das ich früher stets getragen, weil ich es Dir an Deinem Hochzeitstage nicht werde überreichen können. Der Arzt schickt mich an die See, und ich reise morgen dahin ab. Möge Gottes reichster Segen auf Dir ruhen. Beata."

Ich sank auf die Knie und dankte Gott aus tiefster Seele.

* * *

Am nächsten Morgen wußte ich nicht, was beginnen. Zum Zimmer hinaus getraute ich mich nicht, aus Furcht Mario zu begegnen, mit dem gleichgültige Worte zu wechseln mir unmöglich gewesen wäre. So sah ich voller Bangen dem luncheon entgegen, als mein Vater mich kurz vor demselben in sein Rauchzimmer entbieten ließ.

Mario war bei ihm.

„Ich habe dich rufen lassen," sagte mein Vater, „um dir den tollen Streich zu erzählen, welchen dieser Herr begehen will. Er beabsichtigt nämlich, ein kleines Bauernmädchen zu heiraten, das er vor mehr als drei Jahren beim Kirschenstehlen ertappte. Doch hegt er solche gute Meinung von deinem Urteil, Palma, daß er diese Ehe nicht ohne deine Zustimmung eingehen wird."

Ich versteckte den Kopf an meines Vaters Brust und schluchzte laut.

„Carina," sagte er zärtlich, „du darfst nicht weinen. Niemand zwingt dich zu diesem Schritt. Du hast bloß ein Wort zu sagen."

Ohne den Kopf zu erheben, reichte ich Mario die Hand, welche dieser an seine Lippen führte.

„Und nun zu Tisch!" rief mein Vater, gegen seine Rührung ankämpfend. „Wir dürfen unsre Gäste nicht warten lassen. Alles Geschäftliche besprechen wir später. Denke dir, Herzenskind, dieser leichtsinnige Bräutigam will dich schon heute verlassen. Er behauptet, daß ich unverzüglich nach Florenz müsse, um mich aus den Händen der Cecchi zu befreien, und wird mich dahin begleiten, um mir beim Abwickeln dieser Sache mit Rat und That zur Seite zu stehen. Ist alles geordnet, so lasse ich euch rasch trauen und reise mit meinem Freunde Antonio de Angelis nach Arabien. Doch nun zu Tische!"

Mein Vater hatte niemals ein Geheimnis für sich behalten können. Auch heute war es ihm unmöglich. Seine Blicke schweiften in der auffälligsten Weise von mir zu Mario und wieder zurück zu mir. Kaum mißzuverstehende Anspielungen

entschlüpften ihm, und beim Nachtisch rief er sogar dem Diener: „Beppo, hole uns den gewissen Cyperwein. Du weißt schon, denjenigen, welchen man nur bei Taufen und Hochzeiten trinkt."

Als man sich von der Tafel erhob, zog mich Mlle. Fournier beiseite und sagte: „Liebes Kind, ich weiß mir Ihres Herrn Vaters Benehmen nicht zu erklären. Er wird Sie durch seine Scherze noch ins Gerede bringen. Auch Ihr Betragen gegenüber dem Hauptmann Arsina ist zu tadeln. Nun Sie im Begriffe stehen, sich mit dem Sohne unsres hochgeachteten Nachbarn zu verloben, dürfen Sie keinem andern Herrn erlauben, Ihnen den Hof zu machen. Außerdem erzählt man sich recht häßliche Dinge von dem Marquis Arsina."

„Was denn? Ich will es wissen."

„Man behauptet, daß er mit einem reichen Mädchen verlobt gewesen sei, sich aber zurückgezogen habe, als dieses plötzlich ihr Vermögen verlor."

„Das ist gewiß nicht wahr", erwiderte ich gelassen.

„Wir wollen es hoffen," meinte Mlle. Fournier, „falls Sie wirklich so thöricht sein sollten, eine schmucke Uniform dem soliden Antrag des Grafen Carlo vorzuziehen."

„Was wollen Sie, liebes Fräulein. Trotz aller Mühe, welche Sie sich gegeben haben, ist es mir nicht gelungen, das Rechnen zu lernen."

„Möchten Sie es niemals zu bereuen brauchen," entgegnete sie trocken.

Von diesem Augenblick an sprach sie die Absicht aus, nach Frankreich heimzukehren, und verließ auch wirklich Ventiglia vor meinem Hochzeitstage. Zehn Jahre hatten wir zusammen gelebt und schieden dennoch als Fremde.

Als mein Vater nicht nur sämtliche Schuldforderungen der Cecchi eingelöst, sondern diesen auch meine Verlobung mit Mario Arsina verkündigt hatte, trat er lachend auf uns zu.

„Nun werden die altherkömmlichen Streitigkeiten zwischen den Cecchi und den Balducci wieder beginnen," meinte er vergnügt. „Mögt ihr beide den Kampf ausfechten, ich ziehe mich zurück. Ich tauge nicht dazu. Mario versteht es jedenfalls besser. Er ist ein kluger Kopf, der auch den Wert des Geldes begreift, was ich niemals vermochte. Aber hütet euch vor den Cecchi, sie verzeihen und vergessen nichts. Vielleicht wäre es einsichtiger gewesen, Ventiglia zu verkaufen, um aus dieser gefährlichen Nachbarschaft hinweg zu kommen, allein Mario wollte es durchaus nicht."

„Lieber Mario, wie danke ich Ihnen dafür! Hänge ich doch mit ganzer Seele an Ventiglia. Jeder Stein, jeder Baum, jeder Grashalm auf unserm Grund und Boden sind mir teuer, und ich könnte mir nichts Schöneres denken, als mein ganzes Leben hier zu verbringen."

„Und dein Mann müßte allein in seiner Garnison hausen?"

„Richtig — das vergaß ich. Aber schön wäre sie dennoch gewesen, die Zweieinsamkeit in Ventiglia."

„Ist dies ernstlich Ihre Meinung?" frug mich Mario.

„Ich kenne keinen heißeren Wunsch. Da es jedoch nicht sein kann . . ."

„Warum nicht? Ich hätte bloß meinen Abschied einzureichen."

„Aber Mario!“ rief mein Vater erschrocken. „Sie werden doch nicht diese Thorheit begehen? Wenn man jung ist und hat eine schöne Laufbahn vor sich, so läßt man sie nicht im Stich, um Kohl zu bauen. Jetzt denkt ihr beide euch das Leben in ländlicher Stille herrlich, weil ihr verliebt seid. Aber versucht es nur einmal mit der Zweieinsamkeit in und außerhalb Ventiglias, ehe ihr eine Entscheidung trefft.“

„Die meine ist getroffen“, sagte Mario bestimmt.

„Und die meine auch!“ pflichtete ich ihm bei.

„Kinder! Kinder!“ rief mein Vater und ging ein paarmal erregt im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Im Grunde habt ihr recht. Nirgends ist man so wohl geborgen, wie zu Hause. Liebt eure Heimat, laßt sie euch nicht entreißen.“

Siebentes Kapitel.

Ich saß im Schatten eines Olivenbaumes und blickte mit träumerischem Wohlbehagen in die frühlingsgrüne Landschaft. Veilchen und Ranunkeln blühten rings umher, die Luft duftete balsamisch, und kleine Blaumeisen flogen nesterbauend hin und her.

Auch ich hatte mir nun mein eignes Nest gebaut. Seit drei Monaten war ich verheiratet. Gleich nach unsrer Hochzeit führte mich Mario seinen Verwandten in Mailand zu, alsdann begleiteten wir meinen Vater bis Brindisi, wo sich derselbe nach Arabien einschiffte. Er trat diese Reise so sorglos an wie andre einen Spaziergang. Noch von der Schiffsbrücke aus neckte er Mario mit dessen jungem Eheglück.

Armer Vater, hätte er ahnen können!

Von Brindisi kehrten wir unverzüglich nach Ventiglia zurück, das wir seitdem nicht verlassen hatten. Mario widmete sich in allem Ernste seinen Pflichten als Gutsherr. Durch meines Vaters Vorgehen belehrt, suchte er weniger Neues einzuführen, als vielmehr das Bestehende zu verbessern. Ohne sich zu großen Ausgaben verleiten zu lassen, trachtete er Ventiglia allmählich wieder zu heben. Fortunato vergötterte ihn infolgedessen und schwur bei allen Heiligen, daß der junge Padrone gut machen würde, was mein Vater verfehlte.

Heute war Mario früh morgens nach einer entlegenen Mühle geritten, in welcher das Pressen des Öles begonnen hatte. Da ich niemals längere Zeit ohne ihn sein mochte, entschloß ich mich, ihm ein Stückchen Wegs entgegen zu gehen, und kam bis hierher, wo ich mich im Schatten alter Olivenbäume lagerte. Die ganze Natur um mich herum atmete Leben und Frohsinn, und in meinem Herzen tönte es mächtig wieder. Der Himmel über mir war nicht wolkenloser als mein Glück.

Schritte näherten sich. Mein Windhund begann zu wedeln und machte Miene, dem Kommenden entgegen zu stürzen. Ich hielt ihn fest: „Bleib, Bindo! Wir wollen Mario überraschen.“

Dies gelang auch vollkommen. Mit freudig erstauntem Ausruf ließ sich Mario im Grase neben mir nieder.

„Ist's hier nicht wonnig?“ frug ich ihn. „Schon vorhin, ehe du kamst, fühlte ich mich glücklich unter diesen alten Bäumen, um wieviel mehr bin ich es nun, wo ich dich an meiner Seite habe.“

„Liebe Palma!“

„Hörst du die Nachtigall? Es ist die erste im Jahr. Wie süß klingt ihr Gesang, doch hier, in meiner Brust, tönt ein noch süßeres Lied von Liebe zu dir. Nur einen Kummer habe ich, Mario . . .“

„Welchen, Kind?“

„Du liebst mich nicht ebenso sehr wie ich dich.“

„Thorheit!“

„Nein, schilt dies Gefühl nicht Thorheit. Es wäre ja so begreiflich . . . Ich bin deiner gar nicht wert . . . aber ich will es werden, lieber Mario, darum sage mir stets offen, was dir nicht an mir gefällt. Ich will mich ändern, bessern, nach deinem Wunsche ummodeln, will so gut wie Beata werden, damit du mich lieben kannst. A propos — Beata! Erzähle mir doch, wie sie es angefangen hat, um deine Gefühle für mich zu ergründen. Es war ein heikler Auftrag. Also, was sagte sie dir?“

Er zögerte etwas mit der Antwort. „Frage sie selber bei eurem nächsten Wiedersehen,“ gab er mir endlich zurück.

„Dann werde ich mich lange gedulden müssen, denn selbst wenn Beata nach Serramonte zurückkäme, würde ich sie nicht aufsuchen können. Wir schulden ihr unser Glück, möchte sie es nicht teuer bezahlen müssen! Wenn ihr Vater jemals erführe, daß sie unsre Retterin war — —“

Mario schwieg. Ich schaute träumend in die grünende Pracht ringsum. Erst nach geraumer Zeit hub ich von neuem an:

„Herzliebster mein, heute morgen habe ich eine Wallfahrt gemacht.“

„So! Wohin denn?“

„Zu unserm Kirschbaum. Du weißt schon. Aber sei ohne Sorge, ich bin diesmal nicht hinauf geklettert, sondern begnügte mich damit, einige Blüten abzupflücken. Hier sind sie. Willst du sie haben? Die guten Leute in der Meierei freuten sich so herzlich über mein Kommen. Hersilie zeigte mir voll mütterlichen Stolzes ihre zwei pausbäckigen Jungen, und die Großmutter schwärmte von dir: ‚un giovane tanto bello!‘ Sie meint, du sähest aus wie der heilige Georg auf dem Altarbild unsrer Dorfkirche, wenn du an ihrem Haus vorüber rittest. Und du scheinst dies oft zu thun. Was machst du eigentlich dort? Gleich hinter der Meierei fängt das Gebiet von Serramonte an. Mir bangt, du könntest einem der Cecchi begegnen.“

„Beunruhige dich nicht. Zwar habe ich öfters in jener Gegend zu thun, allein ich bin noch niemals einem der Cecchi begegnet. Und wenn auch . . . es sind doch keine Räuber und Mörder, die einen auf offener Straße anfallen.“

Er erhob sich. „Wir müssen heim, Palma. Ich erwarte noch vor Tisch einen Baumeister in geschäftlicher Angelegenheit.“

„Wie schade," rief ich seufzend, „es war so schön hier."

Nur zögernd nahm ich seinen Arm. Hätte ich doch damals sterben können!

Unter der Thür meines Garderobenzimmers sandte ich Mario eine Kußhand zu, dann schloß ich die Thür und begann mich anzukleiden. Generosa brachte eine der eleganten Toiletten herbei, welche mein Vater zu meiner Aussteuer hatte aus Paris kommen lassen, und ich schmückte mich wie zu einem ceremoniellen Diner, obschon ich allein mit Mario speisen sollte. Ich schmückte mich so gern für meinen Gatten.

„Wissen die gnädige Frau schon, daß Signora Beata nach Serramonte zurückgekehrt ist?" frug mich Generosa.

„Nein," rief ich erstaunt. „Seit wann?"

„Seit einiger Zeit."

„Wer sagte es dir?"

„Der Postbote, welcher es vom bucklichen Koch in Serramonte hörte. Madonna mia — wenn Herr Mohrenstein seine Frau wahrhaft liebte, so würde er sie nicht eine Stunde allein bei den Ihrigen lassen."

„Warum nicht?"

„Weil Vater und Bruder die Unglückliche mißhandeln, sie schlagen."

„Du übertreibst, Generosa. In unsern Kreisen schlägt man keine Frau."

„Ja, das glauben die Gnädige, aber ich weiß, was ich weiß!"

„Wenn du ahntest, wie schmerzlich mich deine Worte berühren."

„Kann mir's denken! Um so mehr . . ." Sie brach verlegen ab.

„Sprich weiter! Was wolltest du sagen?" drängte ich.

Generosa zögerte noch eine Weile, ehe sie sich zu reden entschloß, dann begann sie: „Man behauptet, Graf Carlo habe Sie, mein Herzensschatz, heiraten wollen, und die Signora Beata hätte dies zu verhindern gewußt. Ferner sollen die Cecchi ihr vorwerfen, daß sie eine Spekulation hintertrieben, welche ihnen Millionen eingebracht haben würde."

Der Gedanke, Beata müsse um meinetwillen leiden, schnürte mir das Herz zusammen. Alle Heiterkeit verließ mich, und ich eilte in das Wohnzimmer hinab, um Mario von dem eben Gehörten zu unterrichten. Er war so klug, vielleicht würde er ein Mittel finden, Beaten zu helfen.

Die Stube war leer, Mario jedenfalls noch mit dem Baumeister beschäftigt. Auf dem Tische lagen etliche Postsachen. Ich schaute nach, ob sich unter denselben ein Schreiben meines Vaters befände, aber die Briefe, welche mir durch die Finger glitten, hatten alle ein geschäftsmäßiges Aussehen und waren auch sämtlich an Mario gerichtet. Enttäuscht nahm ich die Zeitung zur Hand.

Plötzlich flimmerte es mir vor den Augen, und ich wurde zum erstenmal im Leben ohnmächtig. Als ich wieder zur Besinnung kam, stand mein Mann vor mir und benetzte meine Schläfe mit kölnischem Wasser.

„Mario," schluchzte ich, „es ist nicht wahr! Sage, daß es nicht wahr ist; sage, daß ich schlecht gelesen habe. Es kann ja nicht wahr sein!"

„Was, mein armer Liebling?"

„Die Zeitung . . . Papa . . . hast du denn die Zeitung nicht gelesen? Papa, mein armer Papa!"

Ich brach wieder in krampfhaftes Schluchzen aus, während Mario die Zeitung vom Boden aufhob und mit raschem Blick überflog. Dann warf er sie erzürnt fort.

„Diese verwünschten Zeitungen," rief er bebend. „Gewiß ist kein wahres Wort an der ganzen Geschichte. Nur ein Telegramm, das morgen widerrufen wird!"

Dies Telegramm meldete, daß Antonio de Angelis mitsamt seiner ganzen Expedition von Arabern niedergemetzelt worden sei. Kein Europäer wäre entkommen.

Mario mühte sich voll liebevoller Sorgfalt um mich und bat inständig, ich solle nicht verzweifeln, noch sei die Nachricht durch nichts bestätigt, sie könne auf einem Irrtum beruhen oder übertrieben sein. „Am besten wäre es freilich," fügte er hinzu, „wenn ich selber rasch nach Florenz führe und persönlich Erkundigungen im Ministerium einzöge. Doch wie kann ich dich in diesem Zustand verlassen?"

„Ich komme mit!" rief ich, mühsam aufstehend, aber schon im nächsten Augenblick fiel ich schwer in das Sofa zurück.

„Du vermagst es nicht. Bleibe hier. In vierundzwanzig Stunden bringe ich dir Nachricht."

„Vierundzwanzig Stunden! Mario, verlaß mich nicht. Ich habe ja nur dich noch auf der Welt."

„Gut, so bleibe ich. Nur mußt du alsdann länger in dieser Ungewißheit schweben."

„Du hast recht. Eile nach Florenz. Gott wird mir beistehen. Ach, wäre ich doch fromm wie Beata! Ach, könnte ich beten wie sie! Beata! — Beata ist zurück, Mario! Schicke zu ihr. Sie soll bei mir bleiben, während du nach Florenz gehst."

Als Mario drei Stunden später zur Bahn fuhr, ließ er mich in Beatens Armen zurück.

Trotz zunehmender Kränklichkeit und trotz der Unannehmlichkeiten, welche ihr daraus entstehen konnten, hatte sie keinen Augenblick gezögert, zu mir zu eilen. Sie brachte die ganze Nacht an meinem Bette zu. Ohne viel zu sprechen, verstand sie es, mich durch einen Händedruck oder durch eine sanfte Liebkosung zu trösten und zu beruhigen. Ich schlief unter Thränen ein. Als ich erwachte, war es heller Tag. Zum erstenmal dachte ich an etwas andres als an meinen Schmerz.

„Beata, du bist noch hier! Was werden die Deinigen sagen?"

„Beunruhige dich deshalb nicht," entgegnete sie freundlich.

„Doch, doch! Du hast meinetwegen schon so viel zu leiden. Geh heim, Beata! Ich fühle mich jetzt kräftiger und kann allein bleiben."

„Ich habe deinem Mann versprochen, bis zu seiner Rückkehr bei dir zu bleiben."

„Wie gut von dir! Gewiß kommt Mario nun bald und bringt tröstliche Botschaft. Möglicherweise hat die Expedition ein kleines Gefecht mit den Eingeborenen zu bestehen gehabt, wobei ein oder zwei Weiße getötet wurden, und die Zeitungen bauschen dies auf, behaupten gleich, die ganze Expedition wäre niedergemetzelt worden. So wird es sein — nicht wahr, Beata?"

Ich richtete mich an meinen eignen Worten empor und fand nun auch den Mut, nach der Freundin Ergehen zu fragen. Sie erzählte mir, daß ihr Mann in Rom sei. Sie selber wäre zu leidend gewesen, um ihn dahin zu begleiten; sobald ihre Kräfte sich etwas gehoben hätten, wollte er sie nach Madeira bringen.

Gegen Mittag kam Mario zurück. Beata kehrte augenblicklich nach Serramonte heim.

Das Telegramm war nur zu wahr gewesen. Ich hatte keinen Vater mehr.

Merkwürdigerweise wollte ich dies aber nicht glauben, sondern überschüttete meinen Gatten mit Vorwürfen: er habe die Sache verkehrt angefangen, sich nicht am rechten Ort erkundigt, und dergleichen mehr. Mario war voller Liebe und Geduld.

„Mein armes Kind,“ sagte er zärtlich, „was könnte ich thun, um dir Gewißheit zu verschaffen?“

„Fahre nach Rom und suche die Familie von Antonio de Angelis auf,“ erwiderte ich. „Diese wird dir Nachricht, glaubhafte Nachricht erteilen können.“

Mein Gatte zögerte. „Ich müßte dich alsdann über sechsunddreißig Stunden allein lassen,“ entgegnete er schließlich, „denn wir könnten Frau Mohrenstein nicht gut ein zweites Mal zu dir entbieten.“

„Gut, so bleibe ich allein.“

„Auch kenne ich die Familie von Angelis nicht.“

„Mario, warum sträubst du dich, nach Rom zu fahren, wo ich dies in meiner Verzweiflung von dir erbitte?“

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er ein Schreckensbild verjagen. „Verzeih, Palma!“ sagte er sanft. „Ich weiß nicht, was mich eben anfocht.“

Ich studierte den Fahrplan. „Wenn du den Fünfuhrzug morgen früh benutzest, so bist du abends in Rom. Übermorgen Vormittag gehst du zur Familie von Angelis und kehrst mit dem Nachtzug heim.“

Ich war ganz ruhig geworden und traf alle nötigen Vorbereitungen für Marios Reise. Die Nacht lag ich schlaflos, aus Angst, er könne den Zug versäumen, auch ließ ich ihm kaum Zeit, eine Kleinigkeit vor der Abfahrt zu genießen, sondern drängte ihn fort. Ich selber verbrachte den ganzen Tag in halb bewußtlosem Zustand.

Nachts läutete es an unsrer Pforte. Ich richtete mich horchend im Bett empor. Der Diener eilte hinunter. Ich vernahm verschiedene Stimmen, die erregt durcheinander sprachen, dann trat Generosa in mein Zimmer und überreichte mir ein Telegramm. Ich öffnete es hastig und las:

„Eisenbahnunfall bei Orte. Mario schwer verletzt. Komme unverzüglich hierher. Beata.“

Mir schwindelte. Mechanisch stand ich auf, zog mich an und klingelte. „Anspannen!“ herrschte ich die eintretende Magd an. „Ich muß zur Bahn.“

„Madonna santa!“ entsetzte sich Generosa. „Die gnädige Frau sind viel zu schwach zum Reisen.“

„Schweig, ich darf den Zug nicht versäumen.“

„Aber bambina mia!“

„Generosa! Mario stirbt vielleicht, halte mich nicht auf.“

„So werde ich die Signora begleiten.“

„Nein, ich will allein sein.“

Mit demselben Zug, welchen Mario tags vorher benutzt, fuhr ich im Morgengrauen nach Orte. Unter dem Bahnpersonal herrschte große Aufregung. Noch

wußte niemand Näheres über den Zusammenstoß, doch hieß es allgemein, daß die Katastrophe entsetzlich sei. Man sprach von dreißig Toten und vielen Schwerverwundeten. Mechanisch löste ich ein Billet, mechanisch stieg ich in das Coupé. Der eintönige Lärm des dahinbrausenden Zuges that mir wohl. Er wiegte mich in Schlaf und beruhigte meine Nerven. Gegen Mittag wich die Lethargie, die mich bisher gefangen hielt. Ich begann zu denken. Wie würde ich Mario finden? Lebend, verstümmelt? Und wie kam Beata nach Orte? War sie auch verletzt? Sollte ich alle meine Lieben Schlag auf Schlag verlieren? Ich stöhnte.

Die alte Dame, welche das Coupé mit mir teilte, schaute mich mitleidig an. „Armes Kind," sagte sie, „Ihnen scheint unwohl zu sein. Wollen Sie nicht eine Kleinigkeit genießen?" Bei diesen Worten öffnete sie einen eleganten Speisekorb und legte etwas kalten Hühnerbraten auf einen Teller, den sie mir anbot. Ich schüttelte nur dankend den Kopf. Der Hals war mir wie zugeschnürt. Bloß das Glas Wasser, welches sie in ihrem Speisekorb stehen hatte, ergriff ich und stürzte es in einem Zug hinunter.

In Orvieto kaufte ich eine Zeitung. Über den Eisenbahnunfall stand noch nichts Näheres darin, dagegen wurde die Niedermetzelung der Expedition von Antonio de Angelis durch unbestreitbare Thatsachen bestätigt.

Gegen Abend langte der Zug an der Unglücksstätte an. Das Geleise war frei, wir konnten in den Bahnhof einfahren. Auf dem Perron stand der alte Geistliche aus Serramonte-Alto, der mich zu erwarten schien. Ich war zu betäubt, um über irgend etwas zu staunen. Rasch schritt ich auf ihn zu: „Lebt Mario?"

„Ja!" tönte es zurück. „Aber er ist schwer verletzt. Sie müssen auf alles gefaßt sein."

„Hoffnungslos?"

Und wieder antwortete er: „Ja!"

„Ich will zu ihm."

Der würdige Priester ergriff mich beim Arm. „Fassen Sie Mut, figlia mia," sagte er. „Ihr Gatte ist schrecklich zugerichtet. Verbrüht. Der Anblick ist trostlos. Aber Gott ist gnädig und wird ihn bald von seinen großen Schmerzen erlösen."

Ich ächzte schwer. „Mario, mein Eins und Alles! Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, Hochwürden, ich werde stark sein."

„So kommen Sie, und möge Gott Ihnen in dieser schweren Stunde beistehen."

Er führte mich in das Bahnhofsgebäude. Wir gingen durch die Wartesäle, kreuzten einen schmalen Gang, dann öffnete der Geistliche eine Thür und ließ mich allein an das Sterbebett meines Mannes treten.

Man hatte Mario im Gepäckraum ein Lager bereitet, da sein Zustand jeden Transport unmöglich machte. Sein Kopf und der obere Teil des Gesichtes waren verbunden, desgleichen die Hände. Ich bemerkte dies alles mit haarscharfer Deutlichkeit, als ich an sein Bett trat.

„Mario!" sagte ich zärtlich.

Und leise erwiderte er mit verklärtem Lächeln: „Beata!"

Ich taumelte zurück. Dies eine Wort wirkte auf mich wie ein Blitzstrahl, der eine nächtlich dunkle Gegend plötzlich erleuchtet.

Wieder bewegte Mario die Lippen, und wieder beugte ich mich über ihn.

„Beata," sagte er, „wir durften einander im Leben nicht gehören, aber der Tod vereint uns."

Ich vergrub meinen Kopf in die Kissen, um nicht laut aufzuschreien: „Ich bin es — Palma, dein Weib."

„Weine nicht," fuhr Mario fort, „du folgst mir bald. Doch lasse mich, ehe ich sterbe, noch einmal deine liebe Stimme hören."

„Mario!" flüsterte ich.

Ein seliges Lächeln umspielte seinen Mund.

„Beata, schenke mir im Tode, was du mir im Leben verweigert, schenke mir einen Kuß."

Ich berührte sanft seine Lippen. Da stieß er einen tiefen Seufzer aus und starb.

Nun war es auch um meine Fassung geschehen. Ich sprang empor und rüttelte den Leichnam mit wütender Verzweiflung. „Betrüger! Ehebrecher!" schrie ich grell. Dann raste ich umher und zerriß meine Kleidung, immer laut „Betrüger!" und „Ehebrecher!" rufend.

Alles war mir jetzt verständlich, worauf ich früher nicht geachtet. Sowohl Mlle. Fourniers Andeutungen, als meines Vaters bestimmtes Verlangen, ich solle Beata von meiner Neigung zu Mario in Kenntnis setzen. Ein jeder kannte die Liebe dieser beiden, nur ich war blind und dumm gewesen. Wie mögen sie über mich gelacht haben, die scheinheilige Beata und mein ehrbarer Gemahl. Ich mußte jetzt selber lachen. Es klang schrill und that mir weh, aber lachen mußte ich. Immer lauter, gellender tönte mein Lachen, und ich wand mich dabei in krampfhaften Zuckungen.

Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter. Ich blickte empor. Der Geistliche aus Serramonte stand vor mir.

„Figlia mia, fassen Sie sich," sagte er, „denn noch bedürfen Sie Ihrer Kräfte. Ihr Gatte ist kaum tot, und schon wieder rufe ich Sie an ein Sterbebett. Die Signora Beata liegt in den letzten Zügen."

„Ach was! Beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Das Sterben gehört mit zu ihrer Rolle, aber sie hat bisher ganz vergnügt dabei gelebt. Und wenn sie wirklich einmal stirbt, wird ihre Scheinheiligkeit selbst unsern Herrgott betrügen. Sie kommt alsdann in den Himmel, und ich muß in die Hölle, weil ich sie hasse, hasse, hasse!"

Der Geistliche fuhr unbeirrt fort: „Eine Sterbende verlangt nach Ihnen; Sie werden dem Rufe Folge leisten."

„Nein! Niemals! Kehren Sie zu Beata zurück und sagen Sie derselben, daß ich ihr fluche."

Da er noch immer zögerte, drängte ich ihn zur Thür: „Gehen Sie! So gehen Sie doch!"

„Gut," erwiderte er, „ich gehe. Aber gestatten Sie mir vorerst, ein Vaterunser mit Ihnen zu beten."

Ich erlaubte es ihm, nur um ihn los zu werden, denn mein Herz war versteinert. Mechanisch kniete ich neben ihm nieder. Er bekreuzigte sich und begann langsam das Pater noster herzusagen.

„Dimitte nobis debita nostra sicut et nos . . .“ „Vergib uns unsre Schuld, wie wir . . “

Er schwieg. — Ich schaute ihn an, weil mir sein Schweigen unverständlich war. Doch plötzlich schrie ich laut auf und fing an zu weinen.

„Ich komme! Ich komme! Führen Sie mich zu Beata.“

* * *

Der Geistliche hatte mich in den Garten des Bahnwärters geführt und auf einer Bank niedersetzen lassen. Er selbst lehnte an einem Kastanienbaum. Sinnend schaute er eine Weile vor sich hin, ehe er zu sprechen anhub. Endlich begann er in seiner eintönig schleppenden Weise, welche meinen erregten Nerven wohlthat und sie beruhigte:

„Ehe ich Sie an das Sterbebett der Signora Beata führe, bin ich Ihnen die Erklärung dessen schuldig, was Sie jetzt aufregt und zur falschen Beurteilung sowohl Ihres Gatten als Ihrer Freundin und Wohlthäterin hinreißt. Ihr Gatte hat sein Ehegelöbnis niemals gebrochen, und die Signora Beata ist eine Heilige. Urteilen Sie selber.

Nach der Mutter Tod, als Kind von neun Jahren, kam Beata dei Cecchi in das Haus ihrer Großmutter nach Rom. Diese war eine edle, hochbegabte Frau; ihr Heim galt als der Sammelpunkt all dessen, was in der ewigen Stadt auf Geist, Talent und feine Sitte Anspruch machte. In solcher Umgebung wuchs Beata heran. Schon frühzeitig, anfangs sich selber unbewußt, lernte sie Mario lieben, welcher täglich ins Haus kam und von ihrer Großmutter wie ein Sohn behandelt wurde, weil er der Sohn ihrer Freundin war. Die gütige Frau entdeckte nicht sobald die Neigung der jungen Leute zu einander, als sie schon eine Verbindung beider plante. Leider starb sie, ehe es ihr gelang, des Grafen Cecchi Einwilligung hierzu zu erhalten.

Nach der Großmutter Tod kam die Signora Beata nach Serramonte-Alto. Damals lernte ich sie kennen. Sie öffnete mir rückhaltlos ihr Herz, das schier brechen wollte vor Verzweiflung, weil ihr Vater Marios Werbung bestimmt abgelehnt hatte. Mario war arm, und Beatens Vater wünschte sich einen reichen Schwiegersohn. Die Neigung der Tochter zu berücksichtigen, kam ihm nicht in den Sinn. Sie kennen ihn ja! Dem zweiten Wunsche Beatens widersetzte er sich gleichfalls, sie durfte nicht den Schleier nehmen. In jener Zeit hat die Signora Beata viel zu ringen gehabt. Aber sie ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Auch das Schwerste gelang ihr! Als Mario, auf schwindligem Pfad, heimlich nach Serramonte-Alto kam, um sie zu beschwören, sich von ihm entführen zu lassen, verbannte sie ihn für immer aus ihrer Nähe. Was diese That sie gekostet, weiß nur Gott allein! Es war ein schweres Opfer, doch scheute sie auch vor einem noch schwereren nicht zurück. Sie entschloß sich, Herrn Mohrenstein zu heiraten, weil sie hoffte, daß Mario dadurch zur Ruhe kommen und sie vergessen würde. Aber Marios Liebe wankte nicht. Kaum hörte er, daß Beata, nach dreijähriger Abwesenheit, wieder in Serramonte sei, als er Mittel und Wege fand, sich der geliebten Frau zu nähern. Er kam nach Ventiglia. Sie lernten ihn lieben.

Sobald die Signora Beata Ihre Neigung zu Mario erfuhr, entschloß sie sich dieselbe zu begünstigen. ‚Einmal verheiratet, wird mich Mario über seiner jungen Frau vergessen,‘ sagte sie mir damals, und ich pflichtete ihr bei, denn die Liebe eines reinen Weibes vermag unendlich viel. Sie hatten gewünscht, daß Beata mit Mario sprechen solle, und Beata war darauf eingegangen. Die Unterredung fand in meinem Hause und in meiner Gegenwart statt. Ich bin ein alter Priester und habe mancherlei erlebt, allein selten etwas so Rührendes als dieses Zwiegespräch. Mario wollte anfangs nichts von der geplanten Heirat wissen. Es widerstrebte ihm, ein junges Wesen an sich zu ketten, dem er kein Herz zu bieten hatte; auch Ihr Reichtum schien ihm ein Hindernis, da er mittellos war. Doch Beata führte so viele treffende Gründe ins Feld, beschwor ihn so innig, daß er schließlich, ihr zu Liebe, nachgab. Nun erklärte sie ihm noch, was alles geschehen müsse, um den Grafen Balducci vom Bankrott zu retten, dann trennten sie sich.

Seit dieser Unterredung sahen Mario und Beata sich bis zu dem Augenblick nicht wieder, wo Sie, Frau Marchesa, Beaten zu sich beriefen, während Ihr Gatte nach Florenz fuhr.“

„Sie irren sich,“ unterbrach ich den Geistlichen, „Mario ging häufig nach Serramonte-Alto hinauf.“

„Er kam zu mir. Ich hatte ihn gebeten, mich öfters zu besuchen, weil mir daran lag, ihn in seinen guten Vorsätzen zu bestärken. Zu meiner großen Freude bedurfte es dessen jedoch nicht. Er lebte voll und ganz seinen Pflichten. Auch entging es mir keineswegs, daß sein junges Weib ihm teurer und teurer wurde, und ich dankte Gott aus tiefster Seele dafür.

Die Signora Beata war in Pisa ernstlich erkrankt. Der Arzt wünschte, sie solle nach Madeira gehen. Herr Mohrenstein, welcher seine Frau zärtlich liebt, wollte sie dahin begleiten, mußte aber vorher einige dringende Geschäfte in Rom abwickeln. Unterdessen schickte er seine Frau nach Serramonte. Bei der Nachricht vom Tode des Grafen Balducci zögerte die Signora Beata keinen Augenblick zu Ihnen zu eilen, heimgekehrt wurde sie jedoch von dem jähzornigen Vater deshalb geschlagen und grausam mißhandelt, so daß sie sich entschloß, zu ihrem Gatten nach Rom zu entfliehen. Ich und das deutsche Fräulein begleiteten sie.

Auf der Eisenbahnstation trafen wir mit Signor Mario zusammen und benutzten dasselbe Coupé zur Fahrt. Unser Wagen war dicht hinter der Lokomotive. Das deutsche Fräulein hatte der Signora Beata ein Lager zurecht gemacht, auf dem sie, größtenteils mit geschlossenen Augen, ruhte. Ihre Begleiterin saß ihr gegenüber. Mario und ich nahmen in der andern Ecke Platz, jeder an einem Fenster. Gesprochen wurde wenig. Kurz vor Orte hörten wir schrille Signalpfiffe, welche sich rasch folgten, auch kam es uns vor, als würde der Zug mit aller Macht gebremst. Dann gab es plötzlich einen entsetzlichen Krach, einen Lärm, als ginge die Welt unter — und das Unglück war geschehen.

Von uns vier Insassen ist nur Ihr Gatte tödlich verletzt worden. Das deutsche Fräulein erlitt schwere, aber nicht lebensgefährliche Verwundungen, ich trug nur ein paar Quetschungen davon, und die Signora Beata blieb ganz unversehrt.

Doch hat sie zwei Stunden in einem Morast gelegen, und dies mußte in ihrem Zustand tödlich wirken. Der Arzt glaubt, daß sie diese Nacht nicht überleben wird."

Ich stand auf. „Führen Sie mich zu Beata."

Ich war ganz still geworden und schritt wie eine Nachtwandlerin neben dem Geistlichen einher. Er führte mich in das Städtchen. Man hatte Beata im Pfarrhaus untergebracht. Eine freundliche Matrone wies uns den Weg nach ihrem Zimmer. Ich wollte eintreten, aber der Priester hieß mich draußen warten, solange er bei Beaten verweilen würde. Die Matrone brachte mir einen Stuhl und sagte einige teilnehmende Worte. Ich verstand sie nicht. Nach einer Viertelstunde kehrte der Geistliche zurück und bedeutete mich in Beatens Zimmer zu gehen. Diesmal blieb er draußen.

Auf einer kleinen eisernen Bettstatt, armselig wie diejenigen des Spitals, lag die Sterbende. Mit ihren weit geöffneten Augen und dem verzückten Ausdruck ihrer farblosen Lippen erschien sie mir schöner denn je. Das war keine irdische Schönheit mehr, die Majestät des Todes hatte sie berührt.

Bei dem Geräusch der sich öffnenden Thür wandte sie ihren Blick mir zu, und ein seliges Lächeln verklärte das blasse Angesicht. Ihre Hände streckten sich den meinen entgegen.

„Mein Gott, ich danke dir!" sagte sie. „Palma, arme Palma! Vielgeliebtes Kind!"

Weinend drückte ich meinen Kopf neben den ihren auf das Kissen.

Welcher Abend! Welche Nacht! Mit der Verzweiflung einer Ertrinkenden klammerte ich mich an den letzten Lebensfunken, der Beaten innewohnte. Ich hatte ja nur sie noch auf der Welt. Nichts weiter zu lieben, nichts weiter zu hoffen.

Wie das Öl in einer Lampe war die Lebenskraft in diesem zarten Körper aufgezehrt, nachdem derselbe so lange und ach, so tapfer gegen Kummer und Krankheit und gegen das heiße Verlangen des Herzens gekämpft.

Sie sprach mir von Mario und fand dabei Worte, welche die Herbheit meines Schmerzes milderten.

„Ich liebte ihn so zärtlich, Palma! Sein Glück war mein Höchstes, und bei dir wußte ich es gesichert. Ich selber hätte aus seinem Leben verschwinden mögen, weil ich ein ewiger Anlaß von Kummer und Sorge für ihn war.

O Palma, ich habe so viel für dich gebetet. — Erinnerst du dich noch eines Gespräches, welches wir unter den Lorbeerbäumen Ventiglias hatten? Es ist schon lange her . . . Du warest damals ein kleines Mädchen und so glücklich! Hattest eben erst entdeckt, daß du ein Herz besäßest, und ich erschrak darüber. Wie gern würde ich dies Herz behütet haben, damit es bei der rauhen Berührung des Lebens nicht bräche. Hatte ich selber doch schon so viel gelitten! Gott gewährte mir die Gnade, in jungen Jahren jene Erkenntnis sammeln zu dürfen, welche das Unglück uns lehren soll, und ich wollte dir meine Erfahrung zu Gute kommen lassen. Arme Kleine, Gott hat dich selbst belehrt. Seine Hand ruht schwer auf dir. — Demjenigen, dessen Liebe allein unsre Wunden zu heilen vermag, sollst du dein gebrochenes Herz darreichen, und er wird dich das Glück lehren, das nur in ihm zu finden ist. Er wird dir die Kraft geben, weiter zu leben . . ."

„Ich will nicht leben, ich will mit dir sterben.“

„Arme Palma, du wirst leben! Die Stürme des Lebens beugen und brechen uns, aber sie töten nicht, sofern man jung und gesund ist. Was uns tötet, was unsre körperlichen und seelischen Kräfte vor der Zeit abnutzt, ist der eisige Hauch der Gleichgültigkeit; der stete Zwang, den wir uns, in Gegenwart von Feindseligkeit und Übelwollen, anthun müssen; der gänzliche Mangel an Sympathie — das ist es, was uns Frauen tötet. Aber die Seele kann auch aus dieser Prüfung geläutert hervorgehen, kann sich aufschwingen und erweitern. Eingeengt auf Erden, bleibt ihr die Ewigkeit, um sich zu entfalten. Dies wird auch dein Los sein. Öffne dein Herz allen neuen Beziehungen, welche dir in Zukunft werden. Du hast noch viele Pflichten zu erfüllen; hast dein großes Vermögen weise zu verwalten. Nicht selbstsüchtig mußt du es gebrauchen, sondern andrer Thränen damit trocknen, andrer Sorgen damit zum Schweigen bringen. Niemals sollst du von fremdem Leide hören, ohne dich zu fragen, ob du ihm nicht abhelfen könntest. Niemals über eignes Elend das Elend um dich herum vergessen. Anstatt dein Herz zu verhärten, soll das Unglück es erweichen, veredeln, es mit einer allumfassenden Liebe für alle Mitmenschen, d. h. Mitleidende erfüllen. Tritt aus dir heraus, beglücke andre. Beglücke so viel andre als möglich, ohne an eignes Leid oder an eignes Glück zu denken, und das Glück wird dir aus solchem Thun neu ersprießen.“

„Ah! Du hast den Mut, mir von Glück zu sprechen. Freilich, du bist glücklich, sehr glücklich!“

„Unsagbar glücklich würde ich sein, müßte ich dich nicht unsagbar elend zurücklassen. Wie heiß habe ich sie ersehnt, diese Stunde, welche mich mit meinem Erlöser vereinigen soll. O Tag der göttlichen Vermählung! Tag der Offenbarung himmlischer Liebe! Glück ohne Ende — meinen Heiland zu schauen.

Aber du, armes Kind, mußt weiter leben, weiter leiden. Wie sehr beklage ich dich.“

Gegen Morgen fiel sie in einen sanften Schlummer. Ich sah die Sonne aufgehen und trat ans Fenster. Helles Licht verbreitete sich über Flur und Feld, und mit dem Lichte kehrte die Hoffnung in mein Herz zurück. Beata schlief jetzt so ruhig, vielleicht würde sie diese Krisis dennoch überstehen. Und dann wollte ich ihr mein ferneres Leben widmen, sie nie mehr verlassen, auch mit ihr nach Madeira gehen.

Als der Arzt in Begleitung des Geistlichen ins Zimmer trat, machte ich ihnen ein Zeichen, Beata nicht zu erwecken.

Der Arzt beugte sich über ihren Kopf, der friedlich auf den Kissen ruhte, berührte die, wie zum Gebet gefalteten Hände und wechselte einen Blick mit dem Geistlichen. Dieser kniete nieder:

„Requiescat in pace!“

Achtes Kapitel.

Als ich begann, meine Lebensgeschichte aufzuzeichnen, ahnte ich nicht, wie lieb diese Beschäftigung mir werden sollte. Nun bin ich damit zu Ende, denn von den achtzehn Jahren, welche jener Katastrophe folgten, ist wenig zu sagen.

Meine Tochter kam zur Welt, und ihr Dasein versöhnte mich mit dem Schicksal. Für sie zu sorgen, ist seitdem mein einziges Sinnen und Trachten gewesen. Die Palma früherer Jahre hat aufgehört zu sein; Schreiberin dieses fühlt sich nur noch als Silviens Mutter.

Eben kam Silvia in mein Zimmer gehuscht, um sich ihren Morgenkuß zu holen.

„Heute bin ich achtzehn Jahr alt!“ rief sie fröhlich. „Gerade so alt, wie du es bei meiner Geburt warest.“

Achtzehn Jahre! Die Hälfte meines Lebens.

„Sind wir nicht immer glücklich gewesen während dieser achtzehn Jahre?“ fuhr sie fort.

„Gewiß, Silvia, und es freut mich, dies von dir bestätigt zu hören. Aber nun laß mich deine Geburtstagswünsche vernehmen?“

„Ich habe keine. Du Gute siehst mir ja alles an den Augen ab.“

„Und du langweilst dich niemals?“

„Mich langweilen? Dazu gebricht es mir wahrlich an Zeit. Ich bin viel zu beschäftigt mit unsern Studien, unsrer Lektüre, unsrer Malerei, unsern Armen, unsrer Kleinkinder-Schule u. s. w., um mich je langweilen zu können.“

„Aber du bist immer allein.“

Silvia lachte. „Mamma mia, du bist ja stets bei mir und nimmst an allen meinen Stunden teil. Sogar an dem arithmetischen Unterricht, welchen du armes Mütterchen gar nicht begreifst.“

„Doch, ich bin nur die alte Mama.“

Sie drohte scherzend mit dem Finger: „Mama, das sagst du aus bloßer Eitelkeit. Sieh dich in den Spiegel, man würde uns für Schwestern halten.“

„Laß mich ein ernstes Wort mit dir reden,“ wehrte ich ab. „Du bist jetzt achtzehn Jahre alt, und ich muß an deine Zukunft denken.“

„Das heißt, du möchtest mich verheiraten!“ fiel sie mir mit komischer Entrüstung ins Wort. „Aber daraus wird nichts, mamma mia. Den Gefallen kann ich dir nicht erweisen. Ich sage mit Generosa: Chi piglia un marito piglia un tormento!“

„Nicht ein jeder ist „un tormento“, erwiderte ich. „Es gibt ausgezeichnete Ehemänner.“

„Ja, ja, so ausgezeichnet, wie die Pilze vom heiligen Franz von Salis: die Besten taugen nichts! Nein, Mütterchen, ich bin fest entschlossen, alte Jungfer zu werden. Die Sorte darf auch nicht aussterben.“

„Das magst du halten wie du willst, Silvia. Meine Pflicht ist es jedoch, dich in die Welt zu führen, und meiner Pflicht werde ich nachkommen.“

Silvias Gatte! Ich beginne an ihn zu denken, ihn mir auszumalen. Wird er ihrer würdig sein? Wird er sie glücklich machen? Oder soll ich mein Kind dereinst

so elend sehen, wie ich es gewesen bin? Nein, o nein! Das Schicksal wiederholt sich nicht. Auch schärft die Mutterliebe mein Auge.

Während ich also nachsann, war Silvia im Zimmer herumgegangen. Jetzt kam sie, mit einem kleinen Buch in der Hand, auf mich zu.

„Ich habe dennoch einen Geburtstagswunsch," sagte sie; „schenke mir dies Gedichtbuch meines Lieblingsdichters."

„Herzlich gern."

„Hast du ihm schon geschrieben, um anzufragen, ob er unser Verwandter ist?"

„Nein, doch soll es noch heute geschehen, wenn es dich interessiert."

„Bitte, thue es. Ich habe so wunderschöne Sachen von diesem Valrogis gelesen, daß es mich freuen würde, ihn zur Verwandtschaft zählen zu dürfen. Er kommt mir gerade so edel und gütig vor wie du. Ihr seid einander wert."

Ich lächelte. Silvia hält mich für einen Ausbund von Tugend und Gelehrsamkeit, und ich habe die Schwäche, ihr diesen Wahn nicht zu benehmen.

* * *

Zehn Monate sind verflossen, seitdem ich dies Heft zum letztenmal geöffnet. Der Frühling folgte auf den Winter; die sommerliche Hitze reifte das Getreide; nun feiern wir die Weinlese.

Ein großes Ereignis steht uns bevor: der Besuch eines Fremden. Nach achtzehn Jahren der erste Gast in Ventiglia.

Ein Gast, aber kein Fremder. Fremd ist er mir zwar zu Anfang dieses Jahres noch gewesen, und seine Gesichtszüge sind es auch heute für mich, allein sein Name ist der eines lieben Freundes geworden.

Silvien zu Gefallen hatte ich an Valrogis geschrieben und den Brief zur Weiterbeförderung an dessen Verleger geschickt. Er antwortete umgehend und gab sich als Vetter zu erkennen. In meinem nächsten Schreiben erlaubte ich mir einige kritische Bemerkungen über seine Bücher. Als der Brief abgesandt war, überfiel mich die Angst, Valrogis in seiner Schriftsteller-Eitelkeit verletzt zu haben, und ich harrte ungeduldig der Antwort. Diese ließ auf sich warten, was mich noch mehr beängstigte. Allein, meine Sorge war grundlos gewesen. Anstatt sich beleidigt zu fühlen, dankte mir Valrogis in den herzlichsten Worten und bat, ich solle ihm auch ferner mein Urteil rückhaltlos mitteilen; er lege Wert darauf, zu wissen, wie eine Frau über seine Arbeiten denke, besitze aber weder Gattin noch Mutter noch Schwester, welche er danach fragen könne.

Vielleicht habe ich diese Erlaubnis mißbraucht. Die Korrespondenz mit Valrogis ist mir zum Herzensbedürfnis geworden. Ich sehe ihn sogar ungern nach Ventiglia kommen, weil ich alsdann seine Briefe missen muß.

Und wer weiß, ob Valrogis' persönliche Bekanntschaft mich nicht enttäuscht!

Wie mag er ausschauen?

Ich habe niemals ein Bild von ihm gesehen, infolgedessen konnte meine Phantasie ihn sich nach Belieben ausmalen. Anfangs dachte ich ihn mir jung und schön, später jedoch häßlich, ja sogar etwas mißgestaltet. Ich nehme mit Vorliebe an, daß er zu jenen Männern gehört, deren Geist den Körper aufzehrt, und die mehr als andre treuer Frauenliebe und Pflege bedürftig sind.

Er selbst spricht nie von sich. Alles, was ich von ihm weiß, ist, daß er abwechselnd in Paris und auf seiner Besitzung im Burgundischen lebt; meinen Vater lernte er gelegentlich des Todes meiner Großmutter Valrogis flüchtig kennen.

Als er mir heute seinen Besuch in Ventiglia ankündigte, fühlte ich mich seltsam erregt. Er schrieb:

„Ich sehne mich, das Band der Verwandtschaft und der Sympathie, welches uns verbindet, noch enger zu knüpfen als bisher."

Was will er damit sagen? —

Silvia macht mir Kummer. Sie teilt meine Freude über Valrogis' Kommen nicht. „Wir waren so glücklich in unsrer Zweisiedelei," wiederholt sie hundertmal am Tage, „was braucht sich jener Fremde zwischen uns zu drängen und mir am Ende gar ein Stück vom Herzen meines Mütterchens zu stehlen. In diesem Herzen aber will ich allein herrschen."

Silvia eifersüchtig!

* * *

Heute nacht träumte mir von Valrogis. Seine Züge konnte ich nicht erkennen, ich sah bloß ein Paar tieftraurige Augen, ähnlich denen von Beata, und hörte eine verschleierte Stimme sagen:

Arme Palma, dein Los ist das Traurigste von allen — du wurdest nie geliebt!

Ein häßlicher, ungesunder Traum, den ich mich abzuschütteln bemühe.

In dem letzten Brief, welchen ich von Valrogis vor seinem Kommen erhielt, skizzierte er mir mit flüchtigen Worten seinen Lebenslauf. Er steht in meinem Alter, hat aber noch nichts Schweres durchgemacht. Seine Ehelosigkeit begründet er damit, daß ihm bisher kein Weib begegnete, welches seinem Ideal entspräche. Was er vor allem in seiner künftigen Frau sucht, ist Seelenverwandtschaft, Verständnis für sein Denken und Empfinden.

Warum sagt er dies gerade mir?!

Ist es unrecht, daß ich solchen Gedanken nachhänge. Ich bin sechsunddreißig Jahr alt, meine Tochter wird sich in Bälde verheiraten, und dann stehe ich allein auf der Welt. Allein, ganz allein!

Mario nahm mich zur Frau, weil Beata es verlangte. Daß er mich nicht liebte, habe ich stets unklar empfunden, so jung ich auch damals war, und dies Gefühl legte sich wie Mehltau auf meine Liebe, hinderte dieselbe, sich voll und ganz zu entfalten.

Ich wurde nie geliebt, ich habe nie geliebt; mein Los ist das Traurigste von allen, wie das Traumbild es mir gesagt.

* * *

Valrogis hatte den Wunsch ausgesprochen, Serramonte-Alto zu besichtigen.

Meine Tochter schaute mich erschrocken an. „Mama geht niemals dorthin," sagte sie befangen.

„Verzeihung Cousine, es ..."

„Silvia mag Sie hinauf begleiten!" schnitt ich seine Entschuldigung ab.

„Wollen Sie?"

Silvia errötete. Sie pflegt stets zu erröten, wenn Valrogis das Wort unmittelbar an sie richtet, und niemals erscheint ihr liebliches Gesicht mir anziehender als in solchen Augenblicken. Silvia ist groß und schlank, gleich einer florentinischen Schwertlilie, und er, den ich mir schwach und mißgestaltet vorzustellen liebte, er ist schön und kräftig wie sie.

Warum gebrach es mir an Mute nach Serramonte-Alto hinauf zu gehen? Die Cecchi sind längst tot; ihre Fabrik gehört einer deutschen Aktiengesellschaft, und das Kastell, wo ich Beata zum erstenmale sah, ist gänzlich verfallen.

Warum gebrach es mir an Mut?

Als meine beiden Spaziergänger heimkehrten, leuchtete Silviens liebreizendes Gesicht. Sie küßte mich stürmisch, was sie selten zu thun pflegt, und schritt mit der Anmut einer jungen Göttin dem Hause zu.

Valrogis setzte sich zu mir auf die Marmorbank im Lorbeerhaine, mein Lieblingsplätzchen aus früheren Tagen.

„Nun, war der Ausflug hübsch?“ frug ich ihn.

„Herrlich!“ entgegnete er begeistert.

„That ich unrecht, Sie nicht zu begleiten?“

Er sah mich erstaunt an, dann beeilte er sich höflich zu erwidern: „Ich habe Ihre Abwesenheit lebhaft bedauert.“

„Silvia konnte den Cicerone jedenfalls viel besser machen. Sie kennt unser Land sehr genau und hat viel gelernt und gelesen.“

„Ein seltenes Mädchen,“ sagte Valrogis. „Lassen Sie mich Ihnen gestehen, Cousine,“ fuhr er mit Wärme fort, „daß ich es bisher für unmöglich gehalten, schon in diesem Leben einem so reinen, vollkommenen, auserlesenen Wesen zu begegnen wie Ihnen. Wissen Sie, daß ich mich seit zehn Monaten nur mit Ihnen beschäftigt habe? Bei allem, was ich that und schrieb, frug ich mich stets: was wird Frau Palma dazu sagen? Sie, und immer nur Sie, sind das Alpha und Omega aller meiner Gedanken gewesen. Als ich nach Ventiglia kam, bangte mir ein wenig, ob die Wirklichkeit auch dem Idealbild entsprechen würde, das ich mir von Ihnen gemacht, und nun ...“

Mein Herz pochte wild. „Und nun?“ frug ich leise.

„Nun verehre ich Sie, gleich einer Heiligen. Waren Sie mir schon als Frau teuer und achtunggebietend, um wieviel mehr mußten Sie dies für mich werden, da ich Sie als Mutter kennen lernte. Niederknien möchte ich vor derjenigen, welche im Vollbesitz von Jugend, Schönheit und Reichtum auf alle Freuden der Welt verzichtete, um nur noch für andre zu leben. Was haben Sie nicht alles geleistet, ganz abgesehen von ihrem Meisterwerke: Silvias Erziehung! Ich besuchte Ihre Schule, Ihr Krankenhaus, Ihr Asyl für alte Leute. Wieviel Segen verbreiten Sie um sich, wie glücklich müssen Sie sein.“

O, mein Gott, er hat ja recht! —

* * *

Die Olivenbäume färben sich violett, der Hirt treibt seine Herde bergab — es wird Herbst.

Heute sprach ich mit meiner Tochter von unserm baldigen Umzug nach Florenz.

„Warum hast du es denn so eilig damit, mamma mia?“ frug sie traurig. „Verlangt dich denn nach den Gesellschaften?“

„Durchaus nicht, mein Kind, aber ich denke an deine Zukunft.“

Silvia errötete und blickte träumend ins Weite. „Meine Zukunft!“

In diesem Augenblick kam Valrogis auf uns zu. Er hielt einen Zweig blühenden Flieder in der Hand, den er Silvien darreichte.

„Arme Blume, sie hat sich in der Jahreszeit geirrt,“ bemerkte er dabei.

„Arme Blume!“ wiederholte Silvia. „Ich weiß übrigens, wo Sie dieselbe gepflückt haben. Beim marmornen Faun, nicht wahr? Der Busch hatte sehr früh im Jahr geblüht, während des Sommers stand er dagegen kahl und dürr, so daß ich ihn für abgestorben hielt, und nun treibt er diese späte Blüte.“

Erinnerte sich Valrogis des Vergleiches, welchen er einstmals zwischen solchen herbstlichen Trieben und denjenigen Frauenherzen anstellte, deren erste Liebe frühzeitig geknickt wurde?

Seit einer Stunde betrachte ich die beiden, Silvia sitzt auf der Terrassenbrüstung, Valrogis steht vor ihr; sie sprechen wenig, aber seine Blicke sagen mehr als Worte vermögen.

Sie sind glücklich!

* * *

Ich habe Valrogis gebeten, mir meine Briefe zurückzugeben. Er that es jedoch bloß leihweise, weil er behauptete, an denselben mehr als an seinen eignen Schriften zu hängen. Ich las die Briefe der Reihe nach prüfend durch. Kein zärtliches Wort, nichts, was mein demütigendes Geheimnis verraten könnte, ist darin zu finden. Gottlob, ich wäre sonst vor Scham gestorben!

Es bedurfte keines feierlichen Antrages. Hand in Hand kamen die beiden auf mich zu, und ich verstand sie. Nur eine Sekunde lang krampfte sich mein Herz zusammen, und ich hätte aufschreien mögen vor Schmerz. Nahm Valrogis mir doch alles, meinen letzten Traum, mein letztes Glück, — nahm er mir doch mein Kind!

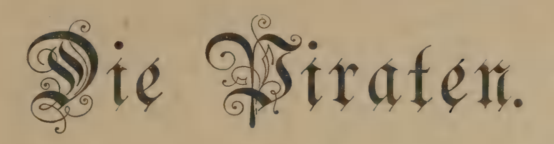
Doch, was konnte ich Besseres für Silvia wünschen? Dieses Glück, das ich so thöricht gewesen, für mich zu erhoffen, verdient sie es nicht unendlich mehr? Und wird ihr junges, ungetrübtes Gemüt dem Gatten nicht unendlich mehr zu geben vermögen, als eine alternde, durch Schmerzen geprüfte Frau?

Ich werde weiße Haare haben und Valrogis' Schwiegermutter sein. Seine Schwiegermutter! Ich wiederhole das Wort, um mich daran zu gewöhnen.

Sie werden mich verlassen. Zuerst wollen sie reisen, dann bei sich daheim in Frankreich leben; — und ich bleibe allein hier zurück.

Allein, ganz allein! .. Allein? O nein, mein Gott! Eifriger, denn zuvor, werde ich bestrebt sein, das Los der Armen um mich her zu verbessern, und der Gedanke an alle jene, welche mir ihr Glück schulden, soll meine Einsamkeit erheitern. In Silvia will ich leben! Tausendfach beseligter durch ihr Glück, als ich es jemals durch die Erfüllung meiner eignen selbstsüchtigen Wünsche hätte werden können.

Allein mit Dir ... o mein Gott!



Die Piraten.

See-Roman

von

William Clarke Russell.

Autorisierte deutsche Bearbeitung

von

Friedrich Meister.

Erstes Kapitel.

Die Bark „Queen“.

Es war eine mondhelle, stille Nacht. Auf einer kleinen Landspitze, die eine kurze Strecke in die Bai von Sydney hinausragte, standen zwei Männer in angelegentlichem Gespräch.

Zur Zeit dieser Geschichte war noch keine Spur von dem gewaltigen „Cirkular-Quay“ vorhanden, der heute die Bai von Sydney umschließt. Die ladenden und löschenden Schiffe fanden damals Unterschlupf in sogenannten Creeks, langen, künstlich hergestellten Ufereinschnitten, in denen sie an Pfählen und Bollwerken vertäut lagen, und zwar so zahlreich, daß die dichten Mastenwaldungen in dieser Mondnacht wie Wolkenmassen jenseits der blendend erschimmernden Bai lagerten.

Die Mastlaternen der draußen im offenen Wasser ankernden Fahrzeuge blinkten in dem allgemeinen Silberglanze so schwächlich wie Glühwürmchen.

Eins dieser letzteren Schiffe befand sich dem Standorte der beiden Männer gerade gegenüber, kaum eine kleine Seemeile von der Landspitze entfernt. Es war eine schmucke kleine Bark, die, ihrer in allen Teilen vollständigen Takelung nach zu urteilen, entweder demnächst auslaufen sollte, oder aber soeben erst binnen gekommen war.

Die beiden Männer hielten während ihrer Unterhaltung beinahe unabläßig die Blicke auf dieses Schiff gerichtet. Jetzt zog schattenhaft, wie eine lichte Nebelwolke, ein großes Vollschiff, das soeben die lange Fahrt von Europa nach Australien beendet haben mochte, an demselben vorüber. Einige Minuten später wurde das über der Bai lagernde Schweigen unterbrochen, zuerst von dem Gerassel der durch die Eisenklüsen fahrenden Ankerketten und dann durch das verhallende Schreien und Singen der Seeleute, die die Segel aufgeieten, die im Mondlicht zu zerfließen und zu verschwinden schienen.

Es war zehn Uhr. Von der Stadt her verkündeten dies in verschwimmenden Klängen einige Kirchenuhren. Die Glocken der Schiffe nahmen die Kunde auf und verbreiteten sie weiter, und eine kurze Zeit lang erfüllte ein allgemeines Geklingel die bisher so stille Mondnacht, teils näher und lauter, teils ferner und schwächer, in den Creeks wie draußen in der Bai, bald höher, bald tiefer, aber immer melodisch, wie Geistermusik. Hier und da kroch wie ein dunkles Fleckchen ein Boot über die glatte, leuchtende Flut, umwallt und begleitet von Phosphorgefunkel, das sprühend und glänzend erschienen wäre, wenn kein Mond am Himmel gestanden hätte.

Die Schiffsglocken hatten soeben ihr Klingen eingestellt, als die Männer ein Rudergeräusch vernahmen.

„Jetzt kommt er,“ sagte der eine, die Augen mit der Hand beschattend, und in der Richtung des Geräusches auslugend.

„Nicht doch, Trollop,“ entgegnete der andre, „was da kommt, ist ein Boot mit mindestens einem halben Dutzend Reemen in den Dollen. Den Hankey, der sein Boot wrickt, merken wir erst, wenn er dicht vor uns ist.“

Während der letzte Sprecher noch redete, glitt ein langes weißes Boot aus dem weißdunstigen Mondschein in den Gesichtskreis; der Mann im Stern desselben stand auf, als er die beiden am Strande wahrnahm, wie um sie genauer betrachten zu können. Man sah die Knöpfe an seinem Rock glänzen, auch die sechs Bootsruderer waren uniformiert.

Auf ein Kommando des Mannes im Stern blieben die Reemen über dem Wasser in der Schwebe und das Boot trieb langsam an der Mündung des nahen Creeks vorüber, in die der Mann forschend hineinspähte. Weit konnte sein Blick nicht reichen, denn der Silberschimmer des Mondlichtes verwandelte sich dort drinnen in trübe Dämmerung, ins Schwärzliche verdunkelt durch die Schiffe und ihre dichtverwobene Takelung. Die Männer auf der Landspitze ließen das kleine Fahrzeug nicht aus den Augen.

„Was ist das für ein Boot?“ fragte einer von ihnen.

„Entweder ist es das Hafenwachtboot, oder aber es gehört zu einem der Kriegsschiffe,“ antwortete der andre.

„Was hat es hier zu suchen? Vielleicht ist's hinter einem Deserteur her; vielleicht will es auch wissen, was da draußen vorgeht — was?“

Der Sprecher wies mit einem Neigen des Kopfes nach der Bark hinüber.

Der Mann im Stern des weißen Bootes hatte seinen Sitz wieder eingenommen, die Reemen senkten sich ins Wasser, und das kleine Fahrzeug verschwand in dem schimmernden Dunst.

Fünf Minuten später erschien ein schwarzer Punkt in der Linie zwischen der Landspitze und der Bark. Derselbe vergrößerte sich zusehends und entwickelte sich bald zu einem Boote, das ein im Hinterteil stehender Mann mittels eines über das Heck gelegten Reemens vorwärts wrickte. Er lenkte das Boot in den Creek hinein und sprang hier leichtfüßig ans Ufer, das Fahrzeug an der Fangleine festhaltend. Die beiden andern gesellten sich zu ihm.

„Nun, Hankey, wie schaut's aus?“

„Ich bin über eine Stunde mit Poole allein gewesen und habe nach Möglichkeit alles, was uns von Wichtigkeit sein kann, aus ihm herausgepumpt,“ antwortete der Angekommene. „Der Kapitän ist am Lande, der erste Steuermann liegt unwohl in seiner Kammer und so gelang es mir um so eher, ihn mit Hilfe einiger Flaschen Champagner redselig zu machen. Die Bark hat einige Passagiere an Bord; sie geht morgen nachmittag in See. Ich betrachtete mir alles genau, als ich das Deck entlang schritt, und ich kann sagen, daß sie ein Fahrzeug ist, an dem auch der wählerischste Seemann seine helle Freude haben muß. Meiner Ansicht nach ist sie mit sechs Mann sehr gut zu handhaben. Zwar sind die Raaen etwas lang für die Größe des Schiffes, dennoch mache ich mich anheischig, das Großmarssegel bei steifer Brise mit drei Mann zu bewältigen und fest zu machen.“

Die beiden andern hörten ihm eifrig zu. Die Ausdrucksweise des Mannes war die jemandes, der eine gute Erziehung genossen hat; dasselbe galt auch von seinen Gefährten. Allen dreien konnte man anmerken, daß sie einst den besseren Gesellschaftskreisen angehört hatten, und es lag die Mutmaßung nahe, daß das Goldfieber sie nach Australien geführt, daß sie hier jedoch keine Schätze gesammelt, sondern ihr Leben in wechselvollster Art gefristet hatten, teils zu Lande und teils zu Wasser; letzteres ging besonders aus Hankeys Worten hervor und aus dem Verständnis, das dieselben bei den andern fanden.

„Ist eine Waffenkiste an Bord?" fragte einer.

„Ja."

„Wo ist die verstaut?"

„In der Kammer des zweiten Steuermanns. Viel Staat kann die Bark allerdings damit nicht machen," fuhr Hankey fort, „denn der ganze Waffenvorrat besteht in einigen alten Marinesäbeln, einigen rostigen Pistolen und einer Anzahl kurzer Musketen. Die schottischen Reeder legen augenscheinlich nicht viel Geld in der Bewaffnung ihrer Schiffe an."

„Sie können den Inhalt der Waffenkiste doch unmöglich gesehen haben," warf einer der andern ein; „was Sie da sagen, ist also bloße Voraussetzung."

Ohne hierauf zu antworten, gab Hankey die Fangleine des Bootes dem ihm Zunächststehenden zu halten und zog eine kurze Holzpfeife aus der Tasche.

„Und wenn die Waffen auch von neuester Konstruktion sein sollten," meinte der Mann, der die Fangleine hielt, „die Kajütsfenster werden wohl groß genug sein, sie hindurchzuwerfen."

„Wie steht's mit der Munition an Bord," fragte der dritte Mann.

„Ich habe ganz vergessen, danach zu fragen," war die Antwort.

„Und wie stark ist die Mannschaft?"

„Elf Mann vor dem Mast; mehr waren nicht aufzutreiben. Zur vollen Besatzung gehören achtzehn Mann; aber kaum haben die Kerle angemustert und eine Monatsheuer als Handgeld in der Tasche, dann brennen sie durch und der Kapitän hat das Nachsehen, weil die Polizei ihm nicht helfen kann. Wie der zweite Steuermann mir erzählte, haben sie die ‚Queen' auch nur deshalb da draußen vor Anker gelegt, um den Matrosen das Entwischen zu erschweren. Das Boot der Hafenwache hat Anweisung, während der Nacht die Bark im Auge zu behalten und Desertionen zu verhindern."

„Das Boot ist soeben hier vorbeigekommen," bemerkte einer.

„Ich weiß. Der Hafenoffizier sah meine Jolle am Heck der Bark hängen und rief uns an; der zweite Steuermann aber beruhigte ihn und sagte, es wäre alles richtig und ich wäre sein Freund, und sie sollten mich ungehindert ziehen lassen, wenn ich demnächst an Land fahren würde."

„Nun zur Hauptsache," sagte der Mann, der den Namen Trollop führte; „das, worauf es uns ankommt, ist doch an Bord?"

„Selbstverständlich," war die Antwort. „Als der Champagner in Pooles Kopf zu wirken begann, da brüstete der dumme Mensch sich ordentlich damit. ‚Denken Sie sich nur,' sagte der Mann, die Hand vertraulich auf meinen Arm

legend, ‚Sie mögen's glauben oder nicht, aber die alten spanischen Gold- und Silber-Galeonen waren Bettelpack gegen uns hier!‘ ‚Ach, Sie übertreiben,‘ meinte ich. ‚Wahrhaftig nicht,‘ erwiderte er. ‚Ich kann Ihnen sagen, wir haben eine furchtbare Verantwortung hier an Bord; wenn die Banditen und Strolche in Sydney davon eine Ahnung hätten, dann dürften wir, solange wir hier noch in der Bai sind, Säbel und Revolver nicht aus der Hand legen.‘ Ich that, als wäre ich schon schläfrig und als interessiere mich das schöne Mondscheinbild des Hafens mehr als sein Gerede, nebenbei aber fragte ich so ganz verloren, wo sie eine so gefährliche Ladung denn eigentlich verstaut hätten, und ob man ihn dabei ins Vertrauen gezogen habe. ‚Oho,‘ antwortete er, ‚das kann Ihnen keiner besser beantworten als ich, denn ich habe die ganze Verstauung geleitet. Es liegt alles in einem festen, aus Balken und Bohlen hergestellten Gelaß, das lediglich zu diesem Zweck im Raume, unmittelbar hinter dem Großmast, angebracht worden ist. Ringsherum und obendrauf sind die Wollballen gepackt, so daß beim Öffnen der Luke keine Spur davon zu sehen ist.‘“

Die beiden andern hatten diesem Bericht Hankeys mit größter Aufmerksamkeit gelauscht; das Gehörte mochte ihnen wohl zu denken geben, denn während einiger Minuten sprach keiner ein Wort.

„Die Bark sieht in dieser Beleuchtung wirklich entzückend aus,“ begann Trollop endlich wieder, mit einer Handbewegung über das Wasser deutend. „Gerade ein solches Schiffchen war es, in dem ich damals als Überzähliger von England hier herauskam. Der Kasten war ein Schnellsegler und lief dreizehn Knoten bei einer Bramsegel-Brise, und das war gut, denn ich hatte nicht die besten Tage an Bord. Die ‚Queen‘ da drüben aber sieht mir so aus, als käme es ihr auf ein paar Knoten mehr nicht an.“

Wieder standen die drei Männer in schweigender Betrachtung der Scenerie. Nach einer Weile begann Trollop den Anfang eines Liedchens zu pfeifen.

„Ich möchte wohl wissen, wie es in diesem Augenblick in London aussieht,“ sagte er. „Wenn alles geht, wie es gehen soll, dann wird das später meine Residenz. An keinem Orte der Welt läßt es sich besser leben, als dort, und ich kenne die Welt.“

„Es ist spät,“ sagte der Mann, der von der Bark gekommen war, „ich mache, daß ich heimkomme. Will jemand noch mitfahren bis zum Bollwerk?“

Alle drei stiegen in das kleine Fahrzeug, das gleich darauf geräuschlos in den Creek hineinglitt. Als es im Schatten der Schiffe verschwand, schlug die Glocke der Bark fünf Glasen — halb zehn. Unmittelbar darauf verkündeten auch die übrigen Schiffsglocken die Zeit, und wieder wurde die nächtliche Stille durch ein Klingen unterbrochen, daß einem mit geschlossenen Augen Lauschenden wohl an einen friedlichen Sonntagmorgen drüben in der alten Heimat hätte erinnern können. —

Den Bekanntmachungen in den Zeitungen zufolge hatte die „Queen“ schon drei Wochen vor ihrem wirklichen Auslaufen in See gehen sollen. Der Grund der Verzögerung war die Schwierigkeit, Matrosen zu erlangen und die bereits angemusterten festzuhalten. Die Unvollzähligkeit ihrer Besatzung fiel um so mehr ins Gewicht, als

man in jenen Tagen noch keine doppelten Marsraaen kannte und die Schiffsarbeit demgemäß mehr Kräfte beanspruchte, als heute.

Der Kapitän wußte sich schließlich vor Ungeduld kaum zu lassen. Einige der Passagiere dachten schon ernstlich daran, sich nach einer andern Reisegelegenheit nach Europa umzuthun. Zum Glück für die „Queen“ aber befanden sich alle übrigen Schiffe in derselben schlimmen Lage. Endlich war es dem Steuermann gelungen, die notwendigste Mannschaft zusammenzubringen, verwahrloste, zerlumpte, verkommene Subjekte, die der Hunger aus den Goldfeldern getrieben hatte, die schon seit langer Zeit nicht mehr wußten, was es hieß, die Nächte unter Dach und Fach und in Betten zuzubringen. Um zu verhindern, daß die nicht auch noch davonliefen und verschwanden, während der Kapitän beim Frühstück saß oder der Steuermann den Proviant musterte, warf man die Trossen am Bollwerk los, ließ das Gangspill bemannen und in wenigen Minuten glitt das schöne Schiff unter wenigen Segeln und vor einer leichten Brise nach dem Ankerplatz hinaus, wo es gegenwärtig lag.

Am folgenden Tage, nachmittags zwei Uhr, trat die „Queen“ ihre Reise an. Ihr Bestimmungsort war London. Man hatte herausgerechnet, daß sie die Fahrt dorthin in fünfundsiebzig Tagen zurücklegen würde. Die Ausreise hatte sie in achtzig Tagen gemacht, schneller als die Dampfschiffe jener Zeit dies zu thun vermochten.

Der Wind war günstig, der Himmel blau und klar und die Luft durchglüht von dem australischen Sonnenschein. Am Morgen hatte der Kapitän seine Kleidervorräte aufgethan und die Matrosen, die sich vorher waschen mußten, mit neuen Anzügen ausgestattet, so daß sie nun im allgemeinen recht anständig einhergingen. Der Preis dieser Ausrüstung wurde dem Conto jedes einzelnen zur Last geschrieben. Sie hatten seit langer Zeit zum erstenmal wieder regelrechte Schlafstätten gehabt, sodann ein menschenwürdiges Frühstück genossen, und nun kamen sie sich wieder etwas menschenähnlicher vor, als bisher. Mit lautem Gesange wanden sie den Anker auf und dachten dabei an die Genüsse der Civilisation, die ihnen am Ziel der Reise winkten.

Einige Boote ruderten vom Schiffe nach dem Lande zurück; in ihnen standen Männer und Frauen, die mit winkenden Tüchern die Abschiedsgrüße beantworteten, die ihnen vom Achterdeck der Bark noch zuteil wurden. Sämtliche Passagiere der Bark, neunzehn an der Zahl, befanden sich an Deck, als der Anker aus dem Grunde emporkam und das Fahrzeug sich unter Klüver und Vormarssegel langsam auf seinen Kurs legte. Unter dieser Schar befanden sich nur sieben Damen, darunter Mrs. James Dent, die Frau eines kolonialen Kaufmanns, sodann eine Mrs. Holroyd und ihre Tochter Edith, und ferner eine Miß Margaret Mansel, letztere ein schönes junges Mädchen mit dunkeln Augen und weichen, gedankenvollen Zügen. Noch hatte der Lotse das Kommando des Schiffes; der Kapitän schritt abseits auf und nieder; man sah ihm an, daß er den Kopf voll von den Schiffsangelegenheiten hatte und allein zu sein wünschte.

Er war ein Typus jener alten Seeschiffer, die heute leider beinahe ausgestorben sind. Sein Gesicht hatte die Farbe des frisch abgesägten Endes eines Mahagonibalkens, welcher ungewöhnliche Teint durch sein schneeweißes Haupt- und Barthaar noch gehoben wurde. Seine tiefliegenden grauen Augen blickten so scharf

und durchdringend, wie die eines Fischadlers. Das jahrelange Wandern auf den Decksplanken hatte seine Beine nach außen gekrümmt. Er trug den hohen Cylinderhut, den man allenthalben in Londons Straßen sieht; eine andre Kopfbedeckung kannte er nicht, mochte er sich nun in den wilden Winterstürmen des Kap Horn, oder in der Glühofenhitze der Windstillen zwischen den Wendekreisen befinden.

Einige der Passagiere waren wohl wert, daß man sie mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. Dieselben sind bestimmt, eine Hauptrolle in dieser merkwürdigen Seegeschichte zu spielen, es wird daher am Platze sein, einen und den andern von ihnen schon jetzt dem Leser vorzuführen, während die Bark dem letzten Vorlande zustrebt. An dem messingenen Geländer, welches das erhöhte Achterdeck nach vorn abgrenzt, lehnt ein hochgewachsener Mann; er dreht an seinem großen schwarzen Schnurrbart, während er voll Neugier und Interesse das Vorschiff zu betrachten scheint. Sein Äußeres ist nicht unschön, er schaut männlich und martialisch drein, er mag gegen sechs Fuß messen, seine Schultern sind von entsprechender Breite und seine Manieren sicher und vornehm. Seinem ganzen Wesen nach könnte man ihn für einen ehemaligen Offizier der Armee halten.

In geringer Entfernung von diesem steht ein andrer Herr, der ebenfalls etwas Militärisches an sich hat; er ist von mittlerer Größe, hat einen starken dunkeln Bart, ein ruhiges, forschendes Auge und ein nicht unangenehmes Gesicht. Seine Kleider sind noch zu neu, um absolut fein zu sein. Wer aber achtet auf so etwas bei einem Manne, der im Begriff ist, aus Australien heimzukehren?

Ein dritter Gentleman lehnt an der Backbord-Reeling; seine kleinen blauen Augen haben den eigentümlich stieren und nebelhaften Blick des Gewohnheitstrinkers; er hat dieselben auf Miß Margaret Mansel gerichtet, die auf der andern Seite des Achterdecks mit Mrs. Holroyd und deren Tochter plaudert. Von Gestalt ist er groß, schwer und fett, sein Haar ist hellblond, sein schwacher Schnurrbart kaum sichtbar.

Das waren die drei Männer, die am vergangenen Abend auf der Landspitze an der Bai von Sydney standen und die Bark und das ganze sternenfunkelnde Mondscheinbild bewunderten. Wer hätte wohl aus ihrer Unterhaltung daraus schließen können, daß sie bereits als Kajütspassagiere der „Queen" ihre Überfahrt bezahlt hatten?

Der hochgewachsene Mann mit dem schwarzen Schnurrbart war der Hauptmann Henry Trollop; der Name des zweiten war Paul Hankey und der Mann an der Reeling nannte sich Alexander Burn.

Ein weiterer Passagier, zu dem die Damen gelegentlich verstohlen hinblickten, war Mr. Sampson Masters; aus einiger Entfernung betrachtet, war sein Antlitz von vollkommener Schönheit, trat man jedoch etwas näher, so zeigte seine Haut jene unreine und pockige Beschaffenheit, die eine Folge wüster Ausschweifungen aller Art ist. Er stand in der Nähe des Steuerrades und schaute unter der Krempe seines weißen, schwarzbebänderten Filzhutes zu den Segeln empor, und zwar mit einem Blicke, der den Sachkenner verriet.

Noch einige andre Herren befanden sich an Deck; einer, ein kleines Männchen, Mr. William Storr, war ein Auktionator, der seine Geschäfte bei den Antipoden beendet hatte und nun heimkehrte. Sein rundes, dünn umbartetes Gesicht blickte

eifrig und aufmerksam hierhin und dorthin; die Neuheit der Umgebung und die Schönheit der Scenerie schienen ihn augenscheinlich höchlichst zu interessieren. Ganz in seiner Nähe gewahrte man einen hünenhaften Mann, der unter dem Namen Mark Davenire an Bord gekommen war; er trug eine schwere silberne Uhrkette auf seiner glänzend grünen Weste, hatte den Strohhut bis fast auf die Nase gerückt und seine Augen schweiften lauernd allenthalben umher.

Eine gewisse scheue Zurückhaltung, die man beim Beginn einer Seereise stets unter den Passagieren wahrnehmen kann, schien auch hier obzuwalten. Die Damen machten sich zuerst untereinander bekannt, die Herren aber bewahrten noch ihr steifes Wesen, was man allerdings bei den Dreien, die am vergangenen Abend so bekannt miteinander schienen, kaum hätte erwarten sollen.

„Du meine Güte!“ rief plötzlich Mrs. James Dent, deren schwarzes Haar, der damaligen Mode entsprechend, an der Stirn und einem Teil der Wangen hinab glatt festgeklebt war, „du meine Güte! Schwimmt da nicht ein Boot?“

Die Hand, mit der sie in die Ferne deutete, funkelte von Ringen. Das Schiff befand sich am Ausgange der Bai von Sydney, der Gegenstand, auf den die Dame hinwies, hob und senkte sich mit den Wogen in einer Entfernung von etwa dreiviertel Seemeilen. Alles drängte sich herzu, um zu sehen. Hauptmann Trollop klemmte sein Monocle ins Auge. Kapitän Benson, der weißhaarige Schiffer, nahm das Teleskop zur Hand.

„Ach bitte, Herr Kapitän, lassen Sie uns recht dicht an dem Boot vorbeifahren,“ sagte Mrs. Dent.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl, Madam,“ antwortete der Schiffer.

„Solch ein einsames Boot,“ bemerkte Mrs. Storr, den Arm ihres Gatten nehmend, den sie beinahe um einen halben Kopf überragte, „solch ein einsames Boot läßt uns den Ocean noch öder erscheinen, als er ohnedies schon ist.“

„Ah!“ rief Mr. Burn, an die Gruppe herantretend, die sich um den Kapitän gebildet hatte, „in diesem Ausspruch liegt ein tiefer Sinn, er zeigt uns den Ocean gleichsam in einem neuen Lichte.“

Mrs. Storr schaute sich argwöhnisch nach dem Sprecher um, dann aber lächelte sie und fuhr fort: „Auf unsrer Ausreise in der ‚Perle von Indien‘ begegneten wir einem verlassenen Schiffe. Sein Anblick machte den Ocean thatsächlich zu einer schrecklichen Wüste. Eine ähnliche Wirkung bringt jenes kleine Boot dort hervor.“

„Das ist erklärlich,“ versetzte Mr. Burn sehr höflich, „solche einsam treibenden Fahrzeuge geben der unermeßlichen Weite des Meeres erst ihren Accent, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ein Wrack verleiht unsrer Einbildung den Punkt, von dem aus wir die Messung der gewaltigen Entfernungen erst beginnen können.“

Er sprach diese Worte mit einem Pathos, als wäre er früher einmal Schauspieler gewesen.

Der Hauptmann Trollop warf durch sein Monocle einen Blick auf Mr. Burn und wendete sich dann mit leichtem Lächeln zur Seite. Mr. Davenire, Mr. Caldwell, letzterer ein schwarzbärtiger, jüdisch aussehender Mann, und noch einige andre der Umstehenden schienen gleichfalls durch Burns Worte belustigt zu sein.

Mrs. Storr fühlte sich durch die Aufmerksamkeit, die sie erregt hatte, geschmeichelt; sie war im Begriff, noch mehr zu sagen, als eine laute Stimme von der Back her sie daran hinderte.

„Ein Boot dicht unter dem Buge!“ meldete der Steuermann.

Während das Boot an der Seite des Schiffes dahinglitt, erhob sich ein allgemeines Gemurmel an Deck. Es war seiner Bauart nach ein Walfischfängerboot; unter den Duchten lagen die Leichname zweier Seeleute; man konnte denselben ansehen, daß sie nach furchtbaren Qualen dem Hunger und dem Durste zum Opfer gefallen waren.

Die meisten der Damen wendeten entsetzt die Gesichter ab und traten hastig von der Reeling zurück; einige der Herren wurden bleich, Mr. Burn sah aus, als ob er krank werden wollte. Die wahre Bedeutung der Sache aber wurde allein den Seeleuten der Bark verständlich. Welch eine Tragödie mußte sich in dem kleinen, wettergebleichten Boote abgespielt haben!

Als der Kapitän das Teleskop in die Klampen unter der Kajütskappe zurücklegte, zeigte sein Gesicht keine Veränderung.

„Ich wünschte,“ sagte Mr. Dent zu dem weißhaarigen Seemann, „wir wären dem Boote nicht begegnet. Wenn einem gleich zum Beginn der Reise Leichen in die Quere kommen, so ist dies eine schlimme Vorbedeutung.“

„Die beiden Toten dort können Ihnen nichts mehr zuleide thun,“ entgegnete der Schiffer trocken.

„Zugegeben,“ rief einer der Passagiere, ein Mann mit winzigen Augen und einem unangenehmen, selbstgefälligen Grinsen um den großen Mund. „Der Herr aber hat gewiß dem Gedanken mehrerer von uns Ausdruck verliehen. Ich wundere mich übrigens, Kapitän, daß Sie, ein alter Seefahrer, nicht abergläubisch sind.“

Der Schiffer blickte seitwärts nach den Stiefeln des Sprechers und dann hinauf nach den oberen Raaen.

„Nach diesem Anblick werde ich nicht im stande sein, heute mittag auch nur einen Bissen zu genießen,“ rief der Hauptmann Trollop, sich von der Gruppe entfernend.

Wie um ihn auf die Probe zu stellen, erklang in diesem Augenblick der erste Ruf der Tischglocke.

Weit hinten am Horizonte wurden die von der Sonne bestrahlten Segel eines Schiffes sichtbar. Dasselbe segelte genau im Kielwasser der „Queen“, so stetig und unentwegt, als wäre es ein Verfolger.

Zweites Kapitel.

Der Kutter.

Glühendrot strömten die Strahlen der untergehenden Sonne durch die Fenster und das Oberlicht in die Kajüte hinein, als die Passagiere an der reich besetzten Tafel ihre Plätze einnahmen. Das warme Licht ließ das Tafelgeschirr blitzen und funkeln und umgab die Gestalt des weißköpfigen Schiffers wie mit einer Glorie.

Auch die Lampen brannten bereits, um die Erleuchtung der Kajüte fortzusetzen, wenn die Sonne verschwunden sein würde.

Die Kajüte, die Tafel und die Tischgesellschaft stellten eins jener Bilder dar, denen man heute nur noch selten, ja wohl niemals mehr auf der See begegnet. Die großen, modernen Oceandampfer zerstreuen ihre Hunderte von Passagieren in zwanzig verschiedene Tischgenossenschaften, und der Kapitän ist gewissermaßen nur ein Dekorationsstück mit blanken Knöpfen und Goldborte, nicht mehr, wie einst, der patriarchalische Gastgeber, sondern nur noch in einsamer Höhe der Herr des Ganzen und der Kommandant. In den guten alten Zeiten der „Queen" bildeten die Passagiere des Schiffes gewissermaßen eine Familie. Sie saßen rings um einen großen Tisch, und der Kapitän konnte von seinem oberen Ende aus die Fragen des am untersten Ende sitzenden Gastes bequem beantworten; wenn die Leute erst einigermaßen bekannt miteinander waren, dann fehlte es bei den Mahlzeiten nie an einer geselligen Unterhaltung.

Die Speisenden wurden von den gewandt und geräuschlos hin- und herlaufenden Stewards bedient; letztere trugen kurze schwarze Jacken und entwickelten eine erstaunliche Behendigkeit. Durch die Fenster vernahm man das Getön des vorüberrauschenden Wassers; es hörte sich an, wie wenn nächtlich ein Regen auf das Laub des Waldes herabströmt.

Als alle Passagiere ihre Plätze eingenommen hatten, die sie nach altem Herkommen nun während der ganzen Reise behalten mußten, überschaute der Kapitän die beiden Reihen der Gesichter zur Rechten und zur Linken, und im ersten Augenblick berührte ihn die Wahrnehmung, die er dabei machte, ganz eigentümlich. Die Anzahl der Männer war stark überwiegend, immerhin aber saßen auch sieben Vertreterinnen des schönen Geschlechts an der Tafel, so daß die Eintönigkeit angenehm unterbrochen wurde.

Es war weder die Persönlichkeit des Mr. James Dent, noch die des Mr. William Storr, die dem Schiffer bei seinem schnellen Rundblick von backbord nach steuerbord auffiel, es war dies vielmehr eine seltsame Ähnlichkeit der Erscheinungen gewesen, wie man solche z. B. in einer Gesellschaft glattrasierter Schauspieler finden kann. Allerdings konnte von einer Ähnlichkeit zwischen dem Hauptmann Trollop und Mr. Burn nicht gut die Rede sein, ebensowenig wie von einer solchen zwischen Mr. Shannon, einem Herrn mit vorstehenden blauen Augen und einem Flachsbart und dem schwarzen, finster blickenden Caldwell. Der alte Benson zerbrach sich jedoch nicht lange den Kopf darüber. Die Herren hatten das Geld für die Passage prompt bezahlt, teils mit vierzig, teils mit fünfzig Pfund Sterling, und im übrigen machten alle, ohne Ausnahme, den Eindruck von Gentlemen; das mußte ihm genügen.

Am unteren Ende der Tafel hatte der erste Offizier des Schiffes, der Obersteuermann Mr. Matthews, seinen Platz, ein Mann mit rotem, gelocktem Bart und einem Gesicht, dessen bleiche Farbe von einer erst kürzlich überstandenen Krankheit zeugte. Ihm zur Linken saß der Schiffsarzt, rechts von ihm Mr. Paul Hankey.

Anfänglich wurde nur wenig gesprochen. Die Herren schienen sich gegenseitig verstohlen zu mustern, als sähen sie sich hier zum erstenmal. Mr. William Storr versuchte eine Unterhaltung über das Boot, das man vorhin gesehen hatte, in Fluß

zu bringen, wurde jedoch durch Blicke voll Abscheu aus den Augen der Damen sogleich wieder zum Schweigen gebracht.

„Um Verzeihung,“ begann bald darauf Mr. Hankey, sich mit einer gewissen freien Vornehmheit an den Obersteuermann wendend, „wo pflegt der zweite Steuermann, Mr. Poole, sein Mittagsmahl einzunehmen?“

„Hier, auf meinem Platze, wenn die Herrschaften fertig sind und ich wieder an Deck gegangen bin,“ antwortete Mr. Matthews.

„Ich habe nämlich mit dem Herrn die Reise nach Australien gemacht,“ fuhr Mr. Hankey fort, „und zwar an Bord des Vollschiffes „Golden Ball“, auf dem er dritter Steuermann war. Ich habe nie einen fixeren Mann beim Reffen auf der Nock der Marsraae gesehen!“

„Sind Sie jemals ein Seemann von Beruf gewesen?“ mischte sich der Doktor in das Gespräch.

„Einem Mann, der sein Glück in Australien versucht hat, darf man nicht zu sehr mit Fragen auf den Leib rücken,“ versetzte Hankey lächelnd.

„Bitte um Entschuldigung,“ verbeugte sich der Doktor; „aus dem fachmännischen Ausdruck, den Sie soeben gebrauchten, glaubte ich das schließen zu dürfen.“

Jetzt beteiligte sich auch der jüdisch aussehende Herr, der sich Caldwell nannte, an der Unterhaltung.

„Als ich nach Australien kam, wäre ich beinahe kopfscheu geworden,“ erzählte er. „Das Schiff, auf dem ich die Überfahrt machte, hatte auf seiner vorletzten Ausreise einen jungen Baronet an Bord gehabt, dessen Vater in einem Palais am Hyde Park wohnte. Er hatte sich als Kajütspassagier nach den Goldfeldern auf den Weg gemacht. Was soll ich Ihnen sagen? Unser Schiff löschte und nahm Wolle ein, und am letzten Tage vor seiner Rückfahrt nach England sah der Bootsmann, der am Fallreep zu thun hatte, einen ganz verkommenen Vagabunden, eine wahre Vogelscheuche, an Bord klettern, einen Kerl, dem das blasse Elend auf dem Gesichte geschrieben stand. ‚Kennen Sie mich nicht?‘ fragte er den Bootsmann. ‚Nein, ich kenne Sie nicht,‘ sagte der. Darauf nannte die Vogelscheuche ihren Namen. Es war der junge Baronet. Drei Monate lang hatte er sich herumgetrieben; Gold fand er nicht, zu essen hatte er bald auch nichts mehr, und so war er gezwungen, seine Siebensachen Stück für Stück zu versetzen, bis auf die Socken. Und nun war er gekommen, die Rückfahrt nach Hause zu erbetteln. Man erbarmte sich des armen Teufels und gab ihm eine Anstellung als Gehilfe des Stewards; man hielt ihn nicht einmal für gut genug, an der Tafel aufzuwarten, an der er kurz zuvor selber gesessen hatte. Er mußte das schmutzige Geschirr nach der Kombüse bringen und dort abwaschen. War das für einen Mann, wie ich bin, nicht genug, um kopfscheu zu werden?“

Er wollte noch etwas hinzufügen, spülte aber die Worte mit einem Glase Wein hinunter.

Nunmehr kam die Unterhaltung in vollen Gang. Mr. Caldwells Geschichte setzte auch die Zungen der übrigen in Bewegung. Diejenigen, die sich vorher so fremd benommen hatten, wurden mitteilsam gegen einander, und der Kapitän sah sich mit einem Schlage an der Spitze einer Tafelrunde von Leuten,

von denen man während der Reise viel angenehme Geselligkeit erwarten durfte. Man kam auch auf Gold zu sprechen.

„Was hat das Nugget (Bezeichnung der in gediegenem Zustande gefundenen größeren und kleineren Goldklumpen) zuletzt gegolten?“ fragte Mr. Davenire, der große Mann mit der grünen Weste und der silbernen Uhrkette.

„Drei Pfund bis drei Pfund einen Schilling die Unze,“ antwortete Mr. Dent.

„Mich hat die Geschichte von Hargreaves großem Goldfund hier heraus gebracht,“ sagte ein Herr mit Namen Peter Johnson. „Ich meine den Glückspilz, der da oben in Bathurst einen centnerschweren Goldklumpen im Werte von viertausend Pfund Sterling aus einem Felsen sprengte. Himmel, wie mag sich da der Hargreave gefreut haben!“

„Hat auch Sie das Goldfieber hier heraus gelockt?“ wendete sich Mr. Masters schmachtend an die ihm gegenüber sitzende Miß Mansel.

„Ach nein,“ versetzte diese. „Ich kam, um mich in meiner Stellung als Gouvernante zu verbessern, mußte jedoch leider die Erfahrung machen, daß man in Australien nach meinen geringen Fähigkeiten und Kenntnissen nicht das geringste Verlangen trug.“

„Das allgemeine Los!“ rief der Hauptmann Trollop.

„Die Kolonien sind wie Rattenfallen, in denen sich nur das aus dem Mutterlande kommende Gewürm und Ungeziefer fängt und hängen bleibt,“ bemerkte Mr. Storr. „Lassen sich die Herrschaften daher ihre Mißerfolge nicht leid sein.“

„Haben sich, seit das Goldfieber wütet, während Ihrer Heimreisen keine Selbstmorde an Bord ereignet, Kapitän?“ fragte Mr. Hankey.

„Auf der letzten Fahrt hatten wir allerdings einen plötzlichen Todesfall,“ antwortete der Schiffer. „Wir glaubten auch, daß ein Selbstmord vorläge, der Doktor aber konstatierte als Todesursache eine Alkoholvergiftung bei dem Manne.“ —

Es war Abend geworden; am Firmament blinkten die unzähligen Sterne, und der Mond schien voll hernieder. Die Brise war schwächer geworden; man hatte die Sonnensegel aufgerollt, und auf Reeling, Deck und Kompaßhäuschen glitzerte der Tau. Wie ein unermeßliches Schattengefilde breitete sich der Ocean dem Horizont und den Sternen entgegen, und manch einer der Passagiere, besonders unter den Damen, erschauerte bei dem Gedanken, daß diese herrliche Nacht ihren Schleier auch über das Totenboot deckte, das weit hinter ihnen in der dunkeln Ferne einsam dahintrieb.

Ehe der zweite Steuermann in die Kajüte ging, um sein Mittagsmahl einzunehmen, trat er an den Kapitän heran.

„Weiter nichts in Sicht als ein kleines Segel gerade in unserm Kielwasser, durch das Nachtglas soeben erkennbar. Vorhin war mir's, als ließe das Fahrzeug eine blaue Leuchtkugel aufsteigen.“

„Bringen Sie mir das Glas,“ entgegnete der Schiffer.

Der zweite Steuermann verschwand in der Kajüte. Der Schiffer legte das Glas weg, nahm Mrs. Holroyd unter den rechten, ihre Tochter unter den linken Arm und spazierte mit den beiden Damen an der Luvseite des Achterdecks auf und nieder.

Die Herren schlenderten umher. Mr. Cavendish, der Mann mit den winzigen Augen und dem unangenehmen, selbstgefälligen Grinsen, nahm von Miß Mansel Besitz; Burn unterhielt sich in wohlgesetzter Rede mit Mrs. Holroyd und deren Tochter, einige der andern gingen hinab auf das Hauptdeck, wo das Rauchen gestattet war, und hier unterhielten sie sich so lebhaft und angeregt, als habe die erste Mahlzeit an Bord der „Queen" sie bereits zu vertrauten Freunden gemacht.

Die sogenannte „Hundewache", die Zeit von sechs bis acht Uhr abends, ist auf See der angenehmste Teil des Tages. Mit Sonnenuntergang ist in den subtropischen Gegenden sogleich die Nacht da. Die Arbeit ruht, und alles widmet sich der Erholung.

Aus dem Matrosenlogis ertönten die Klänge einer Harmonika. Hauptmann Trollop, Davenire, Caldwell und Hankey gingen, als wollten sie der Musik lauschen, nach vorn bis zur Kombüse. Hier stießen sie auf zwei Matrosen, die barfuß auf und ab schritten. Trollop blieb vor ihnen stehen.

„Ist die Mannschaft an Bord dieser Bark vollzählig?" fragte er den einen.

Der Mann nahm die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Nein."

„Um wieviel zu wenig?" fragte Davenire.

„Um soviel, als wir jetzt sind," sagte der andre Mann.

„Wie ist das Salzfleisch an Bord, taugt es was?" fragte Trollop wieder, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Wissen wir noch nicht; bis jetzt hat's noch frische Kost gegeben."

„Ich kenne einen Fall," begann Mr. Hankey, dem das Mondlicht hell auf das von schwarzem Bart umrahmte Gesicht fiel, „wo schlechtes Salzfleisch der Grund zu der blutigsten Meuterei wurde, die es jemals auf See gegeben hat. Hören Sie, Davenire — man denke sich den Keim zu Mord und Totschlag eingesalzen, gepökelt in einem Fleischfasse liegend. Welcher Romanschreiber würde den Dämon der Empörung dort suchen?"

Er hätte noch mehr geredet, wenn nicht in diesem Augenblick ein lauter Ruf des Obersteuermanns, der die Wache hatte, die Aufmerksamkeit aller an Deck Befindlichen auf eine Rakete gelenkt hätte, die in weiter Entfernung hinter dem Schiffe aufgestiegen war und nun explodierte. Eine Minute später flammte ein Magnesiumlicht auf, gefolgt von abermals zwei Raketen.

„Das kommt von dem kleinen Fahrzeug, das wir schon am Nachmittag hinter uns sahen," sagte der Kapitän zum Steuermann.

„Die Signale gelten uns," versetzte dieser; ein andres Schiff ist nicht in Sicht."

„Was kann man denn von uns wollen? Ist vielleicht ein Postbeutel zurückgeblieben? Da, wieder eine Rakete! Lassen Sie das Schiff beidrehen, Mr. Matthews, wir wollen doch hören, was das Fahrzeug von uns will."

Der Passagiere hatte sich so etwas wie Aufregung bemächtigt. Noch befand man sich kaum einige Stunden auf See, und schon machte sich die Monotonie der endlosen Weite fühlbar. Jetzt sollte es eine Abwechslung geben, eine interessante Mondscheinscene. Da war ein Fahrzeug, das die Bark von Sydney aus verfolgt hatte, das war vielversprechend; nun mußte es etwas ganz Besonderes zu sehen und zu hören geben.

„Nach hinten hin, einige von euch!“ rief der Steuermann den auf dem Hauptdeck stehenden Matrosen zu. „An die Großbrasse! Steuerbord das Ruder!“

Bald war das Schiff in den Wind gebracht, und Mrs. Peacock, eine der Damen, die mit Mrs. Storr die von den Matrosen ausgeführten Manöver beobachtet hatte, gewahrte mit Erstaunen, daß der Mond jetzt auf der andern Seite stand.

Ganz hinten am Heck stand eine Gruppe der Herren in leisem Gespräch.

„Was für ein Fahrzeug kann das sein?“ sagte Davenire, angestrengt nach der Gegend starrend, wo das Feuerwerk sich gezeigt hatte.

„Ah bah! Uns kann's gleich sein, wir haben nichts zu fürchten,“ versetzte Mr. Shannon.

„Auffällig aber ist's doch,“ murmelte der Hauptmann Trollop. „Eben erst aus Sydney heraus und schon verfolgt.“

„Kann das wohl eine Botschaft für uns sein? Wie? Was meinen Sie?“ fragte der junge Roué, Mr. Masters, langsam heranschlendernd.

„Wenn ich das annehmen müßte, so wünschte ich, daß der Kasten in den Grund sänke, ehe er uns erreicht,“ meinte Trollop.

Noch ein andrer kam wie von ungefähr herzu, und wer jetzt die bei einander Stehenden gezählt hätte, der würde gefunden haben, daß es genau zehn waren. Auf der andern Seite des Achterdecks hatten sich um den Kapitän und den Steuermann die übrigen Passagiere versammelt. Plötzlich wendete Trollop sich um.

„Zerstreut euch!“ flüsterte er. Im nächsten Moment löste die Gruppe sich auf; einige begaben sich zu den Damen, andre begannen hin und her zu gehen, noch andre lehnten sich über die Reeling.

Der alte Benson war ungeduldig geworden, das sah man an der Art, wie er das Teleskop bald ans Auge brachte, bald wieder sinken ließ. Er war an einen solchen Aufenthalt nicht gewöhnt. Er fand es unverschämt, daß man ihm zum Beidrehen signalisierte. Zwar war der Wind nur mäßig, die Bark hätte unter vollen Segeln höchstens vier Knoten die Stunde zurückgelegt, aber das war doch immerhin etwas und sicherlich besser, als dieses Stillliegen.

Zwanzig Minuten mochten auf diese Weise verstrichen sein, als ein großer Kutter herangerauscht kam, leuchtenden Schaum über die schwarze Flut vor sich herschiebend. Rasselnd wurde die Gaffel mit dem mächtigen Großsegel heruntergelassen, eine starke Stimme rief, man solle eine Leine herüberwerfen, und gleich darauf schleppte der Kutter hinter dem Heck der „Queen“. Das Mondlicht ließ seine weißen Decksplanken wie Elfenbein erscheinen; an Bord befanden sich drei oder vier Leute, unter ihnen fiel ein Mann besonders auf, der am Maste stand und einen kleinen Handkoffer neben sich hatte. Ein Seemann, der bisher die Ruderpinne gehandhabt hatte, ließ diese jetzt fahren und kam nach vorn.

„Kapitän Benson da?“ rief er die Reihe der Neugierigen an, die von der Reeling der Bark auf den Kutter niederschaute.

„Ja,“ sagte dieser langsam, „was soll's mit ihm?“

„Wir bringen hier einen Gentleman, der zu Ihnen an Bord will.“

„Wo ist der Gentleman?“

„Hier!“ rief der Mann, der am Maste stand. Damit nahm er seinen Hand-

koffer auf und trat an die Reeling des Kutters. „Ich bitte um die Erlaubnis, an Bord der „Queen“ kommen zu dürfen.“

„Was wollen Sie denn hier?“ rief der alte Benson zurück, mißtrauisch das Äußere des Mannes musternd, der einen schwarzen Rock, helle Beinkleider und einen dunkeln Filzhut trug, also weder ein Polizist noch ein Hafenbeamter sein konnte.

„Sie können unmöglich verlangen, daß ich Ihnen auf solche Entfernung und von hier unten aus meine Mitteilungen machen soll,“ antwortete der Fremde.

Es entstand eine Pause.

„Fallreepsleiter überhängen!“ kam dann Bensons Befehl.

Der Mann mit dem Handkoffer reichte dem von der Ruderpinne gekommenen Seemann die Hand; ob nur zum Abschied, oder aber um ihm Geld zu geben, das konnten die Passagiere der „Queen“ nicht genau erkennen. Dann kletterte er die Leiter empor und hatte bald das Deck der Bark erreicht.

Der Hauptmann Trollop strich, vor sich hinsummend, dicht an ihm vorbei; einige der übrigen Passagiere thaten schweigend dasselbe, während der Ankömmling, nach Atem ringend, noch am Fallreep stand. Das Emporklettern war eine Anstrengung gewesen, da er nur eine Hand frei gehabt hatte, sich an der lose hängenden Leiter festzuhalten.

Der Schiffer, die Steuerleute und die Damen und Herren auf dem Achterdeck standen erwartungsvoll, des Herankommens des Fremden gewärtig; da wurde an Bord des Kutters die Leine losgeworfen, das Großsegel gehißt, und ehe der sich erstaunt umwendende Schiffer noch zu Worte kommen konnte, hatte das kleine Fahrzeug sich bereits davongemacht. „Glückliche Reise!“ schrie der Mann an der Ruderpinne noch zurück, während das silbern schimmernde Kielwasser hinter ihm sich schnell verlängerte.

Mr. Matthews, der Steuermann, stand einen Augenblick wie angedonnert, dann aber forderte er mit Aufwendung all seiner Lungenkraft den Kutter auf, zurück zu kommen und so lange beim Schiffe zu bleiben, bis man wisse, was der fremde Mann wolle. Ein nur halb verständlicher Ruf der Weigerung wurde durch den feuchten Nachtwind noch vernehmbar, dann verschwammen die Linien des kleinen Fahrzeugs in dem weißlichen, schimmernden Mondnebel.

Inzwischen hatte sich der Ankömmling mit seinem Handkoffer auf das Achterdeck begeben, scharf und argwöhnisch beobachtet von den Herren, die er dabei zu passieren hatte, und die ihm dann, so dicht als möglich, auf dem Fuße folgten, um alles hören und sehen zu können, was sich zutragen würde. Der Mond schien so hell, daß man beinahe lesen konnte; der Fremde war ein kleiner, schmächtiger Mann mit langem, blondem Backenbart; sein Gesicht war blaß und seine dunkeln Augen hatten einen unruhigen Glanz, als sie die Umstehenden überflogen.

„Wenn ich nicht sehr irre, dann ist das James Murray,“ flüsterte Mr. Dent seiner Gattin zu.

„Doch nicht der Direktor der Kolonialbank?“ fragte die Dame leise.

Dent nickte, und jetzt hatte auch Kapitän Benson den Mann erkannt.

„Was?“ sagte er. „Mr. Murray — sind Sie's wirklich?“

„Das ist mein Name, Kapitän,“ war die Antwort, „und wenn Sie mir einige Minuten unter vier Augen schenken wollen, dann sollen Sie erfahren, weshalb ich

auf so ungewöhnliche Weise an Bord gekommen bin, um mit Ihnen die Reise nach Europa zu machen."

„Das möchte ich auch hören," raunte Hauptmann Trollop dem Mr. Davenire zu.

„In dieser kleinen Handtasche bringt er all sein Reisegepäck mit?" sagte dieser.

„Ah, sieh da!" rief Mr. Murray jetzt, Dent die Hand entgegenstreckend. „Ein alter Bekannter! Das ist ja eine angenehme Überraschung!"

Und mit höflicher Verbeugung zog er vor Mrs. Dent den Hut ab.

„Lassen Sie vollbrassen, Mr. Matthews," sagte der Schiffer und dann mit einer kurzen Handbewegung zu Murray: „Kommen Sie."

Der Bankdirektor nahm seine Handtasche auf und ging hinter dem weißhaarigen Seemann her, die Kampanjetreppe hinunter. Trollop und zwei andre drückten sich wie von ungefähr um das offene Oberlichtfenster herum, durch das sie in den Salon hinabsehen konnten. Der Kapitän aber hatte sich mit Murray auf seinen Platz am oberen Ende des Tisches gesetzt, so daß die Lauscher nichts von dem, was da unten gesprochen wurde, ergattern konnten. Er richtete seine tiefliegenden, durchdringenden Augen forschend auf den neuen Passagier, der sich in unverkennbarer Erregung befand. Derselbe, ein Mann von etwa vierzig Jahren, zerrte an seinem langen gelblichen Bart und begann:

„Ich war gezwungen, auf diese außergewöhnliche Weise zu Ihnen an Bord zu kommen, weil mir nichts andres übrig blieb. Von der Hauptbank in London erhielt ich heute die Weisung, mich sogleich nach Empfang ihres Schreibens auf den Weg nach England zu begeben. Es handelt sich um die Entdeckung eines kolossalen Unterschleifs, und ich bin der einzige hier draußen, der den Londoner Direktoren dabei behilflich sein kann."

„Wann erhielten Sie den Brief?" fragte der Kapitän.

„In der letzten Nacht kam ein Schiff aus London an — wie heißt es doch gleich?"

„Der ‚Magier'?"

„Ganz recht, der ‚Magier'. Ob die gesamte Post desselben so spät an Land geschafft wurde, ich weiß es nicht; genug, meine Briefe wurden erst heute gegen Mittag in meinem Kontor abgegeben. Unglücklicherweise war ich abwesend, in Geschäften. Als ich zurückkam und das Schreiben der Hauptbank gelesen hatte, da war die ‚Queen' soeben unter Segel gegangen; kurz entschlossen mietete ich für schweres Geld den Kutter ‚Jarra-Jarra', um Ihre Bark einzuholen. Meine Abreise geschah so überstürzt, daß ich kein andres Gepäck als den kleinen Koffer, den Sie hier sehen, mitnehmen konnte."

Trollop und Davenire erschienen im Salon, ersterer, um ein Glas Wasser zu trinken. Davenire brummte eine Melodie vor sich hin. Beide musterten Murray mit scharfen Blicken, als sie langsam hinter ihm vorbeigingen. Zögernd und bemüht, etwas von dem Gespräch aufzufangen, stiegen sie die Treppe wieder hinan.

Der Schiffer rieb sich unwirsch die Wange; die Sache wollte ihm nicht in den Kopf.

„Sie hätten doch bis zum Abgang des nächsten Schiffes warten können," sagte er.

„Aber, bester Kapitän!" rief Murray, „Sie müssen es doch wissen, wie sehr

jetzt die Schiffe durch die ewigen Desertionen der Mannschaften aufgehalten werden; es können noch vier Wochen vergehen, ehe das nächste Schiff nach Europa abzusegeln im stande ist!“

Das mahagonifarbene Antlitz Bensons verlor etwas von seinem mürrischen Ausdruck, denn der Bankdirektor hatte recht und diese Entschuldigung war stichhaltig.

„Natürlich bezahle ich für die Überfahrt genau so, als wenn ich mich bei den Agenten Ihrer Reederei hätte einschreiben lassen,“ fuhr Murray fort, indem er ein Portefeuille, gefüllt mit Banknoten, hervorzog. „Die näheren Einzelheiten der Sache, die mich nach London ruft, erzähle ich Ihnen später. Geben Sie mir eine Kammer, wie Sie sie gerade haben, vorn oder hinten, ich bin mit allem zufrieden und zahle Passagegeld erster Klasse. Kann ich etwas zu essen erhalten? Ich komme um vor Hunger.“

Als der Kapitän sich erhob, begannen die Passagiere vom Deck herab zu kommen. Er rief den Steward und trug ihm auf, Mr. Murray in einer Kammer unterzubringen und ihm einige Erfrischungen zu reichen; darauf begab er sich an Deck. Der Mann am Ruder schlug an der vor ihm über dem Kompaßhäuschen hängenden Glocke fünf Glasen; es war halb elf Uhr. Die Passagiere hatten sich solange oben aufgehalten, um nicht zu stören, jetzt aber kamen sie, um ihren Nachttrunk, Grog oder Thee, zu nehmen, und die meisten waren auch müde.

„Das ist doch eine ganz merkwürdige Geschichte,“ sagte Dent zu dem die Kampanjetreppe herauf kommenden Schiffer. „Wie kommt denn der Murray zu dieser überstürzten Abreise?“

Caldwell und Shannon, die in der Nähe waren, schlenderten heran. Der Kapitän berichtete in kurzen Worten, was er von dem Direktor erfahren hatte.

„Wer mir den Vorschlag gemacht hätte, dieses Klipperschiff mit einem Kutter zu verfolgen, den hätte ich für verrückt gehalten,“ bemerkte der schwarze Caldwell. „Bei einigermaßen gutem Winde hätte die ‚Queen‘ den Kutter in einer Woche um zwanzig Parallelkreise zurückgelassen.“

„So ist es,“ nickte Benson; „mir ist die Sache auch nicht ganz klar.“

Damit ging er nach hinten zum Ruder, wo der Steuermann sich bisher aufgehalten hatte. Jetzt schritt Matthews weiter nach vorn, denn der Ort, wo der Kapitän verweilt, muß von jedem seiner Untergebenen gemieden werden, es sei denn, daß der Befehlshaber die Gegenwart derselben wünscht. Auf Bensons Anruf kehrte der Obersteuermann zurück, und beide Männer schritten eine Weile schweigend nebeneinander auf und ab.

Die Nacht war herrlich.

„Welches war das nächste nach England bestimmte Fahrzeug?“ fragte der Schiffer.

Matthews nannte einen Namen.

„War es denn seeklar?“

„Ihm fehlte nur noch die Mannschaft.“

Der Schiffer blieb stehen und blickte über das Heck hinaus.

„Eigentlich hat dieser Murray doch ein ganz Teil kluge Berechnung und Entschlossenheit bewiesen,“ fuhr er fort. „Die Hauptbank müßte ihm ihre Anerkennung ausdrücken. Wieviel Bankdirektoren hätten eine solche Energie entwickelt?“

„Ich kenne ihn nicht, habe ihn vorher nie gesehen," sagte der Steuermann, „aber mir gefällt sein Gesicht nicht."

„Er hat das Passagegeld prompt bezahlt," versetzte der Schiffer. „Sein Aussehen geht mich nichts an. Er war übrigens halb verhungert und in sehr erklärlicher Aufregung, als er an Bord kam."

„Mit einer einzigen kleinen Handtasche," bemerkte der Steuermann hartnäckig.

Der Kapitän ließ ein Grunzen hören, was sein Mißfallen über die Begriffsschwere seines ersten Offiziers ausdrücken sollte. Matthews schickte sich an, wieder nach vorn zu gehen.

„Sind Ihnen zufällig einige unsrer Passagiere bekannt? hielt der Schiffer ihn zurück.

„Nein. Ich glaube aber, Mr. Poole kennt einen und den andern."

Der alte Benson trat an das Oberlichtfenster und blickte hinunter. Einige Minuten lang beobachtete er schweigend die Passagiere, die trinkend und Biskuits kauend an der Tafel saßen. Soweit sein Gesichtsfeld reichte, waren dies zwei Damen, der Hauptmann Trollop, Mr. Masters und Mr. Burn. Der letztere trank Bier. Man lachte und unterhielt sich lebhaft. Einen Schritt mehr nach rechts thuend gewahrte der Schiffer nun auch den Bankdirektor, der den ihm aufgetragenen Speisen tüchtig zusprach und dabei eifrig mit Mr. Dent redete. Benson trat zurück und gesellte sich wieder zu dem Steuermann.

„Unter den Passagieren sind einige, die böse Zeiten hinter sich haben," sagte er.

„Ja, und auch ein wüstes Leben," setzte der Steuermann hinzu.

„Die Goldfelder geben einem Menschen immer ein ganz besonderes Aussehen," nickte der Schiffer. „Übrigens habe ich bemerkt, daß einige von denen da unten auch an Bord Bescheid wissen. Nun, mir soll's recht sein."

Sie redeten noch dies und das über den Kurs und die Wetteraussichten, und dann suchte der Schiffer seine Koje auf, während der Steuermann seine Wache bis Mitternacht weiter versah.

Drittes Kapitel.

Der Bankdirektor.

Am nächsten Morgen war der Wind herumgeschraalt und kam nun halb und halb von vorn. Die Passagiere erschienen bald nach dem Frühstück an Deck. Poole, der zweite Steuermann, hatte die Wache. Er stand, den Arm um eine Parduhne geschlungen, und beobachtete mit den gleichgültigen Blicken der Gewohnheit einen Walfisch, der sich, eine halbe Seemeile entfernt, in gleichem Kurse wie das Schiff gemächlich durch die sonnendurchleuchtete Flut schob.

Schwarz und glänzend vor Nässe schwoll der mächtige Körper des ungefügen Tieres mit den Bewegungen eines großen Fahrzeuges über dem Wasser empor, die Wogenhäupter in blendendes Schneetreiben zerstäubend; der dampfähnliche Wasser-

strahl, den er in regelmäßigen Zwischenräumen in die Luft blies, neigte sich wie eine wehende Feder, wenn der Wind ihn erfaßte.

Langsam, die kurze Pfeife im Munde, kam Mr. Hankey die vom Hauptdeck aufs Achterdeck führende Treppe herauf. Poole stand gerade oberhalb derselben. Hankey grüßte, überflog mit schnellem Blick die nächste Umgebung und äußerte einige bedeutungslose Bemerkungen. Dann trat er an den jungen Steuermann heran.

„Haben Sie schon mal gehört,“ begann er, „daß jemand Jagd auf ein Klipperschiff machte, bloß um als Passagier an Bord desselben zu kommen?“

„O, gewiß,“ antwortete der Gefragte; „es ist gar keine Seltenheit, daß Passagiere, die sich verspäteten, die bereits abgegangenen Schiffe in Booten und dergleichen einzuholen suchen.“

Er schaute hinter sich, um zu sehen, ob der Kapitän schon an Deck sei.

„Was mag der Kutter für solch ein Stück Arbeit wohl bezahlt erhalten haben?“

„Hundert Pfund Sterling zum mindesten; außerdem noch eine tüchtige Gratifikation, wenn die Jagd gelang.“

„Und all dieser Aufwand — wofür?“ sagte Hankey, zu Mr. Murray hinüber blickend, der allein für sich am Heck stand und den Walfisch beobachtete.

„Hm!“ machte der zweite Steuermann, die Achseln zuckend.

„Und nur ein kleiner Handkoffer,“ warf Hankey hin.

„Das wäre nun wohl nichts Besonderes, wenn ein Mann Eile hat.“

„Hm,“ machte jetzt Mr. Hankey seinerseits. „Merken Sie was?“

Der zweite Steuermann lächelte; sein Gesicht aber wurde gleich wieder ernst, als er den Kapitän wahrnahm. Er that einige Schritte rückwärts und hob den Kopf, wie um das Groß-Oberbramsegel genauer zu betrachten. Hankey ging die Treppe wieder hinab und setzte sich auf die unterste Stufe; es währte nicht lange, da fanden der Hauptmann Trollop, Davenire, Burn und Masters sich bei ihm ein. Trotz der verschiedenartigen Zusammensetzung dieser Gruppe herrschte dennoch unter den einzelnen Personen derselben eine unverkennbare, allerdings undefinierbare Gleichartigkeit, die jetzt selbst dem zweiten Steuermann auffiel, der sich von der richtigen Stellung des obersten Segels überzeugt hatte und auf seinen vorherigen Platz zurückgekehrt war. Den Mr. Hankey hatte er auf dessen Ausreise nach Sydney oberflächlich kennen gelernt und auch später an letzterem Ort gelegentlich ein Glas mit ihm getrunken. Soviel er wußte, stammte derselbe aus guter Familie und war ohne Zweifel ein Gentleman. Was aber war es, das die Männer da unten, die doch nichts weniger als übereinstimmend gekleidet waren, so seltsam gleich erscheinen ließ? Etwa das militärische Wesen, das einige von ihnen an sich hatten? Es war etwas andres, worüber er sich nicht klar werden konnte. Er kratzte sich den Kopf, wendete sich um und schaute über das Heck hinaus in die blaue Ferne. Da erspähte er etwas; sein Blick wurde fest und forschend. Er murmelte etwas vor sich hin, darauf ging er zum Kapitän und legte die Hand salutierend an seine Mütze.

„Da ist der Qualm eines Dampfers in Sicht,“ meldete er. „Gerade hinter uns.“

Der Schiffer beschattete die Augen mit der Hand; dann nahm er das Teleskop aus den Klampen unter der Kajütskappe.

„Ja,“ sagte er. „Das ist ein Dampfer.“

Der zweite Steuermann schritt wieder nach vorn.

„Wonach sieht der Alte?“ fragte Trollop, die Treppe halb heraufsteigend.

„Dampfer in Sicht,“ lautete Pooles kurze Antwort. Als wachhabender Offizier durfte er sich mit den Passagieren nicht unterhalten. Trollop sprang schnell die Stufen herab und verkündete den andern leise, eifrig und wichtig:

„Ein Dampfer ist hinter uns her!“

Auf dieses Wort klopften die Herren sämtlich ihre Pfeifen aus und begaben sich auf das Achterdeck.

Zu jener Zeit galt ein Dampfer auf offener See noch für eine Merkwürdigkeit, namentlich in den subtropischen Gewässern. Das Interesse, welches die Erscheinung des sich immer deutlicher über den Horizont erhebenden Rauches sowohl unter den Passagieren als auch bei der Mannschaft erregte, war daher kein geringes.

Mr. Murray meinte, daß dieser Rauch vielleicht von einem brennenden Schiffe herrühre.

Der Kapitän heftete einen langen, zweifelnden und forschenden Blick auf das bleiche Gesicht des Bankdirektors.

„Sie irren sich,“ sagte er. „Brennende Schiffe liegen still, jener Qualm aber nähert sich uns mit unverkennbarer Schnelligkeit.“

„Was könnte das für ein Schiff sein?“ fragte Mr. Dent. „Als wir Sydney verließen, befand sich, meines Wissens, daselbst kein einziger Dampfer.“

„Den Schlepper ausgenommen,“ warf Mr. Burn ein, dem man anmerkte, daß er in aller Frühe schon wieder sein Bier getrunken hatte.

Die Passagiere lachten. Die Idee, daß der kleine Schleppdampfer sich so weit in die See hinausgewagt haben sollte, erschien ihnen komisch.

Die „Queen“ hatte des konträren Windes wegen scharf anbrassen müssen und war trotzdem nicht im stande, den Kurs zu halten. Ihre Fahrt war keine sonderlich schnelle, und da die Brise während der Nacht nur mäßig gewesen war, so lag Sydney noch gar nicht so sehr weit hinter ihr.

Die Passagiere unterhielten sich eifrig über das mögliche Wer und Woher des immer näher kommenden Steamers, ohne dabei den alten Schiffer mit Fragen zu behelligen. Mr. Murray allein hatte versucht, denselben für sich in Beschlag zu nehmen, bis Benson ungeduldig einer der Damen seinen Arm bot und mit ihr davon marschierte. Der Bankdirektor hätte gar zu gern gewußt, ob der Dampfer etwa aus einem der andern australischen Häfen käme, oder ob derselbe wohl ein Kriegsfahrzeug sei. Konnte es nicht auch sein, daß er noch mehr Passagiere für die „Queen“ brachte? Es lag eine gewisse Verstörtheit auf des Mannes Zügen, die ihn plötzlich um zehn Jahre älter erscheinen ließ. Trollop, Davenire und einige der andern bemerkten dies und tauschten ihre Bemerkungen darüber aus.

„Ich glaube nicht, das der im stande wäre, als letzten Ausweg das Schiff in die Luft zu sprengen,“ raunte Trollop dem schwarzen Caldwell zu.

„Wir halten uns viel zu nahe an dem vermaledeiten Lande,“ rief Mr. Hankey, den Blick auf den fernen Rauch geheftet; „ich möchte wetten, daß man von der Bramraae aus noch immer die Küste sehen kann.“

„Wissen Sie, meine Herren,“ sagte Mr. Storr, händereibend an die Gruppe

herantretend, „wissen Sie, ich glaube, daß dies eine Reise voll von Aufregungen für uns werden wird.“

„Was hat Sie eigentlich nach Australien geführt?“ fragte Trollop, über seinen großen Schnurrbart auf den kleinen Mann hinabschauend.

„Geschäfte, mein lieber Herr, Geschäfte,“ antwortete der Auktionator.

„Und die gingen recht gut, wie?“ fragte Mr. Masters.

„Ich habe nicht nach Gold gegraben,“ entgegnete Mr. Storr, indem er einen sarkastischen Blick über das Äußere des verlebten jungen Mannes schweifen ließ.

„So haben Sie also in der That gute Geschäfte gemacht,“ sagte der Hauptmann Trollop. „Haha! Da hat der Gentleman einigen von uns etwas zu riechen gegeben, was, Hankey?“

Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf Mr. Burn, der mit Miß Mansel und dem Schiffsteleskop nach hinten kam. Die Herren umdrängten dienstbeflissen die schöne junge Dame, ihr das schwere Fernglas zu halten und zu richten, und Mr. Masters ersuchte dieselbe inständigst, doch ja das Auge nicht zu schließen, mit dem sie durch das Rohr schaute.

Inzwischen hatte sich der Dampfer so weit genähert, daß bereits seine Radkasten über der Horizontlinie sichtbar waren. Der pechschwarze Rauch, der aus seinem Schornstein quoll, lag wie eine ungeheure Raupe wohl zwanzig Meilen lang hinter ihm auf der blauen See; er führte keine Takelung, nur einen Flaggenmast auf dem Verdeck, an dem gegenwärtig einige Signalflaggen gehißt waren, die man aber nicht erkennen konnte, da sie gerade achteraus wehten. Der Dampfer kam der „Queen“ wegen, daran war jetzt nicht mehr zu zweifeln. Mr. Dent, der ihn durch das Teleskop beobachtet hatte, erklärte, den Schlepper „Bungaree“ aus Sydney in ihm zu erkennen. Der Hauptmann Trollop sah sich nach dem Bankdirektor um, der aber war verschwunden.

Die Bark wurde so dicht an den Wind gepreßt, daß sie beinahe alle Fahrt verlor. Die Erregung an Deck nahm zu. Die zuvor durch den Kutter verursachte war mit der jetzt herrschenden nicht zu vergleichen. Zweimal in vierundzwanzig Stunden verfolgt zu werden, daß ging dem alten Benson doch über den Spaß. Dem zweiten Steuermann war es endlich gelungen, das Flaggensignal heraus zu buchstabieren; dasselbe lautete nach Kapitän Marryats internationalem Flaggenkodex: „Muß mich mit Ihnen in dringender Sache in Verbindung setzen.“

„Lassen Sie backbrassen und beidrehen!“ befahl der Schiffer dem zweiten Steuermann, und dieser eilte, das Kommando auszuführen.

Der Dampfer, ein kleines hölzernes Fahrzeug mit grünen Radkasten, kam heran. Auf seiner Brücke standen drei Männer. Mit verstärktem Gebrause schlugen die Paddelräder rückwärts, dann plötzliche Stille. Lautlos trieb der Schlepper noch ein wenig näher. Einer der drei auf der Brücke, ein Mann mit weißem, breitrandigem Hut und kurzem, leinenem Rock, rief die Bark an.

„Queen ahoy!“

„Hallo!“ rief Kapitän Benson zurück.

„Ist jemand an Bord gekommen, seit Sie Sydney verlassen haben?“

„Yes, sir,“ antwortete der Schiffer.

„Hat der Kutter ‚Jarra-Jarra‘ ihn gebracht?“

Benson erhob bejahend die Hand.

Jetzt nahm ein Mann in Uniform, der neben dem ersten Sprecher stand, das Wort.

„Sie müssen mir gestatten, an Bord zu kommen,“ rief er dem Schiffer zu.

„Soll mir angenehm sein,“ brummte der.

Der Kapitän des Dampfers neigte sich zu dem in den Maschinenraum führenden Sprachrohr; es erfolgten einige Radumdrehungen, und als der Schlepper dicht neben der Bark lag, paßte der Uniformierte den geeigneten Moment ab und kletterte, begleitet von dem dritten Mann, an Deck der Bark.

„Ach mein Gott!“ rief Mrs. Dent ihrem Eheherrn zu, „das ist ja der Kriminalinspektor Fox!“

Der andre Mann mochte seinem nichts weniger als angenehmen Äußern nach ein untergeordneter Kriminalbeamter sein; während er dem Inspektor nach dem Achterdeck folgte, musterte er die umstehenden Passagiere mit unverschämtem Grinsen und stechenden Blicken.

„Sie sind der Befehlshaber dieses Schiffes, nicht wahr?“ sagte der Inspektor, als er vor dem alten Benson stand.

„So ist es,“ antwortete dieser, seinen Cylinder trotzig und unwirsch in die Stirn rückend.

„Ich bin gekommen,“ fuhr der andre fort, „um Mr. James Murray, den Direktor der Kolonialbank, wegen Diebstahls und Unterschleifs zu verhaften.“

„O Gott!“ sagte Benson. „Wieviel hat er gestohlen?“

„Sechsundsiebzigtausend Pfund.“

Der Hauptmann Trollop that einen langen, leisen Pfiff durch die Zähne. Der Begleiter des Inspektors wendete sich um und musterte ihn eingehend.

„Das nennt man Pech,“ flüsterte Caldwell dem neben ihm stehenden Cavendish zu, der den Vorgang mit einem Lächeln beobachtete, das durch das unmäßige Hervorragen seiner Eckzähne unter der Oberlippe abstoßend wirkte.

„Ich sehe meinen Mann hier nicht,“ redete der Inspektor weiter, indem er seine Blicke zuerst über die Gruppen der Passagiere und dann hinab zum Hauptdeck schweifen ließ, wo die Matrosen alles stehen und liegen gelassen hatten, um ungehindert den Ereignissen dort hinten zuschauen zu können.

„Gehen Sie doch hinunter, Mr. Poole, und sagen Sie dem Bankdirektor, daß er hier oben verlangt wird,“ sagte der Schiffer zu dem zweiten Steuermann. Der eilte die Kampanjetreppe hinab, auf dem Fuße gefolgt von dem Inspektor und dessen Begleiter.

Der Kapitän blieb an Deck. Die Passagiere redeten nur in Flüstertönen. Die Erregung hatte den Gipfel erreicht. Mr. Mark Davenire und einer der andern traten an das Oberlichtfenster und spähten und lauschten hinunter. Die Zeit war gegen elf Uhr vormittags. Die Sonne glühte heiß hernieder; mit dem Dampfer an der Seite hatte man fast den Eindruck, als läge man im Hafen; das blaue Wasser zwischen den Schiffen schlug schwappend hinüber und herüber, als die Fahrzeuge sich abwechselnd gegen- und voneinander neigten; Mr. Burn lehnte an der Reeling und unterhielt sich lachend mit dem Manne, der am Ruder des Schleppers stand.

„Diese Erwartung und Ungewißheit ist schrecklich!“ flüsterte Miß Mansel dem Mr. Shannon zu. „Was wird nun mit dem unglücklichen Manne geschehen!“

„Zunächst werden ihm Ketten angelegt,“ bemerkte der in der Nähe stehende Schiffsarzt.

„Das entspräche ganz der Brutalität unsrer Gesetze!“ rief Shannon, auf dessen Gesicht sich plötzlich eine verhaltene Wut ausprägte. „Haben Sie jemals Kettensträflinge gesehen, Miß Mansel?“

Die junge Dame schauerte zusammen, dann antwortete sie, daß sie einmal Gelegenheit gehabt habe, bei dem Bau einer Eisenbahnstrecke Gefangene zu sehen, die mit Ketten aneinander gefesselt waren, und daß dieser Anblick sie entsetzt habe. Shannon war eben im Begriff, darauf zu erwidern, als er einen Blick des Hauptmanns Trollop auffing; eine zornige Drohung sprühte aus diesem Blick, aber nur einen Moment; im nächsten schien der soldatisch stattliche Gentleman lediglich auf das zu lauschen, was unten in der Kajüte vorging.

Da stürzte in Eile der zweite Steuermann die Treppe herauf.

„Wo ist der Doktor!“ rief er.

„Hier,“ antwortete der Schiffsarzt.

„Kommen Sie schleunigst herunter!“

Poole verschwand wieder, und der Doktor eilte hinter ihm her. Das Antlitz des Schiffers nahm einen düsteren, harten, Schwer-Wetter-Ausdruck an; er ging in der Nähe des Ruders, abseits von den Passagieren, erwartungsvoll auf und ab.

Was sollte der Doktor dort unten? so fragten sich die Passagiere. Hatte Murray sich zu erstechen oder zu erschießen versucht? Den Knall aber hätte man doch jedenfalls gehört. Denn hier oben herrschte eine fast lautlose Stille; nur ab und zu kreischte in der Takelung ein Block, was dann fast wie ein Möwenschrei klang.

Mr. Storr, der neben der Kajütskappe stand, sprang plötzlich mit dem Ruf: „Allmächtiger Gott!“ auf die Seite. Denn die enge Treppe füllte sich mit Männern, die einen regungslosen menschlichen Körper heraufschafften. Es gab ein allgemeines Zurückweichen; die meisten der Damen eilten nach vorn auf das Hauptdeck.

„Da haben wir's,“ sagte Mr. Davenire. „Er hat sich umgebracht.“

Der Inspektor, dessen Untergebener und der zweite Steuermann legten das, was kurz zuvor noch der Bankdirektor James Murray gewesen war, nieder auf die Planken des Decks in den Sonnenschein, der grell die entstellten Züge des Leichnams beleuchtete, bis der Doktor ein Taschentuch über dieselben breitete.

„Was ist's mit ihm?“ rief Benson, mit schnellen Schritten herbeikommend.

„Gift,“ versetzte der Doktor.

„Er ist uns zuvorgekommen,“ sagte der Inspektor, einen Blick des Mißfallens auf den Toten werfend. Auf einige Worte, die er sodann seinem Begleiter zuraunte, stieg dieser in die Kajüte hinunter und kehrte gleich darauf mit dem Handkoffer des Abgeschiedenen zurück.

„Er war auf so etwas vorbereitet gewesen,“ sagte der Doktor zum Kapitän, hinter dem sich die Passagiere im Halbkreise gruppiert hatten.

„Aber womit?“ fragte Benson.

„Mit Blausäure.“

„Wirkt schneller und sicherer, als eine Kugel," flüsterte Hankey seinem Nebenmanne Masters zu.

„Jedenfalls ist's reinlicher," sagte dieser, den Toten so unbewegt und kühl betrachtend, als wäre dieser ein Fisch, den man soeben gefangen.

„Nehmen Sie ihn nun mit zurück?" fragte der Kapitän den Inspektor.

„Ja, und das hier auch," antwortete der Beamte, auf den Handkoffer deutend.

„Dann machen Sie aber, daß Sie damit fortkommen," rief der alte Schiffer in zorniger Ungeduld, „machen Sie um Himmelswillen, daß Sie von meinem Deck kommen! Ich habe nun gerade genug und bin nicht gesonnen, mich noch ferner aufhalten zu lassen! Herr! denken Sie vielleicht, daß das für meine Damen ein angenehmer Anblick ist?"

„Ich will Ihnen nicht länger unbequem sein," versetzte der Inspektor, „nur möchte ich Sie noch bitten, einige von Ihren Matrosen anzuweisen, mir behilflich zu sein."

Man legte den Leichnam auf eine Gräting und bedeckte ihn mit einem Stück Segeltuch, um den Damen seinen Anblick zu entziehen. Dann schaffte man den toten Verbrecher zum Fallreep und von dort auf den Radkasten des Schleppers.

„All right?" fragte der Kapitän hinüber, als die Gräting zurückgereicht worden war.

„All right, sir!" antwortete der Führer des Schleppers.

Keine Hand bewegte sich grüßend, kein Abschiedszeichen wurde ausgetauscht. Der Grund, der die Fahrzeuge zusammengebracht hatte, war ein zu häßlicher, widerwärtiger gewesen.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie erschüttert ich bin," sagte Mrs. Peacock mit bebender Stimme zu der Frau des Auktionators. „Heute beim Frühstück hatte ich mich noch so angenehm mit ihm unterhalten! Und mein Mann kannte ihn so gut! Es ist mir ganz unmöglich, ihn mir als Kassendieb zu denken!"

„Und mir ist es schrecklich, überhaupt an ihn denken zu müssen, was doch gar nicht zu vermeiden ist," versetzte Mrs. Storr. „Heute morgen sprach er mit meinem Manne und mir lang und breit darüber, sich in London durch meines Mannes Vermittelung ein Haus zu kaufen — denken Sie doch, beste Mrs. Peacock! Seine Stimme klingt mir noch immer im Ohr, wie die Stimme eines Geistes. Hu! fürchten könnte man sich! Es ist nur gut, daß es Tag ist und die Sonne scheint."

„Vollbrassen!" erscholl das Kommando des Schiffers. „Herum mit der Marsraae, Mr. Poole! Die Leute sollen sich tummeln!"

Der zweite Steuermann brüllte das Kommando nach wie ein junger Löwe, und eine Minute lang hallte das Schiff wider von dem Gestampf und dem „Holioho!" der Matrosen. Der Dampfer brauste eine Strecke vorwärts, schwenkte rechts ab und nahm in einer weiten Kurve seinen Weg nach Sydney zurück, eine breite Schaumspur hinter sich lassend, die im Sonnenglanze wie Schnee leuchtete und glitzerte. Fast zu gleicher Zeit machte sich eine stärkere Brise auf, jedoch noch immer aus der alten, konträren Richtung; der Klipper neigte und bäumte sich unter dem Druck derselben wie ein Pferd, das die Sporen des Reiters verspürt. Hoch auf kräuselte sich die schäumende Flut vorn am Buge und wirbelte milchweiß an den glänzenden Seiten entlang nach hinten.

„Seine Überfahrt hat er bezahlt," murmelte der alte Schiffer in den Bart, als er dem der Ferne zueilenden Dampfboote nachblickte. „Die fünfzig Guineen waren leicht verdient, der arme Teufel aber hat nichts dafür gehabt."

Er stieg in die Kajüte hinab und kehrte bald darauf mit dem Sextanten im Arm zurück. Die Mittagszeit war da und er mußte „die Sonne nehmen", wie es an Bord heißt. Er that dies mit gelegentlichen Seitenblicken nach der langen Rauchlinie in der Ferne, sowie nach dem Hauptmann Trollop und einigen andern, die in eifrigem Gespräch im Lee des Besanmastes standen; er verstand kein Wort von der Unterhaltung der Herren, die augenscheinlich bestrebt waren, ihre Stimmen vorsichtig zu dämpfen, so daß nur ein monotones Gesumm an das Ohr des alten Seemanns schlug.

Viertes Kapitel.

Mr. Burn träumt.

Der Durchbrenner und Selbstmörder war der Gegenstand der Unterhaltung im Matrosenlogis ebenso wie in der Kajüte. Kennt der Leser ein solches Matrosenlogis? Hat er jemals Janmaat in seinem Heim zu Mittag speisen sehen? —

Das Logis der „Queen" befindet sich vor dem Fockmast und der Vorluke. Das Dach desselben bildet die Back, das erhöhte Deck vorn im Buge des Schiffes. Man betritt es durch zwei Thüren, die sich in Felgen laufend öffnen und schließen. Die Schwellen sind hoch, um nach Möglichkeit das Wasser von dem Innenraum abzuhalten, wenn die Seen an Deck schlagen oder wenn das Schiff seine Nase in den Fluten begräbt. Unmittelbar außerhalb der Thür hat die Ankerwinde ihren Platz.

Die Backbordthür des Logis ist geöffnet, sie führt in ein düsteres, höhlenartiges Gemach, an dessen Decke eine qualmende Öllampe hin und her schwingt, bei deren unbestimmtem Licht allerlei undeutliche Umrisse sichtbar werden. Das Tageslicht dringt von der Thür her nicht weit in diese Finsternis hinein, obgleich der Schiffer mit seinem Sextanten soeben festgestellt hat, daß die Sonne im Zenith steht.

Es sind jetzt so ziemlich alle Mann im Logis anwesend; die dampfenden Holznäpfe, die das Mahl enthalten, sind soeben aus der Kombüse geholt worden und stehen nun auf dem Fußboden und rings herum hocken und kauern die Matrosen — das ist Janmaats Mittagstafel. Von der niederen Decke baumeln schmutzige Hängematten tief herab; die Reihe der Kojen an den Seiten verliert sich nach vorn in undurchdringlichem Dunkel.

Es gibt noch frische Kost, australisches Hammelfleisch billigster Qualität und verunstaltete Reste von Rindern, die als Gespanne von Wollwagen, nach einer Fahrt von Tausenden von Meilen, während welcher ihre Muskulatur in zähe, schwärzliche Stränge verwandelt wurde, in Sydney dem Schlachtmesser verfielen, um Janmaats Leib zu füllen.

Die Leute haben aus den Holznäpfen ihre Blechteller gefüllt und sich dann mit ihrer Beute zurückgezogen. Mit den teerigen Scheidenmessern säbeln und sägen sie an dem Fleisch herum, verwünschen kauend das beinahe ungenießbare Leder, werfen

endlich den Teller klappernd in die Koje und atmen ordentlich erleichtert auf, wenn sie die Pfeifen hervorlangen und mit dem in der Hand geschnittenen Tabak füllen.

„Sagt doch mal, Maaten," rief der Matrose Bill, während er seine Pfeife mit einem an der Lampe in Brand gesetzten Kabelgarn anzündete, „sagt doch mal, wie ist einem wohl zu Mute, wenn man sich vergiftet hat?"

„So wie mir jetzt," antwortete der Matrose Joe. „Wahrhaftig, in London kriegen die Katzen besseres Fleisch zu fressen, als wir hier. Der Teufel hole die geizige Brut!"

„Wieviel hatte der Mann eigentlich gestohlen?" fragte ein andrer.

„Eine halbe Million, soviel ich davon gehört habe," versetzte ein Matrose, der sich Tom nannte.

Alles schwieg. Keiner der Anwesenden hatte einen Begriff von solch einer Zahl, keiner aber wollte auch seine Unwissenheit eingestehen.

„Als ich den Menschen zuerst sah," fuhr Tom fort, „da dachte ich mir gleich, daß mit dem nicht alles in Richtigkeit sei. Warum kam er nicht an Bord wie die andern? Was hatte er hinter uns her zu jagen? Und dann sein Bart! Wie ein Paar Wergzipfel. Ich für meinen Teil bin froh, daß er nicht mehr an Bord ist."

„Was mag das für Zeug gewesen sein, womit er sich so schnell abthat?" fragte einer aus seiner Koje.

Niemand wußte es.

„Unsereiner müßte solch Zeug eigentlich auch immer bei sich tragen," redete der Mann in der Koje weiter. „Denkt doch bloß an das Boot, dem wir gestern begegneten — an die verhungerten und verdursteten Seeleute darin. Wieviel Qual und Jammer wäre den armen Kerlen erspart geblieben, wenn sie solch einen Tropfen bei sich gehabt hätten, wie der war, mit dessen Hilfe sich der Mann heute vor Ketten und Banden und Zuchthaus und Peitsche bewahrte."

Er schwieg, steckte seine Pfeife wieder zwischen die Zähne und ließ seine Augen über die Schiffsgenossen schweifen, um die Wirkung seiner Rede zu erspähen.

„Daß der alte Unglücksrabe immer mit seinem Gekrächz bei der Hand sein muß!" kam eine unwillige Stimme aus einer der Hängematten.

„Laß ihn doch, er hat nicht unrecht," fing der Matrose Tom wieder an. „Ich will euch übrigens nur sagen, außer dem Kerl, den der Inspektor Fox abgeholt hat, sind noch mehr Leute hier an Bord, mit denen es nicht geheuer ist — ja, das könnt ihr mir glauben."

Diese Bemerkung erregte nicht das Interesse, das der Sprecher erwartet zu haben schien.

„Da ist ein Mann unter den Passagieren," ließ sich endlich einer vernehmen, „der hat ein Gesicht wie der Mond, wenn man den durchs Teleskop beguckt — so pockennarbig und zerfressen. Den Kunden muß ich früher schon irgendwo gesehen haben. Ich erinnere mich, wie eines Abends bei einer Prügelei in Sydney jemand erstochen wurde, und wie hernach die Polizei hinter einem Burschen her war, der ganz genau so aussah, wie der Passagier mit dem schimpfierten Gesicht."

„Ja, und mehr als einer von den feinen Passagieren ist auch schon Janmaat vor dem Mast gewesen, darauf möchte ich einen Eid ablegen," sagte Bill.

„Nach Soldaten sehen sie eher aus, als nach Seeleuten," wendete Tom ein, „die Zehn wenigstens, die ich meine. Und es will mir nicht aus dem Kopf — die Zehn gehören irgendwie zusammen. Manchmal scheint es mir auch, als sähen sie sich alle untereinander ähnlich — wenn auch der eine mit dem großen Schnurrbart mindestens seine sechs Fuß mißt und der kleinste von ihnen nicht höher ist als der Sackkuchen, den es Sonntags auf deutschen Schiffen gibt."

„Ein paar von ihnen kamen gestern nach vorn," erzählte ein andrer, den Kalkstummel aus dem grinsend verzogenen Munde nehmend, „kamen nach vorn und fingen an zu reden, als ob sie unsereinen zur Meuterei aufstacheln wollten — hahaha! Redeten von Mord und Totschlag, die eingesalzen im Pökelfaß liegen sollten — haha! Das müßte der Steuermann bloß hören, dachte ich so bei mir. Es ist so, wie Tom sagt; mit den Gentlemen da hinten hat es nicht seine Richtigkeit."

Ein lauter Ruf, der durch die kleine Luke herabschallte, unterbrach die Unterhaltung im Matrosenlogis. Die Pfeifen wurden ausgeklopft, die Mützen und Leibriemen zurecht gerückt, und dann ging die Hälfte der Mannschaft hinaus in den Sonnenschein, um die Arbeit an Deck wieder aufzunehmen.

Der Wind hatte zugenommen; die Bark fuhr, stark auf die Seite geneigt, mit lautem Gebrause durch die schäumende Flut. Luvwärts über dem Buge verdickte sich das Blau des Himmels zu weißlichem Nebel, ein Zeichen dafür, daß man von dorther noch mehr Wind erwarten konnte.

Der wachhabende Offizier ließ die beiden Oberbramsegel aufgeien und den Außenklüver niederholen. Bald darauf befahl der Schiffer, das Gaffeltopsegel festzumachen.

Der kochende Schaum vor dem Buge schwoll bis zum Bugspriet empor, glitt dann wirbelnd nach hinten und breitete sich im Kielwasser wie ein Schneefeld aus.

„Gei auf Großsegel!" rief der Steuermann.

Die Matrosen tummelten sich mit Lust und bestem Willen. Hoch oben blähte sich das Groß-Oberbramsegel wie ein Ballon in seinen Geitauen. Mr. Davenire stand bei den Wanten des Besanmastes und schaute hinauf.

„Ich denke, wir schaffen's noch!" rief er Mr. Alexander Burn zu.

„Ich denke auch," lachte dieser. „Also vorwärts!"

Im Nu hatten beide Herren die Röcke abgeworfen und waren bereits halbwegs die Wanten hinauf, als die Matrosen ihr Vorhaben bemerkten.

„Was habe ich gesagt?" rief Bill, den Kletternden nachblickend.

Die Herren hatten die Püttingswanten erreicht und schwangen sich schnell und gewandt in den Mars. Trotz seiner Beleibtheit gönnte sich Mr. Burn keinen Augenblick zum Verschnaufen; er erreichte die Oberbramraae zuerst, da Davenire im Saling eine kurze Pause machen mußte.

Der alte Benson hatte vom Achterdeck das Thun der beiden Passagiere mit finsterer Mißbilligung beobachtet; sein Gesicht erhellte sich jedoch, als er gewahrte, daß das Segel auf das netteste und nach allen Regeln der Kunst festgemacht wurde. Er war erstaunt. Von der Raae kommend blieb Mr. Burn im Saling stehen und schaute, die Hand schwenkend, herab.

„Vielleicht auch gleich das Bramsegel festmachen?" rief er.

„Nein, nein, meine Herren, ich danke Ihnen," antwortete der Steuermann lachend und sich zugleich nach dem Kapitän umsehend.

Die beiden Amateur-Seeleute erreichten wohlbehalten wieder das Deck.

„Ich wette, daß das Oberbramsegel die Reise ums Kap Horn machen würde, ohne loszuwehen," sagte Burn mit seiner fetten, ein wenig pfeifenden Stimme zum Steuermann, während er seinen Rock wieder anzog.

Der Hauptmann Trollop, der auf der Leeseite des Decks umherschlenderte, sah Burn mit schlecht verhehltem Ärger nach, als dieser dem Achterdeck zuschritt, um das Kompliment des Schiffers entgegen zu nehmen.

„Ich wollte, die Dummköpfe thäten sich nicht so hervor," sagte er zu Mr. Isaak Cavendish, dem Manne mit den kleinen Augen und dem widerwärtig selbstgefälligen Wesen. „Dieser Burn ist ein eitler Narr. Wenn keine Weibsleute an Bord wären, würde er sich hüten, solche Streiche zu machen."

„Und noch einen Fehler hat er an sich: er erzählt lange Geschichten, wenn er schläft, und so laut, daß man's in den Nebenkammern hören kann," versetzte Cavendish. „Ich habe vergangene Nacht vor seinem Salbadern kaum schlafen können."

„Dann muß er umquartieren," sagte Trollop hastig und warf noch einmal unter gerunzelten Brauen hervor einen Blick auf Burn.

Dieser war inzwischen bei dem Kapitän angelangt, der ihn jedoch gar nicht zu Worte kommen ließ.

„An Bord meines Schiffes," sagte der alte Seemann knurrig, „ist es nicht Sitte, daß die Passagiere die Arbeit der Matrosen verrichten."

„Nicht die grobe und schmutzige Arbeit," erwiderte Burn, dessen Gesicht etwas länger geworden war, „aber solch eine kleine gymnastische Übung thut einem zuweilen gut. Überdies ist Ihre Mannschaft nicht vollzählig, wenn ich nicht irre."

„Das geht Sie nichts an, Herr!" fuhr der Schiffer auf. Damit wendete er sich ab und ließ den überraschten Burn stehen, der in seiner Verlegenheit dem Mann am Ruder eine Grimasse schnitt.

Wider Erwarten und trotz den Anzeichen zu luward flaute am Nachmittag die Brise ab; sie raumte sogar nach Süden herum, so daß, als die Passagiere sich zur Einnahme des Diners, das nach englischem Brauch um sechs Uhr serviert wurde, in die Kajüte begaben, die Bark wieder all ihre Leinwand stehen hatte.

Die Mahlzeit verlief still. Der Selbstmord des Bankdirektors, der verschiedenen der Anwesenden persönlich bekannt gewesen war, drückte die Stimmung, besonders die der Damen, nieder. Der Kapitän unterhielt sich ruhig mit Mr. Dent und Mr. Storr. Man merkte ihm an, daß er eine Konversation mit den andern zwar nicht vermeiden wollte, aber auch nicht wünschte. Er war höflich, aber zurückhaltend, wie jemand, der die Gesellschaft, in der er sich befindet, noch nicht sondiert hat. Man merkte dies wohl, that aber, als mache es keinerlei Eindruck.

Der Steuermann am unteren Ende der Tafel war redseliger. Die Herren beschäftigten sich daher vorzugsweise mit ihm, indem sie den Unterhaltungsstoff weiterspannen, den er anregte.

Es war verwunderlich, daß Leute, denen es an allgemein interessierendem Gesprächsstoff nicht fehlen konnte, sich in dieser Weise so abhängig machten. Ab und

zu begann einer wohl von den Goldfeldern zu reden oder auch von dem Leben im australischen Busch — in Bezug auf letzteres schien Mr. Patrick Weston besonders reiche Erfahrungen hinter sich zu haben; im allgemeinen aber berührte das Gespräch nichts von den persönlichen Verhältnissen und der Vergangenheit der einzelnen. Soviel aber schien festzustehen, daß die meisten der Gentlemen an Bord eines Schiffes und auf See sehr gut Bescheid wußten.

Miß Mansel, die der athletischen Gestalt Mr. Davenires gegenüber saß, äußerte ihre Verwunderung darüber, daß dieser den Mut besessen, so hoch empor zu klimmen.

„Sind Sie früher vielleicht ein Seemann gewesen?" fragte sie ihn.

„Ei gewiß," antwortete er, die Hand nach dem vor ihm auf dem Schlengerbrett stehenden Glase Marsala ausstreckend. „Als Knabe war ich auf See; jeder tüchtige Junge geht zur See."

„Und in all den langen Jahren haben Sie nicht vergessen, wie ein Oberbramsegel festgemacht wird," lächelte der Steuermann.

„Ich will Ihnen was sagen, Mr. Matthews," versetzte Davenire, das volle Glas aufhebend. „Sie können mir kein Stück Schiffsarbeit aufgeben, dem ich nicht gewachsen wäre."

Der Steuermann lehnte sich in seinen Sessel zurück.

„Man sollte fast meinen, Gentlemen," sagte er, „daß Sie hier an Bord gekommen seien, weil Sie wußten, daß die Mannschaft minderzählig ist."

Diese absichtslose Äußerung brachte eine eigentümliche Wirkung hervor. Es trat eine gewisse Verstimmung ein; die Herren redeten fortan nur untereinander, von Wind und Wetter und andern gleichgültigen Dingen; der Steuermann war für sie nicht mehr am Tische. Der erhob sich auch sehr bald und ging, augenscheinlich gedrückt, an Deck.

Wieder zog eine milde, ruhige Mondnacht herauf. Um elf Uhr wurden die Lampen im Salon bis auf eine ausgelöscht; die Passagiere waren zur Ruhe gegangen, auch der Kapitän hatte seine Kammer aufgesucht. Der zweite Steuermann schritt als Wachhabender einsam auf der Luvseite des Achterdecks auf und wieder.

Es hatte soeben sieben Glasen — halb zwölf Uhr — geschlagen, da kam aus einer der Kammern eine Männergestalt in weißwollenem Unterzeug heraus, ging um den Tisch herum und betrat ohne weiteres eine der gegenüber liegenden Kammern, in der zwei der männlichen Passagiere hausten. Der Eingetretene, Mr. Isaak Cavendish, berührte den in der oberen Koje Ruhenden, der sofort emporfuhr, aber nicht ohne mit sehr bezeichnender Bewegung unter sein Kopfkissen zu greifen. Draußen lag das Mondlicht auf der See, und sein Widerschein erfüllte die Kammer mit leichter Dämmerung.

„Kommen Sie, Trollop," sagte Cavendish flüsternd, „Sie müssen hören, wie Burn im Schlaf redet. Man hört ihn sogar von hier aus."

Der Mann in der unteren Koje, Patrick Weston, schnarchte laut und ununterbrochen, trotzdem aber vernahmen die beiden Lauschenden Burns Stimme, die rauh und abgerissen aus einer entfernteren Kammer erscholl. Schweigend glitt Trollop von seinem Lager herab, gekleidet wie sein Gefährte in Wolle, so daß er sich im Notfalle, bei Ausbruch von Feuer oder einer Kollision, sogleich hätte sehen lassen

können. Sie begaben sich zunächst in Cavendishs Kammer, die dieser mit Mr. Caldwell teilte, um hier festzustellen, ob Burns Reden durch die Zwischenwand verständlich waren. Sie brauchten nicht lange zu warten. Die fette, heisere Stimme erhob sich und deklamierte lallend abgerissene Stücke aus einem dramatischen Monolog. Man unterschied deutlich einige Worte.

Trollop zog Cavendish mit sich nach Burns Kammer. Dieselbe war die kleinste im ganzen Schiff und bot nur Raum für eine Person. Der Hauptmann faßte den in unruhigem Schlafe Liegenden bei der Schulter. Burn stieß einen durchdringenden Schreckensruf aus und sprang aus der Koje.

Sein Schrei störte alle übrigen Passagiere auf. Kammerthüren öffneten sich, und männliche und weibliche Stimmen zischelten Fragen durch den Salon. Der alte Benson kam in einem langen Lotsenrock eilfertig aus seinem Gemach, schraubte die Flamme der Lampe höher und rief dann durch das Oberlichtfenster dem zweiten Steuermann zu, von ihm zu erfahren, was das für ein fürchterlicher Schrei gewesen wäre. Poole schob seinen Kopf zum offenen Fenster herein und antwortete, daß er keinen Schrei gehört habe und nicht wisse, was der Kapitän meine.

„Es war bloß Mr. Burn, der im Schlafe geheult hat,“ sagte der Hauptmann Trollop, aus der Kammerthür tretend. „Jetzt ist er wach und weiß nichts davon.“

Der Schiffer lugte zu Burn hinein, um sich zu überzeugen, ob nichts Unrechtes passiert sei.

„Ich dachte schon, es wäre ein Mord geschehen,“ brummte er; dann ging er die Kampanjetreppe hinauf, um nach Wind und Wetter zu sehen. Die Passagiere verfügten sich wieder in ihre Kojen, bis auf drei, die um den Tisch herum nach Burns Kammer glitten.

„Was zum Teufel war denn los?“ flüsterte der eine.

„Gehen Sie in Ihre Kammer, Hankey, es war nichts. Auch Sie, Johnson und Shannon, machen Sie, daß Sie fort kommen; wir dürfen kein Aufsehen erregen. Morgen erzähle ich Ihnen alles. Nur jetzt keine Versammlung hier, wo der Kapitän und der Steuermann auf dem Achterdeck sind und die Lampe so hell brennt!“

Wenngleich Trollop diese Worte nur flüsterte, so sprach er doch so gebieterisch, wie dies etwa der Häuptling und Befehlshaber einer Bande gethan haben würde, und gehorsam, wie die Mitglieder einer solchen Bande, schlüpften die Angeredeten davon. Trollop blieb mit Burn allein.

„Sie müssen umquartieren,“ sagte er zu diesem. „Sie dürfen nicht länger allein liegen.“

„Aber, zum Henker, warum denn das?“

„Sie lärmen und schwatzen und schreien —“

„Wer hat Sie denn geheißen, mich anzurühren? Wer würde nicht schreien, wie Sie das nennen, wenn er im Schlafe angepackt wird?“

„Darum handelt es sich jetzt nicht. Sie plappern im Schlaf so laut, daß man es in den Nebenkammern deutlich verstehen kann. Darum müssen Sie mit einem von uns zusammenziehen. Verstanden?“

„Nun, wenn's weiter nichts ist, meinetwegen,“ gähnte Burn verdrossen. „Was habe ich denn gesagt?“

„Dieses Mal nur Unsinn — Verse; Reminiscenzen aus Ihren Komödiantentagen. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Sie auch einmal von unserm Vorhaben träumen werden, daß Sie dann erzählen, was keiner hören darf — und Ihre Stimme ist in der Nacht lauter, als am Tage — he? Wie dann?“

„Das wäre allerdings gefährlich,“ versetzte Burn. „Soll ich sogleich umquartieren? Und wohin?“

Trollop steckte den Kopf zur Thür hinaus und sah nach der Uhr im Salon; dann sagte er:

„Ich denke, daß man Ihnen für den Rest dieser Nacht trauen kann. Versuchen Sie, wach zu bleiben.“

Gähnend zog er sich in seine Kammer zurück. —

Um sieben Uhr morgens war der alte Benson, den Cylinder auf dem weißen Kopfe, bereits wieder an Deck. Er stand mit dem Obersteuermann an der Reeling, um ein mastenloses Wrack zu betrachten, das im Osten der Bark auf der sanft bewegten See trieb, ohne das geringste Lebenszeichen an Bord und ein wüstes Wirrsal von Tauen und Spieren neben sich herschleppend.

Während der Schiffer das Wrack durch das Teleskop betrachtete, kam Trollop herauf.

„Guten Morgen, Kapitän Benson,“ sagte er, herzutretend. „Das Wetter ist heute ja wieder herrlich, aber wenn die „Queen“ sich nicht zu schnellerer Fahrt bequemt, dann wird es nichts mit einer zehnwöchentlichen Reise bis London.“

„Wahrscheinlich nicht“, entgegnete der Schiffer kurz und gereizt.

„Mr. Burn hat mich beauftragt“, fuhr Trollop fort, „wegen der nächtlichen Störung um Entschuldigung zu bitten. Er habe Alpdrücken gehabt.“

„Die Damen sind erschreckt und belästigt worden,“ brummte Benson.

„Er fürchtet, daß sich das wiederholen könnte, wenn er fernerhin allein schläft. Würden Sie Einwendungen erheben, wenn er seine Kammer wechselt?“

„Wenn er eine andre findet, durchaus nicht. Er soll mit dem Steward reden.“

Im Begriff, nach vorn zu gehen, kehrte der Schiffer plötzlich wieder um, trat dicht an den Hauptmann heran und sah demselben scharf in die Augen.

„Sie waren mit Mr. Burn schon bekannt, ehe Sie ihm hier an Bord begegneten, nicht wahr?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Trollop, ruhig und kalt den Blick Bensons erwidernd. „Wozu diese Frage?“

„Ich glaubte, Sie wären bereits länger mit ihm befreundet.“

„Ich wiederhole, nein.“

Der Schiffer ging ab und gesellte sich zu dem Steuermann, der am vorderen Ende des Achterdecks spazierte. Trollop trat an die Reeling, lehnte sich mit den Ellenbogen darauf und sah nach dem Wrack hinüber. Von Zeit zu Zeit warf er einen raubvogelähnlichen Seitenblick auf den Schiffer und den Steuermann, die in leisem Gespräch bei einander standen.

„Wir haben dieses Mal einige Passagiere an Bord, aus denen ich nicht klug werden kann,“ sagte der alte Benson zu seinem ersten Offizier. „Die Leute haben etwas an sich, was mir nicht gefällt. Sie an Ihrem unteren Tischende hören mehr von

ihren Gesprächen, als ich. Es sind ihrer zehn. Manchmal scheint es mir, als müßten sie einander schon früher gekannt haben."

„Ähnliche Gedanken sind auch mir bereits gekommen," versetzte Matthews.

„Trollop, der sich Hauptmann nennen läßt, stellte soeben jede frühere Bekanntschaft mit dem Herrn, der heute nacht den Lärm vollführte, rundweg in Abrede."

„Er mag seinen Grund dazu haben," sagte der Steuermann. „Ich werde Augen und Ohren offen halten, und ich glaube bald feststellen zu können, daß er Ihnen die Unwahrheit gesagt hat."

Es kam nicht oft vor, daß der Kapitän so vertraulich mit seinem Steuermann redete. Er fühlte sich jedoch von allerlei dunklem, unverstandenem, unerklärlichem Argwohn, von eigentümlichen, nie gekannten Vorgefühlen so bedrückt, daß ihm eine Mitteilung Erleichterung gewährte. Andrerseits aber wollte er auch nicht zu viel sagen.

„Immerhin machen sie alle den Eindruck von Gentlemen," fügte er hinzu und wandte sich, um zu sehen, wo Trollop geblieben war.

„Das sind sie auch," bestätigte Matthews, „man hört es an ihrer Sprache."

Der Schiffer trat noch näher an den Steuermann heran.

„Suchen Sie herauszufinden," sagte er ganz leise, „ob sie sich bereits kannten, ehe sie als Passagiere zu uns an Bord kamen."

„Das soll geschehen, Kapitän."

„Es sind, wie gesagt, ihrer zehn, die mir alle so aussehen, als hätten sie im Leben überall Schiffbruch gelitten, das letzte Mal in Australien, und als hätten sie jetzt alles auf eine Karte gesetzt, um noch einen letzten Versuch in England zu machen — wie Ertrinkende, die nach einem Strohhalm greifen. Ja — aber wie komme ich denn eigentlich dazu, anzunehmen, daß sie so mittellos seien?"

„Weil sie alle zusammen, trotz ihrer nagelneuen Kleider, so sturmverschlagen aussehen," sagte der Steuermann, der mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Ganz recht, das wird's sein," nickte der Schiffer. „Haben sie viel Gepäck mitgebracht?"

„Im Gegenteil, nicht mehr, als bequem in den Kammern verstaut werden konnte."

Der Mann am Ruder schlug acht Glasen. Der Kapitän brach das Gespräch ab.

„Sie haben Ihre Instruktion, Mr. Matthews," schloß er und ging, während der Steuermann salutierend die Rechte an die Mütze legte, auf einige der Passagiere zu, die nach dem Wrack ausschauten.

Fünftes Kapitel.

Das Wrack.

Es lag eine poetische Wahrheit in jener Bemerkung der Mrs. Storr, daß ein einsamer Gegenstand, dem man inmitten des weiten Meeres begegnet, sei es ein Schiff unter vollen Segeln, sei es ein Wrack oder ein treibendes Boot, das ganze Bild der See insofern verändert, als er demselben einen melancholischen Charakter verleiht, weil die unermeßliche Öde dadurch erst recht zum Ausdruck gelangt.

Als die acht Glasenschläge durch das Schiff vibrierten, war das Wrack noch ungefähr drei Seemeilen entfernt.

Das große Teleskop ging aus einer Hand in die andre; alle kamen überein, daß sich kein lebendes Wesen mehr an Bord des verunglückten Fahrzeugs befinden könne.

„Der Kasten dort käme uns eigentlich wie gerufen,“ sagte Mark Davenire zu Trollop, mit dem er bei den Besanswanten stand.

„Ich verstehe,“ nickte der Hauptmann, seinen scharfen Blick über das Vordeck der Bark gleiten lassend, als folge dem einen Gedanken ein andrer. „Der Kasten — es ist oder war ja wohl eine Brigg — kommt aber etwas zu früh. Übrigens habe ich Ihnen etwas zu sagen,“ fuhr er mit ganz gedämpfter Stimme fort. „Wir müssen auf der Hut sein und zwar besser, als bisher; wir dürfen besonders bei Tische nicht soviel schwatzen, wenn wir uns nicht eines schönen Tages verraten wollen. Wir sind erst zwei Tage unterwegs; ich bin Passagier erster Klasse, sehe aus wie ein Gentleman erster Klasse, und doch — bei meinem Herzblut! wie mein alter Oberst zu sagen pflegte — hat dieser alte luchsäugige Schiffer mich schon ein paarmal so unverschämt wegwerfend, so beleidigend und argwöhnisch behandelt, als wäre ich ein vagabundierender Strolch und von den Matrosen als blinder Passagier im Hellegatt aufgestöbert worden.“

„Was ich immer behauptet habe — wir sind unsrer zuviel,“ versetzte Davenire.

„Jawohl; wären wir weniger, schafften wir's ebensogut.“

„Da ist der Masters, ein ganz guter Kerl, aber der Schnaps hat ihm die Eitelkeit noch nicht austreiben können. Jetzt schmachtet er die Miß Mansel an, und da ist gar bald ein Wort gesprochen, eine unwillkürliche Andeutung gegeben — das Mädchen aber sieht ihm mit ihren schwarzen Augen bis in die Seele, und ihre Ohren sind immer auf dem ‚Qui vive‘.“

„Wieso?“

„Sie beobachtet uns.“

Trollop schwieg. Eine Minute später ertönte die Frühstücksglocke. Das Wrack mußte in einer halben Stunde erreicht sein; die Passagiere eilten in die Kajüte, um zur rechten Zeit wieder an Deck sein zu können.

Als alle um die Tafel versammelt waren, wendete sich Mrs. Peacock an den Kapitän.

„Ich bin schon wieder ganz ängstlich,“ sagte sie; „man muß mein Herz förmlich klopfen hören.“

„Warum, Madam?“ fragte der Schiffer trocken.

„Mein Gott, weil uns eine neue und vielleicht wieder recht schreckliche Aufregung bevorsteht!“ rief die Dame.

„Davon weiß ich nichts,“ antwortete Benson, sich mit seinem Teller beschäftigend.

„Für mich kann es gar nicht genug Aufregungen geben,“ fiel Miß Holroyd ein, eine junge Dame von zweiundzwanzig Jahren, aber ohne persönliche Vorzüge.

„Sie dürfen nicht vergessen, meine Liebe, daß ich diese Reise zur Kräftigung meiner angegriffenen Gesundheit unternommen habe,“ entgegnete Mrs. Peacock ein wenig vorwurfsvoll und zurechtweisend.

Der Hauptmann Trollop wischte sich den Schnurrbart, stand vom Tische auf

und ging an Deck; drei oder vier folgten seinem Beispiel, und dann erhob sich die ganze Tafelrunde. Das Wrack befand sich jetzt ganz in der Nähe.

Dasselbe mochte ein australischer oder neuseeländischer Küstenfahrer gewesen sein; seine lange Ruderpinne schwankte von einer Seite zur andern, einem Menschenarm vergleichbar, der verzweifelt um Hilfe winkt. Die noch weißen Bruchstellen in dem zersplitterten Holzwerk zeugten dafür, daß das Unglück erst vor ganz kurzer Zeit über das Fahrzeug gekommen sein konnte. Im Wasser unter seinem Heck gewahrte man eine dichte wolkenähnliche Masse, aus tausend weiß und bläulich schimmernden und blitzenden Lichtern gebildet; das Ganze hob und senkte sich in brillantem Gefunkel mit der Dünung der See und der Bewegung des Wracks.

„Sehen Sie doch, wie wunderbar schön!“ rief Mrs. Holroyd. „Was mag das nur sein, Kapitän Benson?“

„Fische, Madam,“ antwortete der Schiffer, der Dame ein Opernglas in die Hand gebend.

Und Fische waren's, der größte von der Länge eines kleinen Fingers; wer aber vermochte zu sagen, was sie an jener Stelle fesselte und zusammenhielt? An der Bekupferung des Fahrzeuges wuchsen weder Muscheln noch Tang oder sonstige Pflanzen, nichts, was den Tausenden von Fischen hätte Nahrung bieten können. Sie standen wie eine Wolke in dem blauen Wasser im Schatten des Wracks, sie leuchteten und funkelten wie Krystallprismen und freuten sich ihres Lebens und ihres wundervollen Glanzes. Der liebliche Anblick war allen neu, den Passagieren sowohl, wie auch den Seeleuten; die letzteren hielten die Reeling besetzt und staunten die prächtige Erscheinung an.

Mr. Poole trat zum Kapitän.

„Ich glaube, da drüben ist noch jemand an Bord,“ sagte er leise. „Ich sehe einen dünnen Rauch aus dem Schornsteine der Kombüse steigen, als wenn das Feuer eben im Ausgehen wäre.“

Benson ließ sich von Mrs. Holroyd das Glas reichen.

„Sie haben recht,“ sagte er. „Gehen Sie und überholen Sie das Fahrzeug.“

Man brachte ein Boot zu Wasser, und Mr. Poole und vier Matrosen machten sich auf den Weg. Gerade als das Boot abstieß, zeigte sich der gebogene Rücken eines Delphins über dem Wasser zwischen der Bark und dem Wrack, und im Nu war die leuchtende Wolke unter dem Heck des Fahrzeuges versunken und verschwunden.

Drei von der Genossenschaft der „Zehn“ standen rauchend und in gedämpfter Unterhaltung am Fallreep. Das Ruder der „Queen“ war niedergedreht, die leichten oberen Segel schüttelten wechselnd in Licht und Schatten, das Wasser um den Vordersteven lag regungslos; aus der Kombüse trat der Koch, erhitzt und mißlaunig, und leerte einen Eimer voll von Küchenabfällen über die Reeling aus; teils sank das Zeug, teils blieb es unbeweglich auf der Stelle liegen.

„Wenn wir etwas später auf das Wrack gestoßen wären,“ sagte Caldwell, einer der Drei am Fallreep, zu Masters, „dann hätte es uns den schlimmsten Teil der Arbeit erspart.“

„Davon hätte keine Rede sein können,“ entgegnete Masters. „Es ist fest ausgemacht, daß keinerlei Grausamkeit verübt werden soll; sperrt man aber eine Anzahl

Menschen auch nur vierzehn Tage lang in solch einen Kasten, wie der da, ein, dann gäbe das eine Hölle."

Caldwell sah den Sprecher finster und nachdenklich an; er hatte eins jener unheimlichen orientalischen Gesichter, die bei geringem Anlaß einen Ausdruck fanatischer, tierischer Wildheit anzunehmen vermögen; von den Zehn war er der Abstoßendste.

„Auf welchem Ocean schwimmen wir jetzt wohl, Masters?" fragte Mr. Peter Johnson, der dritte Mann.

„Da fragen Sie mich zu viel; auf dem Pacific doch wahrscheinlich."

„Richtig geraten," sagte Johnson, „und zwar befinden wir uns gerade in dem Teil des Pacific, der von Walfischfängern am meisten aufgesucht wird. Wie lange kann das Wrack dort in seinem jetzigen Zustande sein? Kaum drei Tage. Und doch ist bereits ein Schiff, diese unsre Bark, bei ihm angelangt, willig und bereit, alles zu thun, was im Namen der Menschlichkeit gefordert werden kann. Nun also! Wo sollte da die Grausamkeit stecken? Ich mache mich anheischig, an Bord dieses Wracks zu gehen und hundert Pfund darauf zu wetten, daß ich binnen vierundzwanzig Stunden von einem des Weges kommenden Schiffe aufgenommen werde. Bei diesem schwachen Winde kann's allerdings auch ein paar Tage länger dauern," setzte er mit einem Blick auf das stille, heitere Firmament hinzu.

„Wo hat man den Burn untergebracht?" fragte Masters nach einer kurzen Pause.

„Er liegt jetzt mit Shannon zusammen," antwortete Caldwell. „Davenire hat seine Kammer bezogen. Shannon wird immer einen Eimer Wasser zur Hand haben, um dem Schreihals das nächtliche Deklamieren abzugewöhnen."

Inzwischen war das Boot, verfolgt von dem gespanntesten Interesse der Zuschauer, bei dem Wrack angelangt. Poole schwang sich in die Rüsten und stieg an Deck, ein Matrose folgte ihm. Die im Boot Gebliebenen stießen wieder ab und blieben eine Schiffslänge entfernt liegen.

Das kleine Fahrzeug hatte allem Anschein nach Brigantinen-Takelung gehabt. Ein Teil seiner Reeling war weggeschlagen, von Booten war nichts mehr zu sehen.

Poole und der Matrose gingen über das kahle Deck zur Kombüse, die wie ein Schilderhaus dastand. Es war merkwürdig, daß sie nicht mit den Masten über Bord gerissen worden war. Noch war eine Spur von Glut in der Asche der Maschine.

Im vorderen Deckhaus fand sich niemand. Einige Hängematten hingen noch unter den Balken und hier und dort einige Kleidungsstücke an der Wand.

Der zweite Steuermann setzte die Hände an den Mund.

„Queen ahoy!" rief er.

„Hallo!" antwortete der alte Benson.

„Das Feuer in der Kombüse ist noch nicht aus. Wenn Sie einen Mann mit dem Teleskop nach oben schicken wollen — vielleicht ist da noch ein Boot in Sicht!"

Der Schiffer erhob als Zeichen der Zusage die Hand, und Poole schlug mit dem Matrosen den Weg zum Achterdeck ein.

Sie mochten noch ungefähr zwölf Schritte von dem hinteren Deckhause entfernt sein, als sie plötzlich wie gebannt stehen blieben. In der offenen Thür zeigte sich eine Gestalt, ein Mann von etwa dreißig Jahren, nackt bis zum Gürtel und barfuß.

Sein Haar war lang und wirr, sein Gesicht hager, leichenhaft, der Blick seiner dunkeln Augen brennend, unstet, scheu und wild.

„Allmächtiger!“ sagte Poole. „Wen haben wir hier?“

Der Mann verzerrte seine Züge zu einem Lächeln, das seine weißen Zähne bloßlegte; zugleich winkte er den beiden, näher zu kommen. Poole ging herzu.

„Sind da noch mehr von euch an Bord?“ fragte er.

„Es ist gut, daß Sie gekommen sind,“ versetzte der Mann mit harter, tonloser Stimme. „Ich habe auf Sie gewartet. Treten Sie näher.“

Er ging rückwärts, und der Steuermann trat in das Innere, nicht ohne die Befürchtung, hier auf Leichen, oder, was noch schlimmer gewesen wäre, auf noch mehr Wahnsinnige zu stoßen. Auf dem Tische der kleinen Kajüte lag eine Seekarte. Der Halbnackte beugte sich darüber, setzte den Finger auf einen Punkt und sah dann Poole mit seinen unheimlichen Augen ins Gesicht.

„Nach meiner Berechnung befindet dieses Schiff sich jetzt hier,“ sagte er. „Ist das richtig, oder nicht?“

Der Steuermann blickte auf die Karte; es war eine Karte der Nordsee.

„Das wollen wir nachher feststellen,“ versetzte er begütigend. „Jetzt ist keine Zeit zu verlieren, da mein Schiff nicht zu lange warten darf. Sind hier noch mehr Leute an Bord?“

„Ich will meine Antwort haben!“ rief der Wahnsinnige. „Drei Tage lang rechne ich schon und finde kein Resultat. Die Länge ist falsch, und die Breite stimmt auch nicht. Bin ich nicht ein Steuermann so gut wie der beste? Habe ich mein Certificat etwa nicht in der Tasche? Aber wenn die ganze Nacht die Sonne nicht scheint, wie soll ich da die Mittagshöhe finden? Antworten Sie mir, Kapitän!“

„Lassen Sie mich mit ihm reden, Steuermann,“ raunte der Matrose dem betroffenen Poole ins Ohr. „Ich habe einen Schwager im Irrenhause, ich verstehe mich auf solche Leute.“

„Nur zu,“ nickte der Steuermann, und trat zurück.

„Um Vergebung,“ sagte der Matrose zu dem Halbnackten, der noch immer den Finger in die Karte bohrte, „lassen Sie mich mal sehen“. Er brachte seine Nase dicht auf das Papier, obgleich er weder lesen, noch schreiben, noch rechnen konnte. „Wo sagten Sie? Hier? Ei freilich, das stimmt ja aufs Haar! Das hier ist genau die Stelle, wo dieser Kasten jetzt schwimmt.“

Der Irrsinnige blickte triumphierend auf.

„Um aber ganz sicher zu gehen,“ fuhr der Matrose mit wichtiger Miene fort, „müssen Sie mit zu uns an Bord kommen; wir haben da einen berühmten Navigator, mit Namen Kapitän Benson, der sich freuen würde, wenn er seine Karte mit der Ihren vergleichen könnte. Das ist eine Gelegenheit für Sie, wie sie sobald nicht wiederkommt.“

Die Blicke des armen Irren wanderten zuerst über die Gesichter der beiden Seeleute, dann über die Wände der Kajüte und endlich an seinem nackten Oberkörper hinunter.

„Wo finde ich Ihr Zeug?“ fragte Poole.

Ohne hierauf zu achten wies der Mann von neuem auf die Karte.

„Wird der berühmte Navigator sich in diesem Gradnetz auch zurechtfinden?“ fragte er den Matrosen.

„Wie in seiner Tasche,“ versicherte dieser. „Er ist in Navigationssachen so gelehrt, daß die Admiralität ihm Unsummen von Pfunden wöchentlich geboten hat, damit er die Berechnungen für sämtliche englische Flotten übernähme; aber er thut's nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Uniform tragen will.“

Der Irre nickte nachdenklich. Der Steuermann zog seinen Rock ab und hing ihm denselben über die Schultern.

„Kommen Sie,“ sagte er, den obersten Knopf zuknöpfend und dann den Unglücklichen sanft beim Arm nehmend, „ich will Sie dem Kapitän Benson vorstellen.“

„Ohne meine Karte?“ rief der Irre ängstlich.

Poole rollte die Nordsee zusammen und schob sie ihm wie ein Teleskop unter den Arm.

Die Passagiere hatten mit bloßen Augen die Vorgänge auf dem Wrack beobachten können. Jetzt sahen sie, wie der arme Schiffbrüchige ins Boot gebracht wurde; sie sahen ihn mit seinen nackten Armen gestikulieren und winken, und sie hörten ihn mit kreischender Stimme unzusammenhängende Worte herüberschreien.

„Hatte ich nicht recht, als ich fürchtete, daß uns noch mehr Schrecken und Aufregungen bevorständen?“ sagte Mrs. Peacock in vorwurfsvollem Tone zu dem alten Schiffer.

Der aber wischte sein mahagonifarbenes Antlitz mit einem roten Taschentuch von der Größe einer Bootsflagge und entgegnete unwirsch:

„In der Rettung eines Menschenlebens sehe ich keine Schrecken, Madam.“

„Das ist ja ein Wahnsinniger, den sie da bringen!“ rief die Dame entsetzt, als das Boot herankam.

„Dafür kann ich nicht,“ knurrte der Alte grimmig.

„Ich finde es ganz erklärlich, daß der arme Kerl in dem Kasten da drüben verrückt geworden ist,“ sagte Johnson zu Burn. „Mir wär's ebenso ergangen. Sehen Sie doch, wie das Ding rollt, regelmäßig, unaufhörlich, hin und her, hin und her. Da muß ja schließlich der Verstand im Hirnkasten locker werden und von einer Seite zur andern gegen die Schädelwand rollen, wie loser Ballast im Schiffsraum. Ich sage Ihnen, nach wenigen Stunden hockte ich und grinste und schnatterte, wie der da im Boot.“

„Er wäre beinahe nackt, wenn Poole ihm nicht seinen Rock übergeworfen hätte,“ bemerkte Burn. „Woher kommt es wohl, daß Leute, die den Verstand verlieren, fast immer zunächst das Bestreben haben, sich die Kleider vom Leibe zu reißen? Sollte es sein, weil der Irrsinn den Menschen wieder seinem Urzustande näher bringt?“

„Jetzt kommt er an Bord,“ sagte Johnson. „Geben Sie acht, wie die Damen fliehen werden.“

Der Irre hatte sich wie ein Aal den Händen der Matrosen entwunden und mit unglaublicher Behendigkeit über die Reeling geschwungen. Bei dem kurzen Ringen war ihm des Steuermanns Rock von den Schultern gefallen.

„Wo ist der Kapitän?“ schrie er, die Kartenrolle hoch empor schwenkend.

Der Schiffer trat bis an die Vorderkante des Achterdecks.

„Achteraus hier, einige von euch,“ rief er den Matrosen zu; „nehmt den armen Menschen fest!“

Ehe dieser Befehl jedoch ausgeführt werden konnte, stand der Wahnsinnige bereits neben ihm.

„Hier!“ schrie derselbe. „Das ist die Karte!“

Während er das Papier in bebender Hast entrollte, flüchteten sämtliche Damen die Kampanjetreppe hinab. Mr. Dent und Mr. Storr standen in vorsichtiger Entfernung gleichfalls zu schleunigem Rückzuge bereit.

„Man sagte mir, Sie seien ein berühmter Navigator,“ fuhr der Irre fort. „Ich habe mich vergebens bemüht, den Ort des Schiffes heraus zu rechnen. Jetzt sollen Sie mir helfen.“

Benson sah, daß die Karte die Nordsee darstellte.

„Die Sonne,“ hier schaute der Irre mit dem ungeblendeten Blick des Adlers zu dem brennenden Tagesstirn auf — „die Sonne gibt uns den einzigen Anhalt für die Zeitbestimmung; ich aber bringe sie mit meinen Sextanten nicht mehr auf den Horizont herunter. Versuchen Sie es mit Ihrem Astrolabium — —“

Er endete mit einem fürchterlichen Aufschrei. Auf einen Wink des Schiffers war der zweite Steuermann mit dem Doktor und zwei Matrosen herbeigekommen; sie ergriffen den Ärmsten und schafften ihn eiligst nach vorn. Hier mußte die halbe Mannschaft aufgeboten werden, den sich rasend zur Wehr Setzenden zu fesseln und in eine Koje zu legen, wo ihm ein Matrose als Wärter beigegeben wurde.

Den Passagieren, die sich in der Kajüte über dieses neue Abenteuer unterhielten, wollte es unwillkürlich scheinen, als befänden sie sich bereits eine lange, lange Zeit auf dieser Reise. Thatsächlich hatte man den Hafen von Sydney erst vor wenigen Dutzend Stunden verlassen, allein in dieser kurzen Spanne hatten die Ereignisse einander so gedrängt, daß man es kaum für möglich hielt, soviel Außerordentliches in so kurzer Zeit erlebt zu haben.

Das aber ist eine der Eigentümlichkeiten des Seelebens. Mannigfaltig und zahllos sind die Erscheinungen und Offenbarungen, die der unendliche Ocean denen bietet, die ihn durchschiffen.

Die Bark wurde wieder auf ihren Kurs gebracht; die Segel füllten sich mit dem leichten Winde, und das Wrack blieb im Kielwasser zurück.

„Sie sind sicher, daß sonst niemand an Bord gewesen ist?“ sagte der Schiffer zu dem zweiten Steuermann.

„Ganz sicher, Kapitän.“

„Wer ist dieser arme Verrückte?“

„Der Steuermann, wie ich aus seinen Reden vernahm. Wer weiß, was da vorgegangen ist, das ihm den Verstand geraubt hat.“

„Wer weiß,“ nickte Benson, die Augen auf den Arzt gerichtet, der die Achterdeckstreppe heraufkam. „Nun, Doktor? Wie steht's mit ihm?“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Er heult und wütet und will sich nicht beruhigen lassen,“ berichtete er. „Er verlangt nach seinem Wrack. Dort hätte er vielleicht auch noch acht oder zehn Tage leben können, hier aber wird er die Sonne nicht wieder aufgehen sehen.“

„O Lord!“ sagte der alte Kapitän und stieg in seine Kammer hinunter.

Es geschah, wie der Doktor prophezeit hatte.

Kurz vor dem ersten Läuten der Mittagsglocke sah man den dem Kranken als Wärter bestellten Matrosen in Aufregung aus der Seitenkammer herauskommen, und gleich darauf meldete der Doktor dem Kapitän, daß der Patient verschieden sei.

„Er soll sogleich eingenäht werden,“ befahl Benson, indem er sich anschickte, den letzten Passagieren hinab in den Salon zu folgen. „Morgen früh wollen wir ihn bestatten.“

Während in der Kajüte getafelt wurde, waren zwei Matrosen auf der Vorluke damit beschäftigt, den Verstorbenen in sein letztes Gewand, ein Stück Segeltuch, das ihm zugleich als Sarg zu dienen hatte, einzuhüllen. Einer der beiden war der Mann, der vorhin Wärterdienste geleistet hatte. Er führte die Nadel mit leicht bebender Hand, sein Gesicht war bleich und sein Mund zusammengepreßt.

„Bill,“ begann er, als das Antlitz des Toten bedeckt war, „haben solche wie dieser auch unsterbliche Seelen?“

Bill rollte sein Auge langsam nach der Seite, wo der Fragende saß. Er war ein Mensch von saurem, cynischem Temperament.

„Wenn er ein Seefahrer, ich meine, wenn er einer von vor dem Mast gewesen ist, wie wir,“ sagte er, „dann hat er keine gehabt, ganz gleich, ob er verrückt gewesen ist oder nicht.“

Tom hielt mit seiner Arbeit inne. Die blanke Nadel in seinen Fingern glühte im Schein der Abendsonne wie ein Feuerstrahl.

„Was?“ versetzte er in düsterer Erregung, indem er seine harte große Hand nicht ohne Ehrfurcht auf den Leichnam legte. „Willst du behaupten und soll ich glauben, daß der Mann hier keine Seele hatte, damit vor seinen Gott zu treten?“

„Du kannst glauben, was du willst,“ entgegnete der andre, „soviel aber sage ich dir, je mehr du glaubst, desto mehr steuerst du in das Fahrwasser hinein, in dem der arme Junge hier zu Grunde gegangen ist. Komm, daß wir fertig werden.“

Schweigend arbeiteten sie weiter, und als sie eine Art von langem Paket hergestellt hatten, legten sie dasselbe auf der Luke zurecht, und Tom ging nach hinten, um eine Flagge zum Bedecken desselben zu holen.

Es war die Zeit der sogenannten zweiten Hundswache, sechs bis acht Uhr abends; die niedergehende Sonne verwandelte den ganzen westlichen Himmel in eine düsterrote Lohe. Der Koch kam aus der Kombüse heraus geschlendert, die Pfeife im Munde und den Hut stutzerhaft über das linke Auge gedrückt. Er stellte sich mit gespreizten Beinen vor den Leichnam, sah zu, wie Tom die Flagge über denselben deckte, und fragte, wann das Ding über Bord gehievt werden sollte. Der Matrose antwortete durch stummes Kopfschütteln.

„Ich möchte wohl wissen,“ fing der Koch an, nachdem er sich durch einen vorsichtigen Rundblick von der Art seiner Zuhörerschaft überzeugt hatte, „warum alles so was nach vorn gebracht wird. Alles, was schlecht und schauderhaft und widerwärtig ist, bringen sie zu uns nach vorn. Was es auch sein mag — ein Toter, oder ungenießbares

Fleisch, oder verdorbenes Mehl, aus dem einem die Würmer entgegenlachen, oder was sie sonst hinten nicht haben wollen, alles kommt nach vorn."

Einige der Matrosen kamen langsam herbei und lehnten sich an die Reeling, um die Rede des Kochs mit anzuhören.

„Ist's nicht genug," fuhr dieser fort, sich gelegentlich durch einen Zug aus der Pfeife unterbrechend, „ist's nicht genug, daß Janmaat sich beim Anmustern verpflichtet, täglich vierundzwanzig Stunden zu arbeiten? Muß auch noch alles, was nichts nütze ist, nach vorn gebracht werden? Zum Beispiel hier" — er wies mit dem Fuß auf den Leichnam — „es heißt, der sei ein Steuermann gewesen; warum behalten sie ihn dann nicht hinten? Steuerleute wohnen und essen hinten, achter dem Großmast, wenn sie lebendig sind; warum behält man sie nicht auch hinten, wenn sie gestorben sind? Nein, dann werden sie nach vorn gebracht. Erst wenn sie das geworden sind, was jeder tote Hund ist, erst dann sind sie geeignet, mit Janmaat in nähere Berührung zu kommen."

Die Matrosen murmelten im Einverständnis.

„Hängen will ich," sagte einer, „wenn nicht jedes Wort wahr ist."

Vom Ruder her ertönten acht Glasen. Der Koch schloß seine Kombüse zu, und die erste Nachtwache nahm ihren Anfang. Die Bark, die auf der Steuerseite Leesegel stehen hatte, glitt schimmernd wie ein Eisberg durch die mondhelle Atmosphäre, und die großen, über der Kimmung funkelnden Sterne brannten wie ferne Leuchtfeuer in der klaren Luft. Auf der Back schritt der Ausguckmann auf und ab. Die übrigen Leute der Wache lagerten, um sich verbotenem Schlaf hinzugeben, teils im Lee des Großbootes, teils in dem schwarzen Schatten der Reeling; sie hatten sich so weit als möglich von dem Leichnam auf der Vorluke abseits gedrückt, und die im Logis sich zur Ruhe begebenden Matrosen fluchten und murrten darüber, daß man ihnen den grausigen Gast so nahe auf den Hals gerückt hatte.

Vom Achterdeck her kamen zwei Männer geschritten. Sie blieben an der Vorluke stehen und betrachteten das lange Paket auf derselben.

„So wäre es mir beinahe auch einmal ergangen," sagte Mr. Mark Davenire. „Ein Schub über Bord, ein Platsch im Wasser und dann nichts mehr — nichts!"

„Immerhin besser, als ein Tod im australischen Busch," entgegnete Mr. Hankey, „wo man, wenn die Vögel unter dem Himmel dies gestatten, zu einer grinsenden Fratze zusammendorrt. Scheußlicher Gedanke, so mit den nackten Gebeinen dazuliegen. Viel besser, man verschwindet gänzlich, wie der da, wenn er morgen über die Reeling geschoben wird. Ich möchte nicht einmal, daß der Mond auf mein Skelett scheint —" dabei blickte er mit dem zwischen den schwarzen Bartkoteletten leichenfahl erscheinenden Gesicht zu dem Nachtplaneten empor, der in weichem Silberglanze am tiefschwarzen Firmamente stand. Dann begannen die beiden langsam auf und ab zu spazieren.

„Ich möchte wissen, wann unsre Sache ausgeführt werden soll," redete Hankey ruhig weiter. „Trollop scheint nicht zum Entschluß kommen zu können. Ist das Wetter nicht famos dazu geeignet? Warum gehen wir nicht noch in dieser Nacht ans Werk? Sollen wir vielleicht warten, bis wir beim Kap Hoorn sind?"

Davenire zischte ihm Schweigen zu; ein Matrose kroch aus dem Schatten des

Großbootes hervor und strich an ihnen vorüber, um sich zu dem Manne auf dem Ausguck zu gesellen.

„Wir müssen zunächst die verabredete Gegend erreichen,“ sagte Davenire darauf in dem Tone eines Mannes, der eingeweiht ist und eine gewisse leitende Stellung bekleidet. „Außerdem mutmaßt Trollop, daß der Alte irgend welchen Verdacht geschöpft hat und wachsam ist. Das aber halte ich vorläufig für ausgeschlossen; es ist so die Art des alten Burschen, um sich zu stieren und Leute grob zu behandeln. Zum Kuckuck, auf wen und auf was soll er Verdacht haben? Wenn der rechte Zeitpunkt da ist, dann muß alles gehen wie am Schnürchen — glatt, gründlich, ohne Zerwürfnis und Opposition unter uns, und namentlich auch ohne Blutvergießen. Das müssen wir besonders im Auge behalten. Es darf keine Galgenaffäre werden.“

„Wann geht es an die Waffenkiste?“ fragte Hankey.

„Das wird sehr bald geschehen.“

Hankey zuckte die Achseln, pfiff still vor sich hin und schlug den Weg nach dem Achterdeck ein. Davenire folgte ihm.

Sechstes Kapitel.

Die Waffenkiste.

Als Kapitän Benson in der nächsten Morgenfrühe wieder sichtbar wurde, war die Mannschaft beim Deckwaschen; in der mittleren Nachtwache hatte sich eine Brise aufgemacht, und nun strich das schöne Schiff in fliegender Fahrt über den frisch bewegten Ocean dahin. Der Seegang kam stetig aus Südwest; in der Ferne erschimmerten drei lichtweiße Spitzen im Sonnenschein — die Masten eines großen Schiffes, das gleichfalls seinen Weg um das Kap Hoorn nehmen zu wollen schien. In den blauen, schaumumkränzten Wogenthälern hinter der Bark wimmelten Scharen weißer Seevögel, von der Art, die im südlichen Eismeere zu Hause ist; sie verfolgten das Schiff in unermüdlichem, wellenartigem Fluge, genau parallel mit der wogenden Oberfläche des Meeres.

Der Schiffer beobachtete diese Vögel eine Minute lang, eine weitere Minute ruhte sein Blick auf den drei weißen Spitzen am Horinzont, dann rief er den ersten Steuermann heran.

„Ist Ihnen an Ihrem Ende des Tisches seither etwas Bemerkenswertes aufgefallen?“ fragte er diesen, aus dem Winkel seines Auges das Achterdeck überschauend.

„Nein, Kapitän; mir schien es vielmehr, als ob die Herren neuerdings recht vorsichtig in ihren Unterhaltungen geworden seien.“

„Haben Sie noch nicht in Erfahrung gebracht, wer dieser Hauptmann Trollop eigentlich ist?“

„Auch das nicht. Einige seiner Freunde könnten wohl Auskunft darüber geben, aber werden sie das thun? Vielleicht weiß Mr. Dent etwas über ihn, oder eine der Damen —“

„Die haben mich gerade nach ihm gefragt," unterbrach der Schiffer. „Das Aussehen des Menschen gefällt mir nicht."

„Und doch ist gerade er eine so stattliche Erscheinung."

„Ich sage Ihnen, sein Aussehen gefällt mir nicht", entgegnete der Kapitän heftig; „auch der Masters ist mir widerwärtig. Einen Kerl aber, wie dieser schwarze Caldwell —" hier sah er sich vorsichtig um — „ein solches Banditengesicht möchte ich nicht um alles Geld in meinem Matrosenlogis haben." —

Der „Erste" senkte gedankenvoll den Kopf. Der Argwohn des Schiffers war ihm rätselhaft, im Grunde jedoch kaum mehr, als dem alten Benson selber. Was fürchtete man denn eigentlich? Eine Meuterei der zehn Passagiere? Weswegen aber sollten die meutern? Sie fühlten sich ja vollständig zufrieden und glücklich an Bord. Sie hatten wiederholt den guten Marsala des Schiffes gelobt, sie ließen sich die kulinarischen Leistungen des Kochs trefflich munden, sie promenierten gruppenweise umher, unterhielten sich ruhig und anständig und machten den Damen soweit als zulässig den Hof, wie es Kavalieren und Gentlemen gebührt. Woher also dieser Argwohn des alten Benson? Das war die Frage, die dem würdigen Steuermann den Kopf schwer machte, als er an die vordere Barriere des Achterdecks trat und den deckwaschenden Matrosen zuschaute.

Über der Frühstückstafel schien an jenem Morgen etwas wie eine Wolke zu schweben. Man hatte einen Toten an Bord, und der sollte bestattet werden.

„Haben Sie schon einmal einem Begräbnis auf See beigewohnt, Miß Mansel?" fragte der junge Masters.

„Nein, noch niemals," antwortete das junge Mädchen mit einem leichten Erschauern.

„Es gibt ein Gedicht über diesen Gegenstand," bemerkte Mr. Storr. „Als ich noch ein Knabe war, wußte ich es auswendig."

„Hundert, vielleicht tausend Gedichte gibt's darüber," schnarrte Caldwell, sein dunkles, häßliches Gesicht dem Auktionator zukehrend. „Gedichte gibt's über jedes Ding und Vorkommnis auf Erden; manche sind von den Reimdrehern so mit Versen belastet worden, wie Papierdrachen, denen die Jungen zu lange Schwänze angebunden haben. Hab' ich nicht recht, Kapitän Benson?"

Der Schiffer that, als habe er diese Frage überhört.

„Sie scheinen kein Freund der Poesie zu sein," sagte Mr. Storr.

„Nein, ebensowenig wie unser Kapitän."

Miß Holroyd kicherte, der alte Benson aber wurde dunkelrot. Durch derartige persönliche Bezugnahmen fühlte er seine Würde gekränkt und verletzt. Er hatte von der Pike auf gedient und konnte auch nicht die leiseste Andeutung von Sarkasmus vertragen. Seine einzige Antwort war ein finsterer, argwöhnischer Streifblick über die Reihen der ihm so zweifelhaft erscheinenden Herren zur Rechten wie zur Linken der Tafel. Hauptmann Trollop schaute unmutig drein, und die Unterhaltung geriet beinahe völlig ins Stocken.

Um halb elf Uhr wurde der Leichnam seinem nassen Grabe übergeben. Man wußte nichts von dem Verstorbenen, weder seinen Namen, noch seine Herkunft. Die

Damen wohnten tief ergriffen der kurzen Ceremonie bei; Mrs. Peacock vergoß einige Thränen.

Schnell, wie die Flut sich über dem Versenkten schloß, war auch dessen Andenken verstoben. Der Kapitän klappte sein Gebetbuch zu und ging in seine Kammer, um den Sextanten zu holen. —

Drei Tage verstrichen, ohne daß Mr. Matthews etwas Außergewöhnliches in das Logbuch des Schiffes einzutragen gehabt hätte.

Am Nachmittag des dritten Tages flaute der Wind ab; es wurde so windstill, daß die Segel schlaff herunterhängend gegen die Stengen schlugen. Der vorher so krause Seegang wurde glatt; die Dünung rollte wie geschmolzenes Glas in lang gestreckten, flachen Hügeln daher, und das träge schlengernde Schiff zeigte bald steuerbord und bald backbord seine im Sonnenschein erschimmernde Bekupferung. Backbord, etwa zwei Seemeilen entfernt, lag ein Walfischfänger; mit Hilfe der Signalflaggen und eines schwarzen Brettes, das man mit Kreide beschrieben, hatte man erfahren, daß derselbe ein Amerikaner sei, daß er drei Jahre lang auf dem Fang gewesen und nun um das Kap Hoorn herum der Heimat zustrebe, die er in sechs Monaten zu erreichen denke.

Einen schwerfälligeren alten Wagen, als diesen „Fangmann", konnte man sich nicht denken; stumpf und breit im Bug, mit einem Heck, so viereckig wie eine Kiste, lag er tief in der blauen Flut, fast so unbeweglich wie eine Klippe. Die drei Schiffe — die „Queen", der Amerikaner und der ferne Segler — befanden sich jetzt in einer Linie.

Die Quecksilbersäule in Kapitän Bensons Barometer war seit Mittag stetig gesunken; die Atmosphäre wurde langsam dicker und dunstiger, kein Laut kam von der See. Die Dünung rollte geräuschlos wie Öl vorüber, die weißen Vögel waren verschwunden.

Die Passagiere fühlten sich so unbehaglich wie noch nie während dieser Reise. Die Bark schlengerte so heftig, daß die Damen weder gehen noch stehen konnten; die Mehrzahl der Herren schritt jedoch, wie der Schiffer sehr wohl bemerkte, mit unverkennbar seegewohnten Beinen an Deck umher.

Man hätte gar nicht glauben sollen, daß die „Queen" so abscheulich rollen konnte. Sie wälzte sich nach backbord und dann wieder nach steuerbord, bis das Wasser durch die Speigaten an Deck hereinströmte, und nervöse Ohren konnten in dem Donnern der gegen die Masten schlagenden Segel, in dem Knarren und Knacken des Takelwerks, dem Geklirr zerbrechenden Geschirrs in Kombüse und Pantry, dem gelegentlichen Schreckens- oder Angstruf einer weiblichen Stimme, den Kommandoworten vom Achterdeck und den von unterdrückten Verwünschungen begleiteten Antworten vom Verdeck her sehr wohl die Vorboten eines Sturmes finden. Die gesamte Leinwand wurde aufgegeiet und festgemacht; nur die beiden dichtgerefften Marssegel und das Fockstagsegel blieben stehen.

Trollop und einige andre standen unter der Galerie des Achterdecks und sahen den Arbeiten der Matrosen zu. Die Großmarsraae war heruntergeviert, die Refftaljen ausgeholt. Ein paar Matrosen stiegen in den Wanten empor.

„Wollen wir ihnen helfen?" fragte Mr. Burn unternehmungslustig.

„Ich bin dabei," sagte Johnson.

„Still!" gebot Trollop. „Starren Sie nicht so nach oben. Müssen Sie denn immer wieder vergessen, daß wir beobachtet werden?"

„Donnerwetter, wie rollt der Fangmann da drüben!“ rief Burn nach einer kleinen Pause.

Der Segler in der Ferne war in dem dichter und dichter werdenden Dunst nicht mehr sichtbar. Der Walfischfänger folgte dem Beispiel der Bark und barg die Segel; er rollte so gewaltsam, daß die Nocken seiner Raaen in die See zu tauchen schienen.

„Wasch, wasch — wasch, wasch,“ murmelte Shannon im Takte der Bewegungen des ungefügen Fangmanns, „Himmel, wenn ich an den Gestank von Fisch und altem Thran denke, der bei jedem Überholen aus seinen Luken qualmt und quillt! Ich bin sechs Monate an Bord von solch einem —“

Trollop stieß ihn heftig an.

„Wir werden einen Orkan haben, und zwar bald,“ sagte er und suchte die Kajüte auf. —

Am Firmament gingen eigentümliche Veränderungen vor. Sein schmutziges Blau verwandelte sich in bleiche Aschenfarbe, die sich nach und nach verdunkelte, bis das ganze Himmelsgewölbe grünlichschwarz erschien.

Man nahm das Mittagsmahl bei Lampenlicht ein. Der Stuhl des Kapitäns war leer. Mr. Matthews kam in Eile, nahm hastig einige Bissen zu sich und entfernte sich dann wieder, die vom oberen Tischende an ihn gerichteten Fragen kaum notdürftig beantwortend. Auch der „Zweite“ war an Deck, ebenso sämtliche Mannschaften beider Wachen.

Trollop und Hankey erhoben sich zuerst von der Tafel. Johnson und Cavendish warfen einander verständnisvolle Blicke zu.

Gleich darauf hörte man den Kapitän durch die Kampanjeluke mit einer Trompetenstimme nach seinem Ölzeug rufen; einer der Stewardsgehilfen eilte mit einem langen wasserdichten Rock und einem Südwester hinauf.

„Horch! Was war das?“

Ein dumpfes Knattern und Rollen, wie fernes Artilleriefeuer; dann brach ein ungeheures, blendend violettes Licht aus dem zerreißenden Firmament; eine Frauenstimme kreischte; es war, als ob eine Masse von Feuer durch das Oberlichtfenster in den Salon hinabgefallen wäre; noch einmal donnerte die Kanonade in der Ferne, dann stürzte der Regen in massivem Guß hernieder. Die Wasserflut rauschte und prasselte auf den Planken, sie erfüllte das Deck wie ein brausender See, sie schoß aus den Speigaten wie aus Spritzenschläuchen — und noch immer kein Windhauch.

Der Platz unter der vorspringenden Galerie des Achterdecks gewährte Schutz gegen den Regen; hier hatten sich mehrere Herren zu Trollop gesellt. Ein seltsamer Schein lag in der Atmosphäre — kein Licht; man glaubte sehen zu können und sah doch nichts; er lag fahl auf den Gesichtern, wie der Widerschein aus einer andern Welt, er war unheimlicher, als absolute Finsternis gewesen wäre.

Die Gentlemen unter der Galerie saugten an ihren Pfeifen und beobachteten den in Dampfform von dem Holzwerk abprallenden Regen. Das Gewitter stand jetzt im Zenith; ununterbrochen und auf allen Seiten zugleich flammten die Blitze herab, und das Schiff erbebte unter dem betäubenden Krachen der Donnerschläge. Aber noch immer kein Wind!

„Ich kenne diese Art Gewitter,“ sagte Davenire. „Dahinter steckt weder eine Bö, noch ein Orkan.“

„Sollte das nicht der für uns passende Moment sein?“ bemerkte Masters.

„Sie wissen ganz gut, daß wir noch nicht bereit sind,“ rief Trollop mit unterdrücktem Grimm. „Wer hat die Führung, ich oder ein andrer? Wenn ich sie noch habe, dann verbitte ich mir jedes Dreinreden, und einigen von euch möchte ich ernstlich raten, in ihrem Benehmen mehr auf sich acht zu geben.“

„Was hat er gesagt?“ wendete Burn sich an Shannon, als ein knatternder Donnerschlag verhallt war.

Ehe der letztere jedoch antworten konnte, wurde die See in weitem Umkreise durch eine wunderbar großartige und zugleich furchtbare elektrische Entladung erleuchtet; eine mächtige Feuerkugel, wie aus einer abwärts gerichteten Riesenkanone geschossen, zischte aus der Höhe und erlosch im Ocean; ein kurzer harter Donnerschlag folgte.

Auf dem Achterdeck stieß jemand einen Schrei aus.

„Was ist geschehen?“ rief Mr. Storr, zu den unter der Galerie stehenden Herren heran tappend.

„Der Fangmann ist vom Blitz getroffen und steht in Flammen,“ antwortete der Hauptmann Trollop kühl und ruhig.

Er mußte ein scharfes und geübtes Auge haben. Ein Licht, das draußen auf der See stetig zu brennen begann, bewies die Richtigkeit seiner Worte. Die Luft war so still, daß die Flamme einer Kerze sich nicht geregt haben würde. Der Regen hatte bis vor kurzem noch so gewaltig herabgegossen, daß die Pulsierungen der Meerflut durch seine Wucht niedergehalten worden waren. Jenes Licht aber war von Minute zu Minute heller und größer geworden, bis der Walfischfänger in dem Schein der Feuerzungen, die an seinem Fockmast emporleckten, klar zu erkennen war.

„Bis unter die Decksbalken mit Thran geladen,“ sagte Mr. Burn. „Beim Zeus, da werden wir ein Feuerwerk zu sehen kriegen!“

Mr. Storr rannte die Treppe zum Achterdeck hinauf.

„Ein brennendes Schiff!“ rief er in den Salon hinab.

„Darf man sich denn an Deck wagen?“ rief Mrs. Dent zurück.

„Gewiß; es regnet nicht mehr, und die Blitze haben auch nachgelassen.“

Jetzt erschien auch Mr. Matthews in seinem vor Nässe glitzernden Ölzeug in der Kajüte; er brachte mit den Komplimenten des Kapitäns die Neuigkeit, daß ein in Flammen stehendes Fahrzeug in Sicht sei, und ferner die Mitteilung, daß aus Grätings und trockenen Planken eine Stellage hergerichtet sei, von der aus die Damen trockenen Fußes das Schauspiel in Augenschein nehmen könnten.

„Da muß ich hinauf,“ rief Mrs. Dent. „Einen solchen Anblick darf man sich nicht entgehen lassen!“

„Und das nennt man eine Reise zur Wiederherstellung seiner Gesundheit machen!“ klagte Mrs. Peacock, die während des Gewitters beinahe vor Furcht gestorben wäre.

Miß Mansel lachte. Alle Damen aber machten sich eilig für den Aufenthalt an Deck bereit, Mrs. Peacock nicht ausgenommen, und gleich darauf wimmelte die Reeling der „Queen“ von Schaulustigen. Die schwarze Masse des Gewitters zog

sich nordwärts, nach Süden zu klärte der Himmel sich auf und ließ die blinkenden Sterne zwischen locker sich auflösendem Gewölk herniederschauen.

Durch das Nachtglas konnte man wahrnehmen, wie die Mannschaft des brennenden Schiffes das zerstörende Element bekämpfte, das jedoch immer wütender um sich griff, allenthalben jach hervorlodernd, wie Schlangen nach hinten ringelnd und auswehend in schwerem, zuerst rotbraunem, dann pechschwarzem Qualm.

„Gut auslugen da vorn nach des Fangmanns Booten!“ rief der Kapitän, der in kurzen Touren am Kompaßhäuschen auf und ab lief.

Der alte Benson war in hoher Erregung. Es gibt nicht viel, das einen Seemann tiefer ergreifen kann, als der Anblick eines solchen Unglücks. Ihm ist ein brennendes Fahrzeug der herzbrechendste Ausdruck, dessen die See fähig ist. Für das Sensationelle, das Prachtvolle, das Romantische eines solchen Schauspieles hat er keine Gedanken, ganz im Gegensatz zu den Empfindungen, mit denen die Damen und ein Teil der männlichen Passagiere der „Queen“ den Brand des Walfischfängers beobachteten. Sogar die Gentlemen unter der Galerie konnten ihre Gemüter dem Einfluß des sich dort auf dem nächtlichen Meere vollziehenden Verhängnisses nicht verschließen; sie standen regungslos, saugten an ihren Pfeifen und tauschten hin und wieder mit unwillkürlich gedämpfter Stimme Bemerkungen aus, die von dem Mitgefühl zeugten, das sie erfüllte.

„Ein Gutes ist noch dabei,“ sagte Masters; „solch einem Fangmann fehlt es nie an Booten.“

„Allerdings,“ nickte Burn; „das aber nimmt dem Ereignis keinen seiner Schrecken.“

„Lassen Sie eine Rakete steigen, Mr. Matthews!“ befahl der Kapitän; die Worte schallten klar durch die stille Luft. „Brennen Sie auch ein Blaufeuer ab; vor allem aber soll scharf nach Booten ausgelugt werden!“

Er stapfte mit hastigen kurzen Schritten zur Kajütskappe und verschwand in derselben; eine Minute später war er wieder da, denn er hatte ein rapides Steigen des Barometers wahrgenommen.

„Reffe aus den Marssegeln!“ rief er. „Los Bramsegel! Achteraus hier einige, und setzt den Besan!“

In diesem Augenblick fuhr die Rakete gen Himmel mit einem Geräusch, als würde das größte Segel von oben bis unten durchgerissen; dann sah man die Gestalt des zweiten Steuermanns über die Backbordreeling hinausgelehnt, leuchtend abgehoben von dem schwarzen Hintergrund durch die strahlende Blendung des zischenden blauen Magnesiumfeuers, das seiner ausgestreckten Hand entsprühte. Ein kleines Stück der See, die Schiffsseite, ein Teil der Segel waren magisch grell beleuchtet, darüber hinaus schwarze Finsternis. Die von dem Lichte bestrahlten Menschen glichen Gespenstern, Dämonen.

Aus dem Südwesten kam ein leichter Windhauch.

Das Blaufeuer war ausgebrannt. Noch eine Rakete stieg gegen das Firmament empor, dann begann das Wasser am Vordersteven zu plätschern und zu rieseln und das Schiff war wieder in Fahrt. Der Schiffer stand neben dem Rudersmann, und von der Back schauten die Matrosen nach Booten aus.

Näher und näher kam man der fürchterlichen Feuersbrunst, die den Ocean

auf Meilen in der Runde erleuchtete. Aber kein Boot, noch sonst ein Anzeichen treibender Schiffbrüchiger war in Sicht.

„Sie werden sich nach dem Schiffe aufgemacht haben, das wir heute in nördlicher Richtung sahen," sagte Mr. Matthews zu dem zweiten Steuermann.

Noch zwei volle Stunden lang hielt sich die „Queen" in der Nähe der Unglücksstätte, um vielleicht noch einen oder den andern der Schiffbrüchigen auffischen zu können, dann kam der Befehl zur Fortsetzung der Fahrt. Die lohende Glut blieb mehr und mehr zurück. Es war zehn Uhr geworden. Ein frischer, angenehmer Wind füllte die Segel. Als man sich von der Feuersbrunst so weit entfernt hatte, daß dieselbe nur noch anzusehen war wie eine Laterne weit draußen in der Nacht, da lagen die meisten der Passagiere bereits lange in ihren Kojen.

Sechs Glasen — elf Uhr.

„Mr. Poole!" rief plötzlich der Schiffer, der, seine abendliche Manila rauchend, bis jetzt an der Luvseite des Achterdecks seinen Spaziergang gemacht hatte.

Der „Zweite" kam eilfertig herbei.

„Ich höre da unter der Galerie noch Stimmen. Wer ist das?"

„Einer ist Mr. Davenire; auch Mr. Hankey ist dabei, und noch ein paar andre."

„Warum gehen die Herren nicht zu Bett?"

Der „Zweite" zuckte die Achseln.

„Was thun sie da?"

„Sie rauchen."

Nach einer kurzen Pause begann der Kapitän von neuem.

„Mr. Matthews sagte mir, daß Sie diesen Hankey schon gekannt haben, ehe er hier an Bord kam," sagte er.

„Er machte die Ausreise in einem Schiffe, dessen dritter Steuermann ich war."

„Was ist er eigentlich?"

„Das weiß ich nicht."

„War er nicht am Abend, ehe wir segelten, auf Ihre Einladung hier an Bord gekommen?"

„Nein, Kapitän. Ich sah ein Boot herankommen, und als ich über die Reeling guckte, da rief einer meinen Namen. Ich erkannte Mr. Hankey, und da er mir sagte, daß er einer der Passagiere der ‚Queen' sein werde, forderte ich ihn auf, an Bord zu kommen."

„Worüber haben Sie sich mit ihm unterhalten."

„Über allerlei — ich erinnere mich nicht mehr; über das Schiff, in dem wir uns kennen lernten, über das Leben in den Kolonien und so weiter."

„Fragte er nach dem Golde, das wir an Bord haben?" forschte der Schiffer, mit gespreizten Beinen vor dem jungen Manne stehend und das Gesicht desselben scharf beobachtend.

Der aber fürchtete sich, die Wahrheit zu gestehen. Dies Verhör hatte ihn erschreckt und eingeschüchtert. Allerlei undeutliche Befürchtungen erfüllten seinen Kopf, und er verneinte, was er hätte bejahen sollen.

Der Schiffer ließ ihn stehen, schritt nach vorn, machte jedoch einige Schritte hinter der Galerie Halt, so daß die unter derselben Stehenden ihn nicht gewahren

konnten. So sehr er auch die Ohren spitzte, so vernahm er doch nichts als ein dumpfes Gemurmel von Stimmen und ab und zu ein unterdrücktes Lachen.

Um halb zwölf Uhr hatten auch die Letzten der Passagiere ihre Kammern aufgesucht. Der alte Benson warf noch einen Blick auf den Kompaß, einen zweiten nach den Segeln, einen dritten luvwärts in die Ferne, dann tauchte er in sein Sanktuarium hinab.

Acht Glasen — zwölf Uhr, Mitternacht.

Eine heisere Stimme brüllte den Weckruf in das Matrosenlogis hinein; die Steuerbordwache kam an Deck, der Rudersmann wurde abgelöst, der „Erste" stieg verschlafen die Treppe zum Achterdeck herauf und wechselte einige Worte mit dem „Zweiten", der sich sodann in seine Kammer begab.

Es mochten zwanzig Minuten vergangen sein, da sah Matthews, der auf der Luvseite seinen Wachgang angetreten hatte, zu seinem Erstaunen von der Treppe auf der Leeseite her den „Zweiten" in Hast herbeikommen. Er blieb stehen.

„Mr. Matthews!" meldete Poole ganz außer Atem. „Denken Sie sich! Man hat die Waffenkiste in meiner Kammer aufgebrochen und ausgeräumt!"

Siebentes Kapitel.

Der Kapitän im Zorn.

Matthews glaubte nicht recht gehört zu haben, der zweite Steuermann mußte seine Meldung wiederholen.

„Und die Waffen sind gestohlen? Alle? Wann ist das geschehen?"

„Das weiß ich nicht; ich habe den Diebstahl soeben erst entdeckt."

„Bleiben Sie hier an Deck," befahl der Obersteuermann; „ich gehe zum Kapitän."

Als der alte Benson die Hiobspost erhielt, sprang er mit erstaunlicher Schnelligkeit aus seinem schwingenden Bett.

„Was — wer — wer hat das gethan? —" stieß er hervor, während er im Handumdrehen in die Kleider schlüpfte und den hohen Cylinder aufsetzte. „Das ist — ein vorbereiteter Plan — eine Verschwörung — aber wo? Vorn oder achter? Kommen Sie — leise!"

Er öffnete die Thür und trat mit dem Steuermann hinaus.

„Schicken Sie mir Mr. Poole," flüsterte er und huschte nach der Kammer des „Zweiten". Hier brannte eine kleine Wandlampe. Der Deckel der Waffenkiste war offen; während er noch in dieselbe hineinstierte, erschien Poole.

„Was heißt das?" schnaubte der alte Benson, auf die leere Kiste deutend.

„Ich habe keine Ahnung," antwortete der junge Mann, der ganz bleich aussah.

„Sie führen den Schlüssel der Waffenkiste; wo ist er?"

Der „Zweite" öffnete ein Wandschränkchen und nahm einen Schlüssel heraus.

„Hier," sagte er. „Die Diebe haben keinen Schlüssel gebraucht; das Schloß ist aufgebrochen."

„Wann machten Sie diese Entdeckung?“ fragte der Schiffer, seine kleinen Augen überall umherschweifen lassend.

„Soeben erst; bald nachdem Mr. Matthews mich ablöste.“

„Was veranlaßte Sie, gerade jetzt die Kiste zu untersuchen?“

„Die Fragen, die Sie vorher an mich gerichtet hatten.“

„Wo ist die Liste der Waffen?“

Poole durchkramte eine Handvoll Papiere in dem kleinen Wandschrank und reichte dann dem Schiffer ein unsauberes Blatt, mit dem derselbe an die Lampe trat.

„Sieben Musketen,“ las er laut, „fünf Flinten, vier Reiterpistolen, fünf andre Pistolen, ein Dutzend Säbel — die Waffen sind im Schiffe, sie müssen gefunden werden — — das Ding gefällt mir nicht, Poole. Daß die Mannschaft dabei beteiligt sein sollte, glaube ich nicht. Es kann nur geschehen sein, als alle Mann an Deck waren und nach dem Feuer auslugten. Wer schläft hier nebenan?“

„Der Hauptmann Trollop und Mr. Weston. Ich kann mir aber nicht denken —“ der junge Mann stockte in vollständiger Verwirrung.

„Was? Wie?“ forschte der Kapitän gebieterisch.

„Ich kann mir nicht denken, daß die Waffen noch an Bord sein sollten,“ stammelte Poole weiter. „Als ich von meiner Wache kam, war das Fenster weit offen, und das Wasser schlug herein. Ich erinnere mich aber genau, daß ich es fest zumachte, ehe ich um acht Uhr an Deck ging. Da — mein Bett ist ganz durchnäßt.“

Er griff in die Koje und zog eine triefende Wolldecke heraus.

„Rufen Sie die beiden Stewards,“ befahl Benson nach einer kurzen Pause.

Die beiden aus tiefstem Schlaf Erweckten kamen eilig herbei. Sie waren höchlichst verwundert, den Schiffer zu dieser Stunde in Pooles Kammer zu finden, den hohen Hut auf dem Kopfe und das Antlitz rotbraun vor Erregung, den zweiten Steuermann aber außer Fassung und leichenblaß.

„Trickel,“ sagte der Kapitän, „hier sind Spitzbuben gewesen und haben die Waffenkiste geplündert.“

Trickel öffnete den Mund und sah nach der offenen Kiste.

„Haben Sie bemerkt, ob jemand gestern abend im Salon herumlungerte, als alle andern das Feuer betrachteten?“

Der Steward hatte niemand bemerkt, ebensowenig John, der zweite Steward; beide hatten sich unter den Zuschauern auf der Back befunden.

Der Schiffer winkte, und die beiden verschwanden wieder. Langsam und geräuschlos ging er in den Salon und überflog hier die Reihe der Kammerthüren. Eine große Bangigkeit erfüllte sein altes tapferes Herz. Mußte aus dem Raub der Waffen nicht auf eine Verschwörung geschlossen werden? Und welchen Zweck verfolgten die Verschwörer? Ihm schwindelte, wenn er den Gedanken weiter ausspann. Fast wankten die stämmigen Beine unter ihm, als er auf das Deck hinaustrat, wo der feuchte Wind ihn umrauschte und die Sterne auf ihn herabfunkelten.

Von der Luvseite kam Matthews, von der Leeseite Poole auf ihn zu.

„Nun?“ fuhr er gegen den letzteren herum.

„Ich bin ganz fest davon überzeugt,“ sagte dieser, „daß die Waffen aus dem Fenster meiner Kammer über Bord geworfen worden sind.“

„Er fand das Fenster, das um acht Uhr geschlossen gewesen war, um zwölf Uhr weit offen und seine Koje unter Wasser," wendete der Schiffer sich erklärend zu dem ersten Steuermann.

„Ich würde mit Freuden die Heuer dieser ganzen Reise hingeben," fuhr Poole mit bebender Stimme fort, „wenn ich die Spitzbuben entdecken könnte. Bedenken Sie meine Lage, Kapitän Benson. Sie bringen in Erfahrung, daß ich einen der Passagiere vorher gekannt habe; Sie reden zu mir von den Leuten in einer Weise, die zu erkennen gibt, daß Sie Argwohn gegen dieselben hegen, und gleich darauf wird die Waffenkiste, die ich unter Obhut habe, erbrochen und geplündert! Genügt das nicht, mich zu ruinieren? Und ich habe für eine Frau und eine alte Mutter zu sorgen!"

„Ich habe noch keine Beschuldigung gegen Sie ausgesprochen, Mr. Poole," versetzte der Kapitän. „Ich bin überzeugt, daß sich alles so verhält, wie Sie sagen. Sie werden uns behilflich sein, die Halunken, die diesen Raub ausführten, ausfindig zu machen. Das Schiff muß gründlich durchsucht werden, Mr. Matthews, und zwar gleich morgen nach dem Frühstück. Besitzen Sie Privatwaffen?"

„Leider nein."

„Sie?" fragte der Schiffer den zweiten Steuermann.

Auch dieser verneinte.

„Die Leute vorn haben damit nichts zu schaffen, darauf will ich wetten," murmelte der alte Herr nach längerem Schweigen. „Nun, warten wir ab."

Dem am Ruder stehenden Matrosen war nicht verborgen geblieben, daß sich etwas Außergewöhnliches zugetragen haben mußte. Nach der Ablösung um zwei Uhr erzählte er seinen Wachgenossen, daß der „Alte" bis an die Zähne bewaffnet auf dem Achterdeck umherliefe, und daß die beiden Steuerleute, die vom Schiffer ebenfalls Revolver erhalten hätten, ihm Gesellschaft leisteten.

„Was mag denn los sein?" fragte der Matrose Bob, seine Augen mit den harten Fäusten reibend, um sich zu ermuntern.

„Hier vorn ist doch alles in Ordnung," bemerkte ein andrer. „Der Janmaaten wegen brauchen sie doch nicht mit den Schießdingern herumzulaufen."

„Vielleicht wollen ihnen die Damen zu Leibe," grinste Bill.

„Eher wohl noch die feinen Kunden, die mir in ihrer nagelneuen Kluft und den nagelneuen Stiefeln und Hüten immer so vorkommen wie Wachsfiguren, die aus einer Schaubude ausgebrochen sind," sagte ein dritter. „Da ist besonders der eine, der Lange mit dem großen Schnurrbart, der weiter nichts thut als lauern und spionieren — ich lasse mich totschlagen, wenn das ein richtiger Passagier ist!"

„An die Lee-Großbrasse!" rief der Steuermann von hinten her, um dem Kopfzusammenstecken ein Ende zu machen. —

Der Morgen kam und mit ihm die Frühstückszeit. Aus der Kombüse drang der Duft von gebratenen Eiern und Speck, der tagtäglichen Frühkost der Engländer zu Lande und zu Wasser. Die Stewards hatten den Tisch im Salon bereits gedeckt; der Kapitän kam aus seiner Kajüte, die Damen fanden sich ein, und bald war die Tafelrunde vollzählig versammelt.

„Sind wir in der Nacht ein gut Stück vorwärts gekommen, Kapitän Benson?" fragte Mr. Storr, die Hände reibend.

„Ja," nickte der Schiffer.

„Sie sind viel auf den Beinen gewesen, wenn ich nicht irre," bemerkte Mrs. Peacock. „Ich hörte Ihre Stimme."

„Das Seeleben ist unruhig," versetzte der alte Herr.

„Das Mädchen da drüben läßt uns keinen Moment aus den Augen," raunte Johnson seinem Nachbar Davenire zu, ohne vom Teller aufzublicken.

„Wen von uns sie sich wohl aussuchen mag?" antwortete dieser, kühl lächelnd den schönen Augen Miß Mansels begegnend.

„Sind Sie heute nacht auch von dem Rumoren gestört worden, Mr. Matthews?" fragte Hankey den Steuermann, sich zugleich eine Scheibe Schinken abschneidend.

Matthews warf einen Blick auf den Kapitän, und that, als höre er eifrig dem Geplauder des Mr. Dent zu, der ihn mit Einzelheiten aus dem kaufmännischen Leben Australiens unterhielt.

„Wer hat denn in der Nacht rumort?" sagte Trollop.

Auch diese Frage blieb unbeantwortet, da dieselbe in der allgemeinen Unterhaltung keine Beachtung fand. Das Mahl nahte sich seinem Ende, als Mr. Isaak Cavendish sich vom Tische erhob. In demselben Moment schoß aber auch Kapitän Benson aus seinem Stuhl empor, einen Sturm von leidenschaftlichen Empfindungen auf dem dunkelroten, apoplektischen Antlitz.

„Die Herrschaften wollen die Güte haben," rief er mit starker Stimme, „nicht eher den Salon zu verlassen, bis sie gehört, was ich ihnen zu sagen habe!"

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Die Anwesenden saßen starr und betroffen. Mrs. Peacock wurde todesbleich; Mrs. Storr faßte den Arm ihres Gatten. Cavendish setzte sich wieder auf seinen Platz; jedes Gesicht war auf den Kapitän gerichtet. Matthews überflog mit scharfem Blick die Züge einiger der Herren, bemerkte auf denselben aber nichts als Erstaunen und Neugierde, gemischt mit der Erwartung einer spaßhaften Entwicklung. Der Hauptmann Trollop drehte, kein Auge von dem Schiffer wendend, an seinem Schnurrbart.

„Ich möchte zunächst die Frauen bitten, sich nicht ohne Not zu beunruhigen," fuhr der alte, weißhaarige Herr fort, der kaum im stande war, seine Erregung zu bemeistern. „Dieses Schiff führt eine Waffenkiste, enthaltend Hieb- und Schußwaffen zur Verteidigung der Kajütenbewohner, falls die Mannschaft aufsässig werden sollte — überhaupt zur Verwendung in Fällen, die solches erheischen," fügte er hinzu, einen funkelnden Blick auf Trollop werfend. „Diese Waffenkiste befindet sich in der Kammer des zweiten Steuermanns; in der vergangenen Nacht hat man sie jedoch erbrochen und sämtliche Waffen gestohlen."

Mr. Storr öffnete den Mund vor Entsetzen.

„Aber warum —?" fragte Mr. Dent, sich zu äußerlicher Ruhe zwingend.

„Das wissen wir nicht," versetzte der Schiffer. „Was wir aber wissen, ist, daß der Dieb sich an Bord befindet."

„Wo meinen Sie wohl, Kapitän Benson?" fragte Trollop kalt und hochmütig. „Vorn oder hinten?"

„Das werden wir herausfinden," entgegnete Benson kurz.

„Aber Kapitän Benson, um Gotteswillen, droht uns Gefahr?“ rief Mrs. Holroyd.

„Nicht doch, Madam! Fürchten Sie nichts.“

„Haben Sie bereits jemand in Verdacht?“ fragte Masters in einem Tone, der an Unverschämtheit grenzte.

„Aufgebrochen war die Kiste?“ warf Storr dazwischen. „Das hätte doch aber ein Geräusch gegeben, und soviel ich weiß, hat niemand ein Geräusch gehört —“ hier beugte er den Kopf vor und schaute die Tafel hinauf und hinab.

„Es geschah, als alles an Deck war und das Feuer betrachtete,“ versetzte der Kapitän. „Ich bedaure, den Damen und Herren eröffnen zu müssen, daß ich mich im Interesse der Menschenleben und des Eigentums, die meiner Obhut unterstellt sind, gezwungen sehe, die Kammern aller Passagiere durchsuchen zu lassen.“

„Auch die der Damen?“ fragte Weston mit halber Stimme und einer Grimasse.

„Die Kammern aller Passagiere!“ donnerte der Schiffer.

„Mit meiner kann der Anfang gemacht werden,“ sagte Trollop höhnisch. „Und wenn ich sonst behilflich sein kann —“

„Was mich betrifft, so habe ich auch nichts dagegen,“ lächelte Cavendish. „Wäre es nicht aber ein Gebot der Rücksicht und Höflichkeit, auf die jemand, der fünfzig Pfund und mehr für seinen Platz an Bord erlegt hat, doch wohl einigen Anspruch hat, wenn das Matrosenlogis zuerst durchsucht würde?“

Er verbeugte sich und lehnte sich selbstgefällig in seinen Stuhl zurück.

„Bester Kapitän,“ bat Mrs. Holroyd, „meine Kammer braucht wirklich nicht untersucht zu werden!“

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Es thut mir von Herzen leid, meine Damen, daß Sie an Bord meines Schiffes in eine so unangenehme Lage gebracht werden sollen, allein Sie werden einsehen, daß wir um unsrer aller Sicherheit willen feststellen müssen, wer die Waffen gestohlen hat, und wo dieselben geblieben sind.“

Damit nahm er seinen Hut und ging an Deck. Der Steuermann folgte ihm. Die Passagiere blieben sitzen. Ein lebhaftes Durcheinander von Meinungsäußerungen entspann sich.

„O dieses unglückselige Schiff!“ rief Mrs. Peacock verzweiflungsvoll. „Hätte ich ahnen können, was diese Reise mir für Angst und Unruhe bringen würde, ich hätte sie nie angetreten!“

„Wir müssen uns die Waffenkiste ansehen,“ sagte Mr. Johnson. „Mag das Schloß auch erbrochen sein, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß wirklich Waffen darin gewesen sind.“

„Ich möchte doch daran zweifeln, daß ein Schiffskapitän das Recht hat, die Kammern seiner Passagiere zu durchstöbern,“ bemerkte Trollop in seiner vornehmen Weise.

„Die Macht und die Befugnisse eines Kapitäns an Bord seines Schiffes sind absolut despotisch,“ versetzte Mr. Dent. „Sie sind unbegrenzt und meines Erachtens mit Recht.“

„Aber wer, zum Kuckuck, soll sich denn an solchen Waffen vergreifen?“ rief Mr. Burn, mit breitem Lächeln die ihm gegenüber Sitzenden betrachtend. „Waren

die Dinger denn so wertvoll? Vielleicht Kabinetstücke? Oder kostbare und seltene Altertümer? Sie werden sehen, daß da irgend eine Dummheit vorliegt. Die Kiste wird leer gewesen sein, als sie an Bord kam, und Mr. Poole wird das gestern erst gewahr geworden sein."

Er erhob sich und ging die Kampanjetreppe hinauf. Auch die andern verließen den Tisch, teils um an Deck, teils um in ihre Kammern zu gehen.

Die Matrosen waren noch nicht zur Arbeit gerufen worden; sie hatten sich bei der Kombüse versammelt und sahen erwartungsvoll nach hinten. Es war klar, daß einer der Steuerleute ihnen von dem Vorgefallenen Mitteilung gemacht hatte.

Kapitän Benson promenierte kurzen, festen Schrittes auf dem Achterdeck. Seine Gesichtszüge arbeiteten heftig, und der Rudersmann konnte sich eines Grinsens nicht enthalten, als er hörte, wie eifrig der Schiffer mit sich selber redete.

Beide Steuerleute befanden sich auf dem Hauptdeck. Der Rudersmann schlug vier Glasen; es war zehn Uhr. Mrs. Storr erschien an Deck, geführt von ihrem Gatten und begleitet von Miß Mansel. Caldwell, Johnson und Hankey kamen die Kampanjetreppe herauf. Als der Schiffer dieselben gewahrte, trat er an die Galerie.

„Beginnen Sie mit der Durchsuchung," rief er dem „Ersten" zu. „Mr. Poole soll Ihnen dabei helfen!"

Die Steuerleute begaben sich durch die Thür unter der Galerie in den Salon; hier kam ihnen Trollop entgegen.

„Ich möchte mich zunächst durch den Augenschein persönlich davon überzeugen, daß die Waffenkiste wirklich erbrochen worden ist," sagte er.

Caldwell, der mit einigen andern die Kampanjetreppe herabgekommen war, schloß sich diesem Verlangen an. Bereitwillig führte Matthews die Herren in die Kammer des zweiten Steuermanns und wies ihnen die Kiste. Hankey untersuchte das Schloß und mußte zugeben, daß dasselbe ganz neuerdings demoliert worden war.

Trollop sah über seine gekreuzten Arme in die Kiste hinab.

„Welcher Art waren die Waffen?" fragte er.

„Musketen, Säbel, Reiterpistolen," antwortete Poole.

Die Passagiere brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Man denke sich den alten Benson mit Schleppsäbel und Reiterpistolen an Deck herumwirtschaften!" rief Hankey lustig.

Die Steuerleute schauten finster drein; auf Trollops Vorschlag durchstöberte man zuerst Pooles Kammer, dann die des Obersteuermanns; darauf kam diejenige an die Reihe, in der Caldwell und Cavendish wohnten. Man kehrte unter den Späßen der Passagiere die Betten um und schaute in alle Ecken.

„Da steht ein Handkoffer," sagte Matthews.

„Nicht anrühren!" entgegnete Caldwell mit düster drohendem Blick, indem er sich auf den Koffer setzte. „Nicht daß etwa Ihre verrosteten Schießeisen darin wären, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich gestatte, daß hier mit meinen Privateffekten eine öffentliche Ausstellung veranstaltet wird."

Matthews kratzte sich hinter dem Ohr. „Eine vertrackte Geschichte, Gentlemen," sagte er. „Geht mir höllisch gegen den Strich! Ich glaube auch nicht, daß wir die Waffen in diesen Kammern finden. Aber der Kapitän hat's befohlen."

Die Durchsuchung, der sich lachend und scherzend immer mehr von den Herren anschlossen, nahm ihren Fortgang, bis man bei den Kammern der Damen anlangte.

„Hier mögen die Steuerleute ihr Heil allein versuchen," sagte Trollop. Damit drehte er sich auf dem Absatz um, zog seine Zigarrentasche hervor und schlenderte auf das Deck hinaus.

„Trollop!" rief Hankey ihm nach. „Die Kajüte des Kapitäns ist noch nicht durchsucht worden!"

„Daran dachte ich gar nicht," antwortete der Hauptmann, eiligst zurückkehrend.

„Meiner Kajüte haben die Herren gefälligst fern zu bleiben!" schrie der Schiffer zornbebend durch das Oberlichtfenster herab.

„Kapitän Benson," entgegnete Davenire, durch ein Monocle emporblickend, „Sie haben uns, die Kajütenpassagiere der ‚Queen', durch Ihren Verdacht schwer beleidigt. Es beliebt uns jetzt, Sie der Plünderung der Waffenkiste verdächtig zu halten."

Der Schiffer fand in seiner Wut zuerst keine Worte, dann rief er den Steuermann an Deck. Einige Minuten später erschien dieser wieder im Salon.

„Gentlemen," sagte er, „die Durchsuchung ist auf Befehl des Kapitäns zu Ende. Mr. Poole, folgen Sie mir nach vorn in das Matrosenlogis."

Die Steuerleute entfernten sich. Jetzt traten Storr und Dent aus ihren Kammern. Trollop trat auf sie zu.

„Hören Sie, meine Herren," redete er sie an, „wir müssen vom Kapitän Genugthuung für diesen Affront fordern! Er soll uns Abbitte leisten."

„Das wird nicht angehen," stammelte Mr. Storr. „Kapitän Benson ist in seinem Recht. Ich will mir keine Unannehmlichkeiten zuziehen. Wo sind übrigens die Waffen?"

Trollop wendete ihm verächtlich den Rücken, und die beiden friedliebenden Herren stiegen die Treppe hinauf.

Nach und nach wurden auch die Damen, die sich bisher in ihren Kammern gehalten hatten, wieder sichtbar. Burn bot Mrs. Dent mit Grandezza seinen Arm, erhielt jedoch einen Korb. Mrs. Peacock war liebenswürdiger, sie ließ sich von Hankey führen; die übrigen Damen gingen ungeleitet an Deck. Ein Gleiches thaten die übrigen Herren, der Hauptmann Trollop allen voran. Es war um die Mittagszeit; der Schiffer rief dem Steward zu, ihm den Sextanten zu bringen. Die Matrosen saßen im Logis bei ihrem frugalen Mahl, während die Steuerleute ihre Kojen durchsuchten.

Zwölf Uhr; der Rudersmann schlug acht Glasen.

Matthews und Poole hatten ihre Arbeit beendet und kamen die Achterdeckstreppe herauf. Alles drängte herzu, ihren Bericht mit anzuhören. Die Damen sahen ängstlich und beklommen aus. Miß Mansels dunkle, nachdenkliche Augen irrten verstohlen von einem der Gentlemen zum andern. Kapitän Benson stand wie aus Erz gegossen, den Sextanten in der herabhängenden Linken. Die Steuerleute berührten ihre Mützen.

„Nun?"

„Wir haben nichts gefunden," sagte Matthews.

„Daß die Waffen im Logis stecken sollten, habe ich auch gar nicht erwartet,“ entgegnete der Schiffer, dessen Gesicht sich noch dunkler färbte.

Da trat die hohe Gestalt Trollops ganz dicht an ihn heran, drohend, herausfordernd. Dent und Storr wichen erschrocken einige Schritte zurück, die beiden Steuerleute aber nahmen sogleich zu beiden Seiten des Schiffers Aufstellung.

„Das war soeben wieder eine ungehörige Insinuation, Kapitän Benson,“ sagte der Hauptmann. „Sie werden die Güte haben — ich rede hier im Namen sämtlicher Passagiere — Ihre Verdächtigungen zu widerrufen und uns Abbitte zu leisten für die Beleidigungen, die Sie uns zugefügt haben.“

„Was?“ stotterte der weißhaarige alte Herr ganz außer sich. „Mir das?“ Er rang nach Atem. „Herr! Ich bin der Befehlshaber dieses Schiffes! Mir sind Waffen gestohlen worden. Können Sie mir vielleicht sagen, was damit geschehen ist?“ Er rief diese Worte voll Hohn und Verachtung. „Als Passagier haben Sie doch — so sollte man wenigstens meinen — dasselbe Interesse an des Schiffes Sicherheit, wie ich; oder nicht? Es muß Ihnen doch, ebensogut wie mir, daran gelegen sein, die Spitzbuben zu entdecken, damit wir erfahren, was die Halunken im Schilde führen! Oder denken Sie anders? Abbitten soll ich? Lieber senke ich das Schiff in den Grund!“

„Allmächtiger!“ schrie Mrs. Peacock auf. „O, meine Herren, wie können Sie nur den Kapitän in solche Aufregung bringen!“

„Um Gotteswillen!“ rief auch Mrs. Holroyd, „Kapitän Benson, reden Sie doch nicht so etwas Schreckliches! Das Schiff in den Grund senken! Der Himmel erbarme sich unser!“

„Wenn Sie uns Genugthuung verweigern,“ sagte Trollop kalt, „dann soll das letzte Wort in dieser Sache in London von den Gerichten gesprochen werden.“

„Und wenn Sie in diesem unverschämten Benehmen verharren,“ schrie der Schiffer an dem langen Manne empor, „dann lasse ich Sie wegen Meuterei in Eisen legen, dann sollen Sie die Gewalt fühlen, die ich als Kommandant dieses Schiffes über Sie habe!“

Jetzt wurde auch der Hauptmann Trollop dunkelrot. Kein Wort der Entgegnung kam über seine Lippen. Andre von den Zehn bissen sich auf die Lippen und sahen nach vorn, wo die Matrosen sich bereit machten, auf den ersten Ruf ihres Schiffers herbeizustürzen. Caldwell näherte sich diesem von hinten, geräuschlos und mit einem so tückischen Ausdruck auf seinem wilden, orientalischen Gesicht, daß dem kleinen Storr ganz krank zu Mute wurde. War es der Anblick der bereits am Großmast angelangten Matrosen, war es ein andrer Grund, der Trollop veranlaßte, plötzlich nach Lee zu gehen und sich dort an die Reeling zu lehnen?

Der alte Benson schaute ihm mit zuckenden Lippen nach. Er sah aus, als müsse der mühsam verhaltene Grimm ihn ersticken.

„Mr. Matthews!“ rief er dann, „lassen Sie die Wache zur Koje gehen! Mr. Poole, verteilen Sie die Arbeiten und halten Sie scharfen Ausguck!“

Damit stieg er die Kampanjetreppe hinab und verschwand.

Am Nachmittag bezog sich der Himmel; das Barometer sank; in der verdickten Atmosphäre und in dem fauligen, schlammigen Geruch der See zeigten sich Vorboten

eines Sturmes. Die Sonne versank hinter einer rotbraunen Dunstwand, schwarz wie Tinte zog die Nacht herauf, die See erhob sich hohl, und aus dem Osten kam der Wind mit klagendem Geheul. Die Segel waren längst bis auf die nötigste Leinwand geborgen, dunkel hoben sich Masten, Raaen und Takelwerk der „Queen“ von dem düsterroten Abendhimmel ab — ein Bild voll von wilder Schönheit.

Der Sturm gewann langsam an Stärke. Er brach aus der Finsternis hervor und erfüllte das Takelwerk mit hundertfältigem, schrillem Getön. Die zergeißelten Wogen trafen das schwer arbeitende Schiff mit donnerähnlichen Schlägen, um in brausenden, weißleuchtenden Schaummassen wieder zurückzustürzen. Um zwei Uhr morgens wehte ein Orkan. Die See rollte in schwarzen Bergen daher und war in dem fahlen Schimmer des Sturmes schreckenvoll anzuschauen. Das Deck des Schiffes war bei jedem Überholen nach Lee so steil wie ein Hausdach; die Leute am Ruder mußten festgelascht werden. Der Schiffer stand, an die Luvreeling gegürtet, im Schutze eines in den Besanswanten angebrachten Stückes Segeltuch. Ihm gegenüber, im Lee, hatte der Steuermann seinen Platz; bei der Neigung des Schiffes fuhr der heulende Orkan zumeist hoch über seinem Kopfe dahin, ohne ihn zu berühren.

Mit dem Morgengrauen ließ der Orkan ein wenig nach. Der Zustand an Bord war höchst unbehaglich. Das Deck war von Fluten überbraust. Der Salon schwamm. Die Damen lagen in ihren Kojen, hilflos vor Angst und Seekrankheit.

Mr. Dent aber glaubte, daß für alle das letzte Stündlein gekommen sei. Bleich, mit zusammengebissenen Zähnen, schrieb er eine Schilderung ihrer Lage nieder, stopfte das Papier in eine Flasche, die er sorgfältig verkorkte, kletterte dann mit Aufbietung aller Kraft und Geschicklichkeit die Kampanjetreppe so weit hinauf, daß er den Kopf aus der Luke stecken konnte, wartete den rechten Moment ab und schleuderte seine Flasche seewärts. Dieselbe fiel jedoch zu kurz und zerschellte an der Reeling in tausend Stücke. Zu gleicher Zeit wurde Dents breitrandiger Filz vom Winde gepackt und davongeführt. Der Schiffer schrie dem kolonialen Kaufmann einige Worte zu, die dieser nicht verstand; er hielt sich auch nicht lange mit Fragen auf, sondern rutschte, seinen Beinen nicht trauend, die Treppe hinab und erreichte glücklich wieder seine Kammer.

Dies ereignete sich kurz vor dem Frühstück. Die beiden Stewards hatten unter Lebensgefahr ein Mahl hergerichtet. Als der Kapitän an der Tafel erschien, saßen die Zehn bereits auf ihren Plätzen.

Er reichte seinen triefenden Südwester einem der Stewards und ließ sich nieder. Einige der Herren, die seinem schweifenden Blick begegneten, verneigten sich grüßend. Er dankte mit kurzem Kopfnicken, fragte den Steward nach den Damen, nach Mr. Dent und Mr. Storr und erhielt die Antwort, daß die Herrschaften nicht erscheinen würden. Aus dem Benehmen Mr. Hankeys und einiger andrer ging hervor, daß sie den Kapitän zu versöhnen wünschten. Trollop aber saß steif und kalt wie eine Bildsäule.

Viel war diesmal nicht auf der Tafel zu sehen, da es dem Koch nicht möglich gewesen war, Feuer anzumachen. Es gab nur kalte Küche, dazu Bier und Wein.

„Es weht ein tüchtiger Sturm,“ bemerkte Mr. Johnson, den Kapitän ansehend, höflich.

„Ja, es weht hart,“ versetzte der alte Benson, den Steward beobachtend, der auf allen Vieren einem Stück Salzfleisch nachkroch, das vom Tische gefallen war.

„Kann der Sturm unserm Schiffe gefährlich werden?“ fragte Mr. Masters.

Der Schiffer heftete seine kleinen funkelnden Augen auf den jungen Mann, dann entgegnete er:

„Sind Sie früher nicht Seemann gewesen?“

„O, gelegentlich einmal,“ antwortete Masters leichthin. „Solch einen Sturm aber habe ich noch nicht durchgemacht.“

„Sie alle, Gentlemen,“ sagte der Schiffer, „haben das Glück, tüchtige Seebeine zu besitzen. Es gibt nur wenige Landratten, die es Ihnen heute an diesem Frühstückstisch gleichthun könnten.“

Trollop sah den Sprecher starr an, sagte aber nichts.

„Mr. Cavendish,“ rief Burn vom untern Ende her, „Sie sind ja wohl auch ein ehemaliger Seefahrer.“

Cavendish nickte lächelnd über seinem Glase.

„Und auch noch andre der Herren,“ fuhr Burn fort, „haben die Gefahren gekostet, die von Ihrem Lebensberuf, Kapitän Benson, leider unzertrennlich sind. Wir leben in einer Zeit, wo ein Mann nicht nur viel sieht, sondern auch die verschiedensten Dinge unternehmen muß, wenn er durch die Welt kommen will.“

„Das scheint so,“ brummte der Schiffer.

Die Unterhaltung stockte. Draußen schlugen die Wogen mit dumpfem Anprall gegen die Schiffswand. Ab und zu hörte man am Achtersteven das schwere Ruder heftig an den knirschenden Ketten reißen und rucken.

Die zehn Gentlemen aßen und tranken schweigend, aber mit Behagen. Sie bedienten einander mit so höflicher Aufmerksamkeit, als habe ihre gegenseitige Bekanntschaft den Reiz der Neuheit noch nicht ganz verloren. Dem Kapitän entging dies nicht. Der ehrliche Seemann war innerlich erstaunt und ratlos. War es möglich, daß diese zehn Gentlemen — ja, was denn? Da lag der Knoten.

Er kaute mechanisch und zerbrach sich den Kopf.

Achtes Kapitel.

Belauscht.

Sechs Tage lang hatte die „Queen“ mit dem schweren Wetter zu kämpfen. Der Sturm wehte ihrem Kurse gerade entgegen und trieb sie in nordwestlicher Richtung hundert Meilen von demselben ab.

Das unausgesetzte Toben der Elemente draußen wirkte lähmend auf den Verkehr der an Bord Befindlichen untereinander; nur gelegentlich noch kam die Plünderung der Waffenkiste zwischen dem Kapitän und dem Steuermann zur Sprache; der Sturm und die Sicherheit des Schiffes nahmen fast ausschließlich ihre Gedanken in Anspruch. Auch den Zehn konnte der Schiffer nur eine verminderte Aufmerksamkeit zuwenden; die Herren drückten sich umher, so gut sie konnten; sie suchten geschützte Ecken und

Winkel auf, um sich dort den Genuß ihrer kurzen Holz- und Meerschaumpfeifen hinzugeben; dabei verteilten sie sich absichtlich in kleine Gruppen, so daß von der anscheinenden Zusammengehörigkeit, die den Schiffer so beunruhigt hatte, nichts mehr zu merken war.

Am Abend des fünften Tages nahm der Sturm merklich ab. Gegen Mitternacht war das Wetter soweit aufgeklart, daß hier und da die Sterne sichtbar wurden. Beinahe auf den Schlag zwölf fiel ein milchweißes, blendendes Meteor, wie ein kleiner Mond, aus den Himmelshöhen; es erhellte See und Atmosphäre in weitem Umkreis und verschwand dann mit lautem, donnerähnlichem Knall im Wasser.

Es schien, als ob dies ein Signal für den Wind gewesen wäre, denn zwanzig Minuten später war eine vollkommene Stille eingetreten; das Schiff aber wälzte sich noch lange Stunden halt- und willenlos auf der hochgehenden See, die sich erst nach und nach zu beruhigen vermochte.

Der nächste Tag war wolkenlos, heiß und still. Die Segel trockneten, die Decksplanken wurden wieder weiß. Der Koch warf die Hühner, die während des Unwetters in ihren Ställen ertrunken waren, über Bord, und die Matrosen hingen vorn ihre durchnäßten Kleidungsstücke im Sonnenschein auf.

Dem schönen Tage folgte ein schöner Abend. Der Mond ging jetzt erst nach Mitternacht auf. Der Kapitän spazierte mit dem Ehepaar Dent auf und ab. Um zehn Uhr waren noch sämtliche Passagiere auf dem Achterdeck. Matthews hatte seine Koje aufgesucht; Poole hatte die Wache.

Aus der Thür unter der Achterdecksgalerie kamen zwei Männer heraus; sie schlenderten bis zum Großmast und blieben hier rauchend und plaudernd stehen. Die Nacht war warm, an dieser Stelle aber fächelte das in seinen Geitauen hängende Großsegel eine angenehme Kühle. Der Ort war ganz dunkel.

„Ich wollte," sagte der eine der Männer, Patrick Weston, „daß dies die Nacht der Ausführung wäre. Die meisten von uns haben das Warten längst herzlich satt."

„Das Wetter ließ es bisher nicht zu," antwortete Caldwell, denn das war der andre.

„Hoffentlich kann man leicht an das Gold herankommen."

„Hankey weiß, wo und wie es verstaut ist. Trollops Idee, zwei von den Matrosen an Bord zu behalten, ist nicht schlecht. Denn ohne Zweifel wollen alle zehn dabei sein, wenn das Gold an Land vergraben wird. Die Matrosen bewachen inzwischen das Schiff."

„Oder sie gehen damit durch."

„Das ist wohl zu verhindern," sagte Caldwell langsam. „Donnerwetter! Sie sollten die Seeleute doch wohl kennen!"

„Der Spaß mit der Waffenkiste hat manchem Kopfzerbrechen verursacht," meinte Weston. „Der Alte wird schließlich noch an Hexerei glauben. Die Musketen sollen höllischen Lärm gemacht haben, als sie durch das Fenster ins Wasser fielen, so erzählte mir Hankey. Diese und die Pistolen hatten Feuersteinschlösser, waren also höchstens als Schlagwerkzeuge zu gebrauchen. Wir hätten den ganzen Kram ruhig in der Kiste lassen können."

„Nun, wo er jetzt liegt, ist er besser aufgehoben," brummte Caldwell.

„Merkwürdig, daß keiner das Geplätscher gehört hat," fuhr Weston fort. „Freilich, man hatte ja nur für das brennende Schiff Augen und Ohren. Ich denke, Trollop wird die nächste Nacht wählen — was meinen Sie?"

„Möglich, wenn sie ist wie diese," versetzte Caldwell. „Geben Sie mir doch Ihr Feuerzeug."

Er setzte seine Pfeife in Brand und reichte dem Genossen das silberne Büchschen zurück.

„Wenn nur die Insel Halloran der richtige Ort für uns ist," fing er dann wieder an. „Ich wäre weiter nach Osten gegangen. Wir haben uns da so blindlings auf die Anordnung des Saunders verlassen, das gefällt mir nicht. Wer kann wissen, welche Hintergedanken solch ein Schuft hat?"

„Ach, darauf kommt es nicht an," entgegnete Weston. „Eine Insel ist so gut wie die andre, vorausgesetzt, daß sie unbewohnt ist und vorüberkommende Segler nicht zum Landen verlockt."

„Das ist aber bei Halloran gerade der Fall!" versetzte Caldwell eifrig. „Nach Saunders' Beschreibung muß die Insel ein wahrer Garten sein, just so ein Ort, wie ihn die Walfischfänger aufsuchen, um sich dort Wasser und Kokosnüsse zu holen. Gesetzt den Fall, wir vergraben die dreimalhunderttausend Pfund in jener paradiesischen Wildnis, und Saunders läßt uns dann mit seiner Brigantine im Stich — —"

Der Steward kam aus der Kajüte, um sich nach vorn zu begeben. Er musterte im Vorbeigehen die beiden Männer mit forschenden Blicken, konnte in der Finsternis jedoch keinen derselben erkennen, obgleich er sich noch einmal umsah.

„Der Kerl hat dieselben krummen Beine wie der Alte," sagte Weston leise, dem Steward nachblickend. „Dem sind wir übrigens auch schon verdächtig geworden."

„Was liegt daran?" höhnte Caldwell.

„Ich wollte, wir hätten die Sache hinter uns," sagte Weston. „Das ganze Schiff beargwöhnt uns. Wir können jeden Augenblick gewärtig sein, daß man über uns herfällt. Benson ist gerade der Mann dazu, kurzen Prozeß zu machen, wenn er erst scheu geworden ist, und die Dummheit mit der Waffenkiste hat ihn scheu gemacht."

„Wir sind zehn Mann," erwiderte Caldwell mit seiner brutalen Stimme. „Zehn Mann, deren letzte Aussicht und Zuflucht dies Stück Arbeit ist. Mensch, wir fressen das ganze Schiff auf! Wir werden zu verhüten wissen, daß man uns überrumpelt."

„Das sagen Sie jetzt. Wie aber, wenn man uns plötzlich in unsern Kammern einschließt? Was nützen uns dann unsre Waffen?"

„Wir sind unsrer viel zu viel," sagte Caldwell, ohne auf Westons Einwand zu achten. „Sieben waren auch genug, um das Schiff zu regieren, dazu dann die beiden Matrosen — die Dreimalhunderttausend wären dann nur in sieben Teile gegangen —"

Weston packte ihn plötzlich am Arm.

„Still, Mann!" flüsterte er im Tone des Entsetzens. „Wir sind belauscht worden!"

Caldwell stand erstarrt.

Hinter dem Maste kam eine Frauengestalt hervor, die dem Kajüteneingang unter der Achterdecksgalerie zuschritt und in demselben verschwand.

„Wer war das?“ flüsterte Caldwell, der seine Selbstbeherrschung sogleich wiedergefunden hatte.

„Ich habe ihr Gesicht nicht erkannt,“ antwortete Weston.

Caldwell huschte hinter der Frauengestalt her. In der Kajüte brannten die Lampen. Die Mehrzahl der Passagiere befand sich noch auf dem Achterdeck. Vom Gange aus beobachtete er die Eingetretene und erkannte nun in derselben Miß Mansel. Er sah, wie dieselbe die Linke auf den Tisch stützte und die Rechte auf den fliegenden Busen drückte; er sah auch, daß sie totenbleich war.

Er verwendete keinen seiner düster lohenden Blicke von ihr. Was würde sie nun beginnen? Würde sie mit ihrer furchtbaren Entdeckung sogleich den Kapitän aufsuchen? Die Finger des unheimlichen Menschen öffneten und schlossen sich, wie Tigerkrallen. Fünfzig blutige Mordpläne durchkreuzten wirbelnd sein Hirn, während er das Mädchen belauerte. Sie blieb eine Minute an dem Tische stehen, dann schritt sie um denselben herum und ging in ihre Kammer.

Jetzt kehrte Caldwell schleunigst zu Weston zurück, der am Großmast stehen geblieben war.

„Wir dürfen sie nicht aus den Augen lassen,“ sagte er. „Die andern werden uns für unsre Geschwätzigkeit die Pestilenz an den Hals wünschen, und mit Recht. Was machen wir nun? Wenn sie auch nur den vierten Teil gehört hat, dann weiß sie genug. Wo steckte sie eigentlich?“

„Hier, auf der andern Seite des Mastes. Ich hörte, wie sich etwas regte, und dann sah ich sie dort sitzen. Sie wird sich diesen Fleck der Kühlung wegen ausgesucht haben.“

„Vielleicht schlief sie.“

„Dann wäre sie nicht sogleich aufgestanden und fortgegangen, als ich um den Mast herumlugte!“

„Ich muß Trollop die Sache mitteilen,“ sagte Caldwell nach kurzem Besinnen. „Behalten Sie inzwischen ihre Kammerthür im Auge. Wenn sie sich wieder gefaßt hat, dann wird sie jedenfalls sogleich zu Benson laufen. Also passen Sie gut auf; dort vom Gange aus können Sie alles Nötige übersehen.“

Er stieg die Treppe zum Achterdeck empor. Trollop lehnte vor der Besanswant an der Reeling. Es war sehr finster, so daß man die weiter hinten sich aufhaltenden Passagiere nur an ihren Stimmen erkennen konnte.

Er trat dicht an den Hauptmann heran.

„Unser Geheimnis ist verraten,“ zischte er diesem ins Ohr. „Miß Mansel weiß, daß wir zehn uns morgen nacht des Schiffes bemächtigen wollen.“

Trollop rührte sich nicht.

„Die Schuld trifft mich und Weston,“ fuhr Caldwell fort. „Wir besprachen unser Vorhaben dort unten bei dem Großmast, natürlich ganz leise, aber der Teufel fügte es, daß während der ganzen Zeit das Mädchen auf der andern Seite des Mastes hockte.“

Noch immer stand Trollop regungslos. Es war, als habe er die Sprache verloren. In dem schwachen Schein aus dem vorderen Oberlichtfenster erschien sein

Gesicht dunkel und verzerrt; das Blut schwellte seine Stirnadern zum Zerspringen, so daß er den Hut abnehmen mußte.

„Wo ist sie?“ stieß er endlich hervor.

„In ihrer Kammer.“

„Ihr elenden Idioten —!“

„Ich bin erboster, als Sie. Enthalten Sie sich jedes Schimpfwortes,“ zischte Caldwell drohend. „Wenn jemals ein Mensch den Satan in sich hatte, so bin ich das! Es handelt sich jetzt nur um die Frage: Was ist zu thun?“

Mr. Matthews, der die Wache hatte, kam von der andern Seite herüber, ging langsam an den beiden vorbei und kehrte nach Lee zurück, von wo aus er sie im Auge behielt.

„In ihrer Kammer ist sie?“ sagte Trollop. „Dann wird sie gleich heraufkommen und dem Kapitän die Neuigkeit erzählen. Oder vielleicht wartet sie, bis der hinuntergeht. Mensch, wie konnten Sie — gerade Sie! — so hirnverbrannt handeln?“

„Das ist jetzt Nebensache. Es bleibt uns nur eins: Wir müssen uns bewaffnen und das Schiff noch heute nacht nehmen!“

In diesem Augenblick kam Davenire herzu.

„Was ist los?“ fragte er.

„Woher wissen Sie, daß etwas los ist?“ entgegnete Caldwell, ihm Vorsicht winkend.

„Sehen Sie doch Trollop, sehen Sie sich selber an! Was ist los? Antwort!“

Trollop ging zum Oberlichtfenster und schaute in den Salon hinab. Caldwell unterrichtete inzwischen Davenire in kurzen Worten von der Lage der Dinge. Der packte den Erzähler beim Arm; er war ein Riese an Körperkraft, so daß der andre sich unter seinem Griffe so hilflos fühlte, wie ein Kind.

„Ich wollte, ich könnte euch beide über den Haufen schießen!“ flüsterte er heiser. „Hat das Mädchen schon mit dem Schiffer geredet?“

„Durch solch eine ausdrucksvolle Pantomime verbessern wir unsre Lage nicht,“ entgegnete Caldwell mit grimmigem Hohn. „Lassen Sie mich los! Drüben steht Matthews und beobachtet uns, und der Alte ist auch noch an Deck. Kommen Sie nach vorn.“

Trollop kam zurück.

„Sie ist nicht zu sehen,“ sagte er. „Weiß Davenire schon?“

Cavendish und Hankey fanden sich jetzt ein.

„Das geht nicht!“ rief Trollop leise und schnell. „Keine Versammlung! Kommen Sie mit hinunter auf das Hauptdeck, Davenire. Sie Caldwell, bleiben hier und sind zur Hand, wenn das Mädchen mit dem Alten spricht. Sie und Weston müssen alles in Abrede stellen, Sie müssen Stein und Bein lügen — das Mädel ist hysterisch, krank, übergeschnappt — verstanden?“

Damit ging er, gefolgt von Davenire, die Treppe hinab. Er hatte seine ganze Ruhe wiedergefunden, Davenire aber konnte sich vor Wut kaum lassen. Am Großmast stieß Weston zu ihnen.

„Begeben Sie sich sofort nach hinten, in die Nähe des Schiffers, so daß er Sie sieht. Fangen Sie, wenn möglich, mit einer Dame ein Gespräch an. Wenn Miß Mansel zu schwatzen beginnt, müssen Sie sie Lügen strafen.“

Weston ging gehorsam ab. Die beiden andern schritten nach vorn.

„Caldwell meint, wir sollen den Anschlag heute nacht noch ausführen,“ begann Trollop. „Das ist nicht möglich, und zwar aus folgenden Gründen. Masters und Burn haben sich im Trinken übernommen und liegen wie ein Paar ersäufte Eulen in ihren Kojen. Miß Holroyd ist krank, ihre Mutter wird die ganze Nacht aufbleiben und hin und her rennen, ein Gleiches wird der Doktor thun. Dazu ist die Hälfte der Mannschaft an Deck; wie sollen wir die ohne Mord und Totschlag auf die Seite schaffen? Blutvergießen aber ist ausgeschlossen, wie Sie wissen.“

„Die Matrosen sind morgen auch an Deck, und auch übermorgen,“ entgegnete Davenire. „Glauben Sie etwa, daß wir das Schiff so ruhig und gemütlich in Besitz nehmen können, als läge es abgetakelt und unbewacht im Dock?“

„Lassen Sie das meine Sorge sein,“ versetzte Trollop aufbrausend. „Ich habe die Leitung in den Händen und kein andrer! Wenn jeder befehlen will, dann können wir den Plan nur aufgeben, denn dann holt uns alle der Teufel!“

„Aber unser Plan ist verraten, Mann!“ rief Davenire knirschend. „Demnächst wird das ganze Schiff voll davon sein!“

„Heute nacht geschieht nichts!“ beharrte Trollop.

Davenire spuckte wütend aus und machte Miene, sich zu entfernen. In diesem Augenblick näherte sich Caldwell.

„Sie steckt noch immer in der Kammer,“ meldete er, „und die andern gehen zu Bett.“

Die drei blieben stehen und sahen nach hinten. Der Steward drehte die Lampen im Salon aus, bis auf eine, die er herunterschraubte. Man konnte durch die offene Thür bequem hineinschauen. Der Doktor kam aus einer der Kammern und begab sich auf das Achterdeck, wahrscheinlich um dem Kapitän Bericht zu erstatten. Mr. Dent stand mit Mrs. Storr am Tische. Er leerte ein Glas, schüttelte der Dame die Hand, und beide zogen sich in ihre Kammern zurück.

„Wenn heute doch nichts mehr draus werden soll, dann wollen auch wir uns schlafen legen,“ sagte Davenire.

Es war um die elfte Stunde.

„Bis Mitternacht spaziere ich noch umher,“ erwiderte Trollop. „Wenn sie sich bis dahin nicht gezeigt hat, dann wird sie's aufschieben bis zum Morgen.“

„Und dann?“ lauerte Davenire.

„Dann müssen die Narren, die uns durch ihre Geschwätzigkeit hineingeritten haben, uns durch Lügen vorläufig wieder herausreißen,“ antwortete der Hauptmann ruhig. „Hernach werden wir ja weiter sehen. Außerdem eilt es noch gar nicht. Wir sind vierhundert Meilen weit nach Nordwesten verschlagen. Es ist noch zeitig genug, wenn wir am Sonntag ans Werk gehen.“

„Wenn wir mit der Arbeit heute nicht beginnen, dann kommt kein Sonntag, sie zu beenden,“ grollte Caldwell dumpf.

Trollop ging, ohne zu antworten, in den Salon; er schenkte sich ein Glas Wasser ein, das er, lauschend an Miß Mansels Thür stehend, langsam austrank. Als er an Deck zurückkam, waren Davenire und Caldwell verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Verschwunden.

In der Frühe des nächsten Tages kam, langsam und vorsichtig, wie immer, Mr. Storr durch die Kampanjeluke herauf und wünschte dem Steuermann einen guten Morgen. Er freute sich über den prächtigen Anblick des Schiffes, das alle seine Leesegel stehen hatte, vernahm mit Interesse, daß von der Bramraa aus ein Fahrzeug in Sicht sei, und erzählte sodann, daß er eine recht schlechte Nacht gehabt habe.

„Die Hitze," meinte Mr. Matthews.

„Möglich," nickte der kleine Mann. „Aber ich habe auch schauderhaft geträumt, und was das Tollste ist, auch meine Frau hat schauderhaft geträumt."

„So," sagte der Steuermann teilnahmsvoll. „Wie geht es denn der Miß Holroyd?"

„Darüber habe ich noch nichts gehört. Wenn ihre Kammer neben der unsern wäre, dann würde ich mich über meinen schlechten Schlaf nicht wundern, denn sie soll ja sehr unruhig sein; durch so viel Zwischenwände aber kann man nichts hören."

„Allerdings nicht," sagte der Steuermann.

„Ich kann mir nicht helfen," fuhr der Auktionator fort, „aber ich bilde mir ein, daß heute nacht etwas passiert sein muß; auch meine Frau meint, das Alpdrücken, das sie gehabt, müßte etwas Besonderes bedeuten. Und diese Träume! Wir, die wir eigentlich nie träumen!"

„Hm, hm," machte der Steuermann und wiegte den Kopf.

„Wissen Sie, Mr. Matthews," sagte der kleine Mann nach einem raschen Umblick über das Deck, „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich muß es Ihnen sagen — wissen Sie, es liegt etwas in dem Äußeren, oder besser, in dem Wesen einiger von den zehn Gentlemen, was meine Frau und mich recht unruhig macht. Denken Sie nur an die Plünderung der Waffenkiste — wer hat das gethan? Man weiß es bis auf den heutigen Tag nicht. Wo sind die Waffen geblieben? Und welchen Zweck verfolgen diejenigen, die den Diebstahl ausgeführt haben?"

Der Steuermann zuckte die Achseln.

„Wir können gegenwärtig weiter nichts thun, als scharf aufpassen," sagte er.

„Sie haben also Ihren Verdacht?"

Des Steuermanns Antwort war ein vielsagendes Lächeln.

„Meine Frau und ich," plauderte Mr. Storr leise weiter, „haben neuerdings die Herren, die an Ihrem Ende der Tafel sitzen, unwillkürlich immer beobachten müssen, bei Tische sowohl, wie auch an Deck. Waffen haben wir an ihnen noch nicht bemerken können. Es ist mir ganz klar, daß der Kapitän sich in einer heiklen Lage befindet. Einsperren und in Eisen legen kann er sie nicht, wenigstens nicht auf bloßen Verdacht hin. Sie würden ihm in London mit schweren Entschädigungsklagen kommen, wodurch er leicht ruiniert werden könnte. Aber ich fürchte, ich fürchte, Mr. Matthews — ich fürchte, daß wir ihretwegen während dieser Reise aus Sorgen, Unruhen und

Ängsten aller Art nicht herauskommen werden. Keinen Abend kann man zu Bett gehen, ohne —"

Er unterbrach sich erschrocken, denn er sah den Hauptmann Trollop nachlässig von der Kampanjeluke her zur Reeling schlendern.

„Ganz recht," sagte er jetzt ganz laut, „solch einen schönen Morgen hatten wir lange nicht. Aber wir brauchen mehr Wind, Mr. Matthews, wenn wir in angemessener Zeit das Kap Hoorn erreichen wollen."

Beim Frühstück waren drei Stühle leer.

„Wo ist Mr. Davenire?" fragte der Schiffer den Hauptmann Trollop.

„Er ist nicht wohl, wie ich von Mr. Johnson höre."

Der Schiffer sah den neben Mr. Matthews sitzenden Doktor an.

„Mich hat er nicht rufen lassen," sagte dieser.

Nach einer kleinen Weile wendete der alte Benson sich zu Mrs. Holroyd.

„Hoffentlich geht es Ihrer Tochter heute besser, Madam."

„Viel besser, ich danke Ihnen; sie soll aber, nach des Doktors Verordnung, noch bis Mittag das Bett hüten."

„Hat jemand von den Herrschaften heute nacht auch diesen eigentümlichen Klageton gehört?" fragte Mr. Dent. „Meine Frau konnte nämlich vor Hitze nicht schlafen; ich öffnete daher das Fenster und da vernahm ich ganz deutlich ein Wehegeschrei draußen auf der See. Es war höchst unheimlich!"

Der Kapitän starrte finster vor sich ins Leere.

„Hörten Sie das auch?" fragte Mrs. Storr die Frau des Kaufmanns.

„Nein; wahrscheinlich, weil ich in der unteren Koje liege."

„Sollte dieses klagende Geschrei der Grund dafür gewesen sein, daß ich so schlecht geschlafen habe?" fragte der kleine Auktionator, in die Runde blickend.

„Jedenfalls sehe ich darin die Erklärung für meine abscheulichen Träume," bemerkte seine Gattin, „und für das Alpdrücken, das mich gequält hat. Ein ungewöhnliches Geräusch habe auch ich gehört."

„Welcher Art war das Geräusch?" forschte der Schiffer.

„Ein Rutschen und Stoßen, als wenn gerungen würde," antwortete Mrs. Storr. „Diesen Eindruck hatte ich wenigstens, als ich aus dem Schlaf schreckte, und ich fragte William, meinen Mann, ob in Mrs. Holroyds Kammer auch wohl etwas vorgefallen wäre."

„Ich verstehe nicht, wie hier soviel von Geräuschen und unheimlichen Tönen die Rede sein kann," warf Mrs. Peacock etwas empfindlich ein. „Ich habe nichts gehört, mag dergleichen auch nicht hören. Es ist doch alles sicher hier an Bord, woher sollen also Geräusche kommen — ich meine solche unheimlichen Geräusche? Habe ich nicht recht, Kapitän Benson?"

Der alte Schiffer neigte sein weißes Haupt seitwärts gegen die fragende Dame, sagte jedoch kein Wort.

„Der Ton, der Sie in der Nacht so beunruhigte, Mr. Storr," nahm jetzt Burn in seiner gravitätischen Weise das Wort, „kann sehr wohl der Schrei eines südwärts fliegenden großen Vogels gewesen sein. Ich erinnere mich, daß ich einst in einer stillen Mitternacht auf See ein Gewirr von durchdringenden, seltsamen Tönen un-

mittelbar über dem Schiffe vernahm. Stutzend schaute ich auf, und was sah ich? Eine unendliche, meilenlange Schar von Sturmvögeln, Mutter Careys Küchlein von den Seeleuten genannt, die unter unablässigem Geschrei nordwärts über das Schiff hinstrichen."

Während dieser Unterhaltung brütete Caldwell über seinem Teller und stocherte in den Speisen herum, die er sich vorgelegt hatte. Der Ausdruck seines Gesichtes erregte die Aufmerksamkeit des jungen Masters, der ihn von Zeit zu Zeit scharf beobachtete. Die abstoßende Häßlichkeit des Mannes war heute aber auch ganz besonders auffallend. Das sonst gelbliche Weiß seiner Augen glühte blutrot, das Zigeunerbraun seiner Haut hatte einen grünlichen Anflug und sein kohlschwarzes grobes Haar war ungekämmt. Mit gerunzelten Brauen stierte er vor sich nieder, und wenn er aufsah, geschah dies nur, um einen Blick auf Trollop oder Shannon zu werfen.

„Sehen Sie nur einmal den Caldwell an," flüsterte Masters dem neben ihm sitzenden Burn zu. „Das ist ein Gesicht, wie es ein Hofkünstler des Satans für seines Herrn Privatgalerie malen würde. Was mag ihm sein?"

„Er fürchtet sich vor dem Moment, wo Miß Mansel erscheinen und unsern Plan offenbaren wird."

„Vorsichtig!" warnte der andre, eifrig Messer und Gabel handhabend. „Trollop sagte mir vorhin —"

Die Stimme des Kapitäns unterbrach ihn.

„Wo bleibt denn unsre Miß Mansel heute?" rief der alte Herr. „Hat sie das Frühstück nach ihrer Kammer verlangt, Steward?"

„Nein, Kapitän. Als ich vor einer Stunde anklopfte, schlief die Miß noch."

Es war weder auffällig noch ungewöhnlich, wenn einer der Passagiere die Zeit des Frühmahls verschlief, weshalb der Schiffer die Abwesenheit der jungen Dame zunächst auch nicht weiter beachtete.

Nach einer Weile erhob sich Mrs. Holroyd. Eben im Begriff, in ihre Kammer zu gehen, wendete sie sich noch einmal nach dem Kapitän um.

„Soll ich vielleicht Miß Mansel fragen, ob sie etwas bedarf?"

„Wenn Sie die Güte haben wollen," antwortete Benson, gleichfalls aufstehend.

„Sie wollen sie Lügen strafen," flüsterte Burn in Masters Ohr. „Caldwell sieht allerdings nicht so aus, als ob er die Courage dazu hätte. Wenn man ihr aber Glauben schenkt? Was dann?"

Er verließ seinen Platz, und Masters folgte ihm. Auch die übrigen hatten ihr Frühstück beendet. Man wendete sich den Ausgängen zu, als ein lauter Ruf, den Mrs. Holroyd ausstieß, alle an die Stelle bannte. Caldwell, der noch saß, drehte langsam den Kopf um. Matthews sprang von seinem Stuhle auf.

„Miß Mansel ist gar nicht da!" rief Mrs. Holroyd. Sie stand in der Thür der Kammer und blickte bleich und erschrocken den Kapitän an.

„Was?" fuhr dieser auf. „Miß Mansel nicht da? Sagten Sie das, Madam?"

Er ging in die Kammer, gefolgt von dem Arzt und dem Steuermann. An der Thür staute sich eine kleine Versammlung, darunter Caldwell und Trollop. Die Kammer war leer. Als einzelne junge Dame hatte Miß Mansel das Privilegium

des Alleinwohnens genossen. Ihr Bett war die untere Koje gewesen, die obere hatte sie als Aufbewahrungsort für allerlei Habseligkeiten benutzt. Man sah, daß sie während der Nacht in ihrem Bett geschlafen hatte; die Decke war auf eine Seite geschoben, als habe sie sich beim Aufwachen schnell von derselben befreit.

Im ersten Erstaunen blieben die Anwesenden eine Weile stumm. Der Schiffer fand zuerst Worte.

„Wo mag sie sein?“ fuhr er heraus. „Hoffentlich noch an Bord! Mr. Matthews, lassen Sie sofort nach ihr suchen!“

Der Steuermann eilte ganz betroffen von dannen.

An seiner Stelle drängte sich Mrs. Peacock herein.

„Was höre ich?“ lamentierte sie. „Miß Mansel ist verschwunden? Was in aller Welt kann aus ihr geworden sein?“

„Wo ist der Steward?“ rief der Schiffer.

„Hier!“ antwortete Trickel aus dem Hintergrunde der vor der Thür Versammelten.

„Ich muß bitten, Raum zu geben, meine Herrschaften,“ gebot der Kapitän. „Hier ist nichts zu sehen; die Kammer ist leer.“

Caldwell und Trollop schlenderten fort, die andern zerstreuten sich in dem Salon. Mr. Dent und seine Gattin redeten flüsternd miteinander, Mrs. Holroyd suchte ihre Tochter auf, Mrs. Peacock aber hörte man die Gattin des Auktionators fragen, ob es unter solchen Umständen nicht des Kapitäns Pflicht und Schuldigkeit wäre, sofort „umzulenken“ und nach Sydney zurück zu fahren, da hier alles drunter und drüber ginge und sie für ihre Person ganz sicher sei, auf diesem Schiffe niemals England zu erreichen.

„Wann haben Sie die Miß Mansel zuletzt gesehen?“ fragte der Schiffer den Steward aus.

„Gestern abend.“

„Um welche Zeit?“

„Gegen halb zehn Uhr. Sie kam aus der Kajüte und ging nach mittschiffs. Ich hatte zu thun und achtete nicht weiter auf sie.“

„Und heute früh haben Sie bei ihr angepocht?“

„Ja, um dreiviertel auf acht, wie gewöhnlich. Da ich keine Antwort erhielt, meinte ich, die junge Dame schliefe noch.“

Der Arzt hatte inzwischen mit ernstem Antlitz in dem kleinen Raume Umschau gehalten. Alles erschien in bester Ordnung. Kleidungsstücke hingen an den Wandhaken. Der Hut, den die Verschwundene stets an Deck zu tragen pflegte, lag, neben einigen Schirmen und andern Dingen, in der Oberkoje. Die Gewandstücke, die sie am letzten Abend abgelegt hatte, befanden sich, sauber zusammengefaltet, auf einem Stuhl. Des Doktors wandernder Blick blieb auf denselben haften.

„Ob Mrs. Storr vielleicht einen Augenblick die Güte hätte?“ sagte er.

„Mrs. Storr!“ rief der Schiffer.

Die Gerufene ließ Mrs. Peacock stehen und kam herbei.

„Wären Sie wohl im stande,“ redete der Doktor Sie an, „uns, nachdem Sie diese Sachen gemustert, zu sagen, ob Miß Mansel angekleidet war, als sie diese Kammer verließ?“

Mrs. Storr nahm die Gewandstücke eins nach dem andern auf, darauf betrachtete sie die an der Wand hängenden Kleider und gelangte dadurch zu der Ansicht, daß die junge Dame nicht für einen Gang an Deck angekleidet gewesen sei. „Hier fehlt nur ihr Schlafrock und ein Unterkleid von Flanell,“ sagte sie.

„Sie muß also an Bord sein,“ nickte der Kapitän und erteilte dann dem Steward Trickel und dessen Gehilfen John einige Instruktionen im Flüsterton.

„Bis wir bestimmt wissen, daß sie nicht mehr an Bord ist, sind alle Mutmaßungen nutzlos,“ meinte der Doktor. „Immerhin scheint aus allem hervorzugehen, daß Miß Mansel ihre Kammer freiwillig verlassen hat. Übrigens war da noch ein dritter Platz an der Tafel leer. Wenn Mr. Davenire meine Dienste auch nicht in Anspruch genommen hat, so will ich doch nach Ihrer Instruktion, Kapitän, mich nach ihm umsehen.“

„Thun Sie das,“ versetzte der Schiffer. „Vielleicht finden wir seine Kammer auch leer.“

Der alte Benson blieb in Miß Mansels Kammer, im Gespräch mit Mrs. Storr, deren Gatten und dem Ehepaar Dent.

Außerhalb der Kajüte, unter dem Galerievorsprung, stand eine Gruppe der Zehn, mit Rauchen beschäftigt. Die Neuigkeit von dem Verschwinden der jungen Dame mit den schönen Augen hatte bereits den Weg zum Matrosenlogis gefunden und die Janmaaten zu einer Generalversammlung bei der Ankerwinde veranlaßt. Der „Zweite“ der auf dem Achterdeck mit Caldwell und Trollop das Ereignis besprach, war zu sehr davon in Anspruch genommen, um sich jetzt um die Schiffsdisciplin zu kümmern.

„James,“ sagte Mrs. Dent, den Arm ihres Gatten mit einem Gefühl banger Furcht an sich drückend, „sollten die Klagelaute, die du heute nacht hörtest, wohl von Miß Mansel ausgegangen sein?“

„Sie kamen weit draußen von der See her,“ antwortete Mr. Dent.

„Das meine ich eben.“

„Guter Gott!“ rief der Kapitän, die kleinen Augen vor Entsetzen weit geöffnet.

„Ja, wissen Sie, Kapitän Benson,“ fuhr die Dame fort, „das arme Mädchen sah immer so melancholisch, so traurig gedankenvoll aus, als ob sie großen Kummer hätte. Sie sprach sich auch einmal gegen mich über die bitteren Erfahrungen aus, die sie in Australien hatte machen müssen. Solch eine arme Gouvernante ist schon im besten Falle nicht auf Rosen gebettet. Und nun war sie auf der Heimfahrt, beinahe ohne Mittel, mit der Aussicht, wieder von vorn anfangen zu müssen, und wer weiß, welche Familienverhältnisse dabei noch in Betracht kamen —“

„Willst du damit andeuten, Matilda, daß sie Selbstmord begangen haben könnte?“ unterbrach sie ihr Gatte.

Mrs. Dent schwieg. Sie preßte die Lippen aufeinander und sah den Kapitän an. Die beiden Stewards erschienen an der Thür.

„Nirgends eine Spur,“ meldete Trickel, dem Auge des Schiffers begegnend.

Der Doktor kam und berichtete, daß Davenire klage, von der Hitze angegriffen zu sein und allerdings auch so aussähe. Übrigens habe er eine gefüllte Brandyflasche in dessen Koje bemerkt, woraus manches zu folgern wäre. Zwei der andern seien

gestern abend betrunken zu Bett gegangen — kein Wunder, meinte er, daß solche Leute in den Kolonien zu nichts kommen konnten.

„Ich wollte, ich hätte niemals einen von der Bande an Bord meines Schiffes gesehen!“ stieß der alte Schiffer zwischen den Zähnen hervor. „Aber wo ist Miß Mansel?“

Er trat in den Salon zurück und starrte hier gänzlich ratlos um sich. Nie zuvor in seinem Leben hatte dieser greise, vielerfahrene Seemann eine so ereignisvolle Fahrt gehabt. Und noch war es ein langer Weg bis zum Kap Hoorn, und dann währte es noch weitere sechzig oder achtzig Tage, ehe das Ziel erreicht war. Und wenn es so weiter gehen sollte mit den unvorhergesehenen Begebenheiten an Bord, mit den Beunruhigungen, dem Raub und Diebstahl, dem Verschwinden harmloser Passagiere, dem meuterischen Wesen gewisser Gentlemen — was würden die Insassen der Bark dann wohl zu vermelden wissen, wenn das Wasser der Themse die hohen Masten des Schiffes noch einmal widerspiegeln sollte?

Schweren, langsamen Schrittes stieg der sonst so flinke alte Herr die Kampanjetreppe hinauf. Oben blieb er, auf die Lukenkappe gestützt, stehen, als ob das Steigen ihn angegriffen hätte. Als Herr des Schiffes fühlte er sich besonders für das Wohl solcher einzelner weiblicher Passagiere verantwortlich, und nun war gerade dieses junge, alleinstehende Mädchen auf eine so unerklärliche Weise verschwunden!

Vom unteren Deck her kam der Steuermann die Treppe im Lee herauf. Er meldete, daß alles durchsucht worden sei, jedoch ohne Erfolg.“

„Sie hatten die erste Nachtwache,“ erwiderte der alte Benson mit einer Stimme, die wie gebrochen klang. „Wann sahen Sie das Mädchen zuletzt?“

„Ich habe gestern abend überhaupt nichts von ihr gesehen.“

Der Schiffer rief den „Zweiten“ heran.

„Sie hatten die Mittelwache.“

„Jawohl.“

„Haben Sie während derselben etwas von Miß Mansel bemerkt?“

„Nein.“

„Nein? Warum nicht?“ schnaubte der Schiffer in plötzlichem Zorn. „Wahrscheinlich trieben Sie sich vorn bei den Leuten herum, anstatt hier hinten auf Ihrem Posten zu sein! Wenn nun die junge Dame in Ihrer Abwesenheit hier über Bord gestürzt ist, wie? Wer stand die ersten zwei Stunden am Ruder?“

„Johnson.“

„Schicken Sie ihn her. Auch der Mann, der nach ihm am Ruder war, soll kommen. Schicken Sie mir alle Leute her, die von Mitternacht bis um sechs Uhr morgens das Ruder versangen haben!“

Es entstand eine allgemeine Bewegung auf dem Schiffe; Matrosen eilten nach hinten; die Zehn -- Mr. Mark Davenire befand sich wieder unter seinen Genossen — erschienen zu zweien und dreien ebenfalls auf dem Achterdeck; allenthalben herrschte Unruhe, und der leichte Wind war erfüllt mit dem Gemurmel und Gesumme vieler Stimmen.

Zehntes Kapitel.

Die Beratung in der Kapitänskajüte.

Der Sturm hatte die „Queen“ nach Norden in die Zone der leichten Winde verschlagen und so waren die Fortschritte, die das gute Schiff machte, zum Leidwesen der Passagiere nur gering. Im Vordergrunde des allgemeinen Interesses aber stand jetzt das rätselhafte Verschwinden der Miß Mansel. Hatte Sie sich selber aus der Welt geschafft? War sie gewaltsam beseitigt worden? Aber wann, wie, warum und von wem?

Die junge Dame hatte sich wegen ihres bescheidenen Wesens und auch wegen ihrer angenehmen Persönlichkeit der Zuneigung aller Mitreisenden sowohl, wie auch des Kapitäns und seiner Offiziere zu erfreuen gehabt. Jetzt versuchte man sich der letzten Unterhaltung mit ihr, ihrer letzten Äußerungen zu erinnern, um daraus vielleicht eine Erklärung des über sie gekommenen Verhängnisses zu finden. Mr. Storr glaubte sich entsinnen zu können, daß sie am vergangenen Tage besonders niedergeschlagen ausgesehen habe, als trüge sie sich mit trüben Gedanken. Dem widersprachen jedoch die andern, die so etwas nicht wahrgenommen hatten.

Die vom Schiffer befragten Matrosen hatten weder etwas gesehen, noch gehört. Noch einmal wurde das ganze Schiff auf das gründlichste durchsucht, allein ohne Erfolg. Die junge Dame war über Bord, daran konnte nicht länger gezweifelt werden.

„Was denken Sie darüber?“ fragte Burn den schwarzen Caldwell, der abgesondert an der Reeling stand, in die Weite blickte und dabei mit den Fingern nervös in seinem Barte wühlte.

„Worüber?“ erwiderte dieser, den Kopf langsam nach dem Frager umwendend.

„Nun, über Miß Mansels Verschwinden.“

„Ich denke, daß das ein Glück für uns ist.“

„Da haben Sie recht. Übrigens ist Trollop ganz meiner Meinung: das arme kleine Ding ist durch das Geheimnis, das sie erlauschte, zu Tode erschreckt worden; sie wußte sich in ihrer Angst weder zu raten noch zu helfen. Verriet sie uns, so fürchtete sie, umgebracht zu werden. Schwieg sie, nun — aber zum Teufel, Mensch, wie schauen Sie drein? Ihr Gesicht wäre wahrhaftig im stande, noch ganz andre Leute, als solch ein armes, furchtsames Mädchen, über Bord zu jagen!“

Caldwell stieß ein kurzes, heiseres Lachen aus.

„Wenn sie nicht an Bord ist, dann hat sie Selbstmord begangen,“ versetzte er dumpf und gedämpft, da gerade die Dents mit Mrs. Holroyd vorüber gingen. „Weshalb, das ist Sache der Engel im Himmel. Sie aber können froh sein, Burn, daß sie aus dem Wege geräumt ist, ohne daß Sie sich dabei in Unkosten zu stürzen brauchten. Hätte sie nicht diesen vernünftigen Entschluß gefaßt, dann säßen wir alle, Mann für Mann, jetzt hinter Schloß und Riegel und mit Eisen an Händen und Füßen; das Spiel wäre verloren, ebenso das ausgelegte Geld, und was stünde uns bevor?“

„Freilich, freilich," sagte Burn, seinen breiten Rücken an die Reeling lehnend und mit gekreuzten Armen die Gruppen auf dem Achterdeck betrachtend, „wir können uns ja zu diesem unerhofften Ausweg Glück wünschen, und um so mehr, weil sie nicht einmal vorher ihr Herz einer andern Dame ausgeschüttet hat. Dann hätte man uns auch noch ihren Tod zur Last gelegt."

„Ohne Zweifel," brummte Caldwell.

Burn, der jetzt Mr. Mark Davenire hinten am Heck gewahrte, schlenderte auf diesen zu. Auf Steuerbord stand der Kapitän mit Mr. Dent, Mr. Storr und Mrs. Peacock. Davenire saß auf der Gräting hinter dem Ruder und suchte zu erlauschen, was dort geredet wurde.

„Sind Sie wieder auf dem Damm?" fragte Burn.

„Natürlich, immer drauf gewesen," antwortete Davenire unmutig. „Muß man denn gleich krank sein, wenn man einmal länger als sonst in der Koje bleibt?"

Masters gesellte sich zu ihnen und setzte sich neben Davenire auf die Gräting.

„Etwas Besseres konnte uns gar nicht passieren," bemerkte Burn, „als dieses Verschwinden —"

Ein Schlag gegen die Brust von Davenires schwerer Faust, schnitt ihm das Wort ab.

Der Matrose am Ruder hatte sich, bei Burns Rede plötzlich aufhorchend, umgesehen; sein Blick, scharf wie das Scheidenmesser an seiner Hüfte, fiel auf Davenires Gesicht.

„Ich meine," fuhr Burn schnell gefaßt fort, „ich meine, etwas Besseres konnte uns gar nicht passieren, als das Verschwinden jeglicher Aussicht auf Wiederholung des schlechten Wetters, für die nächste Zeit wenigstens; freilich," setzte er lachend hinzu, „mit dieser leichten Brise werden wir Kap Hoorn wohl erst im nächsten Jahr erreichen."

„Ich für meinen Teil glaube auch, daß Selbstmord vorliegt," sagte Masters leise. „Aber es ist jammerschade um das reizende Kind! Wenn's noch die alte Mutter Peacock gewesen wäre. Oder die brave Miß Holroyd. Ich gestehe, daß ich wirklich verliebt in ihre schönen Augen gewesen bin. Ich wäre ihr nicht von der Seite gewichen, wenn ihr Kerls nicht immer gefürchtet hättet, ich könnte ein Wort zuviel sagen."

„Geschwätz!"

Mit diesem halb unterdrückten Ausruf verächtlichen Unwillens stand Davenire auf und ging schweren Schrittes zur Steuerbordtreppe und auf das Hauptdeck hinab.

Der Schiffer folgte der ungefügen Gestalt mit den Augen, dann trat er an Poole heran, der von der Leeseite des Achterdecks aus die Segel beobachtete.

„Wenn Mr. Matthews nicht schläft, möchte er sich sogleich in meiner Kajüte einfinden," sagte er leise; „ebenso der Doktor."

Poole eilte davon und kam bald darauf in zwei Sätzen die Treppe wieder herauf, mit der Meldung, daß Doktor und Steuermann sich bereits in der Kapitänskajüte befänden.

Der Schiffer nickte wie abwesend. Sein Auge hing an der langen Gestalt Trollops, als fände sein Argwohn neue Nahrung beim Anblick des hochmütigen,

höhnischen, trotzig herausfordernden, kalt verächtlichen Gesichtes dieses sogenannten Hauptmanns, dem die Hutkrempe fast auf der Nase saß und zwischen dessen Zähnen eine lange, schwarze Cigarre schräg wie ein Bugspriet hervorstak. Nie und nirgends konnte es vorkommen, daß die Passagiere ihrem Schiffskapitän die Achtung versagten, so lange dieser Achtung beanspruchen durfte. Und verdiente er, Kapitän Benson, etwa keine Achtung? Bisher war die Beendigung jeder Reise ein Tag des Triumphes, der Ehren für ihn gewesen. Pokale und andres Silber, Kristallgeräte, Standuhren und dergleichen, Dankes- und Ehrengaben aus den Händen der Passagiere, schmückten daheim seine Junggesellenresidenz — wie kam es, daß diesmal von der gewohnten Harmonie an Bord keine Spur vorhanden war?

Aufseufzend wendete er sich ab und stieg die Kampanjetreppe hinunter.

In seiner Kajüte wurde er vom Doktor und vom Steuermann erwartet. Er nahm den Hut ab und sank in einen Sessel. Dem geübten Blicke des Arztes entging es nicht, daß die Nerven des alten Herren gründlich erschüttert waren, und er sagte sich im stillen, daß er denselben bald werde in Behandlung nehmen müssen.

„Ich wollte mich mit Ihnen beraten,“ nahm der Schiffer das Wort. „Ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen ist, ich verstehe mich selber nicht mehr; so lange ich zur See fahre, hat es mir niemals zur rechten Zeit am rechten Entschluß gefehlt — jetzt aber — ist's auf einmal anders, wie's scheint. Der unerklärliche Verlust der jungen Dame hat mich außer Fassung gebracht. Ich zerbreche mir den Kopf über ihr Geschick. Wenn wir annehmen müßten, daß sie ermordet worden ist —“

„Das halte ich für ausgeschlossen,“ versetzte der Doktor. „Wer in diesem Schiffe könnte zu solch einer That auch nur einen Schatten von Veranlassung haben?“

„Hierin stimme ich dem Doktor bei,“ sagte Mr. Matthews, auf dessen ehrlichem Gesicht die innere Sorge und Unruhe deutlich zu lesen war. „Ein Mord geht ganz ohne Geräusch nicht ab. Und wie sollte er ausgeführt worden sein? Mit einem Messer? Wir haben keine Blutspuren gefunden. Durch Strangulation? Auch davon findet sich keinerlei Spur in der Kammer. Aus dem Zustand des Bettes ist ersichtlich, daß sie dasselbe freiwillig verlassen hat.“

„Sollte nicht zwischen dem Verschwinden des Mädchens und der Plünderung der Waffenkiste ein Zusammenhang bestehen?“ deutete der Kapitän an.

„In welcher Weise?“ fragte der Doktor.

„Ist sie vielleicht im Bunde mit den Spitzbuben?“ rief der Schiffer, wie von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Unmöglich!“ widersprach der Steuermann lebhaft. „Sie ist ja nicht mehr an Bord.“

Ganz ratlos schaute der Schiffer zum Fenster hinaus. Lange redete keiner der Anwesenden ein Wort. Endlich richtete der alte Seemann das Auge auf seinen ersten Offizier.

„Es ist ein Unheil an Bord dieses Schiffes im Anzuge,“ sagte er langsam.

„Dann müssen wir ihm vorbeugen, und je eher Sie mir Ihre Instruktionen geben, je besser,“ antwortete Matthews.

„Ich mißtraue diesen zehn Gentlemen,“ fuhr Benson fort, „ich mißtraue ihnen nach jeder Richtung, aber ich weiß nicht, wie ich ihnen beikommen soll. Ich kann

ihnen nichts beweisen. Ich darf keine Maßregeln ergreifen, die ich später vielleicht nicht zu rechtfertigen vermag. Es sind ihrer zehn — denken Sie doch, wenn zehn Prozesse bei Gericht gegen mich anhängig gemacht würden, gegen mich, der ich einen Abscheu vor allen Gerichten habe, der ich noch niemals mit den Gerichten zu thun gehabt. Ich habe ein hartes, mühseliges Leben hinter mir und bin heute ein alter Mann; sollte ich mich in die Gefahr begeben, zu Grunde gerichtet zu werden von — von — von —"

Dunkelrot im Gesicht hielt er inne. Die Erregung drohte ihn zu ersticken.

„Sie verfügen über elf Matrosen vor dem Mast, Kapitän," entgegnete der Doktor. „Hier hinten sind wir sechs Mann, Mr. Dent und Mr. Storr mitgezählt, sogar acht. Neunzehn gegen zehn" — er zuckte leicht die Achseln.

„Aber wissen Sie denn nicht," rief der Schiffer heftig, „daß an Bord eine Überzahl nicht ins Gewicht fällt, wenn die Verschwörung gehörig angelegt ist und die Schurken ihre Sache richtig anzufassen verstehen?"

„Welcher Art sind Ihre Befürchtungen, Kapitän?" fragte der Steuermann.

„Wir sind ein reiches Schiff, und ich fürchte die Absichten dieser Männer," antwortete der alte Herr, aus dem Sessel springend und hastig auf- und ablaufend.

Matthews schraubte die Augenbrauen in die Höhe; er war augenscheinlich etwas schwer von Begriffen.

„Was?" rief der Doktor halb flüsternd. „Sie glauben, daß die Zehn mit dem Plan umgehen könnten, sich des Schiffes und seiner Ladung zu bemächtigen?"

„Still! Um Gotteswillen!" zischte Benson ihn an. „Jawohl, das fürchte ich! Der Waffendiebstahl ist der Anfang gewesen — aber ich weiß nicht, wie ich Miß Mansel damit in Verbindung bringen soll —"

Er blieb stehen und preßte die Hand gegen die Stirn.

„Aber keine Silbe hiervon zu einem andern!" gebot er nach einer Pause, während welcher der Doktor und der Steuermann ihn mit stockendem Atem angestarrt hatten. „Es könnte ja noch immer möglich sein, daß ich mich irrte."

„Um Verzeihung, Kapitän," sagte Matthews. „Darf ich meine Ansicht offen aussprechen?"

„Dazu sind Sie hier."

„Wenn Sie Furcht hegen —"

„Was?" fuhr der alte Herr auf. „Ich Furcht hegen?"

Die kleinen Augen blitzten, und das weiße Haar begann sich zu sträuben.

„Ich wollte sagen, wenn Sie Grund zu der Befürchtung haben, daß jene Gentlemen mit räuberischer Absicht an Bord gekommen sind, so muß man sie unschädlich machen, ehe sie Unglück anrichten können."

„Vollständig meine Meinung!" nickte der Doktor.

„Sie stimmen also mit Mr. Matthews überein?" forschte der Kapitän.

„Gewiß; seine Folgerung ist durchaus logisch."

„Sie raten mir also, auf bloßen Verdacht hin diese zehn Passagiere in Eisen zu werfen, sie drei oder vier Monate lang in Gefangenschaft zu halten, nur weil ich Grund zu Argwohn gegen sie zu haben glaube — und auf die Gefahr hin, von ihnen hernach gerichtlich belangt zu werden?"

Der Steuermann dachte einige Augenblicke nach.

„Sie haben mich rufen lassen und mir befohlen, Ihnen meine Ansicht zu sagen," erwiderte er dann. „Gut. Meine Ansicht ist, daß Sie die Pflicht haben, das Schiff und seine Ladung, vor allem aber das Leben der Passagiere und der Mannschaft nach besten Kräften zu bewahren und zu schützen."

„Auch dadurch, daß ich diese Männer bis zur Ankunft in England gefangen setze?"

„Jawohl."

„Auf bloßen Verdacht hin?"

Der alte Herr stellte sich ganz dicht vor den Steuermann hin.

„Jawohl," wiederholte dieser fest.

Benson schwieg und trat auf die Seite.

„Ich will mir die Sache überlegen," sagte er nach langem Grübeln. „Auch Sie beide werden mir den Gefallen thun, alles noch einmal reiflich in Erwägung zu ziehen. Vielleicht können wir List mit List bekämpfen. — Mein Gott, ist jemals ein Schiffer in solcher Lage gewesen, wie ich!?"

Er sah auf seine Uhr.

„Ich wäre Ihnen dankbar für jeden Rat, für jeden Wink."

Mit diesen Worten nahm er seinen Sextanten aus dem Kasten und ging, gefolgt von den andern, an Deck.

Elftes Kapitel.

Der Überfall.

Der Doktor begab sich mit dem Steuermann in dessen Kammer.

„Ich hoffe inständigst," sagte der Letztere, den Kasten hervornehmend, der seinen Sextanten enthielt, „ich hoffe inständigst, daß die Befürchtungen Kapitän Bensons grundlos sind. Ich fahre nun auch schon eine lange Reihe von Jahren zur See, habe aber noch nie gehört, daß die Passagiere sich empörten und das Schiff in Beschlag nahmen."

„Das glaube ich Ihnen," versetzte der Doktor. „Es ist aber nicht zu leugnen, daß diese Zehn eine unangenehme, verdächtige Gesellschaft sind."

„Einige davon gefallen mir allerdings nicht. Dieser Caldwell sieht so aus, als könnte er um ein Goldstück Vater und Mutter umbringen, und was Davenire im Traum schwatzt, das dürfte gewiß bei Tage nicht laut werden. Burn, Masters und Weston dagegen scheinen mir ganz gute Kerle zu sein."

Er legte die Hand auf den polierten, dreieckigen Kasten, wie um nicht zu vergessen, weshalb er gekommen war, und blickte sinnend vor sich nieder.

„Ein seltsamer, ein außerordentlicher Zustand, in dem wir uns befinden," nahm der Doktor wieder das Wort; „aber je mehr ich darüber grübele, desto fester wird meine Überzeugung, daß hier weniger Gefahr, als Einbildung und Furcht vorliegt. Unter uns, Mr. Matthews — der Kapitän trägt seit kurzem eine Reizbarkeit zur Schau, die — nun, die mindestens kein gutes Zeichen ist. Er hat seine sechzig Jahre

auf dem Rücken und ein Leben voll von Anstrengungen und Drangsalen aller Art hinter sich. Dazu kommen seit einer langen Reihe von Jahren alle die Verantwortlichkeiten, die ein Schiffsführer zu tragen hat. Sie werden mir zugeben, daß er die gewöhnlich solch einem Manne zugemessene Zeit der Thätigkeit und des Dienstes bereits überschritten hat. Sechzig Jahre bedeuten auf See soviel, wie achtzig Jahre am Lande."

„Darin haben Sie recht," pflichtete der Steuermann bei, auf die Uhr sehend und den Sextanten herausnehmend. Seine Gedanken waren bereits an Deck, wo demnächst die Sonne ‚genommen werden' mußte.

„Ohne Frage. Welchen Rat soll man aber unter solchen Umständen dem Kapitän erteilen?"

„Ja, da sitzt eben der Haken," nickte Matthews.

„Ich meine, ein Mittel zur Beruhigung der Nerven, sagen wir Bromkali, würde von bester Wirkung sein und diesen krankhaften Argwohn zerstreuen."

Sie verließen die Kammer. Matthews erstieg das Achterdeck, wo der Schiffer bereits mit seinem Instrument herumhantierte, der Doktor aber suchte seine kleine Kajüte auf, um hier, umwallt von bedrückendem Apothekengeruch und umgeben von Regalen mit einer Unzahl von Flaschen und Fläschchen, sich beim Genuß einer Pfeife Tabak seinen Grübeleien hinzugeben.

In dem Salon saßen vier von den Zehn beim Whistspiel. Sie handhabten die Karten schweigend und waren anscheinend ganz bei der Sache, sobald sie aber niemand in der Nähe wußten, unterhielten sie sich in halbem Flüstern so lebhaft, daß jeder Beobachter erkannt hätte, daß das Spiel ihnen nur ein Vorwand war. Matthews überflog diese Spieler mit forschendem Blick ehe er aus dem Gang, der von dem Salon nach dem Hauptdeck führte und in welchem seine Kammer lag, ins Freie trat.

Der Tag war prachtvoll. Die Brise war nach Norden herumgesprungen und wehte frischer; sie schnitzte gleichsam weiße Späne aus den langen, blauen Wogen, und in der Richtung, aus der sie kam, lag der Ocean wie von ungezählten Diamanten glitzernd unter der feurigen Sonne. In der Ferne über dem Buge zu luward, war eine kleine Brigg in Sicht, die auf westlichem Kurse lag; ihre weißen Segel erhoben sich wie ein Schneehügel über der dunklen Kimmungslinie, für das Auge eine wohlthuende Unterbrechung der endlosen Weite des Horizontes.

Trotz dieses freundlichen Sonnentages aber vermochten sich die Gemüter einer bestimmten Zahl der Passagiere nicht zu erhellen. Während Kapitän Benson mit dem Sextanten vorm Auge die Sonne fixierte, hing manch ein Blick voll Unruhe und verhaltener Angst an seiner untersetzten, charakteristischen Gestalt. Mrs. Peacock, der es keine Ruhe ließ, stand von ihrem Deckstuhl auf und näherte sich ihm. Er aber machte ihr eine kurze, seitlich abweisende Verbeugung, und sagte: „Entschuldigen Sie, Madam," und ging mit seinem Sextanten einige Schritte weiter.

Die Damen, und ebenso Mr. Dent und Mr. Storr, vermochten sich von dem Schreck, der ihnen Miß Mansels Verschwinden verursacht hatte, nicht zu erholen. In den meist geflüsterten Unterhaltungen über dies unheimliche Geschehnis konnte man nicht selten das Wort „Mord" vernehmen, und mehr als ein Paar Augen heftete

sich dabei verstohlen auf Davenire, häufiger aber noch auf Caldwell, welche beide miteinander im Lee promenierten, während der Kapitän an der Sonne herumschraubte. —

Vorn im Logis saßen die Matrosen beim Mittagsmahl. Auch hier drehte sich das Gespräch fast ausschließlich um die Verschwundene.

„Beim noblen Joseph!“ rief John, ein vierschrötiger Mensch mit zottigem Haar und Bart, indem er an einem Stück Salzfleisch sägte, dem eine Platte Hartbrot als Unterlage diente. „Auch noch nicht dagewesen, daß die Mannschaft vor dem Mast den Schiffer gegen seine Passagiere beschützen soll! Jungens, das ist 'ne Neuigkeit für die Janmaaten am Lande!“

„Ich sage, umgebracht haben sie sie nicht,“ fing der Matrose Bill an. „Ich sage, sie ist einfach über Bord gefallen, und auch nicht mal mit Willen. Solche jungen Damen haben immer den Kopf voll von Wundern und Romantik, wie sie das nennen. Sie kommen an Deck, wenn sie von rechtswegen unten bleiben sollten; sie gucken nach den Sternen und freuen sich über die Segel, die das Schiff so still vorwärts ziehen. Wenn sie eine Ratte sehen, dann rennen sie und schreien, wenn's aber richtige Gefahr gibt, dann wissen sie nichts davon, wenigstens nicht auf See. Sie hängen sich über die Reeling, sehen mit langem Hals ins Wasser, träumen von ihren Liebsten, und wenn das Schiff einmal unversehens überholt — schwapp liegen sie über Bord.“

„Ihre Zeit war gekommen,“ kam es wie Rabengekrächz aus dem Winkel, wo der Matrose Tom saß. „Ihre Seele hatte Segelordre gekriegt. Darum ist's ganz gleich, wie sie abging, ob sie über Bord fiel oder über Bord sprang, oder ob sie einer umgebracht hat, wie Harry meint.“

„Sie hätte geschrieen, wenn jemand sich an ihr vergriffen hätte,“ sagte ein andrer. „Und wenn solch ein Mädel schreit, dann hört's ein Tauber, das kann ich euch versichern.“

„Aber richtig ist's hier schon lange nicht mehr,“ begann ein Vierter, der in der Tageshelligkeit unter der offenen Luke auf einer Seekiste saß. „Wie ich vorhin am Ruder stehe, kommt der Dicke, der immer nach Bier riecht — Burn heißt er ja wohl — zu dem Großen mit der silbernen Uhrkette, der hinter mir auf der Gräting saß, und fängt da an zu reden, wie das Verschwinden doch ein Glück wäre — richtig: „Etwas Besseres konnte uns gar nicht passieren, als dieses Verschwinden“ — so sagte er, weiter aber kam er nicht, denn der Große schlug ihm mit der Faust gegen den Leib, daß ihm der Atem stehen blieb. Nun frage ich, hat er damit nicht das Verschwinden des Mädchens gemeint? Warum hat der Große ihn denn sonst nicht ausreden lassen? Der Schlag kam zur rechten Zeit. Ich sage euch, Maaten, es spinnt sich was an, da achteraus.“ Er stand auf, reckte sich und gähnte, dann schloß er: „Uns geht das ja nichts an. Wer aber wissen will, wie er sich zu verhalten hat — ich meine die da in der Kajüte — der soll hierher kommen, ins Logis; hier gibt's den besten Rat, und umsonst obendrein.“ —

Der Nachmittag verlief ruhig. Die Brise wehte gleichmäßig und günstig. Der Kapitän blieb an Deck und stapfte unermüdlich stundenlang auf seinem beschränkten Terrain zu Luward hin und her, einsam und schweigend, ab und zu die Lippen im

Selbstgespräch bewegend, das dunkle Antlitz finster und bewölkt. Die Damen saßen mit ihren Handarbeiten unter dem Sonnenzelt; auch sie waren ungewöhnlich schweigsam. Zuweilen schaute die eine oder die andre über das Heck hinaus in die Ferne, als müsse sie an das Mädchen denken, das dort irgendwo im Ocean sein Grab gefunden.

Auch Miß Holroyd befand sich wieder an Deck. Einige der Gentlemen versuchten mit den Damen ein Gespräch anzuknüpfen. Burn machte sich an Mrs. Peacock heran und richtete höflich einige Bemerkungen über das Wetter an dieselbe. Er hatte jedoch kein Glück. Das Gesicht der Dame nahm den starren Ausdruck eines hölzernen Gallionsbildes an, und ihre Lippen blieben geschlossen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen ging Burn leise pfeifend ab.

Mr. Masters wendete sich in seiner untadelhaften äußeren Form an Miß Holroyd. Er nahm neben ihr Platz, wünschte ihr Glück zur Genesung und begann dann von Miß Mansel zu reden. Man sah dem jungen Mann an, daß es ihm hiermit sehr ernst war.

„Schrecklich! Unfaßbar!“ rief er aus. „Denken zu müssen, daß diese liebenswürdige, junge Dame jetzt da draußen sein soll, ein Spiel der öden Meeresflut! Was konnte sie nur dazu bewogen haben, sich das Leben zu nehmen? Haben Sie wohl bemerkt, wie schwermütig oft ihre Augen waren? Zuweilen schaute sie vor sich hin, als sähe sie Dinge, die außerhalb ihres irdischen Gesichtskreises lagen.“

„Komm hierher, Edith!“ rief Mrs. Holroyd. „Es zieht dort, und du mußt dich noch schonen.“

Man verhielt sich unleugbar ablehnend gegen die Zehn.

Die Nacht hatte keinen Mond mehr, desto glänzender aber funkelten die Sterne. Um acht Uhr abends warf Mr. Matthews das Log; das Schiff lief acht Knoten die Stunde.

Um Mitternacht löste Poole den „Ersten“ ab. Eine halbe Stunde später klagte der am Ruder stehende Matrose Bill über plötzliche Schmerzen im Leibe und bat um Ablösung. Poole ging an die Galerie und rief den vorn weilenden Leuten der Wache zu, einen andern Mann ans Ruder zu schicken. Dies geschah.

„Legt Euch in die Koje,“ sagte der „Zweite“ zu dem sich vor Schmerzen krümmenden Bill; „sobald ich kann, schicke ich Euch einen Schluck Rum.“

Bill ging die Achterdeckstreppe hinab, kam aber nach wenigen Augenblicken auf den Fußspitzen wieder herauf.

„Der Gang zur Kajüte steht ganz voll von Leuten!“ flüsterte er dem Steuermann ins Ohr. „Sehen Sie sich vor, ich habe Revolver gesehen! Unter dem Galeriedach sind auch einige.“

Poole eilte bis an die Treppe und schaute vorgebeugt hinab. Es war ganz finster da unten, er erkannte jedoch den und jenen an den Umrissen.

„Mr. Davenire,“ rief er, „was thun Sie und die andern Gentlemen dort zu dieser Nachtzeit?“

Während er auf die Antwort lauschte, hörte er, wie eine Stimme aus dem Knäuel die dumpfen Worte sprach: „Jetzt ist's Zeit — vorwärts!“

Im nächsten Moment sprang Davenire mit der Schnelligkeit eines Panthers die Stufen zum Achterdeck hinauf.

Ein Schauer des Entsetzens durchrieselte den jungen Steuermann, als er in des Mannes Faust einen Revolver erblickte — eins jener ungeschickten Schießgeräte alten Musters, bei denen die sechs Läufe durch ebenso viele Bohrlöcher in einem walzenförmigen Eisenblock dargestellt wurden.

„Wenn Sie ruhig sind, soll Ihnen kein Leid geschehen," rief der herkulische Mann, Poole festpackend.

„Hilfe! Verrat! Mord!" schrie dieser jedoch mit aller Kraft seiner Lungen. „Die Banditen überfallen das Schiff!"

Seine durchdringende Stimme hallte in den Segeln wider und drang nach vorn, wie ein Bootsmannspfiff.

„Ins Logis mit den Leuten, schnell!" donnerte Davenire seinen Genossen zu und sogleich huschten fünf schattenhafte Gestalten, drei auf der Backbord- und zwei auf der Steuerbordseite, mit Windeseile nach vorn und verschwanden in der um Kombüse, Fockmast und Ankerspill brütenden Finsternis.

„Hilfe!" schrie Poole noch einmal. „Sie überfallen das Schiff!"

Dabei wehrte er sich mit einer solchen Wut und Verzweiflung gegen seinen übermächtigen Angreifer, daß dieser mehrmals beinahe zu Falle kam.

„Wart," knirschte dieser, „dir stopf' ich den Mund!"

Damit erhob er die schwere Waffe, als wolle er seinem Gegner den Schädel einschlagen; im letzten Moment aber besann er sich noch — einen Mord wollte er nicht auf sich laden. Er faßte den Steuermann am Halse und riß ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Kampanjeluke.

Der Matrose Bill hatte sich bis zum Kompaßhäuschen zurückgezogen.

„Hier, Bill, faß das Rad an, ich will dem ‚Zweiten' beistehen," sagte der Rudersmann, die Speichen loslassend.

Bill griff zu und der andre näherte sich den Kämpfenden.

„Zurück!" schrie Davenire ihn an. „Noch einen Schritt und ich schieße Euch eine Kugel durch den Kopf!"

Der Matrose, der den Revolver auf sich gerichtet sah, blieb zögernd stehen.

„Geht nach vorn!" befahl Davenire. „Und — bei Eurem Leben — verhaltet Euch ganz ruhig!"

Er stieß den zweiten Steuermann kopfüber die Kampanjetreppe hinunter, den im Salon Befindlichen zurufend, ihn in Empfang zu nehmen.

Bill hatte das Ruder nicht übernommen. Das Schiff, das jetzt neun Knoten Fahrt lief, luvte in den Wind auf und schon schlugen die oberen Segel back; es hätte Havarie gegeben, wenn Davenire nicht herbeigesprungen wäre, um das Rad herum zu werfen und dann in der Hand zu behalten.

Inzwischen hatte der von ihm bedrohte Matrose schleunigst das Achterdeck verlassen, und Bill war demselben gefolgt.

Im Vorderschiff hatte sich die Katastrophe sehr schnell vollzogen. Die Backbordwache lag schlafend in ihren Kojen, und ein paar Mann der Steuerbordwache hockten im Halbschlaf hier und dort in den Ecken umher.

„Was — was nun?“ rief plötzlich der eine, aufspringend.

„Hinein mit dem Burschen!“ brüllte Hankey, und, seinen Mann fassend, fuhr er wie ein Sturmwind mit demselben zur Thür des Logis; den andern Matrosen wurde von Hankeys Genossen in gleicher Weise mitgespielt, und ehe die Mannschaft noch recht begriffen, um was es sich handelte, waren die Logisthüren verrammelt und die Luke auf der Back fest verschlossen.

„Ja, Maaten, was soll denn das bedeuten?“ kam eine Stimme aus der hintersten Koje des in ein Gefängnis verwandelten Logis.

Aus einer der Hängematten erschienen ein Paar Beine; aus einer der Kojen plumpte ein Mann auf die darunter stehende Seekiste herab; Tom sprang zur Luke und rüttelte daran, und bald wimmelte der von einer qualmenden Lampe düster erhellte Raum von einem Durcheinander dunkler, unruhiger Gestalten; Fragen und Flüche wurden laut.

„Maaten,“ sagte Tom, unter die Lampe tretend und resigniert die Arme über der Brust verschränkend, „Maaten, ich will als altes Weib geboren sein, wenn die zehn Hundsfötter von Passagieren nicht das Schiff gestohlen haben.“

„Hätte ich das vorher gewußt,“ begann der Koch, „dann hätte ich mir vom Doktor Arsenik geben lassen und damit einen Pudding gemacht, allein für die Zehn, daß sie daran krepiert wären wie Ratten. Maaten, ich will verhungern, wenn die Spitzbuben uns nicht um all unsre Sachen und um unsre sauer verdienten Heuern bringen! Gebt acht, es kommt wie ich euch sage. Sie werden uns irgendwo an Land setzen, wo es weder Menschen noch Tiere gibt, nichts als Sand und Steine — na, und wie es uns da gehen wird, das könnt ihr euch denken. Und warum werden sie das thun? Weil die Wahrheit durch uns nicht an den Tag kommen soll.“

„Aus mir sollen sie keinen Kannibalen machen!“ schrie ein andrer in hellem Zorn. „Ich habe für die Reise nach London angemustert und nach London will ich, und mein Geld und meine Sachen will ich auch behalten! Zum Donner, Leute! Wir sind hier elf Mann, mit dem Koch zwölf! Sollten wir nicht ausbrechen können?“

Er ergriff einen Besenstiel und stieß damit wütend gegen die verschlossene Luke.

„Still! Horch!“ rief einer. „Sie antworten draußen!“

„Ruhe da unten!“ ließ sich eine dröhnende Stimme auf der Back vernehmen. „Ruhe da unten und hört, was euch gesagt wird!“

Der Rufer war Peter Johnson.

„Was habt ihr uns zu sagen?“ schrie der entrüstete Matrose zurück.

„Wir haben das Schiff in Besitz genommen und gedenken es vorläufig auch zu behalten,“ antwortete Johnson. „Wenn ihr euch ruhig verhaltet, soll euch kein Leid geschehen, versucht ihr aber, auszubrechen, dann ist der erste, dessen Kopf sich zeigt, ein toter Mann. Wir sind unsrer Zehn, wie ihr wißt, und jeder von uns führt einen sechsläufigen Revolver. Habt ihr mich verstanden?“

Die Matrosen hatten ihn verstanden. Ein Gemurmel, ähnlich einem Gebrüll, durchwogte das Logis.

„Sie haben das Schiff, und sie haben uns,“ ließ endlich Tom sich hören. „Wir thun am klügsten, uns zu fügen.“

Und kühl, wie ein echter Seemann, der an Abenteuer jeglicher Art gewöhnt ist, zog er ein Stück Tabak hervor, schnitt sich eine Pfeife voll und begann zu rauchen. Die andern folgten seinem Beispiel und nach wenigen Minuten brannte das aromatische Kraut allenthalben, so daß das dunkle Gelaß wie mit Glühwürmchen durchsetzt erschien und die Flamme der Lampe den blauen Rauch kaum noch zu durchleuchten vermochte. —

Unter dem Achterdeck, im Salon und in den Kammern war alles so still gewesen, als wäre das Schiff selber in Schlummer gesunken, als das gleichmäßige, eintönige Sausen des Windes plötzlich durch des zweiten Steuermanns gellenden Alarmruf und dann durch Davenires Donnerstimme unterbrochen worden war. Dies war das Signal für Trollop und die drei andern gewesen, in diesem Teil des Schiffes ans Werk zu gehen.

Jeder der Zehn wußte genau, welche Aufgabe er zu erfüllen hatte. Trollop stürzte, den Revolver in der Hand, nach der Kajüte des Kapitäns; Burn und Masters verschlossen die Salonthür und machten sich dann an die Kammern der Dents und der Storrs, während Weston in die des ersten Steuermanns eindrang.

Diesen hatte Pooles Hilferuf aus dem Schlaf geschreckt. Horchend war er aufgefahren; das Herz pochte ihm in den Ohren. Jetzt hörte er Davenires Gebrüll; hastig sprang er aus der Koje und legte die Kleider an — da brach Weston herein.

„Es ist vorbei, Mr. Matthews,“ sagte dieser, den Revolver erhebend, „bleiben Sie ruhig hier. Wir haben das Schiff genommen. Die Mannschaft sitzt unter Schloß und Riegel. Schicken Sie sich in das Unvermeidliche — die Sache ist lange nicht so schlimm, wie ein Schiffbruch.“

In einer der nächsten Kammern kreischte eine Frauenstimme; ein Gepolter, als würde ein Mensch die Kampanjetreppe hinabgeworfen, wurde hörbar; wieder ertönte Davenires Stiergebrüll und dann Burns antwortender Ruf.

Der Steuermann war bei dem Anblick des Revolvers gegen die Koje zurückgeprallt.

„Allmächtiger!“ rief er. „Wollen Sie uns alle ermorden?“

„Nur mit Ihnen zu plaudern kam ich nicht her, Matthews,“ entgegnete Weston. „Ermorden will Sie niemand. Sie sind ein guter Kerl, wir mögen Sie leiden, das wissen Sie; thun Sie uns nun auch den Gefallen und bereiten Sie uns keine Schwierigkeiten — schon in Ihrem eigenen Interesse,“ schloß er, mit einem bezeichnenden Blick auf den Revolver.

Der Steuermann stand in dem matten Schein seiner kleinen Wandlampe regungslos und stumm. Weston verließ rückwärts schreitend die Kammer, zog den Schlüssel ab und schloß von außen zu.

„Ich fürchte, daß Davenire dem „Zweiten“ das Genick gebrochen hat,“ sagte Masters, als Weston sich ihm schnell näherte.

„Dem Poole? Wo ist er?“

Masters wies kopfnickend nach Caldwells Kammer.

„Eingeschlossen?“

„Ja.“

„Zum Henker mit allem Mitleid!“ rief Weston knirschend. „Wo steckt Burn?“

Der dicke Mann trat gerade in diesem Augenblick aus einer der Kammern heraus; hinter ihm wurde Weibergeschrei vernehmbar.

„Sind wir hier fertig?“ fragte Weston.

„Ich denke,“ lächelte Burn, mit den Schlüsseln in seiner Tasche klappernd.

„Wo nur Trollop bleibt!“ bemerkte Masters.

Ein schrilles Gekreisch erscholl aus einer Kammer.

„Ich wollte, die Hexe erstickte!“ knurrte Weston. „Wer ist es?“

„Mutter Peacock,“ antwortete Burn.

„Mir thun die Holroyds leid,“ sagte Masters finster. „Ein gemeines, nichtswürdiges Stück Arbeit, gegen Damen so verfahren zu müssen! Beide waren ganz wach und sahen mich an mit Augen — o, mit Augen!“ Er zischte einen Fluch hervor. „Ich wollte, wir hätten erst alles hinter uns! — — Zum zweitenmal lasse ich mich auf solch eine elende Schurkerei nicht ein!“

Weston warf ihm einen bösen Blick zu.

Wieder hörte man die mächtige Stimme des am Ruder stehenden Davenire.

„Hinauf, Burn,“ sagte Weston, „fragen Sie, was er will.“

Während der dicke Mann in Überstürzung die Treppe empor sprang, trat Trollop langsam aus der Kajüte des Kapitäns heraus.

Masters stieg auf einen Stuhl und schraubte die Flamme der während der ganzen Nacht im Salon brennenden Lampe zu voller Helligkeit. Oben an Deck wurden Schritte laut; einige der Männer waren von vorn zurückgekommen und lugten nun durch die geschlossenen Oberlichtfenster hinab.

„Wie steht's mit dem Alten?“ fragte Weston.

„Der Schiffer ist tot,“ versetzte Trollop gelassen.

„Was!“ rief Weston fast erschrocken, „Sie —“ Und sein Blick streifte den aus Trollops Tasche hervorragenden Revolverkolben.

Die Stufen der Treppe erknarrten unter Davenires Tritten, als dieser jetzt in den Salon kam.

„Nun, wie sieht's hier aus?“ rief er, sich umschauend.

„Der Steuermann ist in Sicherheit, alle übrigen auch,“ antwortete Weston. „Also der Schiffer ist tot?“ wendete er sich an Trollop.

„Kommen Sie und sehen Sie selber,“ versetzte dieser.

Damit schritt er, gefolgt von Davenire, Weston und Masters, wieder der Kapitänskajüte zu. Hier brannte zur Nacht eine kleine Wandlampe, ähnlich der in des Steuermanns Kammer. Das Gelaß war groß und geräumig, das beste im ganzen Schiffe. Ein Mahagonitisch war mit nautischen Instrumenten bedeckt. Der alte Benson, wenngleich ein Junggeselle, war Eigentümer eines Hauses daheim in England, sein eigentliches und liebstes Heim aber war seine Kajüte an Bord, das ersah man aus der sorgfältigen, liebevollen Ausstattung derselben, dem eleganten, schwingenden Bett, den Schränken aus edlem Holz, der bequemen Waschtoilette, dem kostbaren Barometer, den Büchern, den Bildern und dem weichen Teppich.

Und auf diesem Teppich lag er jetzt ausgestreckt auf dem Rücken, starr und tot — in seinen rotwollenen Unterbeinkleidern und dem großen Lotsenrock, den er erst halb angezogen hatte.

Davenire und Masters gingen dicht heran und betrachteten das regungslose Antlitz.

„Ich habe ihm nichts gethan," sagte Trollop, die Frage beantwortend, die er durch das allgemeine Schweigen an sich gerichtet fühlte.

„Tod infolge von Apoplexie," brummte Davenire, sich wieder aufrichtend.

„Wir wollen ihn in sein Bett legen," schlug Masters vor. „Fassen Sie mit an, Davenire."

Sie legten ihn in das Bett und Masters deckte ihn zu. Dann berichtete Trollop:

„Als ich die Thür aufgerissen hatte und hereinsprang, um ihn zu überrumpeln — ich konnte ja nicht wissen, wie er mich empfangen würde — da schwang er sich gerade aus seinem Bett. ‚Was soll das heißen?' schrie er mich an. ‚Was wollen Sie hier in meiner Kajüte? Hinaus, Sie Schurke! Wo ist Mr. Matthews?' Dabei raunte er, holte seinen Rock und wirtschaftete damit umher, um hinein zu kommen. ‚Wir haben uns in Besitz des Schiffes gesetzt,' erklärte ich ihm und zeigte meinen Revolver, ‚und ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie so etwas von uns auch erwartet haben. Sie, Kapitän Benson, sollen sich jeder Rücksicht unsrerseits zu erfreuen haben —' Weiter gelangte ich nicht, denn der alte Herr fing plötzlich an, Gesichter zu schneiden, wurde dunkelblau, griff nach seinem Halse und stürzte dann rücklings nieder. Ich wollte ihn aufheben, sah dann aber, daß er bereits verschieden war."

Trollop schwieg, zupfte an seinem Schnurrbart und schaute melancholisch zum Bett hinüber.

Davenire schritt an das Bett heran und betrachtete den Leichnam wohl eine Minute lang.

„Kapitän Benson wird auf dieser Welt kein Schiff mehr kommandieren," sagte er langsam. „Aber so ist's mit diesen alten Hitzköpfen; sie wissen sich niemals in eine veränderte Lage zu fügen."

Zwölftes Kapitel.

Ein Erwachen.

Um dieselbe Zeit strich durch dieselben Gewässer langsam und schwerfällig eine kleine, alte Brigg dahin.

Grau und bleich stieg der Tag über dem Ocean herauf.

Auf der Steuerbordseite der Brigg, unweit des kleinen Kompaßhäuschens, stand der Steuermann des Fahrzeugs, eine untersetzte, stämmige Gestalt in einer verschossenen Monkeyjacke, weiten, schlotternden Hosen und rundem Hut, mit wettergerötetem Gesicht und hellbraunen Augen. Er spähte, wie dies jedem Steuermann beim Beginn eines neuen Tages zukommt, aufmerksam über das Meer hinaus.

Kaum waren die letzten Schatten der Nacht vor dem aufgehenden Tagesgestirn gewichen, als ein langgedehnter Pfiff über das Deck schrillte; ein Dutzend Jaumaaten in verschiedenster Kostümierung erschien struppig und ungekämmt im hellen Morgenlichte, um sich mit Eimer und Schrubber an das Deckwaschen zu machen.

Die Brigg war außenbords in verschossenes Schwarz, innenbords in ein ausgeblichenes Grün gekleidet. Die winzige Kombüse, aus deren Schornstein gegenwärtig ein schwärzlicher Rauch emporstieg, der in dem Steuermann die Hoffnung auf den Morgenkaffee erweckte, erschimmerte in weißer Farbe. Auf plumpen, hölzernen Galgen lagen zwei plumpe Boote, die eine so ausgesprochene Familienähnlichkeit mit der Brigg zeigten, als wären sie Junge von ihr; sie schien sie auch so sorglich auf ihrem mütterlichen Rücken zu tragen, wie eine Henne ihre Küchlein. Hinter der Kombüse befand sich ein langes, schönes Walfischfängerboot. Mittschiffs hatte ein Geschütz von neunpfündigem Kaliber seinen Platz. In geradem Gegensatz zu dem altmodischen Unterschiff aber stand die Takelung. Die Segel waren schneeweiß und wohlgeformt, die schlanken Masten sorgfältig gestagt; das stehende Gut war sauber und straff gesetzt und die Webeleinen so gleichmäßig, als seien sie mit dem Lineal gezogen — kurz, oberhalb der hohen Reeling erinnerte alles so stark an die Gebräuche und Gepflogenheiten der Marine, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam, ein Herr aus dem königlichen Dienst könne gar nicht weit sein.

Und solch ein Herr kam in diesem Augenblick auch thatsächlich die Kajütstreppe herauf, ein Herr, noch kräftiger von Gestalt, als der Steuermann, eine goldgeränderte Mütze auf dem Kopf, sonst aber kauffahrteimäßig in Nangkinghosen und Wollhemd.

Diese Persönlichkeit war der Kommander Boldock von der britischen Marine, breit von Schultern, groß von Kopf, rot von Gesicht mit einem Paar gutmütiger, grauer Augen unter den buschigen Brauen. Er erwiderte den Gruß des Steuermanns, sah hinauf nach den Segeln, rund um den ganzen Horizont, musterte den Mann am Ruder und trat dann an den Steuermann heran.

„Flauer Wind, Mr. Hardy," sagte er, „flauer Wind; nichts als flauer Wind in diesen Breiten."

„Ja," antwortete Mr. Hardy, „und auch gar keine Aussicht auf eine nennenswerte Brise."

Dabei lugte er über die Luvseite ins Wetter. Plötzlich wurde er aufmerksam. Er ging zur Reeling, die ihm bis an den Hals reichte, und schaute lange nach einer Richtung.

„Ich sehe da etwas treiben, Sir," sagte er dann.

Der Kommander kam herzu und folgte mit dem Blick der ausgestreckten Rechten des Steuermannes.

„Ei," rief er nach einer Weile, „das ist ja — das ist ja — Mr. Hardy, seien Sie so gut und geben Sie mir das Glas."

Der Steuermann holte ein langes, schweres Teleskop unter der Kajütskappe hervor und trug es in beiden Händen zum Kapitän, der es wie ein Geschützrohr auf die Reeling legte und richtete, als wolle er einen Schuß auf den Gegenstand da draußen abfeuern. Er schaute hindurch, erhob den Kopf, wischte sich das Auge aus, schaute wieder —

„Beim Himmel, Mr. Hardy," rief er, „da treibt ein Mensch — eine Frau, eine weiße Frau! Und mir scheint, als hätte sie den Mund verbunden — als hätte man sie geknebelt, bei Gott!" Er sah von neuem durch das Rohr. „Das Haar wogt ihr schwarz um den Kopf, wie die Tinte um einen Tintenfisch. Hier, sehen Sie selbst!"

Während Mr. Hardy ausschaute, gab Kommander Boldock dem Mann am Ruder die Weisung, direkt auf den treibenden Gegenstand abzuhalten.

„Nun, Mr. Hardy?“ rief er dann mit seinem tiefen, dröhnenden See-Organ. „Es ist eine Frau, wie?“

„Das ist es,“ antwortete der Steuermann, ohne das Auge von der Linse zu entfernen. „Und sie lebt, wenigstens scheint sie zu atmen — doch das ist wohl die Bewegung der See.“

„Wir wollen bald dahinter kommen, ob sie lebt oder nicht,“ antwortete der Kommander. „Aufhören mit Deckwaschen! Klar zum Backbrassen! Bringt das Steuerbordboot zu Wasser!“

„Sie kann nicht mehr am Leben sein,“ bemerkte der Steuermann. „Nur Leichen schwimmen.“

„Das sagen Sie nicht, Mr. Hardy,“ entgegnete Boldock. „Anno 1832, als ich zweiter Offizier der „Venus“ war, sammelten wir in der Gegend vom Kap der Guten Hoffnung einen Mann auf, der zwei Tage lang im Wasser getrieben hatte und doch noch lebendig war. In der Tafelbay fanden wir sein Schiff und konnten somit die Richtigkeit seiner Angaben feststellen.“

„So was habe ich noch nicht gehört,“ sagte Mr. Hardy, der kein Auge von der schwimmenden Gestalt verwendete.

Nach einem Schweigen von mehreren Minuten kam des Kommanders Befehl, das Marssegel back zu brassen. Die Brigg hemmte ihren Lauf und schlengerte nur noch schwerfällig auf der sanften Dünung. Man hatte eins der Boote von den Galgen genommen und in die Davits gehängt, fertig zum wegvieren. Die für dasselbe designierte Mannschaft stand dabei; Kommander Boldock und Mr. Hardy lehnten sich an die Reeling.

Der auf der Flut treibende menschliche Körper war der eines jungen, weiblichen Wesens, wie man bereits durch das lange Teleskop erkannt hatte — und zwar eines sehr wolgebauten und ansehnlichen jungen Frauenzimmers, wie der Kommander sich gestehen mußte. Der Körper hob und senkte sich geschmeidig mit den langen, weichen, azurnen Wellen, die ihn schluchzend umplätscherten. Das dunkle Haar schwebte wie eine Wolke dicht unter der blauen Oberfläche.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß sie noch lebt,“ sagte Boldock. „Sehen Sie doch, wie man ihr den Mund verschlossen hat.“

„Vielleicht hat sie die Nasenlöcher frei,“ versetzte Mr. Hardy.

„Dann vorwärts ins Boot und schaffen Sie sie mir an Bord! Wenn sie lebt, retten wir sie, ist sie tot, dann soll sie ein christliches Begräbnis haben.“

Das Boot sank ins Wasser. Die Reemen wurden ausgelegt und vorsichtig ruderte man an den schwimmenden Körper heran, wohl wissend, daß der leiseste Stoß eines Reemens, eine stärkere Bewegung des Wassers denselben zum Wegsinken bringen konnte. Zwei Matrosen lehnten sich hinaus und zogen den Körper ins Boot, wo ein Wasserguß von ihm abtroff. Während man eiligst zum Schiffe zurückkehrte, löste Mr. Hardy mit seinem Taschenmesser den Knebel, der den unteren Teil des bleichen, schönen Gesichtes bedeckt hatte. Die Bekleidung der Aufgefischten war die notdürftigste; soweit der Steuermann dies zu beurteilen vermochte, bestand sie aus

einem Schlafrock, einem Unterrock von Flanell und dem Nachtgewand. Die Füße waren nackt — außerordentlich hübsche Füße, wie Mr. Hardy sich gestehen mußte.

„Es will mir scheinen," rief er dem über die Reeling herabschauenden Kommander zu, „als hätten Piraten hier in der Nähe ihr Geschäft betrieben."

„Bringen Sie sie an Bord!" rief der Kommander zurück. Er richtete sich auf und ließ die Blicke über die See schweifen, wobei er die Nase erhob, als wolle er den Feind wittern. Schon der bloße Gedanke an Piraten trieb ihm das Blut energischer durch die Adern.

Man hob mittschiffs einen Teil der Reeling heraus, um die Fallreepsöffnung herzustellen und schaffte darauf mit jener sorglichen, ehrfürchtigen Art, die brave Seeleute den Toten gegenüber an den Tag legen — besonders wenn diese Toten zu ihren Lebzeiten Mütter, Ehefrauen, Schwestern oder Bräute gewesen sind oder doch hätten sein können — die Aufgefischte zunächst an Bord der Brigg „Wellesley" und sodann nicht ohne Mühe hinunter in die Kajüte.

„Vollbrassen, Mr. Hardy!" befahl Kommander Bollock; „dann kommen Sie unter Deck und sagen mir Ihre Meinung."

Die Kajüte war, wie das Schiff selber, klein und altmodisch; sie bestand aus zwei neben einander liegenden Räumen im Hinterteil des Fahrzeugs; den Zugang bildete eine schmale Kampanjetreppe. Der Raum auf der Steuerbordseite war die Wohnung des Kommanders; man trug den Körper in den andern und legte ihn hier vorsichtig auf einen langen Sitz, der zugleich als Schrank diente. Die Matrosen traten zurück, Boldock aber beugte sich über das leblose Antlitz.

„Sollten wir es hier mit einem Mord zu thun haben?" murmelte er, gleichsam laut denkend.

„Um Vergebung, Euer Ehren," sagte einer der Seeleute, salutierend an seine Stirnlocke greifend, „sie kann noch nicht lange im Wasser gelegen haben."

„Woher wißt Ihr das?" fragte der Kommander, sich schnell umwendend.

„Ich erkenne es an der Hautfarbe."

„Ihr meint also, daß noch Leben in ihr sein kann, Adams, wie?"

„Jawohl, Euer Ehren."

„Das wäre! Wenn Ihr Euch auf Wiederbelebungsversuche und dergleichen versteht, dann frisch ans Werk, Mann, frisch ans Werk! Nicht um die Welt möchte ich, daß sie uns stirbt, nachdem wir sie gerettet haben!"

Jetzt erschien auch der Steuermann auf dem Schauplatz.

„Adams meint, sie wäre vielleicht noch lebendig!" rief der Kommander ihm entgegen.

Mr. Hardy betrachtete aufmerksam und ernst das junge, steinerne Gesicht.

„Wir müssen sie abtrocknen, in Decken wickeln und es dann mit der künstlichen Atmung versuchen," entschied er.

„So war's richtig, Mr. Hardy," nickte Adams. „Auch ein Löffel Rum könnte nicht schaden."

„Dann also vorwärts," sagte Kommander Boldock ungeduldig.

Das Unternehmen war ein nahezu aussichtsloses, diese erprobten Seeleute aber wußten aus Erfahrung, daß auf See eigentlich nichts unmöglich und nichts unwahrscheinlich

ist. Der Kommander sah zu, und Hardy und Adams thaten die Arbeit. Sie streiften ihre Hemden von den Schultern, denn es war drückend schwül in der engen Kajüte, darauf trockneten sie die Leblose ab, schlugen eine Decke um sie, und nachdem ihr auch der von Adams verschriebene Löffel Rum eingeflößt worden war, begannen sie die Manipulationen der künstlichen Atmung, so gut sie sich darauf verstanden. Sie wälzten sie auf die rechte, dann wieder auf die linke Seite, immer hinüber und herüber. Adams schien mit solchen Dingen Bescheid zu wissen.

„Das kann so seine zwei Stunden dauern," bemerkte Mr. Hardy, dem der Schweiß in Strömen vom Gesicht rann.

„Thut nichts, nur nicht nachlassen," versetzte Boldock, der dem Vorgang mit gespanntem Interesse folgte. „Ich wollte, ich könnte Ihnen dabei zur Hand gehen. Wenn der gute Gott uns gnädig ist, dann warpen wir sie wieder zu der Boje zurück, von der man sie ruchlos abgeschnitten. Je länger man lebt, desto mehr erkennt man überall das Wunderbare der Weltregierung; wenn diese junge Dame nicht expreß zu dem Zweck in unsern Kurs getrieben ist, damit wir ihr an Bord des ‚Wellesley' wieder Atem in den Leib kneten, was hatte sie dann in unserm Fahrwasser zu suchen?"

„Die ist nicht tot," sagte der Matrose, ein Mann in mittleren Jahren, mit einem Bart, der ihm wie ein Bündel Werg unter dem Kinn hing.

„Ich glaube, Adams hat recht," meinte der Steuermann, den Körper sanft der Wand zu wälzend, von wo ihn der Matrose wieder zurückrollte.

„Wenn wir's schaffen," nahm Adam wieder das Wort, „dann ist's dem Knebel zu verdanken, der verhindert hat, daß sie Wasser schluckte."

„Trotz alledem ist es schwer zu glauben, daß ein lebender Körper sich so lange über Wasser hält," sagte Hardy, mit der Arbeit innehaltend, um sich das Gesicht zu trocknen.

„Sie sieht ganz frisch aus," bemerkte der Kommander.

„Das sage ich ja," rief Adam, der unter den obwaltenden Umständen sich berechtigt fühlte, in freierem Tone als sonst mit seinem Vorgesetzten zu reden. „Ihrer Farbe nach kann sie nicht länger als vier oder fünf Stunden über Bord gewesen sein."

„Das Fahrzeug, dem sie zugehörte, muß dann ja beinahe noch in Sicht sein!" sagte Boldock lebhaft. „Lassen Sie nicht nach, Hardy! Nicht eher, als bis ihr beide fest überzeugt seid, daß alles vergeblich ist. Verstanden? Was wäre das für ein Glück, wenn wir ein so hübsches Kind dem Leben wiedergeben könnten! Außerdem wäre es doch auch wichtig, zu hören, wer diese Gewaltthat an ihr verübt hat. Also nicht nachlassen, Hardy. Ich komme bald wieder herunter."

Er stieg an Deck hinauf.

„Spring einer auf die Oberbramraa!" rief er hier. „Ich will wissen, ob ein Segel in Sicht ist."

Schnell wie ein Wiesel rannte ein Mann die Fockwant hinauf, und ehe man es sich versah stand er auf der obersten Raa, die Hand an der Stenge unter dem Flaggenknopf und langsam und sorgfältig das weite Seerund musternd. Seine weißen Hosen flatterten in der blauen Höhe, er sah in dieser Ferne aus wie ein Spielzeug, sauber und neu, frisch aus der Schachtel; die Stimme aber, die nach einigen Minuten von jener Höhe herabschallte, war der tiefe, starke Baßton eines kräftigen Mannes:

„Nichts in Sicht!“

Der Kommander schüttelte den Kopf. Wo kam das junge Frauenzimmer her? Wie lange mochte sie im Wasser gewesen sein? Warum hat man sie geknebelt?

„Bootsmann!“ rief er.

Ein Mann mit großem Bart, der eine silberne Pfeife um den Hals hängen hatte, kam eilig achteraus.

„Geben Sie acht auf die Brigg, Stubbins,“ redete der Kommander ihn an. „Mr. Hardy versucht unten in der Kajüte unsre Aufgefischte wieder zu beleben. Ist Ihnen das Verfahren bekannt, das man bei Ertrunkenen anwendet?“

Der Bootsmann sah seinen Vorgesetzten von der Seite an, als wisse er nicht recht, ob derselbe seinen Spaß mit ihm treiben wolle oder nicht.

„Das Verfahren, das man bei Ertrunkenen anwendet?“ wiederholte er. „Ja, das ist mir bekannt: man begräbt sie.“

Boldock drehte sich kurz herum.

„Achten Sie auf die Brigg, Stubbins.“

Damit ging er in die Kajüte hinunter. Hier hatte der Koch inzwischen das Frühstück auf den Tisch gesetzt — wie immer und ohne Ausnahme gebratenen Speck mit Spiegeleiern — dessen Geruch die bedrückende Atmosphäre hier unten noch schwüler und dumpfiger zu machen schien. Boldock wendete dem Tisch den Rücken und trat in den andern Raum. Hardy und Adams hatten die Arbeit eingestellt; sie standen vor ihrer Geretteten mit halb erhobenen Händen, lauschend, wie in Verzückung. Ein Laut, leise verhauchend, wie ein Seufzer, drang in Boldocks Ohr.

Mr. Hardy drehte sich um, gewahrte den Kommander und flüsterte:

„Sie atmet!“

Langsam, sehr langsam vollzog sich dieses Wiedererwachen zum Leben; das Frühstück war längst kalt und ungenießbar geworden, ehe die Unbekannte ruhig und regelmäßig atmend, wenn auch noch immer bewußtlos, in der Koje lag.

„Sie ist also gar nicht ertrunken gewesen,“ bemerkte der Kommander, als die drei Männer, in die Betrachtung des gelungenen Werkes versunken standen.

„So scheint es,“ versetzte der Steuermann; man merkte seiner Stimme an, wie sehr die Arbeit ihn erschöpft hatte.

„Der Knebel hat ihr das Leben gerettet,“ fuhr Boldock fort, das Ding von einem Schränkchen nehmend und näher betrachtend. „Das ist mit teuflischer Geschicklichkeit verfertigt; sehen Sie her! der Knoten hier in der Mitte mußte genau den Mund ausfüllen. Es sind zwei Taschentücher, die man zusammengenäht hat, speziell zu diesem Zweck. Und hier ist auch ein Name in der Ecke — ein Name! Wie heißt er?“

Alle drei steckten die Köpfe über dem Zipfel des Taschentuchs zusammen. Die Stickerei war leicht zu entziffern; der Eigentümer der Tücher hieß „Dike Caldwell.“

„Das werden wir trocknen und sorgfältig aufbewahren,“ sagte Boldock. „Es mag uns behilflich sein, einen Menschen an den Galgen zu bringen, der in einer Welt, wo Seeleute leben, keine Existenzberechtigung hat.“

„Es ist mir ein Rätsel, daß sie sich den Knebel nicht abriß, da sie doch die Hände frei hatte,“ bemerkte Adams.

„Das beweist,“ versetzte der Kommander, „daß sie ohnmächtig war, als sie über Bord geworfen wurde. Aber ein schönes Weibsbild ist sie, das muß ihr der Neid lassen.“

Er trat an die Koje und betrachtete sie. Auf ihren vorher so weißen Lippen hatte sich ein Schatten von Färbung eingestellt. Ihre Wangen waren noch immer wachsbleich, die Augen, vorher halb geöffnet und nur das Weiße zeigend, hatten sich geschlossen. Die langen Strähne des nassen, schwarzen Haares lagen wirr auf Kopfpfühl und Decke.

„So wahr ich lebe,“ rief der Kommander mit unterdrückter Stimme, indem er sich strahlenden Gesichts den beiden andern zuwendete, „so wahr ich lebe, nicht für alles Geld, das ich bis zu meinem letzten Stündlein noch verdienen kann, möchte ich dieses Abenteuer nicht erlebt haben, möchte ich den heutigen schönen Morgen missen!“

Dreizehntes Kapitel.

Miß Mansels Erzählung.

Es war gegen drei Uhr nachmittags. Kommander Boldock marschierte an Deck auf und ab, häufig stehen bleibend, um einen Blick durch das Oberlichtfenster in die Kajüte hinab zu werfen. Die Brigg schwamm gemächlich auf ihrem Kurse dahin. Der Ocean lag in tiefem Schweigen, die Strecke bis zur glashellen Kimmung erschien so unermeßlich weit, wie der Weg zum Himmel. Boldock lauschte dem Knattern der Reffzeisinge, die gegen die schlaffen Segel schlugen, er sah mißvergnügt über die See hinaus und schickte sich eben an, in die Kajütskappe hinab zu tauchen, als Mr. Hardys Gestalt aus derselben emporstieg.

„Nun?“ fragte der Kommander erwartungsvoll.

„Sie hat die Suppe genossen und auch den Sherry,“ lautete die Antwort; „ich glaube, sie hat's überstanden.“

„Ist sie denn bei Verstande?“

„Vollkommen.“

„Gott sei Dank! Und wie redet sie — ich meine, wie ist ihre Ausdrucksweise?“

„Wie die einer Dame.“

„Haben Sie ihr Fragen gestellt?“

„Wollte ich mir nicht erlauben, glaubte es Ihnen überlassen zu müssen.“

„Ist sie bereits kräftig genug zu einer kurzen Unterhaltung? Wie? Meinen Sie?“

„Versuchen könnte man's ja,“ sagte der Steuermann zögernd, wie jemand, der seiner Sache nicht sicher ist.

„Sie wird doch nichts dawider haben, wenn ich mich ihr vorstelle?“ meinte der Kommander mit einer schüchternen Bescheidenheit, die ihm gut zu Gesichte stand.

„Ach, die Ärmste! Was bleibt ihr übrig? Das ist doch nicht zu umgehen,“ entgegnete Hardy. „Freilich würde ihr anders zu Mute sein, wenn sie ihr Haar in Ordnung gebracht und auch etwas Rechtes anzuziehen hätte. Wir müssen überhaupt ernstlich daran denken, wie wir sie auftakeln, wenn sie uns erhalten bleiben sollte.“

„Welcher Art war der Anzug, in dem sie an Bord kam?“ forschte Boldock.

„Das war nicht viel; ein Schlafrock, der noch ganz brauchbar sein wird, wenn er trocken ist, und so ein Ding von Flanell, das sie einen Unterrock nennen.“

„Kenne ich,“ sagte der Kommander mit weiser Miene, „ist ein gutes und nützliches Kleidungsstück für Frauensleute. Sie muß sehen, wie sie sich behilft. Wollen hoffen, daß wir einem Fahrzeug begegnen, das Weiber an Bord hat, die uns aushelfen können. Jetzt will ich gehen und ihre Bekanntschaft machen.“

Er nahm seinen Mut zusammen und ging die Treppe hinab. Unten angelangt, wurde ihm doch ein wenig bange ums Herz. Er war ein Hagestolz, hatte seines Lebens größten Teil auf der See zugebracht, kannte von Frauen und ihren Eigenschaften nur wenig und fühlte sich stets nervös und beklommen in ihrer Gesellschaft. Zögernd näherte er sich jetzt der Thür der Kammer, in welcher sein Schützling lag, und fast erschrocken fuhr er zurück, als er dem Blick von einem Paar großer, schwarzer Augen begegnete. Die junge Dame hatte sich bereits soweit erholt, daß sie, wenn auch noch bleich, so doch schon wieder lebensfrisch aussah. Sie war ganz in Decken gehüllt, so daß nur ihr Kopf sichtbar blieb. Der Steuermann hatte ihr Haar zu trocknen versucht, jedoch ohne sonderlichen Erfolg; noch immer lag es wie Schlangengeringel auf Pfühl und Schultern. Der Kommander verneigte sich; die junge Dame erwiderte den Gruß mit einem Lächeln, das zwei Reihen weißer Zähne wies.

„Ich bin der Befehlshaber dieser Brigg, Madam,“ sagte er; „mein Name ist Boldock, von der Königlichen Marine. Ich bitte um die Erlaubis, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.“

„Ich danke Ihnen,“ antwortete das Mädchen. „Ich fühle mich besser und werde gewiß morgen schon wieder ganz gesund sein.“

„Das freut mich,“ versetzte er, „noch mehr freut es mich aber, daß es uns vergönnt war, eine Landsmännin zu retten, was ich an Ihrer Sprache erkenne. Sie sind durch ein reines Wunder dem Leben erhalten worden!“

Er setzte sich nieder.

„Mir ist es wie ein Traum,“ sagte das Mädchen leise.

„Können Sie sich erinnern, wie alles zugegangen ist?“

„Ja,“ antwortete sie, „ganz genau — ganz genau.“ Ein Ausdruck tiefen Grauens zeigte sich auf ihrem Antlitz. „O Gott, es war schrecklich! So unbarmherzig, so teuflisch, teuflisch grausam! — Soll ich Ihnen erzählen?“

„Wenn ich bitten darf — das heißt, nur wenn Sie sich kräftig genug fühlen,“ sagte der Kommander.

„Zunächst möchte ich gern erfahren, welche Art von Schiff dies ist und in welchem Teil des Oceans wir uns befinden.“

„Sie sind hier an Bord eines Vermessungsfahrzeuges, der Brigg ‚Wellesley‘; dieselbe gehört nach Sydney und ist Eigentum der Regierung. Ich bin ihr Kommander. Wir befinden uns gegenwärtig auf einer Expedition im Großen Ocean, um die Lage einiger Untiefen, Klippen und Korallenriffe festzustellen, die neuerdings einer Anzahl von Schiffen verderblich geworden sind, weil sie in den Karten nicht verzeichnet stehen. Sydney liegt etwa vierzehn Tagereisen entfernt.“

Sie hörte aufmerksam zu; ihre schönen dunklen Augen verrieten volles Verständnis.

„Mein Name ist Magaret Mansel,“ begann sie nunmehr. Boldock machte eine Verbeugung. „Ich bin von Beruf Gouvernante,“ fuhr sie fort, „und kam als solche vor zwei Jahren nach Australien, in der Hoffnung, dort ein besseres Fortkommen zu finden, als daheim. Ich wurde jedoch enttäuscht, mußte trübe Erfahrungen machen und begab mich daher vor etwa zwei Wochen wieder auf die Heimreise und zwar an Bord eines Schiffes genannt ‚Queen‘.“

„Kenne ich,“ nickte Boldock; „eine Bark. Der Schiffer heißt Benson. Kenne alle beide.“

„Unter den Passagieren,“ erzählte Miß Mansel weiter, „waren zehn Herren; sie bildeten den überwiegenden Teil der Kajütspassagiere. Vom ersten Augenblick an erschienen sie mir auffällig, unheimlich; ich konnte mir keine Rechenschaft geben, weswegen, aber sie kamen mir verdächtig vor, und so mußte ich sie unwillkürlich beobachten, ich mochte wollen oder nicht. Der Gedanke, daß sie mit einem bestimmten, unlauteren Plan an Bord gekommen seien, wollte mir nicht aus dem Kopf. Ich bemerkte bald, daß auch der Kapitän diese Leute beargwöhnte, er fand jedoch keine Handhabe gegen sie. Einer von ihnen, ein orientalisch aussehender, brutaler Mensch, war mir besonders widerwärtig; er nannte sich Dike Caldwell.“

„Ha!“ rief der Kommander mit einer Stimme, die aus den Tiefen seiner Seele zu kommen schien.“

„Was ist?“ fragte die Miß, ihren Kopf aufrichtend.

„Bitte fahren Sie fort,“ sagte Boldock.

„Ein andrer hieß Mark Davenire, ein großer, ungeschlachter, gefährlicher Mann. Für den Anführer dieser zehn Männer habe ich immer den Hauptmann Trollop halten zu müssen geglaubt, obgleich diese Annahme eigentlich durch nichts bestätigt wurde. Die Leute waren sehr vorsichtig, sie schienen einander anfänglich ganz fremd zu sein, und ihre Unterhaltung bei Tisch drehte sich immer um die gleichgiltigsten Dinge. In einer Nacht wurde die Waffenkiste erbrochen und ihr gesamter Inhalt gestohlen.“

„Oho!“ schnaufte der Kommander, die Augen weit aufreißend.

„Ja,“ sagte Miß Mansel. „Sie können sich denken, welchen Schrecken diese Nachricht unter uns allen hervorrief. Kapitän Benson ließ die Kammern untersuchen, es fand sich jedoch nichts. Haben Sie schon jemals so etwas gehört?“

„Noch niemals!“ versetzte Boldock. „Das scheint mir die außerordentlichste Geschichte zu werden, die sich je auf See zugetragen hat!“

Ein mattes Lächeln der Erschöpfung spielte auf den Zügen der jungen Dame.

„Erholen Sie sich ein wenig, Miß,“ sagte der Kommander, sich von seinem Sitze erhebend. „Ich bin sogleich wieder da.“

Mit sorglicher Hast ging er in seine Kajüte, holte eine Flasche Madeira aus einem Kasten, schenkte ein Glas voll, kehrte damit zurück und präsentierte es der jungen Dame, die jedoch aus erklärlichen Gründen nicht imstande war, ihre Arme frei zu machen. Boldock stand, die Situation schnell erkennend, ratlos und verlegen vor ihr, das Glas, den Schiffsbewegungen entsprechend, in der erhobenen Faust balancierend. Die Miß aber biß sich tief errötend auf die Lippen und wußte in ihrer Verwirrung nicht, wo sie mit den Augen bleiben sollte.

„Da gibt's nur einen Ausweg," rief der wackere Seemann endlich kurz resolviert. „Gestatten Sie mir, Miß."

Damit kniete er nieder, schob den linken Arm zart unter ihren Kopf und führte ihr so das Glas an die Lippen. Der Trunk erquickte sie sichtlich. Zufrieden mit seinem Werk setzte er sich wieder auf seine Kiste, und Miß Magaret fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Es muß gestern Abend gewesen sein — ich bin mir allerdings nicht ganz klar darüber. Haben Sie eine Idee davon, wie lange ich wohl im Wasser gewesen sein konnte, als Sie mich erretteten?"

„Meiner und meiner Leute Ansicht nach nicht sehr lange; nur wenige Stunden."

„Dann wird es also gestern Abend gegen zehn Uhr gewesen sein." Sie berichtete nun, was dem Leser bereits bekannt ist, wie sie sich, um Kühlung zu finden, am Fuße des Großmastes niedersetzte und wie sie dadurch in die Lage kam, Patrick Weston und Dike Caldwell zu belauschen und so das Geheimnis der Zehn zu erfahren. „Ich war auf das höchste erschrocken," fuhr sie fort. „Mut und Besonnenheit waren nie meine starke Seite. Ich meinte, daß diese Raubgesellen mich auf der Stelle umbringen würden, sowie sie erfuhren, daß ihr Plan mir bekannt geworden war. Ich fragte mich, ob ich zu Kapitän Benson gehen und ihm sogleich alles mitteilen sollte. Aber wie, wenn er mir nicht glaubte? Oder wenn er die Nacht verstreichen ließ, ohne etwas zu thun? Oder wenn, trotz meines Zeugnisses, den Schelmen nicht beizukommen war und diese sich doch noch des Schiffes bemächtigten? Dann war ich erst recht verloren. Ich suchte meine Kammer auf, um Ordnung in meine ganz verwirrten Gedanken zu bringen und den Morgen abzuwarten. War das richtig, Kapitän Boldock? Oder hätte ich anders handeln sollen?"

„Sie mußten ohne Zögern direkt zum Schiffer gehen," antwortete der Kommander. „Seine Sache wäre es gewesen, Sie zu beschützen. Warum sollte er Ihnen denn nicht Glauben schenken? Die Plünderung der Waffenkiste und Ihre Mitteilung waren vollständig hinreichend, jede Gewaltmaßregel gegen die zehn Piraten zu rechtfertigen."

„Die müssen übrigens bemerkt haben, daß ich hinter dem Maste saß und sie belauschte."

„Sehr wahrscheinlich," nickte Boldock.

„Ich weiß nicht, wie spät es gewesen sein mochte," nahm die junge Dame ihre Erzählung wieder auf, als plötzlich leise an meine Kammerthür geklopft wurde. Ich lag in der Koje, war aber völlig wach. Die Aufregung ließ mich nicht schlafen, und das leiseste Geräusch jagte mir einen Todesschreck ein. Dachte ich doch immer, daß das Schiff schon in dieser Nacht von den Räubern genommen werden würde. Auf das Klopfen fragte ich, wer da sei und was man von mir wolle. ‚Ich bin's, Miß,' antwortete eine undeutliche Stimme. ‚Trickel, der Steward. Kapitän Benson läßt Sie bitten, doch sogleich zu ihm in seine Kajüte zu kommen. Er hat notwendig mit Ihnen zu reden.' Ich brachte diese Aufforderung ohne weiteres mit dem in Verbindung, was ich erlauscht hatte; in der Hast überlegte ich gar nicht, daß er ja davon noch nichts wissen konnte. Ich stand auf, warf meinen Schlafrock über und öffnete die Thür. In demselben Moment war ich gepackt und geknebelt. Ich versuchte,

mich zu wehren, aber nicht lange, denn die Sinne schwanden mir, und ich erwachte erst wieder hier unter Ihrer gütigen Obhut. Gott vergelte Ihnen, was Sie an mir gethan," schloß Miß Mansel bewegt.

Boldock schwieg eine Weile, als müsse er das Gehörte erst in seinem Innern zurechtstauen. Dann sagte er:

„Erstaunlich, höchst erstaunlich! Sollte man so etwas für möglich halten?"

Jetzt gewahrte er, daß der jungen Dame Thränen über die Wangen liefen. Sein mitfühlendes Herz erkannte sogleich, was hier nötig war; er ging eiligst in seine Kajüte und kehrte mit einem großen, sauberen Taschentuch zurück, das er neben ihrem Kopf auf das Kissen legte.

„Ich werde Ihre Kleider zur Kombüse schicken, wo der Koch sie zum trocknen aufhängen soll," bemerkte er dann. „Das wird nicht lange dauern. Wenn ich nicht irre, haben Sie kein Fußzeug. Einer von meinen Matrosen soll Ihnen ein Paar Pantoffeln aus Segeltuch anfertigen."

Er suchte die Gewänder zusammen, in denen das arme Geschöpfchen an Bord gekommen war, verabschiedete sich mit einer Verbeugung, von welcher Miß Margaret jedoch nichts gewahrte, da sie das Antlitz der Wand zugedreht hatte, und verfügte sich an Deck.

Als der Kommander aus der Kampanjeluke aufstieg, mußte der Mann am Ruder sich auf die Lippen beißen, um ein Grinsen zu unterdrücken; trotzdem verzog die wettergegerbte Haut seines Gesichtes sich zu tausend Fältchen, in denen die Augen glitzerten, wie Thauperlen in einem Spinngewebe.

„Hier, Mr. Hardy," sagte der Schiffer in seiner tiefsten Stimmlage, „rufen Sie, bitte, einen Mann und lassen Sie dies Zeug zur Kombüse tragen. In einer Stunde kann es gut trocken sein, meinen Sie nicht auch? Die Dame braucht es dringend."

Der Steuermann warf einen respektvollen Blick auf seinen Vorgesetzten und gröhlte dann den Namen eines Matrosen. Der Gerufene erschien, nahm die Kleidungsstücke mit unbeweglichem Gesicht in Empfang und ging damit nach vorn.

Schiffer und Steuermann begannen auf und ab zu spazieren, wobei der Erstere haarklein alles berichtete, was Miß Margaret ihm erzählt hatte.

„Das kann nur die Bark sein, die mit der reichen Goldladung in See gegangen ist," sagte Hardy, der mit wachsendem Erstaunen zugehört hatte. „Sie sollte eine Woche vor uns auslaufen, wurde aber aufgehalten, weil ihr Matrosen fehlten. Sie kann nicht weit von uns sein, weil die junge Dame nicht lange im Wasser gewesen ist."

„Nichts in Sicht," warf Boldock hin.

„Eine verwegene, abgefeimte Bande!" rief der Steuermann, stehen bleibend und tief Atem holend. „Zehn Mann hoch! Aber ich wußte es ja gleich; sowie ich den Knebel gewahrte, da sagte ich mir, daß hier Piraten die Hände im Spiel haben müßten."

„Wenn Miß Mansel ihre Thränen getrocknet und sich angekleidet hat, dann wird sie uns vielleicht näheres über den Plan der Schurken mitteilen können," nahm der Kommander wieder das Wort. „Ihr Gedächtnis ist noch ein wenig unklar.

Mir ginge es auch nicht besser, wenn man mich halb erstickt und ersäuft aus dem Wasser gezogen hätte. Wenn ich erfahren kann, wohin die Räuber das Schiff zu bringen beabsichtigen, dann mache ich mich an die Verfolgung."

Er unterbrach seinen Gang und betrachtete den Neunpfünder, das einzige Geschütz, das er an Bord führte. Dann überflog sein Auge die Zahl und die Beschaffenheit der auf dem Vordeck beschäftigten Mannschaft.

„Wir haben jetzt zwar Friedenszeiten," sagte er, stillvergnügt die Hände reibend, „aber Prisengelder kann's dennoch geben, wenn man nur Glück hat. Dreimalhunderttausend Pfund, glaube ich, sagte sie. Möchte bloß mein Gesicht sehen, wenn mir so fünftausend Pfund Bergelohn auf den Tisch gezahlt würden — hohoho! Und Sie, Steuermann, würden auch Ihre Fassung nicht verlieren, wenn man Ihnen mit zweitausend Goldfüchsen unter die Arme griffe — was, alter Seefreund?"

Der Steuermann kicherte nicht minder vergnügt, als sein Befehlshaber; es kam nicht oft vor, daß Kommander Boldock so scherzhaft wurde, wenn er auch jederzeit das Wohlwollen und die Güte selbst war. Der wechselvolle Dienst hatte ihn auf diese kleine Brigg verschlagen, wo die ihm unterstellte Bemannung nur aus einem Steuermann, einem Bootsmann, zwölf Matrosen und dem Koch — einem Mulatten — bestand. Seine Natur war anders, als die des Kapitän Benson, der sich im Gefühl seiner Würde gern zu isolieren pflegte, und so hatte er sich aus dem Steuermann Hardy nicht nur einen Tischgenossen, sondern auch einen vertrauten Gefährten und Freund geschaffen, einen Vorzug, den dieser redliche Seefahrer gar wohl zu würdigen wußte. Sie promenierten mit einander an Deck, sie tauschten Erinnerungen aus, und so versprach die Vermessungsfahrt nach den Gegenden unter dem 157. Grad westlicher Länge und dem 34. Grad südlicher Breite einen recht angenehmen Verlauf zu nehmen.

„Es ist recht schade," fing der Kommander wieder an, „daß unsre Miß nicht vollständiger mit Toilette versehen ist. Wir müssen sehen, wie wir uns da helfen können. He, Johnson!" rief er, winkend die Hand erhebend.

Ein Matrose kam eilig achteraus getrabt.

„Johnson!" redete der Kommander ihn an, „könnt Ihr Schuhe aus Segeltuch machen?"

„Jawohl, Euer Ehren."

„Gut. Setzt Euch sogleich hin und verfertigt ein Paar für die junge Dame, die wir aus dem Wasser erretteten."

„Soll geschehen, Euer Ehren. Ich muß der Dame aber zuvor Maß nehmen."

„Das geht nicht — das geht nicht, Johnson. Macht ein Paar Knabenschuhe, das wird genügen."

Der Mann salutierte und wollte gehen.

„Noch eins," hielt der Schiffer ihn auf. „Ihr habt eine geschickte Hand mit der Nadel, wie ich höre. Unsre Miß braucht auch eine Kopfbedeckung. Wie wär's, wenn Ihr eine Art von runder Mütze, so eine — na, Ihr wißt schon — für sie machtet?"

„Das könnte ich schon, Euer Ehren," antwortete Johnson. „Ich könnte ihr sogar eine richtige Ausstattung nähen, und zwar in drei oder vier Tagen, wenn ich so lange von der Wache frei käme."

„Wie denkt Ihr Euch solch eine Ausstattung?“ forschte Boldock, während Hardy den Matrosen neugierig beäugelte.

„Ein Kleid, ein Jaquet und zwei Unterröcke. Ich würde dazu das neue Bramtuch aus der Segelkoje nehmen.“

„Ehe Ihr zur See gingt, waret Ihr Schneider, nicht so?“ fragte der Steuermann.

Der Mann nickte grinsend.

Dem Schiffer leuchtete Johnsons Vorschlag ein.

„Gut,“ sagte er. „Nehmt von dem Bramtuch so viel Ihr wollt und setzt Euch sogleich an die Arbeit. Von den Wachen seit Ihr bis auf weiteres dispensiert.“

„Ohne Maß zu nehmen ist das aber nicht zu machen,“ bemerkte der Matrose.

„Ihr sollt der Dame Maß nehmen, aber nicht zu den Schuhen. Die bringt Ihr mir morgen früh, verstanden?“

„Ja wohl, Euer Ehren.“

Der Mann trabte, höchlichst erfreut durch diesen Auftrag, wieder nach vorn, wo die andern schon darauf brannten, die Neuigkeit zu hören. Boldock und der Steuermann setzten ihre Promenade und zugleich die Unterhaltung über die Erzählung des Mädchens fort.

Die im Nordwesten sinkende Sonne erfüllte Himmel und Meer mit feuriger Glut; der Wind war so flau, daß er die Segel des sich träge vorwärts schiebenden Fahrzeuges kaum zu füllen vermochte. Nach einiger Zeit kam der farbige Koch aus der kleinen Kombüse; er brachte dem Steuermann die getrockneten Kleidungsstücke. Der befühlte dieselben prüfend und trug sie in die Kajüte. Hier faltete er Stück für Stück sauber zusammen, dann nahm er den Hut ab und klopfte an die Kammerthür. Man hieß ihn näher treten. Es war schon beinahe finster hier unten; er zündete die Wandlampe an, trat mit einer Verbeugung an die Koje heran und fragte nach dem Befinden der jungen Dame.

„Ich danke Ihnen,“ versetzte Miß Mansel freundlich. „Ich habe ein wenig geschlafen. Bringen Sie mir meine Kleider?“

Hardy bejahte dies und legte den kleinen Packen vorsichtig zu ihren Füßen in die Koje.

Darauf verneigte er sich abermals und sagte, er werde in einer halben Stunde wiederkommen und ihr ein Paar von seinen eignen, ganz neuen Schlafschuhen bringen. Sie bat ihn noch um verschiedene Gegenstände — um Handtücher, Kamm und Bürste und ähnliches mehr — und er war überglücklich, ihr dienen zu können und ihre dunklen Augen in Freude und Dankbarkeit erglänzen zu sehen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Obersteuermann.

Während der Nacht wurde an Bord der Brigg ein scharfer Ausguck gehalten. Boldock war der Meinung, daß die „Queen“ höchstens dreißig oder vierzig Seemeilen von dem ‚Wellesley‘ entfernt sein könne, und zwar gerade voraus, was sich aus der Richtung ergab, in der man das schwimmende Mädchen angetroffen hatte.

„Wie steht's mit unsern Handwaffen, Stubbins?“ fragte am nächsten Morgen der Kommander seinen Bootsmann.

„Die Wilden auf den Inseln sollen bald merken, daß es uns daran nicht fehlt,“ lachte der Bootsmann.

„Wir haben ein Dutzend Musketen und zwei Dutzend Seitengewehre an Bord, war's nicht so?“

„So war's,“ nickte Stubbins.

„Nicht an die Wilden dachte ich bei dieser Frage,“ redete der Kommander weiter. „Ich habe Ihnen etwas zu erzählen, Bootsmann; eine der merkwürdigsten Geschichten, die sich je auf See zugetragen. Alle Mann müssen diese Geschichte erfahren. Wahrscheinlich werde ich genötigt sein, demnächst den Kurs zu ändern. Es ist mir die Kunde von einem unerhörten Seeraub zu Ohren gekommen. Es gilt, das Leben einer Anzahl von Passagieren und eine wertvolle Ladung von ungemünztem Golde den Händen einer Bande von verkommenen Subjekten, dem Auswurf der Diggings, zu entreißen, ihnen auch ein gutes Schiff wieder abzunehmen. Welch ein Gelichter das ist, dafür zeugt die Behandlung, die die Schelme der jungen Dame angedeihen ließen, die wir gestern früh aus der See auffischten. Gelingt das Unternehmen, dann ist das Vaterland uns Dank schuldig, Stubbins, uns allen, die wir hier an Bord sind.“

Er erzählte dem Bootsmann nunmehr Miß Mansels Geschichte.

„Ich hoffe bestimmt,“ so schloß er, „daß die Miß sich noch auf den Namen der Insel besinnen wird, die die Piraten mit der ‚Queen‘ anlaufen wollen. Auch von einer Brigantine hörte sie die Kerle reden, und von einem Menschen der Saunders heißt. Das ist mir klar. Saunders soll mit der ‚Brigantine‘ ebenfalls jene Insel anlaufen und hier die Hallunken mit ihrer Beute an Bord nehmen. Die ‚Queen‘ soll dann wahrscheinlich versenkt oder verbrannt werden.“

„Das ist wieder einmal eine von den seltsamen Fügungen unsres Herrgotts,“ sagte der Bootsmann nach langem Grübeln, „eine Sache, die einem Menschen allerlei zu denken geben muß — ich meine, wenn es sich so trifft, daß die Miß, die von den Piraten doch sicherlich für ertrunken und tot gehalten wird, nun das Werkzeug wird, das die Räuberbrut der gerechten Strafe überliefert.

„Wir wollen hoffen, daß dies eintrifft,“ antwortete Boldock. „Ich glaube, wir kriegen etwas mehr Wind, Stubbins,“ setzte er hinzu, als die Segel sich plötzlich füllten und die Brigg nach Lee überholte. Sie blieben stehen und schauten nach oben. Dann blickte der Schiffer über die Reeling ins Wasser.

„Nicht mehr als sechs Knoten höchstens,“ sagte er kopfschüttelnd, „und dabei macht der alte Kasten ein Wesen, als wäre er ein Linienschiff!“

Der Wind frischte immer mehr auf, der Ocean bedeckte sich mit schaumgekrönten Wogen. Die alte Brigg that nach Kräften ihre Schuldigkeit und brauste durch die Flut mit schlanker Fahrt.

Der Kommander aber zuckte die Achseln.

„Was kann solch ein alter Wagen ausrichten im Kielwasser eines der schnellsten Klipper, die jemals von der Helling liefen?“ sagte er zu dem um acht Uhr an Deck

gekommenen Steuermann. „Wir machen bei dieser Brise sechs Knoten, die ‚Queen‘ aber zwölf. Wir haben nur eine Aussicht und zwar keine ganz unwahrscheinliche, nämlich die, daß ein erbitterter Kampf an Bord der Bark stattgefunden hat und wir sie in vollster Konfusion, mit backschlagenden Segeln und steuerlos irgendwo antreffen.“

Viermal schritt er von Reeling zu Reeling, um den ganzen Gesichtskreis auf das genaueste zu mustern, dann rief er den Ausguckmann im Vorbramsaling an, und als auch dieser nichts zu melden wußte, ging er unter Deck zum Frühstück.

Gegen elf Uhr ward den Matrosen des „Wellesley“ ein ungewöhnliches Schauspiel. Zuerst kam Mr. Hardy mit einem alten, großen Klappstuhl die Kajütstreppe herauf. Er klappte denselben auf und stellte ihn in den Schatten des Briggsegels an Deck; darauf schritt er zum Kajütsoberlicht, durch welches ihm einige Kopfkissen heraufgereicht wurden; diese legte er auf den Stuhl, wobei er sie sorglich klopfte und glatt strich. Einige Minuten später zeigte sich die Gestalt des Schiffers auf der Treppe, diesmal mit dem breiten Rücken voran; langsam und Stufe für Stufe heraufsteigend half er der jungen Dame an Deck. Miß Mansel war noch schwach und konnte die Stütze seiner starken und doch so sanften Hand nicht entbehren.

Ganz geblendet trat sie aus dem dämmernden Raum hinaus in den Sonnenschein und den frischen Wind. Die Matrosen standen und starrten diese Erscheinung an; sie hatten sie aus dem Meere ziehen sehen, einen leblosen, triefenden Körper — jetzt erblickten sie sie zum zweitenmal, ein junges Weib von graziöser, prächtiger Gestalt, gekleidet in ein dunkelrotes Gewand, das durch einen seidenen Gurt um die schlanke Mitte zusammengehalten wurde. Ihr reiches, dunkles, geschmackvoll geordnetes Haar war nur zum Teil von einer runden, weißen Kappe bedeckt, die ihr allerliebst stand und ihren großen, wunderschönen Augen einen neuen, bestrickenden Ausdruck zu verleihen schien.

Trotzdem aber sah das arme Mädchen recht bleich aus; man erkannte auf den ersten Blick, daß sie soeben erst eine große Gefahr, eine starke körperliche und geistige Erschütterung, überstanden hatte.

Boldock ließ ihre Hand erst los, als sie festen Fuß an Deck gefaßt hatte.

„Jetzt erst fühle ich in Wahrheit, daß ich noch am Leben bin,“ sagte sie lächelnd und an der Kajütskappe einen Halt suchend. Sie überblickte das Schiff und die Segel und schaute dann freundlich den Schiffer an.

„Das ist aber auch ein rechtes Damenwetter,“ sagte dieser liebenswürdig. „Erlauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Sitz geleite.“

Er führte sie zu dem Stuhl, in welchem sie Platz nahm. Mr. Hardy breitete eine Decke über ihre Kniee. Sie nickte lächelnd beiden Männern ihren Dank zu.

„Nach der ‚Queen‘ erscheint dieses Schiff mir nur klein,“ sagte sie. „Wohin bringt uns dieser Wind?“

„Zunächst nach einer Gegend, woselbst eine Reihe von Klippen und Bänken zu vermessen und in die Karten einzutragen ist,“ antwortete Boldock. „Sodann zu einigen Inseln, mit denen dasselbe geschieht. Hernach zurück nach Sydney. Gegenwärtig liegen wir noch auf dem Kurse.“

„Ich fürchte mich, nach Sydney zurück zu kehren,“ versetzte Miß Mansel. „Ich habe keinen Heller Geld. Das wenige, was mir geblieben war, befindet sich in einem

Kästchen an Bord der ‚Queen‘. Ebenso meine sonstige Habe an Kleidern, Büchern, Andenken und dergleichen, alles ist auf jenem Schiffe und für mich wohl auf immer verloren.“

„Wir wollen uns heute mit solchen Gedanken nicht das Herz beschweren,“ erwiderte der Kommander, freundliche Ermutigung in Ton und Blick; „ist der Tag nicht so schön, Miß? Und sind wir nicht so voll von Dank gegen Gott für Ihre wunderbare Errettung?“

Sie senkte den Kopf und ihre Augen füllten sich mit Thränen, was der brave Schiffer jedoch, zum Glück für sein empfindliches Herz, nicht bemerkte. Sein Blick irrte forschend über die See.

„Es wäre von größter Wichtigkeit für uns, wenn Sie sich den Namen der Insel ins Gedächtnis zurückrufen könnten. War's vielleicht —“ hier zählte er eine ganze Reihe von Inseln der Polynesischen Gruppe auf.

Sie schüttelte den Kopf.

„Es wird mir aber noch einfallen,“ sagte sie.

„So müssen wir uns denn gedulden, und dies gibt mir den willkommensten Vorwand, Sie an Bord der Brigg zu behalten und nicht, wie es anfangs mein Vorsatz war, dem ersten Australienfahrer, dem wir begegneten, anzuvertrauen.“

Er sagte dies mit einer leichten Verbeugung und mit jener feinen, freien Achterdeckshöflichkeit, die Männern seiner Art so gut steht.

Miß Mansel blickte erst auf ihren Schlafrock und dann in Verwirrung zur Seite. Dem feinfühligen Schiffer entging dies nicht.

„Sehen Sie,“ plauderte er, in geringer Entfernung hin und her gehend, „wenn wir erst den Namen der Insel wissen, wo die Hallunken sich mit der Brigantine ein Rendezvous zu geben beabsichtigen, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß wir dort auch die ‚Queen‘ finden. Dadurch kämen Sie aus aller Verlegenheit.“

„Wenn jene zehn Männer sich des Schiffes bemächtigten, was würde dann aus den Passagieren?“ fragte sie.

„Hm,“ machte Boldock. „Nach der Behandlung zu urteilen, die man Ihnen angedeihen ließ, müßten die armen Leute sich auf das schlimmste gefaßt machen.“

„Um Gotteswillen!“ rief das Mädchen schaudernd. „Sie glauben doch nicht —?“

Sie wagte den Gedanken nicht auszusprechen.

„Ich glaube,“ ergänzte der Kommander lächelnd, „daß Sie schließlich noch von allen am besten daran sind.“

„Da sind aber noch mehrere Damen —“

„Sie sind ebenfalls eine Dame; hat Ihnen dies etwas geholfen?“

„O, die Schändlichen! Was hatte ich ihnen zu leide gethan?“

„Beruhigen Sie sich, Miß Mansel. Es gibt noch eine Vergeltung und zwar oft schon hier auf Erden, oder besser, hier auf See! Ich hoffe inständigst, daß Sie sich jenes Namens recht bald erinnern, oder daß wir der ‚Queen‘ begegnen.“

Er schaute gedankenvoll zur Heck der Großraa empor, als träfe er im Geiste bereits Vorbereitungen für das Hängen der Seeräuber. Da kam ein Ruf aus dem Vorbramsaling.

„Segel ho!“

„Wo hinaus?“ rief Mr. Hardy und rannte nach vorn.

„Drei Strich im Lee!“

Boldock hob das große Teleskop aus den Klampen und legte es auf die Reeling im Lee.

„Ein Schiff ist's nicht,“ sagte er, „aber ein Boot mit einem dreieckigen Segel — eins der Boote der ‚Queen‘, darauf möchte ich wetten.“

Er gab das Teleskop an den Steuermann ab. Das Boot war ungefähr drei Seemeilen entfernt. Das Ruder der Brigg wurde steuerbord gelegt, Großsegel, Bram- und Oberbramsegel aufgegeiet; langsam trieben die Fahrzeuge auf einander zu, wobei einer der Bootsinsassen ein weißes Tuch an einem Reem schwenkte.

Die Brigg legte sich in den Wind, das Boot vierte sein Segel nieder und schoß mit geschickter Schwenkung langseit, während in seinem Buge ein Mann die Hände nach der Leine ausstreckte, die ihm von der Back der Brigg zugeworfen wurde.

Miß Mansel, die sich erhoben hatte, stieß einen Schrei aus.

„Das ist Mr. Matthews,“ sagte sie zu dem Kommander, „der Obersteuermann der ‚Queen‘, mit fünf von seinen Matrosen!“

Wenige Sekunden später sprangen die Leute aus dem Boote über die Reeling.

„Wollen Sie das Boot behalten?“ fragte Matthews den Kommander.

„Gewiß. Mr. Hardy lassen Sie das Boot an Bord hissen!“

„Da ist Miß Mansel!“ raunte der Matrose Tom seinem Obersteuermann zu.

Der stand wie vom Blitz getroffen und starrte die junge Dame stumm und in höchstem Erstaunen an.

„Ja ich bin's,“ lächelte diese ihm zu, „ich bin's, Margaret Mansel, leibhaftig und lebendig.“

Jetzt schritt Matthews auf sie zu.

„Also nicht Ihr Geist!“ rief er, des Mädchens Hand ergreifend. „Bei Gott, es geschehen doch noch Wunder! Sie hier an Bord dieser Brigg!“ Und sich an den Kommander wendend, setzte er hinzu: „Fast will mir nun alles, was hinter uns liegt, wie ein schlimmer Traum erscheinen!“

„Ich habe herzliches Mitgefühl für Sie,“ sagte Boldock. „Aus Ihrer Anwesenheit hier schließe ich, daß die Piraten im Besitz der Bark sind.“

„Heute früh überfielen sie uns, und zwangen uns alle, in die Boote zu gehen. Wie aber kamen Sie hierher, Miß Mansel?“

Die junge Dame beantwortete die Frage mit wenigen Worten.

„Was ist aus den andern geworden?“ forschte die Dame.

„Das weiß ich nicht. Wir waren zusammen vier Boote. Eine Weile blieben wir bei einander, dann segelte Poole auf einmal leewärts davon und die andern folgten ihm. Sie mögen wohl ein Fahrzeug gesehen haben.“

„Die Damen hat sicherlich Kapitän Benson unter seine Obhut genommen,“ bemerkte Miß Mansel.

„Kapitän Benson ist tot,“ entgegnete Matthews dumpf.

„O Gott! Haben sie ihn ermordet?“

„Das glaube ich nicht. Ehe ich ins Boot ging, fragte ich den langen Kerl, den Trollop, was aus dem Schiffer geworden wäre. ‚Der ist tot,‘ sagte er. Ich sah ihm in die Augen. ‚Erschossen,‘ sagte ich, ‚nicht wahr?‘ ‚Nein Mr. Matthews,‘ antwortete er; ‚als ich ihm eröffnete, daß das Schiff nunmehr in unsrer Gewalt sei, da traf ihn der Schlag, und er fiel tot nieder auf den Teppich seiner Kajüte. Das ist die Wahrheit, ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott!‘ Er rief dies in beinahe wildem Ernst, und ich glaube ihm. Bei Kapitän Benson konnte man sich eines solchen jähen Endes wohl versehen.“

Der Kommander nickte. „Habe ihn gekannt,“ sagte er. „Hatte einen kurzen Hals und Feuer in den Adern. War ein tüchtiger Seemann. Gott hab' ihn selig.“

„Was denken die Zehn mit der ‚Queen‘ zu beginnen?“ fragte Miß Mansel, nachdem sie dem Andenken des alten Benson einen Seufzer geweiht.

„Wer mag das wissen?“ versetzte Matthews. „Was ich zuletzt von ihr sah, war, daß sie unter vollen Segeln nach Süd-Südwest davonlief.“

„Sie kann kaum aus Sicht sein,“ meinte Boldock, unwillkürlich in der angegebenen Richtung ausspähend.

Matthews schüttelte trübsinnig den Kopf. „Sie ist ein Klipper, ein Schnellsegler,“ sagte er. „Diese Brigg holt sie nicht ein. Was in aller Welt aber veranlaßte die Schurken, Sie über Bord zu werfen, Miß Mansel?“

Sie erzählte ihm nun ausführlich die ganze Geschichte; er hörte ihr niedergeschlagen zu.

„Die Schuld trifft den Schiffer!“ rief er dann, heftig ausbrechend. „Er hatte Grund genug, den Kerlen zu mißtrauen; warum ließ er sie nicht in Eisen legen? Alle an Bord, Passagiere wie Matrosen, hätten zu ihm gestanden, wenn die Spitzbuben bei der Ankunft in London darüber Beschwerde geführt hätten! Ich bin um all mein Hab und Gut gekommen, ich habe verloren, was niemals, niemals wieder ersetzt werden kann!“

„Auch mir geht es so,“ sagte die Miß traurig.

Das Herz des armen Steuermannes war so voll, daß Boldock sich wunderte, ihn nicht in Thränen ausbrechen zu sehen. Er hätte ihn deswegen nicht geringer geschätzt.

„Mr. Matthews,“ nahm der Kommander das Wort, „Sie sind erschöpft. Sie brauchen eine Erfrischung und dann Ruhe. Folgen Sie mir in die Kajüte.“

Er schritt voran, nachdem er Mr. Hardy noch beauftragt hatte, auf Miß Mansel zu achten.

Unten angelangt, setzte Matthews sich nieder und stützte den Kopf in die Hände. Boldock reichte ihm ein Glas Wein, das er mit einem Dankeswort annahm.

„Ich habe im Boot darüber nachgedacht,“ sagte der Steuermann, nachdem er getrunken hatte, „und meine Ansicht ist durch das, was Miß Mansel gehört hat, bestätigt worden. Die Banditen werden irgend ein Eiland in einer abgelegenen Gegend anlaufen, dort das Gold an Land schaffen und dann das Schiff vernichten. Die Brigantine, von der sie redeten, wird sie entweder schon an Ort und Stelle erwarten, oder bald daselbst eintreffen, um das Gold an Bord zu nehmen. Dabei

wird es Argwohn, Mißgunst und Streit geben, und vielleicht schneiden sie einander die Hälse ab."

Der Kommander rollte die Augen empor, als könne er dies nur sehnlichst hoffen und wünschen.

„Ein ungeheurer Schatz," schloß der Steuermann. „Zweimalhundertundachtzigtausend Pfund Sterling in gediegenem, ungemünztem Golde — Nuggets und Staub. Ich möchte verzweifeln, wenn ich daran denke, wie die Verschwörung sich unter unsern Augen vollziehen konnte, und wir alle so blind — und Benson so blind!"

Tief aufstöhnend schlug er sich mit der Faust vor die Stirn.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gold.

Die „Queen" rauschte unter vollen Segeln und leicht nach Lee übergeneigt durch die von der Morgensonne bestrahlte, frisch bewegte Flut. Hinter ihr in weiter Ferne, war ein weißblinkender Punkt sichtbar — eins der Boote. Fünf Glasenschläge waren soeben verklungen; die Uhr war halb sieben.

Die Zehn hatten die lange vorher festgesetzten Rollen nunmehr unter sich verteilt. An des alten Benson Stelle marschierte der Hauptmann Trollop auf dem Achterdeck, allerdings nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Soldat. Mr. Walter Shannon stand in Hemdärmeln am Ruder, und das schnurgerade Kielwasser bewies, daß er trefflich zu steuern verstand. In der Thür der Kombüse lehnte Mr. Peter Johnson; er plauderte mit Mr. Paul Hankey und Mr. Alexander Burn. Er stand nur in Hemd und Beinkleidern und hatte die Ärmel aufgestreift; der Rauch aus dem Schornstein kräuselte lustig nach Lee hinaus über die See. Peter Johnson war der Koch der „Queen" und hatte sein Amt in aller Form angetreten, indem er Feuer anmachte, die Kessel mit Wasser füllte und die Vorbereitungen zum Frühmahl traf.

Zwei der Matrosen waren an Bord zurückbehalten worden, William und der Däne Harry. Sie hatten sich, wenn auch widerwillig, der Gewalt gefügt und drückten sich nun finster und mürrisch beim Ankerspill herum.

Masters, Davenire und Weston hatten sich dem auf dem Achterdeck promenierenden Trollop angeschlossen.

„Ich bin mir noch immer nicht recht klar darüber, aus welchem Grunde jene beiden Matrosen an Bord bleiben mußten," sagte der Erstere, zu Trollop gewendet.

„Himmel!" brummte Davenire. „Wie oft ist das schon besprochen worden!"

„Vielleicht in meiner Abwesenheit," versetzte Masters. „Überhaupt hat es euch von Anfang an beliebt, mich über vieles im Ungewissen zu lassen, mich und auch Burn. Ihr habt Geheimnisse vor uns, das ist nicht kameradschaftlich und wider die Verabredung."

„Sehr richtig," sagte Davenire kalt. „Aber um so besser für Sie, Masters."

„Hören Sie zu, Masters," begann Trollop, den jungen Mann, dessen Antlitz von Unmut gerötet war, von der Seite ansehend; „Sie wissen doch, daß wir ankern

müssen, wenn der ‚Rival‘, die Brigantine, bei unserm Eintreffen bei der Insel nicht zur Stelle ist. Da sind hundert Dinge möglich, die ihre Ankunft verzögern können. Ferner kann es sich ereignen, daß wir unliebsame Begegnungen haben, vielleicht mit einem Walfischfänger, oder einem von seinem Kurse verschlagenen Passagierschiffe, oder gar mit einem amerikanischen Kriegsfahrzeug. Es kann uns aber unmöglich daran liegen, uns ausfragen zu lassen. Finden wir die Brigantine nicht vor, dann muß das Gold sogleich an Land geschafft werden. Selbstverständlich wird jeder von uns dabei sein wollen, denn wir sind keine Busenfreunde und trauen einander nur so weit, als wir uns sehen."

„Hahaha!" lachte Weston.

„Hahaha!" lachte auch Davenire.

„Wenn wir nun aber alle Mann an Land gehen," fuhr Trollop fort, „dann muß das Schiff inzwischen doch bewacht werden, und dazu haben wir die beiden Matrosen zurückbehalten."

„Und hernach?" forschte Masters.

„Kein Mensch kann in die Zukunft blicken, Sam," sagte Davenire.

„Hernach gehen wir wieder an Bord und halten uns in der Nachbarschaft der Insel, bis die Brigantine kommt," antwortete Trollop. Dann blieb er stehen, als fiele ihm plötzlich etwas ein. „Bei George!" rief er. „Wir haben den alten Benson ganz vergessen!"

„Nur keine Ceremonie," brummte Davenire.

„Er war ein braver Seemann," sagte Trollop. „Das Meer wird sein Grab und das Aufplätschern des Wassers sein Requiem sein."

„Geben wir ihm seinen Cylinder mit auf die Reise?" lachte Weston.

Masters wendete sich unwillig ab und ging nach hinten, wo er sich neben Shannon stellte und auf den Kompaß schaute.

„Daß wir den Laffen mit in unser Unternehmen gezogen haben, war ein dummer Streich," grollte Davenire. „Der hat nämlich ein Herz. Ich glaube er trauert um Miß Mansel. Wäre ein Verrat möglich, er käme von seiner Seite."

„Er soll nicht landen, wo ich lande," versetzte Trollop. „Nehmen Sie die Angelegenheit mit dem alten Benson in die Hand, Davenire, damit wir das noch vor dem Frühstück hinter uns haben."

Kapitän Benson lag noch so da, wie sie ihn verlassen hatten. Er schlief den Schlaf, den nichts mehr stören kann. Davenire, Weston und Hankey traten in die Kajüte. Sie standen und sahen hernieder auf das bleiche Antlitz, das weiße Haar und die regungslose Gestalt. Hankey erschauerte, faßte mechanisch in seinen schwarzen Bart und drehte sich um.

„Ich wollte, Sie hätten mich damit verschont, Davenire," sagte er, und plötzlich eilte er hinaus.

„Der hat seine Leber im australischen Busch gelassen," murmelte Davenire achselzuckend. „Wir schaffen's auch allein."

Sie nahmen die Leiche aus dem Bett und legten sie auf ein zu diesem Zweck mitgebrachtes Stück Segeltuch. Zwanzig Minuten später erschienen sie mit ihrer Bürde an Deck.

„Was gibt's da?“ gröhlte Caldwell von der Back her.

„Ein Paket für Poseidon,“ rief Davenire zurück. „Wollen Sie die Bestellung übernehmen?“

„Bei Sankt Peter!“ sagte Harry der Däne zu seinem Gefährten William, der neben ihm an der Thür des Logis lehnte, „da bringen sie den toten Kapitän! Und der große Spitzbube treibt noch Spott mit seinem Leichnam! Ich könnte ihm mein Messer in den Wanst stoßen!“

„Will uns niemand helfen, dem Schiffer den letzten Dienst zu erweisen?“ rief Davenire über das Deck.

„Gewiß,“ antwortete Burn von der Galerie des Achterdecks herab. „Aber etwas mehr Ernst und Feierlichkeit wäre doch wohl am Platze; wenigstens sollte man den Hut abnehmen und schweigen, wenn er bestattet wird. Der Verstorbene war Kapitän dieses Schiffes und ein ganzer Mann.“

„So kommen Sie her und übernehmen Sie die Sache an meiner Stelle“, entgegnete Davenire mit einem haßerfüllten Blick auf den Sprecher. Damit stieg er die Backbordtreppe zum Achterdeck hinauf.

Burn sprang die Stufen auf der andern Seite hinab. Er warf seinen Hut zur Seite, Weston aber blieb bedeckt. Von vorn her kamen die beiden Matrosen herzugeeilt.

„Ist das der Kapitän?“ fragte Harry.

„Ja,“ antwortete Weston, und er und Burn hoben die Leiche auf. Der Däne zog die Kappe ab und William folgte seinem Beispiel.

„Ich glaube, Sie haben recht, Burn,“ murmelte Weston und entblößte nun auch den Kopf, ein gleiches thaten verschiedene der umstehenden Zuschauer. Davenire und Caldwell behielten trotzig die Hüte auf, ebenso Shannon am Ruder.

Sie hoben den toten Schiffer über die Reeling und ließen ihn in das Meer gleiten, das ihn mit dumpfem Aufrauschen begrüßte. Kapitän Bensons Stätte auf Erden war leer . . .

Eine halbe Stunde später setzten die Zehn sich gleichmütig und in bester Laune im Salon an die von Weston und Burn hergerichtete Frühstückstafel. Schiffe wie die „Queen“ pflegten mit dem feineren Proviant für die Kajüte stets auf das reichlichste ausgerüstet zu sein, um allen Anforderungen der Passagiere genügen zu können. Die Vorratskammer der Bark befand sich im hintern Schiffsraum, im sogenannten Lazarett; gegenwärtig aber lag noch keine Veranlassung vor, diesen Raum aufzusuchen, da des Stewards Pantry mit Speisen und Getränken noch vollauf versehen war. Trollop hatte Bensons Platz eingenommen, Peter Johnson saß in Mr. Matthews Stuhl. Davenire, der Backbordwache zugeteilt, war zur Aufsicht des Schiffes an Deck geblieben. Die beiden Matrosen saßen in der Kombüse und schwelgten in Kaffee, gebratenem Speck und weißem Schiffsbrot aus der Kajüte.

„Ist das nicht gut genug?“ schmunzelte William.

„Ja,“ sagte Harry kauend. „Ich möchte zwar nicht für andrer Leute Spitzbubenstreiche an den Galgen kommen, aber jeden Morgen gebratenen Speck zum Frühstück, das könnte mir schon gefallen.“

„Wir sind keine Seeräuber, wenn wir jetzt auch Seeräubern dienen müssen,“ meinte William. „Ich werde mir um das, was hernach kommt, nicht den Kopf zerbrechen. Was geht es uns an, wer das Kommando an Bord hat? Bei Benson gab's keinen gebratenen Speck. Bei diesen hier gibt's Speck und gute Bezahlung obendrein — so ist's uns versprochen. Außerdem können wir nichts ändern, wenn wir auch wollten.“

Harry beschäftigte sich mit seinem Speck und schwieg; man konnte ihm jedoch ansehen, daß er mit Williams Auffassung so ziemlich einverstanden war.

Im Salon tafelte man inzwischen fürstlich, wobei manches Lob für den Koch, Mr. Peter Johnson, abfiel.

„Hören Sie, Hankey,“ rief Masters vom unteren Ende der Tafel her, „Sie sind ja wohl in diesen Meeresgegenden bekannt?“

„Nun, und wenn?“ entgegnete Hankey.

„Meinen Sie, daß die Damen in den Booten Aussicht haben, bald von des Weges kommenden Schiffen aufgenommen zu werden?“

„Das gehört nicht hierher,“ fiel Trollop barsch ein. „Sobald wir mit dem Frühstück fertig sind, dann wollen wir das Gold holen und hierher in die Kajüte schaffen.“

„Bravo!“ rief Shannon mit vollem Munde.

„Verstauen wir's wieder, nachdem wir's uns angesehen haben?“ fragte Weston.

„Ja, aber nicht wo es jetzt liegt.“

„Und wo liegt es jetzt?“

„Im Raum beim Großmast.“

„Angenommen also, es läge da,“ versetzte Weston, „soll es dann hernach nicht wieder dort verwahrt werden?“

„Angenommen, es läge da —?“ wiederholte Trollop gedehnt und mit einem grimmigen Blick auf Weston.

„Nun, angenommen, es läge *nicht* da, wenn Ihnen das besser gefällt,“ entgegnete dieser ruhig.

Trollop sah ihn noch einmal durchbohrend an und fuhr dann fort:

„Ich schlage vor, wir verstauen das Gold in einer dieser Kammern.“

„Dagegen erhebe ich Einspruch,“ sagte Weston.

„Weshalb? Was fürchten Sie?“ fragte Hankey spöttisch.

„Ich fürchte, das auf uns alle Zehn kein Verlaß ist. Soll ich etwa auch dafür noch verantwortlich sein?“ Und Weston erhob die rechte Hand und machte damit Gebärden des Sägens, Bohrens u. s. w.

„Was das anbelangt,“ versetzte Trollop, „so ist das Gold an dem einen Ort ebenso unsicher aufgehoben, wie an dem andern, vorausgesetzt, daß wir die Hallunken sind, für die Weston uns zu halten scheint.“

„Es handelt sich hier nicht um eine Kleinigkeit, entgegnete Weston, „und es erscheint mir doch wünschenswert, daß wir uns nach Beendigung der Reise unter gegenseitiger Hochachtung und Dankbarkeit zu trennen vermögen. Jedenfalls hat Trollop ehrenhaft gehandelt, als er die Wagschale mit an Bord brachte, so daß sich später niemand für übervorteilt halten kann. Wenn aber die Goldkisten in einer

dieser Kammern untergebracht werden, wer kann dafür einstehen, daß ich mich nicht in einer stillen Nacht mit Laterne und Werkzeugen in diese selbige Kammer einschließe und mir mehr von dem Gold zueigne, als Trollop mir zuzuwiegen gedenkt?"

„Sie besitzen unser volles Vertrauen, Patrick," sagte Masters.

„Gentlemen," nahm Trollop das Wort, „für alles, was ich thue, habe ich meine Gründe, im Interesse von unser aller Wohl. Lassen Sie Feuer an Bord ausbrechen, lassen Sie uns eine der hundert Gefahren zustoßen, die eine Fahrt in diesen nur unvollkommen bekannten Gewässern mit sich bringen kann, so daß wir das Schiff schnell verlassen müssen, dann, Weston, ist das Gold hier —" er deutete mit dem Daumen über die Schulter nach den Kammerthüren — „bei der Hand und bald in's Boot geschafft. So schnell wir uns selber retten, retten wir dann auch das Gold und erreichen damit auch im Falle höchster Not noch den Zweck, der allein uns hier an Bord führte."

Weston schwieg.

„Und wer bewahrt den Schlüssel zur Goldkammer?" fragte Peter Johnson.

„Der Mann am Ruder. Der Ablösende erhält jedesmal den Schlüssel eingehändigt," antwortete Trollop.

„Sehr gut," nickte Shannon.

Masters erhob sich.

„Zunächst, dächte ich, müssen wir uns überzeugen, ob Poole, der zweite Steuermann, unserm Freunde Hankey auch keinen Bären aufgebunden hat," sagte er, „und ob das Gold auch wirklich an Bord ist."

Damit ging er hinaus an Deck. Alle andern folgten ihm, Trollop kühl und würdevoll. Mittschiffs angelangt, gebot er, die Deckel der Großluke abzunehmen. Alle drängten sich herzu und schauten in den geöffneten Raum hinab. Die Wollballen reichten nicht bis unter das Deck, zwischen ihnen und den Decksbalken konnte ein Mann gebückt stehen. Davenire, Hankey, Trollop und einige andre sprangen hinab. Der Schaft des Großmastes war durch einen aus neuen, starken Planken hergestellten, kastenartigen Verschlag verdeckt. Hankey stieß einen Jubelruf aus.

„Hurra!" schrie er. „Genau so, wie Poole es mir beschrieben hat! Äxte her, wir müssen den Kasten aufbrechen!"

Trollop kam herzu; es war dunkel hier unten, da die Lukenöffnung gegen zwölf Fuß weit entfernt lag. Weston und Caldwell schafften Äxte, Beile, einen schweren Hammer und andre Werkzeuge herbei, und Davenire und Hankey machten sich an die Arbeit. Mehr als zwei Mann konnten des beengten Platzes wegen dabei nicht angestellt werden. Der zu sprengende Behälter war außerordentlich fest; die Bretter hatten die Stärke von Decksplanken, und das Ganze war mehrfach von eisernen Schienen umklammert.

Während das Holzwerk unter den gewaltigen Axtschlägen krachte und splitterte, standen die unthätigen Genossen auf den Wollballen unter der Lukenöffnung und warteten mit gespanntester Aufmerksamkeit auf das Ergebnis. Sie warteten lange, lange. Endlich gab die vordere Wand des Verschlages nach und der ganz erschöpfte Davenire riß die letzten Planken weg. Hankey steckte den Kopf in die gähnende Öffnung.

Er gewahrte eine Anzahl auf einander gepackter Kisten; der ganze Stapel war mit Ketten verschnürt.

Auf seinen Ruf kamen die übrigen herbei. Die Freude der Männer beim Anblick der Kisten war unbeschreiblich. Enthielten sie doch ein großes Vermögen für jeden von ihnen. Jenes Gold, in Münze umgesetzt, sicherte allen ein behagliches Dasein; jetzt gab es für sie keine Arbeit mehr, jetzt brauchten sie nicht mehr zu graben und Holz zu fällen, nicht mehr auf elenden Winkelbühnen hinter qualmenden Lampen jämmerliche Rollen zu spielen, nicht mehr vor dem Mast zur See fahren, nicht mehr mit Karten und Würfeln zu betrügen, nicht mehr im Kampfe ums Dasein zu jenen Mitteln zu greifen, die gegen die Gesetze verstießen, das Gewissen belasteten und den Schlaf mit schrecklichen Träumen erfüllten — Erfahrungen, von denen jeder der zehn Gentlemen reichlich zu erzählen wußte.

Sie betrachteten die Kisten und klopften mit den Knöcheln daran.

„Hart wie Gold,“ sagte Trollop. „Die Ketten müssen durchgefeilt werden.“

Hankey sprang an Deck hinauf, rannte in das Matrosenlogis, entnahm der Werkzeugkiste des Zimmermanns zwei große Feilen und kehrte damit in den Raum zurück. Gleich darauf wurde das quiekende Knirschen des Eisens vernehmbar. Die Arbeit war mühselig und schritt nur langsam vorwärts. Alle lösten einander dabei ab. Trollop begab sich in den Salon und sah nach der Uhr. Es fehlten noch fünf Minuten an zwölf. Er holte den Sextanten des verstorbenen Kapitäns und ging damit auf das Achterdeck, wo der Matrose William am Ruder stand.

Der Hauptmann mußte Übung in dergleichen Dingen haben, denn er handhabte das Instrument mit der Sicherheit eines Navigators von Beruf. Als er das Besteck ausgerechnet und dadurch erfahren hatte, wo das Schiff sich gegenwärtig befand, verfügte er sich wieder zur Großluke. Hier hatte man inzwischen das Durchfeilen der Ketten beendet. Die Arbeit in dem heißen, dumpfigen Schiffsraum war sehr anstrengend gewesen; Mrs. Peacock hätte in den verwilderten, erhitzten, besudelten, nur mit Hemd und Hosen bekleideten Gestalten die Gentlemen nicht wiedererkannt, die zu Bensons Zeiten so kühl und gestriegelt und elegant mit ihr an derselben Tafel gesessen. Jetzt sahen sie aus, als kämen sie unmittelbar aus dem australischen Busch.

„Sollen wir die Kisten an Deck bringen?“ fragte Davenire.

„Wieviel sind's?“ entgegnete Trollop.

„Achtzehn Stück, große und kleine; jeder von uns hat sie dreimal gezählt.“

„Gut. Herauf damit.“

Die Kisten wurden aus dem Raum geschafft und nach Trollops Anweisung auf dem Achterdeck neben dem hinteren Oberlichtfenster niedergesetzt. Hankey brachte Hammer und Stemmeisen aus der Zimmermannskiste herbei und machte sich an das Öffnen der ersten derselben. Seine neun Genossen standen um ihn herum.

Auf ihren Gesichtern spiegelten sich jetzt alle niedrigen Empfindungen und Leidenschaften, deren die Menschennatur fähig ist. Es war, als ob ein satanischer Zauber von diesen Goldkisten ausgehe und die in jedem der Männer schlummernde Bestie erweckt habe; alles, was auf diesem und jenem der Gesichter bisher noch eine höhere Veranlagung angedeutet hatte, war verschwunden, nichts war geblieben, als das Charakterzeichen tierischer Gier und Brutalität.

Hankey führte seine Werkzeuge mit Meisterschaft. Die eisernen Bänder fielen, der Deckel hob sich, und die Zuschauer brachen in ein Triumphgebrüll aus. Es war mancher unter ihnen, der nicht erst lange hinzuschauen brauchte, um zu erkennen, was ein Nugget sei. Keiner aber unterfing sich, den Inhalt des gerüttelt vollen Kastens anzurühren; derselbe bestand aus Stücken und Stückchen des kostbaren Erzes, stumpf bleichgelb von Farbe, eher abgetropfter, trockener Seife gleichend, als dem edlen Metall, das in den Goldmünzen blitzt und als Schmuck auf weißen Armen funkelt.

„Sehen Sie jenen großen Klumpen, Caldwell?“ sagte Masters. „Wieviel Mordthaten ließen sich damit wohl bezahlen?“

„Zum Teufel mit Ihnen und Ihrem Moralisieren!“ antwortete der schwarze Mann, die blutunterlaufenen Augen langsam gegen den Frager rollend.

„Wieviel Flaschen Feuerwasser könnte man dafür kaufen, Sampson?“ sagte Weston lachend zu Masters. „Das ist die Frage, die Sie doch wohl am meisten interessiert.“

„Zunageln, Hankey,“ gebot Trollop. „Dann die folgende.“

Eine Kiste nach der andern wurde geöffnet, untersucht und sorgfältig wieder verschlossen. Jede war bis zum Rande mit Nuggets oder Goldstaub angefüllt. Man mußte weit zurückschauen in den Annalen der Seeräuberei, um einen annährend reichen Fang verzeichnet zu finden. Nur eine Bedenklichkeit hatte die Sache — die Beute befand sich noch auf einem zerbrechlichen Schiffe, nur durch wenige Planken von der unermeßlichen Tiefe geschieden; und der Ocean ist so unzuverlässig. Unwillkürlich hob Trollop die Augen und musterte windwärts den Horizont.

Als der letzte Kasten wieder zugenagelt war, transportierte man den Schatz die Kampanjetreppe hinunter und stapelte ihn in der Kammer auf, die ehemals Mr. Storr mit seiner Gattin innegehabt hatte. Dann verschloß Trollop die Thür.

„Nun, Gentlemen,“ rief er, den Schlüssel um den kleinen Finger schwingend, „war mein Rat nicht gut? Im Moment der Gefahr ein Sprung — und das Gold ist geborgen. Dagegen im Raum — wie?“

„Sie haben immer recht, Trollop,“ sagte Hankey, die Wolle aus seinem Bart zupfend. „Wenn nun aber die Schlüssel der andern Kammern auch passen?“

Sogleich machten die andern sich an die Probe; die Schlüssel erwiesen sich als sämtlich einander ungleich, und alles atmete auf.

Masters hatte sich an dem Experiment nicht beteiligt. Er stand in sich versunken am Fuße der Treppe.

„Wo weilen Ihre Gedanken?“ fragte Burn, an ihn herantretend.

„Der Wind nimmt zu,“ antwortete der junge Mann; „ich dachte soeben an die Damen in den Booten. Ob sie wohl von einem Schiffe gesehen und aufgenommen worden sind?“

Sechzehntes Kapitel.

Der Zweikampf.

Es war eine lustige Tafelrunde im Salon der „Queen". Nur zwei von den Zehn verharrten an Deck — Trollop, um das Schiff nicht aus den Augen zu lassen, und Caldwell, der am Ruder stand.

Davenire nahm Trollops Stuhl ein. Caldwells Abwesenheit schien von keinem schmerzlich empfunden zu werden. Masters allein schien aus irgend einem Grunde niedergedrückt zu sein.

„Warum so melancholisch, Sam?" rief Hankey dem jungen Manne zu, nachdem bereits mehrere Flaschen Champagner die Runde gemacht hatten und die Unterhaltung allseitig laut und fröhlich geworden war. „Man sollte fast meinen, daß Sie ein geliebtes Wesen im Busch zurückgelassen hätten."

Masters zuckte stumm die Achseln.

„Sam quält sich mit Sorgen über das Schicksal der Frauen in den Booten," sagte Burn. „Er fürchtet für sie bei diesem zunehmenden Seegange."

„Was hat Masters sich um die Weiber zu kümmern?" rief Davenire, dessen Gesicht vom Wein gerötet war. „Früher mag er ja ein ganz hübscher Mensch gewesen sein, die Flasche aber hat von seiner Schönheit nicht mehr viel übrig gelassen. Die Weibsleute fragen schon längst nichts mehr nach ihm, er braucht sich daher auch ihretwegen nicht mehr das Herz schwer zu machen."

Masters sah den Sprecher an und spielte schweigend mit seinem Glase. Dann stand er plötzlich auf und ging hinaus.

Die Unterhaltung im Salon wurde immer lärmender; Gläser klangen und zerklirrten, die Champagnerpfropfen knallten immer häufiger, und ab und zu stimmte einer der Zecher ein Lied an.

Caldwell wurde von dem Matrosen William abgelöst; er händigte diesem den Schlüssel der Schatzkammer ein und stieg die Kampanjetreppe hinab. Masters kam auf das Achterdeck, wo nach einiger Zeit auch Davenire erschien. Unten sang jetzt der ganze Chor ein Schifferlied.

„Unser heutiger Goldfund scheint auf Ihre Stimmung keinen Einfluß zu üben, Masters," fing Davenire an. „Ich möchte Ihnen aber den freundschaftlichen Rat geben, sich selber und auch uns andern nicht unnütz die Laune zu verderben. Jene Weiber können Ihnen doch so gleichgültig sein, wie uns."

„Jeder hat seine eignen Auffassungen," entgegnete der junge Mann, indem er sich an die Reeling lehnte, „und was meine Stimmung anbelangt, so gestehe ich Ihnen nicht das Recht zu, darüber Bemerkungen zu machen, um so weniger, als Sie und Caldwell und noch einige andre mir und auch Burn gegenüber gewisse Geheimnisse haben, die ich noch nicht ergründen konnte, deren Vorhandensein mich aber kränken und beleidigen muß, da wir alle hier den gleichen Strang ziehen und daher auch das gleiche Vertrauen verdienen. Wollen Sie das bestreiten?"

„Bestreiten?“ lachte Davenire finster. „Meinen Sie, daß ich mich vor Ihnen fürchte?“

„Sie weichen mir aus,“ fuhr Masters gereizt fort. „Es besteht ein Geheimnis, das man mir verbirgt. Man hat, wenn ich mich näherte, vorher mit Eifer geführte Gespräche plötzlich abgebrochen. Dasselbe sagt Burn, der auch bei solcher Gelegenheit den Namen der Miß Mansel gehört haben will. Davenire, ich frage Sie als ein Mann den andern, was verbirgt man vor uns? Handelt es sich um die Art des Verschwindens jener armen jungen Dame? Wissen Sie darum?“

„Zum Henker!“ rief der Hüne wild aufbrausend. „Lassen Sie mich damit in Ruhe! Gehen Sie hinunter und fragen Sie Caldwell nach der Geschichte, dessen Gewissen ist nicht so zart wie das andrer Leute — Tod und Teufel sage ich! Ich will nicht mehr daran erinnert sein!“

Masters war bleich geworden.

„Es war verabredet worden und jeder hatte versprechen müssen, daß kein Blut vergossen, kein Mord begangen werden sollte,“ sagte er fest und schneidend. „Aus Ihren Worten aber scheint hervorzugehen —“

„Was?“ rief Davenire, dunkelrot von Wein und Zorn, die gewaltigen Arme über der breiten Brust verschränkend und sich wie ein schwankender Turm dicht vor den andern hinstellend.

„Antworten Sie mir,“ fuhr Masters noch bleicher werdend fort; „hat man Miß Mansel gewaltsam aus dem Wege geschafft?“

In Davenires Augen funkelte es wie rotes Wetterleuchten, als sprühe eine Lohe aus seinem erhitzten, blutüberfüllten Gehirn. Bei den stärkeren Bewegungen des Schiffes stackerte er nach links und nach rechts.

„Was auch geschehen ist,“ stieß er heiser hervor, „Sie hatten davon Ihr Gutes — Sie werden Ihren Anteil an der Beute empfangen, ohne gezwungen gewesen zu sein, Ihr Gewissen zu belasten — ohne Blut an dem Golde sehen zu müssen. Genügt Ihnen das nicht?“

Seine ragende Gestalt schwankte so gefährlich, als wolle er über Masters herstürzen.

„Wer hat die Unthat begangen?“ forschte dieser. „Caldwell?“

„Fragen Sie ihn doch selber, Sie —“ er verschluckte ein Schimpfwort, ergänzte dasselbe jedoch durch einen wegwerfenden Blick. Dann schwankte er nach hinten, stellte sich neben William und that, als lausche er dem Gesange in der Kajüte.

Masters folgte ihm mit den Augen, darauf schritt er zum Oberlichtfenster und schaute hinab auf die an der Tafel sitzenden Männer; sein Gesicht war weiß, aber nicht vor Furcht. Der erste, auf den sein Blick fiel, war Dike Caldwell; der schwarze Mann sang aus voller Kehle und schwang sein Glas im Takt dazu. Masters ging die Treppe hinunter und trat in den Salon. Trollop, gerade im Begriff sich zu erheben, rief:

„Hier kommt Sampson; er sieht so vergnügt aus, wie ein Totenschädel!“

Masters stellte sich dicht vor Caldwell hin.

„Was stieren Sie mich so an?“ grunzte dieser. „Was wollen Sie von mir?“

„Ehe wir uns auf dieses Abenteuer einließen," entgegnete der junge Mann mit gewaltsam erzwungener Ruhe, „wurde ausgemacht, daß kein Blutvergießen dabei stattfinden sollte. Trotzdem haben Sie, Caldwell, ein Mädchen ermordet. Ich erfuhr es von Davenire, Burn," rief er dem letzteren zu. „Das war das Geheimnis; alle andern wissen darum! Dieser Schurke hat ein armes, wehrloses Mädchen umgebracht."

Ohne ein Wort zu erwidern, sprang Caldwell auf und führte einen tückischen Faustschlag gegen die Schläfe seines Anklägers; getroffen taumelte dieser zur Seite.

Trollop trat dazwischen.

„Friede!" rief er. „Das schickt sich nicht in einer Gesellschaft von Gentlemen! Der verwünschte Wein! Legen Sie sich nieder und schlafen Sie's aus, Masters. Sie sind dem Schwarzen nicht gewachsen, der in seiner Wut zehn Teufel im Leibe hat."

„Wir sind hier nicht im Busch, Dike!" schrie Cavendish dem mit erhobener Faust und einem Ausdruck höllischer Bosheit auf seinem verzerrten Gesicht dastehenden Caldwell zu.

„Gibt's hier etwas auszufechten, dann laßt uns nicht vergessen, daß wir Gentlemen sind," meinte Hankey.

„Unser Sampson ist auf einmal merkwürdig heikel," kam Davenires Posaunenstimme durch das Oberlicht herab; „und doch war er der Mann, der zu Ballarat sein Messer im Leibe eines Bäckers stecken ließ und es nicht zurückforderte."

Burn hatte sich inzwischen an Caldwell herangemacht und den Wütenden zurückgedrängt.

„Er ist in das Mädchen verliebt gewesen," sagte er dabei. „Lassen Sie ihn jetzt in Ruh, Dike; er wird Ihnen Genugthuung geben — nicht wahr, Sam? Wir sind hier Männer von Ehre."

„Ich will mich mit ihm schlagen," rief Masters in unbändigem Zorn, indem er sich gegen die Hände sträubte, die ihn festhielten, „mit den Fäusten — mit Handspeichen — mit Revolvern — ich will diese wilde, mörderische Bestie umbringen mit jeder Waffe, die man mir nennen wird!"

Das kam wie ein Sturzbad über die erhitzten Köpfe; man stand plötzlich ernüchtert vor einer tragischen, tödlichen Thatsache, und die Dünste des Weins verflogen vor dieser Erkenntnis, wie Rauch vor dem Winde.

„Sam soll in das Mädchen verliebt gewesen sein?" rief Trollop. „Er hat sie vorher doch gar nicht gekannt und hier an Bord kaum dreimal mit ihr geredet."

„Er hätte seine Zunge besser hüten müssen," sagte Hankey gelassen. „Wilde Bestie ist allerwegen eine Beleidigung, im Norden, wie im Süden."

„Er ist eine wilde, blutige Bestie, eine Mordkanaille, ich wiederhole es noch tausendmal!" schrie Masters. „Ein Mädchen, das sich nicht verteidigen kann, über Bord zu werfen! Stellt es euch doch nur vor, Leute! Ein junges Mädchen hilflos in den Krallen dieses Satans — — O du Höllenhund!"

„Trollop," sagte Caldwell, und die Worte kamen ihm nur halb verständlich aus der heiseren Kehle, „ich will diesen Wicht jetzt nicht totschlagen; es soll ihm eine Chance bleiben — ich werde mich mit ihm schießen."

„Es waren ihrer zwei bei dem Stück Arbeit, Sampson,“ rief Davenire dröhnend durch das Fenster herab. „Der andre bin ich!“

„Dann sollst auch du feiger Schurke mir vor die Pistole, wenn ich mit dem hier fertig bin!“ antwortete der junge Mann.

Davenire stieß ein wieherndes Gelächter aus, Masters aber ging, ohne noch ein Wort zu verlieren, in seine Kammer, deren Thür er hinter sich zuschlug.

Caldwell stand keuchend am Tische, die plumpen Fäuste auf die Platte gestützt. Er sah zu Davenire hinauf.

„Ich möchte wissen,“ sagte er, „was dem Menschen einfiel — gerade mit mir Streit anzufangen. Was wir gethan haben, geschah zum Besten aller, selbstverständlich auch zu seinem Besten. Was ging ihn das Frauenzimmer an?“

Er redete noch, als Masters wieder aus seiner Kammer trat. Der junge Mann hielt den schweren Revolver in der Rechten, die Mündungen gegen den Fußboden gekehrt. Kalt und ruhig sah er Caldwell an.

„Ich bin bereit und stehe Ihnen zu Diensten,“ sagte er.

„O!“ stieß der schwarze Mann unwillkürlich hervor, während eine grünliche Blässe sein Gesicht überflog. „Wenn Sie also mit Gewalt ...... Trollop, ich bitte Sie, die Vorbereitungen zu treffen, ich gehe inzwischen, meine Pistole zu laden.“

Er schritt seiner Kammer zu, aber keineswegs mit der Festigkeit, die man bei einem Manne seines Charakters hätte erwarten sollen.

„Sie müssen's an Deck miteinander ausmachen,“ sagte Trollop zu den unbeteiligten Anwesenden. „Aber Masters, warum in aller Welt mußten Sie diesen ganz überflüssigen Streit beginnen? Ich gebe ja zu, es war eine schreckliche, schauderhafte That, aber sie war nicht zu umgehen. Das Mädchen hatte durch Zufall unsern Plan erlauscht — was blieb da übrig? Nicht jeder hätte sich zu diesem Schritt verstanden und sein ganzes Leben durch solch eine Erinnerung verdunkelt. Ich würde die Waffe nicht gegen den erheben, der uns allen diesen Freundesdienst erwies und uns damit zu der reichen Beute verhalf.“

„Ich aber thue dies,“ versetzte Masters, „und einer von uns soll auf dem Flecke bleiben. Großer Gott!“ fuhr er mit leidenschaftlicher Heftigkeit fort, „hat die Welt jemals einen feigeren, schnöderen Mord gesehen? Zwei solche Kerle dringen in die Kammer eines schutzlosen Mädchens, reißen sie aus dem Bett und — und — haben Sie sie erwürgt?“ schrie er Davenire zu. „Ich bewundere den männlichen Gebrauch, den Sie von Ihrer Hünenkraft gemacht haben,“ schloß er mit dem Ausdruck verachtungsvollsten Hohns auf seinen verwüsteten, aber noch immer schönen Zügen.

Schweigend trat Davenire von dem Oberlichtfenster zurück; auch die andern schwiegen, bis Caldwell wieder im Salon erschien. Seine Waffe war der Masters ganz ähnlich; zog man den Abzug, dann drehte sich die eiserne Walze, welche die sechs Bohrlöcher als Kugelläufe enthielt; an ein rechtes Zielen war bei diesen schwerfälligen Maschinen nicht zu denken.

„Wo soll es sein, Trollop?“ fragte er dumpf.

„Mittschiffs, beim Großmast,“ antwortete der Gefragte mißmutig. „Zwölf Schritt Distanz; geschossen wird, wenn ich das Taschentuch fallen lasse. Ist's so recht?“

Die Gegner waren damit einverstanden, und die ganze Schar begab sich hinaus an Deck.

„Ist's nicht jammerschade," rief Burn, als alle draußen im hellen Sonnenschein und umweht von dem frischen Winde standen, „ist's nicht jammerschade, daß zwei Kameraden jetzt einander totschießen wollen, nachdem unser Plan so ganz nach Wunsch gelungen ist?"

Masters sah ihn an, sagte aber kein Wort.

Trollop zog mit einem Stück Kreide einen Strich auf der Luvseite des Decks, ging zwölf Schritt nach hinten und zog vor seinen Fußspitzen einen zweiten Strich. Dann trat er zur Seite an die Reeling. Die Gegner nahmen ihre Plätze ein.

„Wieviel Schuß?" fragte der neben Masters stehende Burn.

„Soviel, als nötig sind, den da zu töten," zischte Caldwell zwischen den zusammengekrampften Kinnbacken hervor.

„O nicht doch!" rief Shannon. „Wir wollen hier keine Schlächterei! Ich schlage vor, nur einen Schuß. Geht der fehl, dann mögen sie sich wieder vertragen."

„Gehen Sie aus dem Wege, Burn," sagte Caldwell, mit dem Revolver seitwärts winkend.

Die Zuschauer gruppierten sich auf der Großluke, die inzwischen wieder zugedeckt worden war. Trollop nahm ein weißes Tuch aus der Tasche und hielt es empor.

„Fertig?" fragte er.

„Fertig!" antworteten die Gegner zugleich.

Masters warf einen Blick gen Himmel, dann richtete er das Auge fest auf den Feind. Der stand mit gesenktem Nacken und katzenartig emporgezogenem Rücken; Mord lag in seiner ganzen Haltung, Mord funkelte aus seinem roten Auge, grinste aus dem verbissenem Zuge um seinen Mund. Wer ihn beobachtete, in dem mußte die Befürchtung aufsteigen, daß dieser Mann meuchlerische Tücke im Schilde führe, daß er die Kugel noch vor dem Zeichen entsenden würde. Diese Befürchtung wäre allerdings grundlos gewesen.

Trollop ließ das Tuch fallen; die Schüsse krachten gleichzeitig. Masters that einen Sprung rückwärts, der Revolver entfiel seiner Hand. Er griff nach dem Herzen, schaute sich nach Burn um, lächelte ihm zu und stürzte dann nieder auf sein Angesicht.

Caldwell stand wie zuvor, unverletzt.

„Ist er tot?" forschte Davenire beklommen.

Burn war herzugeeilt und hatte den Freund mit schonender Hand auf den Rücken gelegt. Zweimal noch entrang sich ein leises Stöhnen den Lippen des Gefallenen, dann war seine Seele entflohen.

„Ein guter Schuß," sagte Trollop zu Caldwell, neben dem Toten niederknieend. „Sehen Sie her."

Er wies auf ein kleines Loch in Masters Rock; dasselbe befand sich genau über dem Herzen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Name der Insel.

Ein stiller, nebelvoller Abend lag über der See. Die Brigg „Wellesley“ lag auf südwestlichem Kurse, oder richtiger, sie würde einen südwestlichen Kurs verfolgt haben, wenn sie nicht mit schlaffen Segeln einfach sacht nach Lee abgetrieben wäre.

Mr. Hardy hatte die Wache an Deck. Kommander Boldock, Mr. Matthews und Miß Mansel saßen in der Kajüte am Tisch unter der kleinen Hängelampe.

Die junge Dame war noch immer sehr blaß, und wenn sie gedankenvoll vor sich hinblickte, dann lag es noch wie ein leiser, zögernder Schatten von Furcht auf ihren feinen Zügen und in den dunkeln Augen. Im allgemeinen aber sah sie für jemand, der erst kürzlich einer so grausigen Gefahr entrissen wurde und der so schlimme Erinnerungen im Herzen trägt, recht wohl und munter aus. Der Schlafrock verlieh ihrem Äußeren eine gewisse bequeme Behaglichkeit, und ihr reiches, schwarzes Haar schimmerte in tadelloser Frisur im Scheine der Lampe. Die Augen des Kommanders ruhten oft mit Wohlgefallen auf ihr, und Mr. Matthews, der ihr gegenüber saß, betrachtete sie mit den Blicken eines alten, guten Freundes.

Auf dem Tische, der mit einem groben Leinwandtuche bedeckt war, dessen Gewebe von Salzkrystallen glitzerte, die von der letzten Wäsche im Seewasser daran hafteten, stand ein frugales Abendbrot: Hartbrot, Schinken, ein Stück kaltes Salzfleisch, dazu Wein und Rum. Der Schiffer und Mr. Matthews tranken Rum und Wasser, vor Miß Mansel aber stand ein Glas Madeira.

„Glauben Sie, Kapitän Boldock,“ sagte die junge Dame, „daß die armen Passagiere in ihren Booten Aussicht auf Rettung haben?“

„Das glaube ich wohl, um so mehr, als man die Matrosen unter sie verteilt hat,“ antwortete der Kommander. „Eins oder das andre der Auswandrerschiffe, die des Weges kommen, wird sie sicher auffammeln.“

„Es muß aber doch schrecklich sein, die ganze lange Nacht im offenen Boot auf dem weiten, finsteren Meere zuzubringen,“ meinte Miß Mansel, sich ein wenig schüttelnd. „Und wenn es dann windig wird und die See hohl geht, oder wenn der dichte Nebel kommt — hu!“

„Junge Männer, die nach wochenlangem Umhertreiben in Booten gerettet wurden, sind von ihren eignen Müttern nicht mehr erkannt worden, so greisenhaft alt sahen sie aus,“ bemerkte Mr. Matthews, düster in sein Glas schauend.

„Das kann ich sehr wohl verstehen,“ nickte das Mädchen gedankenvoll. „In solcher langen Todesnot altert man schnell.“

„So ist es,“ bestätigte der Steuermann. „Jede Stunde gräbt eine tiefe Linie in das Gesicht solch eines Schiffbrüchigen.“

„Und Gespenster ziehen in dem heulenden Nachtwind über das Boot und färben dem Ärmsten das Haar grau,“ lachte der Kommander. „Machen Sie unsre Miß doch nicht graulich, Mr. Matthews!“

„Wie wird Mrs. Peacock jammern und klagen," seufzte das junge Mädchen mitleidig, „die doch die Reise nur zur Kräftigung ihrer Gesundheit unternommen hatte!"

„Ohne den Willen dessen, der die See in seiner hohlen Hand hält, wird keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden," sagte der Kommander. „Das mag Sie beruhigen, Miß Mansel. Was mir aber Kopfzerbrechen macht, ist die Frage, wie die Piraten all das Gold, die Nuggets und den Staub, schließlich wegschaffen wollen. Ein Goldklumpen im Werte von hundert Pfund Sterling hat schon ein tüchtiges Gewicht. Nun sind da aber zehn Kerle, von denen jeder mit einem Beuteanteil von achtundzwanzigtausend Pfund Sterling in rohem Golde an Land gehen will. Wie werden sie das nur fertig bringen?"

Matthews schüttelte ernst den Kopf.

„In einem Hafen, wo Zollbehörden jede Landung überwachen, ist daran nicht zu denken," sagte er. „Schade, daß Miß Mansel von diesem Teil des Planes nichts hören konnte."

„Wenn ich mich nur des Namens der Insel erinnern könnte," versetzte das Mädchen sinnend. „Zuweilen schwebt er mir auf der Spitze der Zunge."

Man plauderte noch eine kleine Weile, dann erhob sich der Kommander, machte der jungen Dame eine Verbeugung und begab sich an Deck.

Die beiden Wachabteilungen an Bord des „Wellesley" unterstanden dem Steuermann Hardy und dem Bootsmann Stubbins. Mr. Matthews hatte den Schiffer um die Erlaubnis gebeten, mit Stubbins die Wache teilen zu dürfen, ein Ansuchen, dem Boldock sehr gern entsprach, da ihm die Dienste eines so bewährten Offiziers hoch willkommen waren. Jedoch hatte er darauf gedrungen, daß Matthews wenigstens die erste Nacht unter Deck bleiben und sich erholen und ausruhen solle; dieser empfahl sich daher sehr bald und zog sich in die ihm angewiesene Kammer zurück. Ein gleiches that Miß Mansel.

Draußen brütete eine pechschwarze Nacht über der See. Um so heller leuchtete das Wasser rings um das Schiff. Die in streifigen Gebilden die Tiefe durchziehenden Feuernebel strahlten ein solches Licht empor, daß nicht nur die über Bord schauenden Gesichter der Seeleute, sondern auch die Takelung und die Segel gespenstisch erschimmerten.

Boldock stand, seine große Meerschaumpfeife rauchend, neben Hardy an der Reeling.

„Ich habe nicht oft eine so finstere Nacht erlebt, wie die heutige," sagte der Kommander.

„Auch ich nicht," sagte der Steuermann."

„Ich denke, das wird nichts weiter bedeuten, als Nebel," setzte Boldock hinzu.

„Ganz richtig," pflichtete Hardy bei. „Wenn wir etwas Wind hätten, würden wir den Nebel bald riechen."

Der Kommander saugte einige Minuten mit hörbarem Geräusch an seiner lange nicht gereinigten Pfeife.

„Hardy," begann er dann ganz unvermittelt, „haben Sie jemals ans Heiraten gedacht?"

Des Steuermanns Antwort war ein lautes Auflachen.

„Merkwürdig," sagte Boldock in seinen tiefsten Baßtönen, „daß diese Frage stets eine gewisse Heiterkeit hervorruft, namentlich, wenn sie an alternde Junggesellen

gerichtet wird. Ich verstehe aber durchaus nicht, was dabei so lächerlich sein sollte. Eine Heirat ist doch die ernsteste Sache, die es geben kann."

„Man lacht zuweilen zur Unzeit," versetzte Hardy entschuldigend. „Ich habe sogar in der Kirche gelacht; freilich war ich damals noch ein gedankenloser junger Mensch."

„Ich denke mir, es muß sehr angenehm sein, eine nette Frau zu haben," fuhr Boldock fort.

„Eine nette Frau — ei ja!" sagte Hardy.

„Natürlich, nur eine nette Frau. Eine Frau, die dem Manne eine schöne, behagliche Häuslichkeit schafft. Solch eine Häuslichkeit, wie ich sie mir stets wünsche, wenn ich auf See bin, die ich aber am Lande niemals finde. Das Einwohnen bei fremden Leuten ist mir längst gründlich zuwider, ebenso das Logieren in Gasthäusern. Man hat doch auch seine Neigungen, seine Liebhabereien, seine Empfindungen und Gefühle, möchte ich sagen — darauf aber nehmen fremde Leute nicht die geringste Rücksicht."

„Ich halte nicht viel vom Heiraten," entgegnete der Steuermann tiefsinnig. „Das beste dabei, das Küssen und Schönthun, das dauert nicht lange. Hernach kommen die Kinder, und dann ist's mit der Ruhe und Behaglichkeit auch vorbei."

„Jeder Mann braucht notwendig ein Heim," erklärte der Kommander mit großer Bestimmtheit.

„Was das anbelangt, so braucht man manches sehr notwendig und kriegt's doch nicht," versetzte Hardy. „Ei ja, ein Heim, eine hübsche Häuslichkeit möchte ich auch wohl haben; das Ding aber würde zu kostspielig werden, darum muß ich darauf verzichten."

Boldock stieß einen tiefen Seufzer aus; oben schlug ein Segel gegen den Mast, und irgendwo quietschte eine rostige Blockscheibe wie eine Ratte.

„Jedenfalls habe ich das Seefahren satt, Hardy," sagte er, „und bei der ersten passenden Gelegenheit geb' ich's auf."

„Ich wollte, ich könnte auch so reden," nickte der Steuermann, in das funkelnde, brennende Wasser hinabsehend.

„Von jeher kannte ich auf See keinen angenehmeren Zeitvertreib, als mir eine hübsche Heimstätte am Lande auszumalen," fuhr der Kommander fort. „Ein weißes, freundliches Häuschen mit rotem Dach. Rings herum grüne Bäume. Schon ganz von weitem kann man das Häuschen sehen. Dahinter ein Garten. Im Geiste stehe ich in dem Garten und rieche den Duft der Blumen und höre das Geplätscher der kleinen Wasserkunst. Jetzt gehe ich in's Haus. An den Wänden hängen Schildereien von Schiffen und Seegefechten, Waffen und Kuriositäten aus allen Weltgegenden; und ein großer lederbezogener Lehnstuhl steht da, in dem sitze ich in Hemdärmeln und Pantoffeln, die Pfeife im Munde, ein Buch auf dem Schoß, und lausche dem Gesumme der Bienen und Hummeln draußen im Sonnenschein."

„Hört sich gut an," brummte Hardy, „kostet aber einen Haufen Geld."

Dem Kommander war die Pfeife ausgegangen; nach einigen vergeblichen Zügen ging er unter Deck. Die Kajüte war leer. Er setzte sich an den Tisch, und gleich darauf erschien ein Matrose mit einem Theekessel voll heißen Wassers, den er vor den Schiffer auf eine Art Dreifuß stellte. Darauf brachte der Matrose aus einem Wandschrank

eine Flasche Rum, eine Citrone und eine Schale voll Zuckerstückchen herbei, griff salutierend an seine Stirnlocke und stieg, nach einem sehnsüchtig zögernden Blick auf die Rumflasche, wieder an Deck hinauf.

Der Kommander griff nach den Ingredienzien und mischte sich seinen Nachtpunsch, dessen würziger Duft bald die kleine Kajüte füllte. Er lächelte und trank, und lächelte wieder. So saß er lange. Dreimal füllte er das Glas. Der Mann am Ruder schlug acht Glasen. Es war Mitternacht. Eben wollte er sich die Pfeife füllen und noch einmal an Deck gehen, um mit seinem Steuermann zu plaudern, als die Thür der Nebenkajüte sich aufthat und Miß Mansel hereintrat.

Im ersten Augenblick erschrak der Schiffer, wie vor einer Erscheinung. Die junge Dame befand sich erst so kurze Zeit an Bord, daß ihr Anblick ihm noch nicht zur Gewohnheit geworden war, obgleich seine Gedanken sich viel mit ihr beschäftigten.

„Habe ich Sie durch ein Geräusch erweckt?“ fragte er. „Das sollte mir aufrichtig leid thun.“

„Nein, Kapitän Boldock,“ versetzte das Mädchen in großer Aufregung, „nein, mich hat ein Traum aus dem Schlafe gestört, ein Traum, der mir den Namen der Insel ins Gedächtnis zurückrief. Ich erwachte, indem ich ihn laut ausrief!“

„So sagen Sie ihn doch, schnell! Sonst könnten Sie ihn wieder vergessen!“

„Die Insel heißt Halloran — Halloran — jetzt weiß ich's ganz genau. Halloran heißt sie. Sie kennen sie, nicht wahr? Sagen Sie nicht nein, denn dort finden Sie das Schiff und alles, was man mir genommen hat.“

„Halloran!“ rief der Schiffer. „Daß ich darauf nicht gekommen bin! Gewiß kenne ich das Eiland, liegt es doch kaum eine Tagesfahrt von den Riffen entfernt, die ich zu vermessen habe!“

„Welch eine Fügung! Und wie weit ist es noch bis dorthin?“

„Ungefähr siebenhundert Seemeilen. Ich will Ihnen das Eiland auf der Karte zeigen.“

Er räumte hastig das Punschgeschirr vom Tisch und breitete eine Seekarte darauf aus.

„Sehen Sie — hier befinden wir uns gegenwärtig, und da liegt Halloran. Die Piraten konnten sich gar keinen passenderen Ort auswählen. Die Insel ist unbewohnt, sie liegt abseits von der Fahrstraße der Schiffe und wird überdies durch jene Riffe gedeckt, deren Lage noch so wenig bestimmt ist, daß die Fahrzeuge ihnen gern weit aus dem Wege gehen. Hardy!“ rief er durch das Oberlichtfenster hinauf.

Der Steuermann kam eilfertig die enge Treppe herab.

„Hier ist die Insel, zu der die Piraten die Bark zu bringen gedenken,“ sagte der Kommander, seinen dicken Zeigefinger auf die Karte pflanzend.

„Halloran!“ rief Hardy. „Beinahe auf unserm Wege! Das nenne ich einen Zufall!“

„Wahrscheinlich wollen die Schurken das Schiff auf eins der Riffe setzen, nachdem sie das Gold in die Brigantine verladen haben, — ‚Rival‘ war ja wohl der Name derselben.“ Boldock verschränkte die Arme über der Brust, lehnte sich an den Tisch und sah mit großem Ernste den Steuermann an. „Ich werde den Kurs der Brigg unverzüglich auf Halloran richten,“ fuhr er fort. „Hoffentlich haben wir Glück und treffen die ‚Queen‘ daselbst.“

„Der ‚Wellesley‘ ist ein langsames Fahrzeug,“ versetzte Hardy. „Wenn die Banditen uns kommen sehen, dann gehen sie mit dem Golde auf und davon und wir können ihnen nachflöten. Denn die ‚Queen‘ holen wir nicht ein und wenn wir auch hundert Jahre hinter ihr drein schlichen.“

„Der Fall erfordert Überlegung und strategische Kunst,“ sagte Boldock, den großen Kopf würdevoll und selbstbewußt zwischen seinen beiden Zuhörern hin und her drehend. „Zunächst steht fest, daß wir diese zehn Banditen fassen und ihnen den Raub abnehmen müssen. Das bringt uns Ehre und Prisengelder. Wie das Ding auszuführen ist, muß ich noch überdenken. Mr. Hardy, ich gehe mit Ihnen an Deck.“

Die junge Dame zog sich zurück; der Schiffer lud seine Pfeife voll, und beide Männer verließen die Kajüte.

Achtzehntes Kapitel.

„Land ho!“

Zehn Tage waren vergangen, seit die Piraten sich des Schiffes bemächtigt hatten. Es war ein wundervoller, sonnenroter Nachmittag; Inseln von schneeweißem Dampf strichen am blauen Firmament dahin, südwärts, hoch über ihren eignen Schatten auf der See.

Und südwärts zog auch die „Queen“ ihre Straße durch die unbegrenzte Weite des Oceans, die Segel von einer leichten Brise geschwellt. Sie war jedoch nicht mehr ganz das graziöse Fahrzeug, das einst des alten Bensons Stolz gewesen; sie sah etwas zerzaust und verwahrlost aus. Ein Seemannsauge würde auf den ersten Blick erkannt haben, daß sie schweres Wetter zu überwinden gehabt hatte; die Vorbramstenge fehlte, und da sie infolgedessen vorn kein Bram- und Oberbramsegel und auch den Außenklüver nicht mehr führen konnte, so sah sie sich selber kaum noch ähnlich.

Es war fünf Uhr nachmittags. Shannon stand am Ruder; der Hauptmann Trollop kam, Bensons Teleskop unter dem Arm, die Achterdeckstreppe herab, ging eine Strecke nach vorn und blieb dann, zum Vorbramsaling emporblickend, stehen. Dort oben saß Dike Caldwell, mit des verstorbenen Schiffers Opernglas nach Land ausspähend.

„Noch nichts in Sicht?“ rief Trollop.

„Doch,“ antwortete Caldwell, sich langsam umwendend und hinabschauend. „Land ist in Sicht.“

„Land ho!“ schrie Trollop über das Schiff.

„Wo?“ riefen sieben Stimmen eifrig durcheinander, und die Gentlemen eilten in Überstürzung nach vorn auf die Back.

Caldwell streckte seinen Arm aus; nach dieser Angabe mußte das Land etwa drei Strich voraus im Lee liegen.

„Sollte der nicht eine Wolke für Land halten?“ meinte Weston. „Dem schwarzen Maulwurf traue ich nicht, weder als Ausguckmann, noch auch sonst.“

Schnell und gewandt sprang jetzt Hankey in die Takelung hinauf. Caldwell händigte ihm das Glas ein und trat dann schwerfällig wie ein Bär den Rückzug an.

„Nichts von der Brigantine zu sehen?“ rief Trollop nach einer kleinen Weile.

Hankey stand frei auf dem Saling, hielt sich mit der Linken am Stumpf der Bramstenge und ließ das Glas über den Horizont schweifen.

„Nichts in Sicht, was einem Segel ähnlich wäre,“ berichtete er. „Freilich, Wolkenspitzen in Menge rings an der Kimmung, und da kann man in der That nicht wissen, ob nicht ein Segel darunter ist.“

Caldwell sprang wie eine Kröte von der Reeling an Deck.

„Mein Kompliment, Trollop,“ sagte er. „Das Land ist die Insel, die wir suchen. Sie sind ein Navigator erster Klasse.“

Trollop legte die Hand an den Hut und drehte dann lächelnd seinen Schnurrbart.

„Von der Brigantine aber keine Spur,“ fuhr der Schwarze fort. „Wenn Saunders nicht schon unter Land zu Anker gegangen ist, dann fürchte ich, daß der letzte Sturm ihn verschlagen hat. Kann auch zu Grunde gegangen sein.“

„Solch ein Unglück zu befürchten, wäre etwas verfrüht,“ entgegnete Trollop. „Wir sehen hier vom Deck aus noch nicht einmal die Insel; warum sollen wir da voraussetzen, daß Saunders nicht zur Stelle sein wird?“

Inzwischen war auch Hankey wieder herabgekommen.

„Ich bewundere Ihre nautische Geschicklichkeit, Trollop,“ sagte er, das Glas auf das Oberlichtfenster legend — die Gesellschaft hatte das Achterdeck wieder aufgesucht — „es stimmt alles auf ein Haar.“

Trollop dankte mit einer kurzen Verbeugung. „Jetzt fehlt also nur noch Saunders,“ sagte er. „Sollte der ausbleiben — man muß ja alle Möglichkeiten in Betracht ziehen — dann bleibt uns nichts übrig, als den Plan auszuführen, den ich Ihnen allen bereits andeutete — der Not gehorchend, wie der Affe sagte, als er seinen Schwanz zu Mittag verspeiste. Das Gold wird an Land geschafft; ein Teil von uns bleibt als Wache dabei und die andern machen sich im Großboot auf die Fahrt, um mit List oder Gewalt ein Fahrzeug zu kapern, daß dann die Stelle der Brigantine vertreten muß. Das Los bestimmt die Rolle, die jedem zufallen soll.“

„Ich bin gegen das Vergraben des Goldes,“ warf Weston ein, „und auch dagegen, daß es bewacht werden soll, ganz gleich, von wem.“

„Die Kisten wiegen zusammen ungefähr vierzig Centner,“ entgegnete Trollop ruhig. „Meinen Sie, Weston, daß die Wächter während der Abwesenheit des Großboots ein Floß oder sonst ein Fahrzeug konstruieren könnten, das solch eine Last zu tragen vermöchte?“

„Das nicht,“ antwortete der Gefragte. „Aber mein Anteil ist dabei, an sich allein schon ein großes Vermögen, und ich will nicht, daß ein andrer Mann darüber Gewalt haben soll.“

Caldwell, der an der Reeling lehnte, grunzte Beifall; auch andre gaben ihre Zustimmung zu erkennen.

„Ja, mein lieber Freund,“ erwiderte Trollop gelassen, „denken Sie denn das Großboot mit dem Golde zu beladen, wenn die Brigantine ausbleiben sollte?“

„Es würde unter der Last bis zum Dollbord wegsinken,“ bemerkte Davenire.

„Ich habe es ausgemessen," entgegnete Weston; „es trägt vierzig Centner, gehörig verteilt, mit Bequemlichkeit."

„Wie aber, wenn wir während der Fahrt auf ein Schiff stoßen, das uns für Schiffbrüchige hält und uns beistehen will?" fragte Cavendish. „Den achtzehn Kisten sieht man sogleich an, was sie enthalten, und wenn die hilfbereiten Leute uns mit Fragen über den Hals kommen, was dann?"

„Solchen Schiffen kann man rechtzeitig ausweichen," sagte Weston.

„Vorausgesetzt, das Großboot trägt das Gold und uns, und auch der Ocean hat ein Einsehen und läßt uns ungeschoren, — welchen Hafen gedenken die Herren dann anzulaufen?" fragte Trollop.

„Das ist Ihre Sache," antwortete Weston schnell. „In dieser Beziehung vertrauen wir Ihnen unbedingt."

„Aber weshalb bleiben wir nicht einfach an Bord dieser Bark, wenn die Brigantine nicht kommt?" ließ Shannon sich vom Ruder her vernehmen.

„An Bord dieser Bark?" wiederholte Mr. Davenire achselzuckend. „Und wenn nun die Passagiere und Mannschaften inzwischen von andern Schiffen aufgenommen wurden und die Kunde von unsrer That in alle Welt getragen haben? Wie erginge es uns wohl, wenn man die ‚Queen' fände und uns darauf?"

„Ich denke, wir ersparen uns vorläufig alles Kopfzerbrechen und warten, bis wir die Insel klar in Sicht haben," meinte Cavendish; „dann wird sich ja herausstellen, ob Saunders da ist, oder nicht."

Der Rat war gut und wurde befolgt, was aber nicht verhinderte, daß man unabläßig und scharf auslugte. Schon am Tage zuvor hatte man unter Anleitung der Matrosen William und Harry beide Anker klar zum Fallenlassen über den Bug gebracht, um in jedem Moment im stande zu sein, die Fahrt des Schiffes zu unterbrechen, denn aus der Karte hatte man ersehen, daß in dieser Gegend einige gefährliche Riffe und Klippen lagen, deren Situation und Ausdehnung jedoch noch nicht genügend festgestellt war.

Endlich kam die Insel auch vom Deck aus in Sicht; in einer Entfernung von etwa vierzehn Seemeilen zeigte sie sich, durch die Gläser betrachtet, als ein niedriges, zwei Meilen langes Stückchen Land, von weißschäumender Brandung umkränzt und allenthalben dicht und grün bewaldet.

Wo aber war die Brigantine?

Diese Frage dämpfte die Freude, die sich beim Anblick des Eilandes der neun Gentlemen bemächtigt hatte.

Mit Anbruch der Dunkelheit legte sich der Wind, keiner der Neun aber dachte daran, unter Deck zu gehen und sich der Ruhe zu überlassen. Man ratschlagte und überlegte, man stritt und zankte sich und gelangte dennoch zu keinem Resultat. Die Schar war zu vielköpfig; jeder bestand auf seiner eignen Meinung, jeder wußte, daß seine Genossen sämtlich Halunken, Spitzbuben und noch Schlimmeres waren. So kam die Morgensonne herauf, die wieder eine leichte Brise mitbrachte.

„Der Schuft, der Saunders, hat uns im Stich gelassen!" rief Weston, die Fäuste in die Hosentaschen schiebend und grimmig umherstampfend.

Trollop sah finsteren Blickes nach dem Eiland hinüber; auf seinen Zügen malte sich Enttäuschung und Ratlosigkeit.

„Ich hatte bestimmt gehofft, ihn hier zu finden," sagte er. „Aller Berechnung und Voraussicht nach mußte er jetzt auch hier sein. Der ‚Rival' ist ein seetüchtiges Fahrzeug und Saunders mindestens ein ebenso guter Seemann, als ich. Dem sei nun, wie ihm wolle — Thatsache ist, er ist nicht hier, und damit haben wir zu rechnen. Da liegt die Insel Halloran; meine Ansichten über das, was wir nun zu thun haben, sind jedermann bekannt."

„Lassen Sie uns dieselben noch einmal hören," sagte Davenire herantretend.

„Ich gebe der Brigantine noch eine Woche Zeit; während derselben kreuzen wir hier auf und ab, immer die Insel in Sicht behaltend. Zeigt sich der ‚Rival' bis dahin nicht, dann gehen wir dicht unter Land zu Anker, schaffen das Gold auf die Insel und wählen durch das Los diejenigen, die sich im Großboot aufzumachen und ein andres Fahrzeug zu kapern haben."

„Wie aber," wendete der schwarze Caldwell langsam ein, „wenn der ‚Rival' während der Abwesenheit des Großboots anlangt? Wer hindert dann die zurückgebliebenen Wächter des Goldes daran, sich mit der ganzen Beute auf und davon zu machen?"

„Ja, Mann, etwas Vertrauen muß doch vorhanden sein, selbst unter uns," entgegnete Trollop sarkastisch; „wie sollen wir sonst überhaupt mit der Sache vorwärts kommen?"

„Da wir auf dies Thema gekommen sind, Gentlemen," nahm Weston das Wort, „so erkläre ich hiermit ganz unumwunden, daß ich zu keinem einzigen von uns auch nur ein Atom Vertrauen hege, am allerwenigsten zu mir selber."

Einige der Männer lachten, andre zuckten die Achseln. Mark Davenire setzte sich auf den Rand des Oberlichtfensters und sah nach dem Eiland hinüber.

„Sollen wir nicht so dicht als möglich heranlaufen und dann im Boot einen Abstecher nach dem Lande machen, um uns über die Örtlichkeit zu informieren?" sagte er, zu Trollop gewendet.

„Warum nicht?" versetzte dieser. „Die Idee gefällt mir."

„Sachte, nicht zu voreilig," widersprach Shannon, der platt auf den Decksplanken sitzend an seiner Pfeife saugte. „Wer bleibt inzwischen hier an Bord? Mich bringt keiner ins Boot, es wäre denn, daß alle Mann mit mir gingen."

„Gut," sagte Davenire, „gehen also alle Mann an Land."

„Und wer bewacht das Schiff?"

„Die beiden Matrosen."

„Was? Während alle diese Segel stehen?" hohnlachte Shannon.

„Trollop hat die beiden Leute ausdrücklich zu diesem Zweck an Bord behalten," bemerkte Caldwell. „Sie sollten das Schiff beaufsichtigen, während wir am Lande sein würden."

„Ganz recht," fiel der Genannte ein, „vorher aber sollten die Segel festgemacht und die Bramstengen an Deck gegeben werden."

Davenire stand auf.

„Es ist außer Frage," begann er, „daß wir zu einander das Vertrauen nicht haben, das Trollop, wie es scheint, so gern in uns erwecken möchte. Ebenso unfraglich ist es, meines Erachtens, daß wir jene Insel besichtigen müssen; das Wetter ist herrlich und ganz geeignet zu einem Abstecher nach dem Lande. Trollop schlägt vor, noch eine Woche hier herum zu kreuzen; ehe ich mich damit einverstanden erkläre, wünsche ich meinen Anteil an der Beute sicher auf dem Lande zu wissen, leicht zu erreichen und dabei geborgen vor allen Zufälligkeiten und Gefahren der See. Aber, wie gesagt, die Insel möchte ich besichtigen, und Sie alle hegen wohl das gleiche Verlangen. Ich schlage daher vor, wir gehen in der Nähe der Küste zu Anker und begeben uns dann an Land."

„Wir alle?" fragte Caldwell.

„Wir alle," nickte Davenire.

„Sollen wir das Schiff und all das Gold den beiden Matrosen anvertrauen?" warf Shannon mit gedämpfter Stimme ein.

Davenire kam näher.

„Wie sollen die beiden den Anker aus dem Grunde bringen?" fragte er leise, um von den mittschiffs herumlungernden Matrosen nicht gehört zu werden.

„Sie können das Kabel schlippen lassen," hauchte Hankey.

„Wir müssen natürlich das Schiff im Auge behalten," versetzte Davenire nach kurzem Besinnen. „Ehe sie Segel setzen und das Schiff in Fahrt bringen können, haben wir sie mit dem Boote längst wieder erreicht. Aber solch ein Gedanke kommt ihnen gar nicht in den Kopf. Sie wissen genau, was ihnen bevorstünde, wenn wir sie eingeholt haben. Wer also mit mir einverstanden ist, der hebe die Hand auf."

Alle erhoben die Hände, Trollop ausgenommen.

„Wenn Sie auch andrer Meinung sind, so werden Sie dennoch mit uns kommen, nicht wahr?" forschte Caldwell lauernd.

„Ich werde mitkommen, weil man mir ein Zurückbleiben doch nicht gestatten wird," antwortete Trollop. Damit wendete er den übrigen den Rücken und schaute über die See hinaus.

Er rührte keine Hand mehr, weder bei dem Brassen der Raaen, noch bei den Vorbereitungen zum Ankern, noch auch bei dem Aussetzen des Großbootes, des einzigen, das der Bark geblieben war. Ehe letzteres geschehen konnte, war es drei Uhr nachmittags geworden. Das Boot wurde mit einem Segel und sechs langen Reemen ausgerüstet. Jeder der Männer versah sich mit Waffen.

„Gesetzt den Fall, daß während unsrer Abwesenheit jemand kommt und das Schiff anruft," sagte Burn, als man sich anschickte, über die Fallreep zu gehen, „was soll dann die Antwort sein?"

„Ich möchte wohl wissen, wer dieser jemand sein sollte," entgegnete Davenire achselzuckend. „Die See liegt wie eine Glasplatte, so weit das Auge reicht ist nichts in Sicht, und außerdem werden wir nur wenige Stunden abwesend sein. Das Schiff kann also von niemand angerufen werden, es müßte denn gerade ein Komet daherkommen."

„Sehr richtig," pflichtete Johnson bei. „Und selbst wenn William und Harry eine Verräterei beabsichtigen sollten, so könnten sie in dieser Stille mit der Bark nichts anfangen."

„Das Wetter wird über Nacht so bleiben," sagte Davenire; „morgen schaffen wir das Gold an Land und damit haben alle Gefahren, soweit dies Schiff in Betracht kommt, ein Ende. Das übrige wird sich dann finden, ob Saunders nun eintrifft, oder nicht."

Damit stiegen alle in das Boot hinab. Trollops Kommando schien plötzlich sein Ende erreicht zu haben und es ließ sich an, als sollte der fernere Verlauf dieses Abenteuers sich unter Davenires Führung vollziehen.

Neunzehntes Kapitel.

Kommander Boldocks Antrag.

Nahezu vier Wochen waren vergangen, seit Miß Magaret Mansel an Bord der Brigg „Wellesley" eine rettende Zuflucht gefunden hatte. Gegenwärtig rollte das plumpe, breite Fahrzeug auf der starkbewegten, erbsengrünen See so schwerfällig und unbeholfen, daß man bei jedem Überneigen meinen konnte, der ganze Ocean werde an Bord kommen. Unter dem Firmament hingen die Sturmwolken in weichen, dunkeln Massen, aufgelöst und im Abzug begriffen. Die Farbe des durch die Wolkenlücken hervorschimmernden Himmels war ein verblichenes Grünblau, hier und dort am Horizonte, wo es noch regnete, durch schräg gezeichnete graue Stellen verdeckt.

Es war neun Uhr morgens. Die Brigg hatte die gerefften Marssegel und die Fock stehen und diese Leinwand schlug ab und an mit solchem Donnergetön gegen die Masten, daß das dunkle Himmelsgewölbe ein grollendes Echo zurückzuwerfen schien. Denn dem Sturme war eine absolute Windstille gefolgt. Die Brigg schlengerte fürchterlich. Es war unmöglich, an Deck auch nur einen Schritt zu thun, ohne sich dabei mit aller Macht festzuklammern. Wer seinen Halt aufgab, stürzte und kollerte rettungslos nach Lee hinunter.

Aus der Kajütskappe tauchte langsam die vierschrötige Gestalt des Kommanders auf; als er mit den Schultern über dieselbe emporragte, blieb er auf der Treppe stehen und schaute prüfend um sich. Ihm gegenüber stand Mr. Hardy an der Reeling, sich krampfhaft an der Großbram-Parduhne festhaltend. Das Steuerrad ruckte und zuckte wie ein lebendiges, widerspenstiges Wesen in dem festen Griffe des Rudersmannes. Eben hatte der Kommander das rote Antlitz luvwärts gedreht, da traf ein bleicher, wässeriger Sonnenstrahl den Messinghut des Kompaßhäuschens und ließ denselben auf einige kurze Momente blinken und blitzen; Boldock blickte nach oben, wie in Verwunderung, woher der Strahl wohl käme, dann paßte er die Gelegenheit ab, schwang sich aus der Kajütskappe und fuhr über das Deck an Mr. Hardys Seite, wo er sich mit seinen dicken Fingern gleichfalls an einer Parduhne festhakte.

„Ein schauderhafter Kasten, wenn er ins Schlengern kommt!" rief er.

„Ja, wahrhaftig, ein schauderhafter Kasten," bestätigte Mr. Hardy. „Wenn nur ein wenig Wind käme, daß das alte Tier einen Halt kriegte."

„Ich bedaure nur unsre Miß," sagte Boldock. „Das arme Mädchen ist ganz außer sich, da sie bei jedem Überholen fürchtet, die alte Tonne müsse nun kentern und wegsinken. Ich will Ihnen was sagen, Hardy, es müßte gar nicht gestattet werden, daß Weibsleute Seereisen machen."

„Ein Schaden wäre das wenigstens nicht," meinte Hardy, eine helle, violette Wolkenschattierung betrachtend, von der das Vormarssegel sich mit seltsamer Klarheit abhob.

„Ich will nur hoffen," redete der Schiffer weiter, „daß die zehn Banditen ihr Schiff heil und gesund durch das schlechte Wetter gebracht haben, denn es wäre doch sehr ärgerlich, wenn sich hernach herausstellen sollte, daß es mit all dem Golde auf den Grund gesackt ist."

„Soviel man aus Mr. Matthews Reden entnehmen konnte, müssen die Kerle, zum größten Teil wenigstens, ganz tüchtige Seeleute sein," versetzte Hardy. „Mit elf Mann vor dem Mast lief die ‚Queen' von Sydney aus; die Piraten sind zehn, der Unterschied ist also kaum nennenswert."

Sie standen noch eine Weile in kameradschaftlichem Geplauder, bis der Steuermann Hardy, dessen wachsame Augen unablässig bald über das Schiff, bald über die See schweiften, plötzlich anfing, bald geduckt, bald mit gerecktem Halse nach dem Horizont zu spähen; Boldock, dadurch aufmerksam gemacht, folgte seinem Blicke und gewahrte nun am Rande einer jener schräg gezeichneten grauen Stellen, einer kleinen Regenbö, das lichtweiße Schimmern eines Segels.

„Ein Schiff, ich sehe es," rief er, ohne die Meldung des Steuermanns abzuwarten. Er ließ die Parduhne fahren und steuerte im Schuß auf die Kajütskappe zu, dieselbe glücklich erfassend; in dem festen Schutze dieser Deckung stehend, langte er nach dem großen Teleskop, und im Laufe einiger Minuten glückte es ihm auch, den fernen Segler in sein Gesichtsfeld zu bringen. Derselbe, eine Bark, befand sich augenscheinlich in Not; ihm fehlte die Vorbramstenge, auch hatte er nichts weiter als das Fockstagsegel stehen und von der Gaffel hing schlaff eine nicht erkennbare Flagge herab. Er mochte vier oder fünf Seemeilen entfernt sein und war in dem Schatten der über ihm hängenden Wolken nur undeutlich zu sehen.

Der Kommander stieg aus der Kappe heraus, in die sich nun, auf seinen Wink, der Steuermann hineinschwang.

„Sehen Sie zu, was Sie aus dem Fremden machen können," sagte Boldock, dem andern das Teleskop einhändigend.

Der Steuermann visierte lange. Da brach die Sonne durch das Gewölk und beschien den Teil der See, wo der fremde Segler sich befand. Hardy ließ einen Ruf der Überraschung hören.

„Wenn das nicht die ‚Queen' ist," sagte er, „dann bin ich der Prinz Albert von England!"

„Geben Sie her!"

Der Kommander griff nach dem Rohr; er lugte und lugte; gierig, durstig. Die Sonne warf ihre Morgenhelle auf den Ocean, und das Blau zwischen den Wolken wurde klarer und reiner. Nach einer Weile drehte Boldock sich nach dem Steuermann herum. Sie starrten einander in die Augen.

„Auf mein Wort!“ rief der Schiffer endlich, „ich glaube, Sie haben recht! Es ist eine grüne Klipperbark — es kann nur die ‚Queen‘ sein. Wir sind noch eine Tagesfahrt von der Halloran-Insel entfernt; die ‚Queen‘ muß sich daher in diesen Gewässern befinden. Springen Sie hinunter, Mr. Hardy; ich lasse Mr. Matthews bitten, sich an Deck zu bemühen.“

Und von neuem richtete er das Glas auf die Bark, bis Mr. Matthews, der von vier bis acht die Wache gehabt hatte und eben ein wenig eingeschlafen war, auf der Treppe erschien.

„Bleiben Sie innerhalb der Kappe,“ sagte der Kommandeur, „sehen Sie sich das Fahrzeug dort an und sagen Sie mir dann, was Sie von demselben halten.“

Matthews nahm das Teleskop und brachte es ans Auge; dreimal setzte er ab, und dreimal hob er das Rohr wieder empor.

„Kommander Boldock,“ sagte er dann, im Tone festester Überzeugung, „die Bark dort ist die ‚Queen‘.“

„Und kein Wind, kein Wind!“ klagte der Kommander. „Immer verkehrtes Wetter auf See, immer verkehrtes Wetter! Vorn da!“ rief er mit dröhnender Stimme. „Die Leute von der ‚Queen‘ sollen hierher kommen!“

Stolpernd, schwankend und gleitend eilten die fünf Matrosen herbei. Boldock ließ jeden einzelnen derselben in die Kajütskappe treten und durch das Teleskop nach dem fremden Segler schauen, und jeder einzelne bestätigte das Urteil der Offiziere — es war die „Queen.“

„Ich möchte wohl wissen, ob die Piraten da noch an Bord sind,“ sagte Boldock, als die Matrosen sich in heller Aufregung wieder nach vorn begeben hatten.

„Sie sieht mir so aus, als wäre sie von ihrem Ankerplatz weggetrieben,“ versetzte Mr. Hardy.

„Wo soll sie vor Anker gelegen haben?“ fragte der Schiffer.

„Bei Halloran.“

„Richtig, bei Halloran!“ rief Boldock. „Das Wetter ist schlecht genug gewesen. Ich möchte aber wissen, warum die Leute an Bord nur das Fockstagsegel gesetzt haben — wenn überhaupt Leute an Bord sind.“

„Vielleicht wollen sie erst den Wind abwarten,“ meinte Hardy.

„Soll mich wundern, ob sie sich zur Wehr setzen werden, wenn wir ihnen auf den Leib rücken,“ fuhr der Kommander fort, einen Blick auf den Neunpfünder werfend. „Na, wollen's hoffen. Sagten Sie nicht, Mr. Matthews, daß die Halunken sämtlich mit Revolvern bewaffnet seien? Die enternde Mannschaft führe ich selber, Hardy,“ setzte er schnell hinzu.

„Und ich werde nicht der Letzte sein, wenn's ans Entern geht,“ sagte Matthews. „Alles, was ich auf der Welt mein eigen nenne, befindet sich dort an Bord jener Bark. Leider brachte ich es nicht weiter; ich schäme mich, es eingestehen zu müssen. All die langen Jahre meines Seefahrens habe ich gelebt wie ein Hund, und wofür? Für eine Seekiste voll Zeug und Krimskrams.“

Mr. Hardy nickte verständnisinnig.

„Reden Sie da von der ‚Queen‘?“ kam Miß Mansels melodische Stimme vom Fuße der Kajütstreppe herauf.

„Ja, Miß, von der ‚Queen‘“ antwortete der Kommander, sein großes, rotes Antlitz in die Kappe hineinsteckend. „Wir haben Ihr Schiff gefunden und warten nur noch auf ein wenig Wind. Seien Sie vorsichtig, Miß, ich beschwöre Sie! Wir schlengern fürchterlich. Halten Sie sich fest mit aller Macht, bis ich bei Ihnen bin.“

Er huschte hinab, legte seinen eisernen Arm um die schlanke Mitte der jungen Dame und trug sie mehr, als er sie führte, bis zur Kappenöffnung hinauf, wo er mit ihr stehen blieb, indem er sich so einkeilte, daß er ihr bei den heftigen Bewegungen des Schiffes als feste Stütze und Polster diente. Das Leben an Bord gestattet Situationen, für welche sich an Land keine Entschuldigung finden ließe.

Miß Mansel trug noch immer ihren Schlafrock und dazu die weiße, runde Mütze aus Segeltuch.

Denn die Bemühungen des schneidernden Matrosen, ihr ein Kostüm anzufertigen, hatten in einem kläglichen Mißerfolg geendet. Boldock war in lautes Gelächter ausgebrochen, als die Dame, eingezwängt in einen leinenen Schlauch mit Ärmeln daran, die jede Bewegung unmöglich machten, vor ihm erschienen war. „Der Kerl muß nach Paris!“ hatte er thränenden Auges gerufen. „Die Franzosen lieben ja wohl die Originalität des Zuschnittes. Der Damenkleidermacher des ‚Wellesley‘ wird dort sein Glück machen!“ So war die arme Miß gezwungen gewesen, wieder ihre Zuflucht zu dem Schlafrock zu nehmen; es gelang ihr jedoch, aus dem verunglückten Kostüm wenigstens einige Untergarderobe zu fertigen.

Der Kommander beobachtete ihr Antlitz, um zu sehen, welchen Eindruck der Anblick der Bark auf sie hervorbringen werde. Er konnte nicht umhin, dabei den Glanz ihrer Augen zu bewundern. Die Erregung hatte ihre Wangen gerötet.

„Ist das die ‚Queen‘?“ rief sie, das weiße Segel erspähend.

„Das ist die ‚Queen‘, Miß Mansel,“ sagte Mr. Matthews.

Eine kleine Weile stand sie sprachlos, dann schaute sie den Kommander an.

„Was gedenken Sie nun zu thun?“ fragte sie.

„Vorläufig können wir nur warten, bis der Wind einsetzt und diese schauderhafte See sich legt,“ antwortete Boldock.

„Wird es dann zu einem Kampfe kommen?“ forschte sie ängstlich.

„Das wäre mir sehr erwünscht; allein, nach dem Aussehen der Bark zu urteilen, scheint mir ihre Bemannung nicht sehr kampflustig gesonnen zu sein.“

Sie stellte noch eine Reihe von Fragen, dann geleitete der Kommander sie wieder die Treppe hinab und achtete sorglich darauf, daß sie ohne Fährlichkeit ihre Kammer erreichte.

Jetzt folgten einige Stunden fast unerträglicher Spannung und Erwartung. Am Nachmittag begann der hohe Seegang merklich abzunehmen, und gegen vier Uhr machte sich auch eine östliche Brise auf. Sogleich ließ Boldock alle Segel setzen, das Geschütz wurde mit Kartätschen geladen, und die Brigg steuerte geraden Weges auf die Bark los.

Diese trieb noch auf derselben Stelle, wo sie den ganzen Tag gelegen hatte Der Wind wehte die von der Gaffel hängende Flagge aus, und Hardy erkannte bald durch das Teleskop, daß sie verkehrt, also als Notsignal, gehißt war. Es war nicht schwer, hieraus zu folgern, daß bewaffneter Widerstand nicht erwartet zu werden brauchte.

Die alte Brigg strich so stetig durch das ruhig gewordene Wasser, daß es nicht länger gefährlich war, sich an Deck frei zu bewegen; Miß Mansel war daher wieder erschienen und hatte auf einem vorsorglich am Gangspill festgebundenen Stuhl Platz genommen. Neben ihr stand der Kommander, das lange Teleskop unter dem Arm.

Über dem Heck der Bark wurden jetzt zwei Gestalten wahrnehmbar; Boldock musterte dieselben durch sein Glas.

„Matrosen,“ sagte er, „soviel ich erkennen kann.“

Nach einer kleinen Weile drehte sich die steuerlos rollende Bark so, daß man den Namen an ihrem Stern zu lesen vermochte; „Queen — London“ stand da in großen weißen Buchstaben.

„Das ist Harry!“ rief der Matrose Tom, der vorn auf der Back der Brigg stand.

„Und William!“ fügte ein zweiter von den Leuten der „Queen“ hinzu.

Der „Wellesley“ passierte langsam das Heck der Bark und rundete im Lee derselben auf; während Mr. Hardy dies Manöver ausführen ließ, erhob der Kommander seine dröhnende Stimme.

„Bark ahoy!“ schallte es wie ein Posaunenstoß über das Wasser.

„Hillo, hillo!“ rief Harry antwortend zurück, indem er auf die Reeling sprang und winkend seine Kappe schwenkte. Da aber erblickte er Miß Mansel; der Ruf blieb ihm in der Kehle stecken, er stand offenen Mundes, die Hände auf die Knie gestützt, und stierte starr und regungslos nach der Brigg hinüber.

„Sind noch welche von den Banditen, die das Schiff gestohlen haben, an Bord bei euch?“ fragte der Kommander.

„Nein, Sir, Gott sei Dank!“

„Ihr beide seid also ganz allein?“

„Ganz allein,“ antwortete Harry.

„Wie lange treibt ihr schon so auf der See herum?“

„Es sind jetzt vier Tage, seit wir bei der Insel Halloran vom Anker gerissen wurden,“ berichtete der Matrose William.

Der Kommander wendete sich an Mr. Matthews.

„Bringen Sie Ihr Boot zu Wasser,“ befahl er, „nehmen Sie Ihre fünf Leute mit und ergreifen Sie wieder Besitz von der Bark. Lassen Sie Segel setzen, berichten Sie mir, wie Sie das Fahrzeug vorgefunden und halten Sie sich dann in Rufweite von der Brigg.“

Der Obersteuermann griff salutierend an seine Mütze.

„Zu Befehl, Euer Ehren,“ sagte er ernst und prompt und machte sich dann unverzüglich an die Ausführung der Ordre. Das Boot wurde ausgesetzt, und die fünf Matrosen sprangen hinein. Entblößten Hauptes drückte Matthews des Kommanders ihm zum Abschied dargebotene Rechte, wobei er einen fragenden Blick auf Miß Mansel warf.

„Darf ich Mr. Matthews an Bord der ‚Queen‘ begleiten?“ wendete diese sich an den Schiffer.

„Sobald die See ruhig geworden ist, werde ich Sie, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, selber zur Bark begleiten,“ war die Antwort.

Sie verbeugte sich mit leichtem Erröten.

Matthews erreichte in wenigen Minuten sein altes Schiff, wo er vor allen Dingen das Boot binnenbords schaffen ließ, da es das einzige war, das ihm zur Verfügung stand.

„Haben die Schufte das Gold geraubt?“ fragte er den Matrosen William, der mit Harry zu seinem Empfange herbeigekommen war.

„Bis auf die letzte Unze.“

„Wohin sind sie damit?“

„An Land, Sir.“

Nach einer kleinen Pause, während welcher er seine innere Erregung niederzwang, fuhr der Obersteuermann fort: „All right, Leute. Helft nun den andern das Schiff aufklaren; hernach sollt ihr mir alles ausführlich erzählen.“

Damit begab er sich in den Salon. Hier glaubte er alles in wilder Verwüstung zu finden und war daher erstaunt, als er außer einigen umherliegenden Champagnerflaschen, etwas Stroh auf dem Teppich und einer leeren Weinkiste keinerlei Unordnung bemerkte. Sodann suchte er seine Kammer auf. Der erste Rundblick sagte ihm, daß hier alles noch so war, wie er es verlassen hatte. Mit bebender Hand öffnete er den Wandschrank und nahm einen Lederbeutel mit Geld heraus. Er zählte den Inhalt — zehn Banknoten und einige Goldstücke. „Sie haben mir keinen Heller genommen,“ murmelte er bewegt und freudig aufatmend. Auch seinen Sextanten und seine sonstige Habe fand er unberührt vor. „Im Grunde waren die Zehn doch Gentlemen,“ sagte er zu sich selber, während er kopfschüttelnd in Kapitän Bensons Kajüte trat. Auch hier sah alles aus, wie vordem. In den Kammern der Storrs und der andern Passagiere hingegen fand er deutliche Spuren der Räuber. Koffer und Reisetaschen waren geöffnet, und ihr Inhalt lag am Fußboden umher. Es hatte den Anschein, als hätten die Zehn hier nach Kleidungsstücken gesucht, vielleicht auch nach Geld, und wieder regte sich in seinem Herzen das Dankgefühl dafür, daß sie ihm seine Ersparnisse gelassen hatten.

An Deck zurückgekommen, unterrichtete er sich von dem Zustand des Schiffes, dann stieg er zum Achterdeck empor und rief die Brigg an.

„Alles in Ordnung hier an Bord, Sir,“ meldete er dem Kommander.

„Haben die Kerle das Gold mitgenommen?“ war Boldocks erste Frage.

Matthews berichtete, was er von den beiden Matrosen vernommen hatte.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren,“ rief Boldock zurück. „Ich werde Ihnen vier von meinen Leuten an Bord schicken; lassen Sie dann Segel setzen, aber nicht zuviel, damit Sie mit uns gleiche Fahrt halten können.“

„Sehr wohl, Sir!“ antwortete Matthews.

Jetzt sah er, wie Miß Mansel einige Worte zu dem Kommander redete.

„Haben Sie in die Kammern hineingesehen?“ fragte der Letztere darauf.

„Jawohl, Sir.“

„Wie fanden Sie die von Miß Mansel?“

„Meinem Urteil nach gänzlich unberührt.“

Diese Kunde schien den braven Kommander ganz glücklich zu machen, die junge Dame aber winkte ihren Dank herüber. Sie befand sich in ähnlicher Lage, wie der Obersteuermann; die Kammer barg ihren gesamten irdischen Besitz. Ihre Augen

ruhten auf der Bark mit jenem gedankenvollen Ausdruck, den Mr. Masters so oft bewundert hatte. Und wieder stieg die Erinnerung an die schrecklichen Augenblicke, die sie zu durchleben verurteilt gewesen, in ihr auf. Sie begann zu zittern; unwillkürlich flüchteten sich ihre Blicke auf das große, rote, gute Antlitz ihres Retters und Freundes, und nun wurde sie wieder ruhig.

„Sie werden es kaum verständlich finden,“ sagte sie mit ihrem lieblichen Lächeln, „daß ich mich über die Erhaltung meiner armseligen Siebensachen so freuen kann, besonders gegenüber dem Raube des großen Goldschatzes. Aber glauben Sie mir, Kapitän Boldock, der Verlust des Goldes trifft die Eigentümer desselben sicherlich nicht so schwer, als mich der Verlust meiner geringen Habseligkeiten getroffen haben würde. Wann gedenken Sie mich an Bord der Bark zu begleiten?“

„Morgen, so hoffe ich.“

„O, nicht früher?“ rief sie, nach der Sonne schauend, die bereits niedrig über dem westlichen Horizonte hing und die See und die Wolken darüber mit glühroten Tinten färbte.

„Liegt Ihnen denn soviel daran, dieser Brigg sobald als möglich den Rücken kehren zu können?“ fragte der Kommander.

„Wenn das der Fall wäre, dann müßte ich ja das undankbarste Geschöpf auf Gottes Welt sein! Nein, Kapitän Boldock, so etwas dürfen Sie von mir nicht denken.“

Der Schiffer schwieg und schien seine ganze Aufmerksamkeit der Bark zuzuwenden. Die vier Mann vom „Wellesley“ waren an Bord gesetzt worden, so daß Mr. Matthews jetzt über eine Mannschaft von elf Matrosen verfügte, den Bootsmann der Brigg mitgerechnet, der als zweiter Offizier zu fungieren hatte. Als die beiden Schiffe sich endlich in Bewegung setzten, funkelte am östlichen Himmel bereits hell ein Stern, obgleich im Westen die Abendröte noch nicht verglommen war.

„Ich werde eine Laterne an meine Gaffel hängen lassen,“ rief der Kommander der Bark zu. „Halten Sie sich in meinem Kielwasser, aber vorsichtig, daß Sie mich nicht in den Grund rennen. Auch Sie können vorn eine Laterne aufbringen.“

Nachdem diese Verfügungen getroffen waren, bot der Schiffer der jungen Dame die Hand und führte sie in die Kajüte, wo ein Matrose inzwischen den Theetisch gedeckt hatte. Der Marineoffizier und die Gouvernante befanden sich allein. Miß Mansel nahm ihre Segeltuchmütze ab, setzte sich nieder und schenkte aus der alten, verbeulten, zinnernen Theekanne zwei Tassen voll, deren eine sie dem Kommander reichte.

„Unsre Begegnung mit der Bark ist ein höchst erstaunlicher Zufall,“ nahm dieser das Wort, nachdem er sich ein Quantum Rum in den schwarzen Trank gegossen hatte. „Aber hätte sie auch das Zehnfache des gestohlenen Goldes jetzt noch in ihrem Raum, so würde ich selbst dann noch aus tiefstem Herzen bedauern, sie aufgefunden zu haben.“

„Und warum das?“ fragte Miß Mansel, große Verwunderung heuchelnd.

„Sie fragen noch? Muß ich Sie nun nicht verlieren?“ versetzte Boldock zärtlich und schmerzvoll.

Das Mädchen antwortete nicht.

„Miß Mansel — oder lassen Sie mich Margaret zu Ihnen sagen,“ fuhr er fort, mit beiden Händen seinen Rock fassend, als müsse er sich zu einem heroischen

Unternehmen gürten, „Margaret, ich bin ein Seemann, nichts mehr und nichts weniger, und als solcher nicht gewohnt zu kreuzen, wenn der Wind günstig ist. Wenn ich nicht glaubte, solch einen günstigen Wind in Ihren Augen zu erblicken, dann Margaret, bei meiner Ehre als Offizier und Gentleman! würde ich mich einer solchen Rede Ihnen gegenüber nicht unterfangen — — Margaret, ich liebe Sie!“

„O Kapitän Boldock . . .!“

„Ja, Margaret, ich liebe Sie,“ wiederholte der Kommander, indem er seinen Sitz verließ und kühn neben der jungen Dame auf der Kastenbank Platz nahm. „Sie sind das erste Mädchen, das jemals meine Zuneigung gewann. Ich besitze keine Reichtümer, aber ich bin wohl im stande, eine Frau zu ernähren, und so frage ich Sie hiermit, wollen Sie meine Frau werden, wenn wir mit dem Willen Gottes die beiden Schiffe glücklich in den Hafen von Sydney gebracht haben?“

Die junge Dame saß glutübergossen, aber sie antwortete nicht. Ein Beben durchlief sie, als Boldock seinen Arm um sie legte. Der Antrag war ihr keineswegs unerwartet gekommen. Längst hatte sie erkannt, daß der Schiffer sein Herz an sie verloren, längst war sie sich der Aufmerksamkeiten, mit denen er sie umgab, sehr wohl bewußt. Er war ein Seemann, rauh, bieder und gutherzig, dazu ein Offizier in der königlichen Marine.

„Sehen Sie, Margaret,“ so führte er seine Sache weiter, „wenn Sie sich an Bord der Bark begeben, dann sind wir getrennt. Schlechtes Wetter kann die Schiffe verschlagen, eins hierhin, eines dorthin. Auf See ist nichts unmöglich. Aus diesem Grunde bitte ich Sie, mir jetzt und hier zu sagen, ob Sie mein liebes Weib werden wollen, wenn wir nach Sydney zurückgelangt sind. Wollen Sie, Margaret — liebste Margaret? Wollen Sie?“

Miß Mansel senkte den Kopf.

„Ich habe oft gedacht und gesagt,“ antwortete sie leise, „daß, wenn ich jemals heiraten sollte, mein Gatte ein Seemann sein müßte . . .“

„Na sehen Sie — ich bin ja ein Seemann!“ rief der Kommander glücklich.

„Das weiß ich,“ versetzte sie lachend.

Der Schiffer rückte ein klein wenig von ihr ab, wie um den vollen Anblick von ihr zu gewinnen; dann legte er ihr den Zeigefinger unter das Kinn und hob ihr lachendes Antlitz auf.

„Also Margaret, liebste Margaret, sprechen Sie das Wort aus, nach dem mein Herz so hungrig ist; sagen Sie mir, daß Sie meine Frau werden wollen, und dann gebe ich Ihnen einen Kuß.“

„Aber Sie kennen mich ja erst so kurze Zeit,“ antwortete das junge Mädchen. „Wissen Sie denn, ob ich Ihren Erwartungen entsprechen und Ihnen die Frau sein kann, die Ihrer würdig ist?“

„Ich kenne soviel von Ihnen, wie Sie von mir, das gleicht sich also aus,“ rief der Schiffer ungeduldig. „Geben Sie mir Ihre Antwort, süße Margaret, lassen Sie mich nicht so lange zappeln!“

Damit spitzte er schon die Lippen.

Halb lachend und halb weinend, mit Wangen, die so rot waren wie die seinen,

legte Margaret ihren Kopf an des Schiffers breite, hoch gewölbte Brust, in der das treueste Herz schlug, das je um eines Mädchens Liebe geworben.

„Ja,“ hauchte sie, „ich will Ihnen ein treues, liebendes Weib sein.“

Dann begegneten ihre Lippen denen des Kommanders.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Großboot.

Die Nacht verging ruhig. Der Morgen brachte das schönste Wetter, die See war beinahe glatt, und als Boldock an Deck kam, befand sich die Bark etwa einen Pistolenschuß weit hinter dem Heck der Brigg. Auf seinen Anruf ließ Matthews backbrassen und sendete das Boot herüber; der Kommander und seine Verlobte begaben sich in dasselbe und wurden an Bord der „Queen“ gebracht, die sodann wieder vollbraßte und ihre Fahrt im Kielwasser des „Wellesley“ fortsetzte.

Kaum hatte Miß Mansel den Fuß auf das Deck der Bark gesetzt, als sie ihr Antlitz verbarg und in Thränen ausbrach. Die Erinnerung überwältigte sie. Der Kommander suchte sie zu beruhigen und zu trösten, und sein Gebaren hierbei veranlaßte Mr. Matthews, erstaunt die Augenbrauen emporzuschrauben und einen vielsagenden Blick auf Stubbins, den Bootsmann, zu werfen. William und Harry aber standen mit weit aufgerissenen Augen von ferne.

„Gott bewahre uns!“ sagte der Däne mit stockendem Atem. „Sie war über Bord und ersoffen, und nun ist sie wieder da, lebendig und gesund.“

„Es gibt Leute,“ versetzte William, auf dessen Gesicht sich bald Erstaunen, bald abergläubische Furcht spiegelte, „es gibt Leute, die nicht ersaufen können. Mein Großvater kannte einen Schotten, der in einem fort über Bord fiel, sobald sein Schiff im Dock lag. Sie hörten den Plumps und fischten nach ihm, und wenn sie ihn nach ein paar Stunden aus dem Grunde geholt hatten, dann war sein erstes Wort: Noch einen Schnaps, Mutter!“

Inzwischen hatte die Miß mit der Linken ihre Thränen getrocknet — ihre Rechte hielt Boldock zärtlich in seinen beiden großen Händen — und nun folgte sie diesem und Mr. Matthews in den Salon, um im nächsten Augenblick in ihrer Kammer zu verschwinden. Boldock schaute sich in der Kajüte um, die ihm im Vergleich zu den Räumlichkeiten seiner Brigg wie ein Palast erschien. Nach einer kurzen Untersuchung der Kammern machten sie einen Rundgang über das Schiff; sie stiegen in die Großluke hinunter, besichtigten die Trümmer des Verschlages, in dem der Goldschatz verstaut gewesen war, und als sie endlich in den Salon zurückkehrten, fanden sie daselbst ein Frühstück serviert, das Werk eines der Matrosen; denn ein rechter Janmaat weiß sich mit allem zu befassen; neben seinen seemännischen Obliegenheiten ist ihm kein Handwerk unbekannt, und muß er Koch und Kellner sein, so thut es ihm auch darin keiner zuvor.

Den Kommander aber erwartete noch eine besondere Überraschung: Miß Mansels Kammerthür öffnete sich, und heraus trat diese junge Dame, gekleidet in ihr

bestes, marineblaues Kostüm, das ihr entzückend stand. Boldock konnte bei dem Anblick des schönen, errötend lächelnden Mädchens einen Ausruf der Freude nicht unterdrücken; er führte ihre Hand an seine Lippen und stellte sie dann stolz leuchtenden Blickes dem Obersteuermann als seine verlobte Braut vor.

„Hatte mir so etwas gedacht," versetzte Matthews mit trockenem Lächeln. „Ich gratuliere von Herzen."

Dabei verbeugte er sich vor dem Paare, wie ein Matrose, der an der Schiffspumpe steht.

Beim Frühstück drehte sich die Unterhaltung naturgemäß um den Seeraub und um die Aussichten auf Wiedererlangung des Goldes.

„Ich muß die Nuggets haben, Margaret," sagte Boldock, „es koste, was es wolle. Dann gibt es Bergegelder und zwar nicht wenig, jedenfalls genug, uns ein Heim zu schaffen, und zu einer fröhlichen Hochzeitsreise bleibt wohl auch noch was übrig. Und Ihr Anteil, Mr. Matthews, wird Sie in den Stand setzen, die Seefahrt aufzugeben."

Der Steuermann rollte die Augen stumm, aber ausdrucksvoll gen Himmel.

Nach eingenommenem Mahle begab man sich auf das Achterdeck.

„Wollen Sie nun vielleicht hören, Sir, was die beiden Matrosen darüber zu berichten wissen, wie der Raub vor sich ging und wie die Bark hernach vom Anker trieb?"

Boldock war damit einverstanden, und die Matrosen wurden gerufen. Noch schien die Sonne nicht so heiß, daß ein Sonnensegel nötig gewesen wäre. Miß Mansel saß mit aufgespanntem Schirm neben dem Kommander; der Steuermann stand neben den beiden.

William und Harry erschienen und blieben in achtungsvoller Entfernung stehen, die Kappen in den Händen.

William begann die Erzählung mit der Schilderung der Vorbereitungen zur Landung, sowie der Streitigkeiten und des gegenseitigen Mißtrauens unter den Neun.

„Neun?" unterbrach ihn Miß Mansel.

„Ich vergaß zu berichten, daß ein Zweikampf stattgefunden hatte," sagte Mr. Matthews.

„Wer hat sich geschlagen?" forschte das Mädchen.

„Mr. Masters und Mr. Caldwell," antwortete William.

„Caldwell schoß Masters mitten ins Herz," ergänzte Matthews; „der Leichnam wurde über Bord gesenkt."

„Mögen die Halunken so fortfahren und sich gegenseitig aus der Welt schaffen!" rief der Kommander.

Miß Mansel aber hatte das Gesicht abgewendet und schaute über die See hinaus. Sie hielt den Schirm so, daß Boldock sie nicht beobachten konnte. Ihre Wangen waren hochrot, und dennoch bebte auf ihren Zügen ein leises Weh. Aber nur wenige Augenblicke, dann hatte sie sich beherrscht, und der Schirm hob sich wieder.

William setzte seinen Bericht fort. Er erzählte, wie die Piraten sich bewaffneten und in dem Großboot ans Land fuhren. Er war ein Mann von schwerfälligem Gedankengang und zögernder Sprechweise. Boldock mußte ihn oft unterbrechen,

wenn er zu weitschweifig wurde. Endlich entzog ihm der ungeduldige Kommander das Wort und hieß den Dänen weiter erzählen.

„Nach einiger Zeit kamen die Neun wieder an Bord," fuhr dieser in schnellerem Tempo fort, „und Davenire, der große Mann mit der silbernen Uhrkette, gab mir einen Schlag auf den Rücken und sagte, wir wären gute und zuverlässige Leute, weil wir nicht mit dem Schiffe davongegangen seien; wir sollten auch immer gut zu essen und zu trinken haben und jeder obendrein ein Schnupftuch voll Gold. Am nächsten Tage blieben alle Mann an Bord; sie lagen umher und rauchten, beguckten die Insel und lugten nach der Brigantine aus.

Am dritten Morgen kam südwärts ein Segel in Sicht. Alles rannte mit Gläsern nach oben. Es war eine Brigantine; sie lag aber nicht auf die Insel zu. Trollop schwor, das sei Saunders, der dumme Kerl aber wisse die Insel nicht zu finden, man müsse ihm daher helfen. Jetzt ging es ‚auf Anker‘ und mit vollen Segeln hinterher. Die Jagd dauerte mehrere Stunden, dann sagten einige der Gentlemen, die den ‚Rival‘ kannten, diese Brigantine wäre nicht die richtige. Und so war's auch. Es entstand viel Zank und Streit, und Davenire und Trollop gingen einander sogar mit Faustschlägen zu Leibe —"

„Weiter, weiter!" drängte Boldock.

„Wir kehrten zur Insel zurück und gingen wieder zu Anker. So lagen wir drei Tage müßig. Dann schafften sie eine Menge Proviant an Land und am nächsten Tage auch das Gold."

„Habt Ihr vom Schiffe aus beobachten können, wo sie mit dem Golde blieben?" fragte der Kommander.

„Durch eins der Gläser, die sie aus den Kammern der Passagiere geholt hatten und die an Deck umherlagen, sah ich, wie sie das Gold vom Strande landeinwärts trugen. Die Kisten waren sehr schwer, und alle Mann hatten vollauf zu thun, immer zwei auf einmal zu transportieren. Ich beobachtete sie, bis sie im Buschwerk verschwanden, und wenn ich auch nicht wissen kann, wo sie das Gold versteckt haben, so könnte ich doch vom Strande aus genau die Richtung angeben, die sie einschlugen."

„Sie können die Kisten nur in einer Höhle oder einem ähnlichen natürlichen Schlupfwinkel verstaut haben," bemerkte Mr. Matthews, „denn nach allem, was ich höre, haben sie weder Spaten noch Picken mit an Land genommen."

„Wie ging es zu, daß die Bark vom Anker gerissen wurde?" fragte der Kommander weiter.

„Das war vor vier Tagen, kurz vor Sonnenuntergang," antwortete der Matrose. „Die Gentlemen spazierten, wie sie täglich thaten, an Land herum; das Schiff lag ungefähr eine Seemeile vom Strande entfernt, ich konnte durch das Glas deutlich erkennen, was sie dort angaben. Die See war ganz glatt; da auf einmal kam von Westen her eine mächtige Dünung, hoch wie ein Berg, eine richtige Flutwelle, und hinter ihr noch eine und noch eine. Die erste drückte Bugspriet und Back fadentief unter Wasser, bei der zweiten aber that das Schiff einen Satz und blieb hoch oben auf dem Wasserberg; der Ruck warf mich nieder; in meiner Betäubung und in dem Getose des kochenden Wassers aber merkte ich zuerst gar nicht, daß die Ankerkette gerissen war. Am Strande stand plötzlich eine ungeheure Brandung, der weiße

Schaum stieg mindestens hundert Fuß hoch, und das über die Küste hereinbrechende Wasser verursachte einen Lärm, wie ein schweres Donnerwetter."

„In kurzen Worten also," unterbrach ihn der Schiffer, „die Bark trieb vom Lande ab, dann wurde es finster, und am nächsten Morgen war keine Insel mehr in Sicht."

„Ganz recht, Sir," sagte der Däne.

„Und wie lange dauerte dieser Aufruhr im Wasser?"

„Bis nach Mitternacht."

„Mr. Matthews, wie wär's, wenn Sie jedem dieser beiden Seefahrer ein Glas Grog verabreichten?"

„Ganz wie Sie wünschen," sagte der Steuermann, und William und Harry bedeutend, ihm zu folgen, stieg er in die Kajüte hinab.

„Und du meinst, daß wir morgen schon die Insel erreichen werden?" nahm jetzt Miß Mansel das Wort.

„Morgen abend gewiß, meine süße Margaret, vorausgesetzt, daß diese Brise anhält."

„Aber denke doch, wenn wir alle die Männer dort treffen! Das wird ja furchtbar aufregend! Alle bewaffnet, Robert, vergiß das nicht. Hast du schon deinen Plan gemacht?"

Und aus ihren schönen, dunkeln Augen, die sie zärtlich auf des Kommanders Antlitz heftete, sprach die ganze ängstliche Besorgnis ihres Herzens.

„Meinen Plan?" lächelte Boldock. „Der ist einfach. Wir ankern, gehen an Land, nehmen die Piraten gefangen, suchen das Gold, finden es, verstauen's an Bord und segeln nach Sydney."

„Was mochte die Ursache jener außerordentlichen Bewegung in der See gewesen sein, die das Schiff von seinem Anker riß?" fragte Miß Mansel nach einer kleinen Pause. „Wenn ich recht verstanden habe, war die Luft zu derselben Zeit ganz still."

Der Kommander schaute sich nach dem Steuermann um, der inzwischen wieder erschienen war.

„Wie erklären Sie sich die Sache, Mr. Matthews?"

„Meiner Meinung nach sind die Flutwellen durch ein unterirdisches Erdbeben hervorgerufen worden," antwortete der Gefragte.

„Dieser Ansicht bin auch ich," nickte Boldock.

„Ich habe schon öfter von solchen Erscheinungen gehört," fuhr Matthews fort. „Mein Vater, ein alter Südseeschiffer, hat einmal die Überlebenden eines Fahrzeugs aufgesammelt, das bei solch einem submarinen Erdbeben ganz urplötzlich unter vollen Segeln wie ein Stein in den Grund gesunken war."

„Auf See ist alles möglich," sagte der Kommander.

In diesem Augenblick gewahrte man auf der Reeling der Brigg, die ungefähr dreiviertel Seemeilen voraus war, die Gestalt eines heftig gestikulierenden Mannes. Der Kommander griff nach einem auf dem Oberlichtfenster liegenden Opernglase.

„Das ist Hardy," rief er. „Er zeigt nach Lee hinaus."

„Segel ho!" ertönte eine Stimme von der Back der ‚Queen' her.

„Das Großboot, so wahr ich lebe!“ schrie Matthews, der das Schiffsteleskop am Auge hatte.

Miß Mansel stieß einen Schreckensruf aus und klammerte sich an den Arm des Kommanders.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf.

Fern am Rande der Kimmung erschimmerte ein lichter Punkt, der sich, durch das Teleskop betrachtet, als ein Bootssegel erwies. Unterhalb desselben ragte ein langes Dollbord und eine Reihe menschlicher Köpfe über die Horizontlinie herauf.

„Das ist das Großboot der ‚Queen‘!“ rief Mr. Matthews mit einer Stimme, der man seine innere Erregung anhörte. „So wenig auch davon zu sehen ist, ich erkenne es doch!“

„Ich glaube, daß Sie recht haben,“ sagte Boldock, das Glas beiseite legend. „Wir sind nicht mehr weit von der Insel Halloran; wenn das Boot gestern mit nördlichem Kurse von dem Eiland abgesegelt ist — und gegenwärtig liegt es nördlich an — dann mußten wir ihm begegnen. Ein seltener Glücksumstand bleibt jedoch dieses Zusammentreffen für uns trotz alledem, und wir haben nun zu beweisen, daß wir einer solchen Gunst des Schicksals würdig sind. Gestatten Sie, Sir, daß ich das Kommando dieser Bark übernehme?“

„Selbstverständlich, Euer Ehren,“ antwortete der Obersteuermann, sich wiederholt verbeugend. „Selbstverständlich. Verfügen Sie über mich und dieses Schiff ganz nach Belieben.“

„Gut. Zunächst müssen wir uns mit Waffen versehen. Signalisieren Sie Hardy, beizudrehen, aber schnell, bitte. Wenn jenes Boot erkennt, daß wir die ‚Queen‘ sind — die fehlende Vorbramstenge wird es nicht lange im Zweifel darüber lassen — und wenn es außerdem herausfindet, daß wir in Gesellschaft der Brigg segeln, dann macht es sich auf und davon, und es einzufangen dürfte uns nicht leicht werden.“

Eine kleine Flagge stieg an der Gaffel empor; Hardy verstand das Signal und ließ sofort backbrassen. Die Brigg hemmte ihre Fahrt und ließ die Bark herantreiben.

„Mr. Hardy,“ gröhlte der Kommander hinüber, „ich will auf das Boot Jagd machen. Schicken Sie mir die Waffenkiste und Munition an Bord!“

„Ay, ay, Sir!“ rief Hardy zurück.

„Lassen Sie sechs Mann ins Boot gehen, drei davon behalte ich hier,“ lautete Boldocks weitere Ordre. „Komme ich Ihnen aus Sicht, dann segeln Sie nach Halloran und erwarten mich dort.“

„Ay, ay, Sir!“ rief der Steuermann, und dann begann ein geschäftiges Treiben auf der Brigg.

Der Kommander trat an Miß Mansel heran, legte zärtlich die Hand auf ihre Schulter und sagte, halb zu ihr, halb zu Matthews gewendet: „Wir müssen eine Kriegslist anwenden. Sobald wir die Waffen an Bord haben, halten wir auf

das Boot ab. Stubbins muß die Piraten durch eine Geschichte, die ich ihm in den Mund legen werde, an Bord locken. Sie, Mr. Matthews, und die Leute, William und Harry ausgenommen, halten sich versteckt, bis die Halunken sämtlich an Deck sind. Dann fallen alle Mann auf mein Signal über sie her."

„Wenn die Kerle aber vorziehen sollten, nicht an Bord zu kommen?" wendete Matthews ein.

„Dann werden wir andre Maßregeln ergreifen," versetzte der Kommander mit jener Geringschätzung im Tone, die ein Offizier der Königlichen Marine in solch einem Moment einem Kauffahrtei-Steuermann gegenüber nur zu leicht empfindet, namentlich wenn der letztere überflüssige Fragen stellt.

Er nahm die Hand von der Schulter der jungen Dame und winkte den Bootsmann Stubbins zu sich auf die Seite. Nachdem er diesen instruiert hatte, rief der die Matrosen William und Harry nach hinten, um auch diesen ihre Rolle einzuprägen.

„Habt ihr mich verstanden?" schloß er seine Unterweisung.

„Jawohl, Euer Ehren," sagte der Däne.

„Wir erhalten doch auch Waffen?" erkundigte sich der vorsichtige William.

„Gewiß," sagte der Kommander.

Inzwischen war das Boot der Brigg mit der Waffenkiste angelangt; Hardy hatte, außer der Munition, noch die Säbel und Entermesser der Brigg hinzugefügt. Drei Mann brachten das Boot zum „Wellesley" zurück, der nun ohne weiteren Aufenthalt seinen Kurs auf Halloran richtete.

Das Großboot verfolgte unterdessen mit scharf angeholter Schoot seinen Weg in nördlicher Richtung. Seine Insassen führten keine Ferngläser mit sich; Boldock wußte dies, da alle der „Queen" gehörigen Gläser sich an Bord befanden. Sie konnten daher die Bark nicht eher erkennen, als bis dieselbe in natürlicher Sehweite war.

Man öffnete die Waffenkiste und verteilte die Schuß- und Hiebwaffen.

„Außer William und Harry darf sich keiner von euch an Deck blicken lassen," sagte Boldock zu der unterhalb des Achterdecks versammelten Mannschaft. „Ihr haltet euch mit Mr. Matthews im Logis versteckt und brecht erst hervor, wenn ich rufe. Dann aber drauf, und ergeben sie sich nicht gutwillig, so bändigt sie mit aller Gewalt, und wenn ihr die Schufte mitten durchspalten sollt! Geht es aber ohne Blutvergießen ab, dann um so besser, denn es liegt mir daran, die Gesellschaft heil und gesund nach Sydney zu bringen. Hat mich jeder verstanden?"

„Ay, ay, Sir," klang es laut und kräftig im Chor.

Mit umgeschnalltem Seitengewehr und eine geladene Pistole in der Rocktasche nahm der Kommander seine Stellung auf dem Achterdeck, dem Obersteuermann die Aufsicht über die Mannschaft überlassend. Miß Margaret stand neben dem Bootsmann, der das ferne Segel durch das Glas beobachtete.

„Ich zähle sechs Mann in dem Großboot," sagte Stubbins.

Boldock nahm das Teleskop.

„Sechs Mann, wie Sie sagten," nickte er nach minutenlangem Schweigen. „Das Gold haben Sie nicht bei sich, dafür geht das Boot nicht tief genug; es ist also unter der Obhut der drei andern auf der Insel zurückgeblieben, und diese Sechs

haben sich aufgemacht, ein Schiff zu kapern. Tolles, verwegenes Volk! Ganz wie die Flibustier vom alten Schlage!“

Das Hauptdeck war jetzt ganz menschenleer, nur William und Harry schlenderten mittschiffs auf und ab, des Befehls des Schiffers gewärtig.

„Auf mit dem Ruder!“ rief dieser nach einer Weile. „Wir wollen auf sie zutreiben, ohne eine Brasse anzurühren, und sie sollen weiter keinen an Bord sehen, als Sie, Stubbins, und den Rudersmann.“

Langsam fiel das Schiff ab, bis es mit dem Buge dem fernen Boote zugewendet lag.

„Mein Herzblatt,“ sagte Boldock jetzt liebevoll zu der jungen Dame, die den kommenden Ereignissen mit Bangen entgegensah, „mein süßes Herzblatt“ — Stubbins spitzte die Ohren und machte ein höchlichst erstauntes Gesicht — „sei ja recht vorsichtig und zeige dich nicht eher, bis wir mit der Bande fertig geworden sind. Ist's nicht eine wunderbare Fügung, Margaret,“ setzte er hinzu, „daß diese Wendung der Dinge allein durch dich herbeigeführt wurde, durch dich, die jene Raub- und Mordgesellen tief unten auf dem Meeresgrunde wähnen?“

Sie sah ihn feuchten Auges an und nickte stumm; er aber faßte sie zärtlich bei der Hand und geleitete sie zur Kampanjetreppe, die sie hinabstieg, während er innerhalb der Kajütskappe stehen blieb. Von hier aus konnte er, selber ungesehen, mit dem Teleskop das Boot und seine Insassen mit Muße beobachten. Die Piraten hatten die Bark bereits erkannt, das ging aus ihrem Benehmen deutlich hervor.

Das Boot, dem man sich inzwischen bis auf eine Seemeile genähert hatte, wurde von einem sehr stattlichen Manne gesteuert, der einen starken Schnurrbart hatte. Ihm zunächst saß eine wahre Hünengestalt. Miß Mansel hatte dem Kommander die einzelnen Persönlichkeiten der Zehn oft und genau beschrieben. „Der große Kerl ist Davenire,“ sagte er, durch das Glas schauend, zu sich selber, „und der Gentleman am Ruder kann nur der Hauptmann Trollop sein.“ Ebenso schnell erkannte er den schwarzen, unheimlich blickenden Caldwell, ferner Weston, Hankey und Shannon.

„Nieder das Ruder, Stubbins,“ sagte er nach langem Stillschweigen, während dessen das Boot so nahe herangekommen war, daß eine Büchsenkugel es erreicht hätte. „Die Kerle beabsichtigen, die Bark wieder in Besitz zu nehmen. Wenn Sie jetzt Ihre Rolle mit Verstand und Geschick durchführen, dann fangen wir das Gesindel, ohne einen Tropfen Blut dabei vergießen zu müssen.“

Er stieg die Treppe hinab und ging durch den Salon bis zu der Thür, die zum Hauptdeck führte; hier blieb er im Gange stehen.

Stubbins ließ das Großsegel backbrassen, so daß die Bark beigedreht liegen blieb. Die Brigg befand sich um diese Zeit bereits in weiter Ferne.

Die Sechs im Boote warfen ihr Segel herab und standen nun, Mann neben Mann, aufrecht in dem schwankenden Fahrzeuge und betrachteten, die Augen mit den Händen beschattend, die Bark mit forschender, gespanntester Aufmerksamkeit.

„Lauft auf die Back, William und Harry,“ rief Boldock den beiden Matrosen zu, „aber verschnappt euch nicht, wenn sie euch ausfragen.“

Die Leute gehorchten. Kaum kamen sie den Bootsinsassen zu Gesicht, als sie auch schon angerufen wurden.

„Harry der Däne, ahoy!“ donnerte Davenires mächtige Stimme. „Vor einer Stunde bereits erkannten wir in dem Schiffe unsre Bark. Hatten euch die Flutwellen vom Anker gerissen?“

„Jawohl, Sir,“ antwortete Harry, seine Kappe schwenkend.

„Wer sind die Leute da auf dem Achterdeck?“

„Zwei Matrosen, die uns jener Walfischfänger dort drüben zur Hilfe an Bord gab.“

„Lügt uns nichts vor!“ schrie Caldwell heiser; „die Brigg da ist kein Walfischfänger!“

„Ho! Boot ahoy!“ rief jetzt der Bootsmann Stubbins vom Achterdeck her. „Jene Brigg ist doch ein Walfischfänger, wie ich euch beweisen will, wenn ihr langseit kommen wollt! Dann sollt ihr ihren Namen erfahren, auch den des Schiffers, und auch, wenn euch das interessiert, wieviel Thran sie an Bord hat!“

„So was läßt sich leicht genug erfinden,“ entgegnete Davenire. „Sind außer euch Vieren noch mehr Leute an Bord?“

„Kommt doch näher heran, damit wir besser miteinander reden können,“ versetzte Stubbins. „Ich hielt euch für Schiffbrüchige und steuerte auf euch zu, um euch Beistand zu leisten.“

Die Sechs hielten eine kurze Beratung, dann legten Weston und Shannon die Reemen aus und trieben das Boot langsam dem Schiffe näher, bis sich die Parteien in bequemer Unterhaltungsdistanz befanden.

„Wollte die Brigg euch denn nicht mehr, als jene Zwei, zur Hilfe überlassen?“ fragte Trollop die auf der Back stehenden Matrosen. „Wenn sie ein Walfischfänger ist, dann muß sie doch Leute genug an Bord haben.“

„Der da wird Ihnen alles erzählen,“ versetzte Harry, nach dem Achterdeck deutend.

„Die Brigg ist die ‚Hübsche Mary‘ von Hull, sechzehn Monate auf dem Fang,“ begann Stubbins seinen Bericht, und wie er so dastand, die Hand nachlässig an eine Parduhne gestützt, angethan mit einer Ärmelweste von verschossenem Baumwollensamt, mit weiten, schäbigen, blauen Tuchhosen, einen schmierigen, grauen Filzhut auf dem Kopfe, da konnte er sehr wohl als der Typus eines alten, erprobten Fangmannes gelten. „Kapitän Button, was unser Schiffer ist, konnte nicht mehr als zwei Mann entbehren, da er aber euer Boot daherkommen sah, so meinte er, daß ich in euch sicherlich die Leute finden würde, die zur Bedienung dieser Bark noch nötig sind. Die ‚Queen‘ ist ein feiner, wertvoller Klipper und hat eine volle Ladung Wolle an Bord; es lohnt sich schon, sie in den nächsten Hafen zu bringen.“

„Wie lange seid ihr an Bord?“ rief Caldwell.

„Ungefähr drei Stunden. Ist das ein Sextantenkasten da achter in eurem Boot? Wenn ihr solch ein Instrument bei euch habt, dann muß ein Navigator unter euch sein und —“

Er unterbrach sich und that, als käme ihm plötzlich ein Argwohn.

„Aber zum Teufel, wer und was seid ihr denn eigentlich?“ fuhr er dann in verändertem Tone fort. „Wo seid ihr an Bord gewesen? Ihr seht mir aus wie Passagiere, und da möchte ich doch Näheres hören, ehe ich euch aufnehme.“

Das aber ging über die Instruktionen hinaus, die der Kommander dem Bootsmann erteilt hatte. Der erstere schlüpfte daher aus seinem Versteck heraus und eilte gebückt nach vorn, den Matrosen auf der Back dabei zuwinkend, gar nicht zu thun, als ob sie ihn sähen. Harry schlenderte wie von ungefähr bis an den Rand der Back, um zu hören, was der Kommander wollte.

„Aufgepaßt, Harry!“ flüsterte Boldock, ganz dunkelrot vor Eifer und Aufregung. „Ruft dem Boote zu, was ich Euch sagen werde.“

Der Däne lauschte unauffällig, dann brachte er die hohle Hand an den Mund.

„Wir haben noch keine Zeit gehabt, dem Fangmann zu erzählen, was sich hier an Bord zugetragen hat,“ schrie er den Piraten zu. „Er weiß nichts; wenn Sie aber wollen, dann gehe ich achteraus und sage ihm Bescheid.“

Diese Mitteilung brachte die Sechs zu einem Entschluß. Sie wechselten schnell einige Worte, fühlten nach ihren Revolvern, und Shannon und Weston ruderten mit kräftigen Schlägen der Bark zu, während Boldock sich mit gezogenem Säbel in das Matrosenlogis zurückzog, wo Mr. Matthews mit seiner kampfesfreudigen Schar im Hinterhalt lag.

„Was?“ rief Stubbins den Piraten zu. „Wollt ihr an Bord kommen, ohne mir gesagt zu haben, wer ihr seid?“

„Das sollt Ihr sogleich erfahren!“ schrie Davenire mit seiner Löwenstimme. „Vorwärts, Weston und Shannon!“

Im nächsten Augenblick stieß das Boot gegen die Schiffsseite, und mit Tigersprüngen schwangen sich die Sechs in die Rüsten und von dort aus über die Reeling an Deck.

Ehe sie aber noch zu Atem kommen oder einen Blick um sich werfen konnten, brach der Kommander aus dem Logis hervor.

„Drauf, Mr. Matthews!“ brüllte er. „Drauf, meine Jungen! Laßt keinen entwischen!“

„Verrat!“ schrie Hankey, den Revolver ziehend.

„Die Waffen nieder!“ rief Boldock den Banditen zu. „Ergebt euch! Wir wollen euer Blut nicht!“

Damit sprang er auf Caldwell zu.

Statt der Antwort feuerten die Sechs eine Salve gegen die anstürmenden Seeleute.

Der Kampf war ungleich; ein halbes Dutzend in einen Hinterhalt gelockter Männer hatte sich gegen eine große Übermacht zu wehren.

Der schwarze Caldwell, dem ein satanisches Feuer aus den blutunterlaufenen Augen blitzte, gab seinen zweiten Schuß auf den Kommander ab. Die Kugel ging fehl; dem unglücklichen Masters gegenüber hatte er sicherer gezielt. Zum dritten Male abzudrücken blieb ihm keine Zeit, und so schleuderte er die plumpe, ungefüge Waffe aus aller Kraft nach des Gegners Kopf. Der schwere Revolver traf den erhobenen Säbel, dessen Klinge wie Glas zerbrach. Boldock schleuderte den nutzlosen Stumpf von sich und packte den auf ihn zu stürzenden Caldwell mit bärenhaftem Griff. Es entspann sich ein wütender Ringkampf, bei dem niemand dem tapferen Offizier zu Hilfe kam. Die Absicht des Schwarzen war, Boldock unter sich zu bringen, ihm

dann das Knie oder den Fuß auf die Kehle zu setzen und ihn so zu erdrosseln. Er war der Stärkere von beiden und kämpfte um Leben und Freiheit. Keuchend, knirschend und stampfend schwankten und taumelten sie hinüber und herüber, der Kommander wortlos, Caldwell fürchterliche Flüche ausstoßend. Da ließ der letztere urplötzlich seinen Gegner los — ein Ausdruck unaussprechlichen Entsetzens zeigte sich auf seinem aschgrau gewordenen Gesicht, in dem starren Blick seiner hervorquellenden Augen.

„Ha!“ stieß er lallend hervor. „Da ist sie!“

In demselben Moment schleuderte ihn der Kommander zu Boden, und Stubbins stürzte mit einer Leine herbei, ihn zu fesseln. Im Salon aber, durch den Gang von dieser Stelle aus sichtbar, stand Miß Mansel und beobachtete den Kampf.

„In deine Kammer, Margaret!“ rief Boldock ihr, nach Atem ringend zu. Sein Herz wurde zu Eis bei dem Gedanken, daß eine Kugel sie treffen könnte. Noch einen Blick warf das Mädchen auf den Gefangenen.

„Das ist Caldwell!“ rief sie; dann verschwand sie in ihrer Kammer.

Der Kommander hatte von Anfang an gewußt, mit wem er es zu thun hatte.

„Binden Sie ihn ordentlich, Stubbins,“ sagte er. „Schnüren Sie den mörderischen Hund, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzt!“

Schnell, mit vereinten Kräften, fesselten sie den Verbrecher an Händen und Füßen, dann schleiften sie ihn zur Achterluk und warfen ihn hier wie einen Ballen in den Raum hinab.

Noch aber hatte der Kampf sein Ende nicht erreicht. Die übrigen Fünf fochten wie Dämonen, sie schossen nach rechts und nach links, bis sie keine Kugel mehr im Lauf hatten, und dann schleuderten sie die unnütz gewordenen Revolver gegen ihre Angreifer. Drei Seeleute lagen bereits verwundet an Deck, und noch waren die fünf Piraten unverletzt. Der hünenhafte Davenire hatte einem der Matrosen eine Handspeiche entrissen und stürzte sich nun mit diesem Hebebaum auf Matthews, den Obersteuermann. Noch einen Augenblick, und dieser würdige Seefahrer hätte nie mehr eine Eintragung in sein Logbuch gemacht, wenn ein rettender Zufall nicht den zerschmetternden Streich von seinem Haupte abgewendet hätte. Davenire trat in seiner blinden Wut auf einen der herumliegenden Revolver, er stolperte und fiel, und ehe er sich wieder aufzuraffen vermochte, hatten der Steuermann und drei Matrosen sich auf ihn geworfen. Es bedurfte der äußersten Kraftanstrengung dieser vier Männer, den Riesen zu überwältigen. Bei jeder Bewegung dieser ungeheuren Masse eisenharter Muskeln wurden die einen oder die andern zur Seite geschleudert, bis endlich die Überzahl siegte. Es war Matthews gelungen, mit beiden Händen des wilden Gesellen Hals zu fassen, und so würgte er ihn, bis seine Helfer den Ungebärdigen mit Leinen ganz umwunden hatten, so daß er kein Glied mehr rühren konnte.

Als der Kommander von der Achterluke zurückkam, standen Trollop, Weston, Shannon und Hankey rückenfrei an der Reeling und wehrten sich gegen die andringenden Seeleute mit Mut und Geschick. Jeder von ihnen hatte sich in den Besitz eines Säbels zu setzen gewußt, und damit parierten sie die Hiebe der Matrosen, die bisher von ihren Schußwaffen noch keinen Gebrauch gemacht hatten, da es galt, die Räuber lebendig zu fangen. Trollops Antlitz war von Blut überströmt, das einer Kopfwunde entquoll,

auch sein leinener Rock und der linke Arm waren blutgerötet. Es war eine widerwärtige, abstoßende Scene — diese vier Männer, eingeengt von den wütend auf sie loshackenden und stechenden Seeleuten — eine Scene, der, trotz der tapferen Gegenwehr, jeder heroische Charakter fehlte, da es sich einfach um die Festnahme von Verbrechern handelte.

„Ergebt euch!“ rief Boldock. „Euer Leben ist gesichert, wenn ihr freiwillig die Waffen niederlegt! Ergebt euch, ihr Schufte!“

Da knallte eine Pistole; Trollop senkte den erhobenen rechten Arm, und der Säbel entfiel seiner Hand. Stöhnend rollte er die Augen mit einem jammervollen Ausdruck auf den Kommander, die vom Blute freien Teile seines Gesichtes wurden leichenfahl, er brach in die Kniee, um sich gleich darauf in seiner ganzen Länge an Deck auszustrecken.

Als Weston dies sah, warf er den Säbel fort und verschränkte die Arme über der Brust. Zwei Matrosen bemächtigten sich seiner und rissen ihn fort. In demselben Moment sank Hankey, von dem Schlag einer Handspeiche auf den Kopf getroffen, zu Boden.

„So mag denn kommen, was kommen muß!“ keuchte Shannon; damit ließ er seine Waffe fallen, steckte die Hände in die Taschen und stierte hernieder auf den zu seinen Füßen liegenden Leichnam Trollops. Auch er wurde ergriffen, gefesselt und mit den andern durch die Achterluke in den Raum gebracht.

„Bringen Sie die Hand- und Fußeisen, Stubbins!“ rief der Kommander. „Ich will hoffen, daß solche Dinger hier an Bord sind. Wer war's, der den Mann da erschossen hat?“ fragte er sodann, auf den toten Hauptmann deutend.

„Harry der Däne,“ antwortete einer der Seeleute.

„So, der also; das werde ich dem Halunken gedenken!“ sagte der Schiffer, einen drohenden Zornesblick auf den Matrosen richtend. Dann wendete er sich zu den Verwundeten, die unweit der Großluke lagen, und wies Mr. Matthews an, dieselben nach vorn in die Kojen zu schaffen und sorglich nach ihren Verletzungen zu sehen.

Der erste, den man aufhob, erwies sich als zu Tode getroffen. Es war der Matrose Tom, der Mann, der es sich nicht wollte ausreden lassen, daß Matrosen auch eine Seele haben. Man hatte ihn gern gehabt im Mannschaftslogis, trotz seiner Neigung zu Grübeleien und zur Erörterung mystischer Fragen. Noch einmal öffnete er die brechenden Augen.

„Maaten,“ sagte er schwach, „Gott hat die Sonne ausgelöscht!“

Dann entschwebte seine Seele nach jenen Regionen, wo es keine ungelösten Rätsel mehr gibt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Insel Halloran.

Der Kommander stand neben Trollops Leichnam und schaute nieder auf das regungslose Antlitz und die wohlgebaute Gestalt.

„Dich hatte der Herrgott nicht zum Verbrecher geschaffen," murmelte er. „Du hast einst bessere Tage gesehen, bist ein Gentleman gewesen, wahrscheinlich ein Offizier in der Armee. Und nun solch ein Ende! Wie hast du die Gaben verwendet, die dir von der Vorsehung verliehen waren und mit deren Hilfe du ein braves, brauchbares, vielleicht ein hervorragendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft hättest werden können und müssen? . . . Gott sei uns gnädig und übe Nachsicht mit uns allen!"

Er nahm den breitrandigen Strohhut ab und wischte sich den Schweiß von dem erhitzten Gesicht; dann befahl er einigen Matrosen, den Leichnam nach vorn zu schaffen.

Stubbins, der Bootsmann, trat an ihn heran.

„Eine heiße Affaire," sagte der Kommander, „und blutiger, als mir lieb ist."

„War nicht zu ändern, Euer Ehren."

„Leider nein; die Kerle fochten wie richtige Satanskinder. Wir haben drei Verwundete, soviel ich weiß. Mr. Matthews rapportiert vielleicht noch mehr. Immerhin sind wir noch gut genug weggekommen. Hätten die Piraten besser und ruhiger gezielt, dann wäre noch mancher brave Junge gefallen. Ist Miß Mansel an Deck?"

„Jawohl, Sir; die Miß steht hinten am Heck."

„Sind die Gefangenen in Eisen gelegt?"

„Jawohl, Sir."

„Gut. Lassen Sie nun das Deck waschen und dann das Großboot binnenbords nehmen. Hernach brassen wir wieder voll."

Er schritt nach hinten und stieg die Treppe zum Achterdeck empor. Margaret kam ihm hastig entgegen.

„Bist du verwundet, Robert?" rief sie in ängstlicher Erwartung.

„Mir ist kein Haar gekrümmt, Liebchen, Gott sei Dank."

„Gott sei Dank!" wiederholte das Mädchen inbrünstig. „Wie die Räuber feuerten! O, es war schrecklich! Wenn eine der unzähligen Kugeln dich getroffen hätte . . .!"

„Wie wohl das thut, wenn man hört, daß ein liebendes Herz sich um unsereinen bekümmert und gebangt hat," sagte der Kommander weich und glücklich. „Das ist eine bisher ungekannte Empfindung für mich. Denn seit meine gute Mutter starb, hat keine Menschenseele mehr an mich gedacht."

„Das ist nun anders geworden, mein lieber, guter Robert," versetzte Margaret liebevoll.

Einige Matrosen kamen die Treppe herauf, um in die achteraus schleppende Jolle zu gehen und das eine Strecke fortgetriebene Großboot zu holen. Unter ihnen befand sich der Däne Harry.

„Einer von euch verletzt, Leute?“ fragte Boldock.

„Nein,“ war die Antwort, „aber vorn im Logis liegt einer tot.“

„Mein Gott!“ rief der Kommander.

Die Matrosen schwangen sich über die Reeling.

„Das war der Däne, der deinen alten Bekannten, den Trollop, niedergeschossen hat,“ sagte der Schiffer.

„Der Hauptmann Trollop ist tot!“ murmelte das Mädchen erschüttert. „Sind noch mehr von ihnen geblieben?“

„Nein, die übrigen liegen in Eisen im Achterraum.“

„Hast du vorhin wohl beobachtet, Robert, wie Caldwells Gesicht sich veränderte, als er mich gewahrte?“ fragte Margaret im Laufe der weiteren Unterhaltung.

„Ich hatte bei dem Handgemenge weder Zeit noch Gedanken zur Anstellung von Beobachtungen,“ versetzte Boldock lächelnd. „Allerdings war ich etwas erstaunt, als er sich plötzlich, nach so wütender Gegenwehr, so leicht niederwerfen ließ. Ein böser Geselle!“

Jetzt erschien Mr. Matthews auf dem Achterdeck. Er sah bleich und ergriffen aus.

„Einer der Matrosen, der alte, gute Tom, ist tot,“ meldete er, „und mit den andern steht es auch nicht zum besten.“

„Die Banditen hätten sich ergeben sollen, dann wäre uns all dieser Jammer erspart geblieben!“ knirschte der Kommander, zornig das Deck stampfend.

„Auf dem Wege hierher sagte mir Ihr Bootsmann, daß einer der Gefangenen verrückt geworden sei,“ fuhr Matthews fort. „Ich steckte den Kopf in die Achterluke, und da hörte ich den schwarzen Caldwell allerlei dummes Zeug schwatzen und schreien. Es handelte sich dabei immer um Sie, Miß Mansel, um Sie und um Masters. Erinnern Sie sich des jungen Mannes? Es hieß allgemein, er habe sein Herz an Sie verloren.“

Margarets Wangen begannen zu glühen, der Kommander aber sagte steif und abweisend:

„Das gehört nicht hierher, Mr. Matthews.“

„Haben Sie behalten, was der schreckliche Caldwell gesagt hat?“ forschte das junge Mädchen. „Ich möchte es wohl wissen.“

„Viel läßt sich nicht wiederholen, denn die Sprechweise des Elenden ist zu wüst und lästerlich. ‚Ich hätte dich ja nimmer getötet, du Narr,‘ so ungefähr heulte er, ‚wenn ich gewußt hätte, daß sie noch am Leben war. Warum hast du mich um eines toten Weibes willen herausgefordert? Denn du hieltest sie doch für tot. Frage doch Davenire, der wird dir sagen, daß ich sie nur im Interesse unser aller über Bord warf, auch in deinem Interesse.‘ Das war so der Inhalt seines Geschreis und Geheuls — immer dasselbe. Er ist ganz und gar von Sinnen und meint, den Geist des toten Masters fortwährend vor sich zu sehen. Die andern saßen dabei und redeten kein Wort.“

„Davenire hat ihm also bei der Unthat geholfen,“ sagte der Kommander.

„Das habe ich von Anfang an geglaubt,“ nickte Margaret.

„Was sind nun Ihre weiteren Befehle, Sir?“ fragte der Obersteuermann, sein Auge auf die ferne Brigg richtend.

„Wir wollen noch warten, bis das Großboot binnenbords gebracht ist, dann steuern wir direkt der Insel zu und holen das Gold. Zunächst aber lassen Sie der Mannschaft einen guten Trunk reichen und erfrischen Sie auch sich selber, Mr. Matthews. Auch mir wird ein Glas Wein gut thun. Komm mit uns hinunter, liebe Margaret.“

* * *

Während das Schiff seinen Kurs auf die Insel zu verfolgte, begab Boldock sich hinunter in den Raum, der jetzt als Gefängnis für die Seeräuber diente, und suchte von diesen zu erfahren, an welchem Orte auf dem Eiland sie das Gold verborgen hatten.

„Geben Sie uns das Großboot und unsre Freiheit,“ sagte Davenire. „Versehen Sie uns auf vierzehn Tage mit Proviant, kurz, geben Sie uns die Möglichkeit, dem Geschick zu entrinnen, dem Sie uns jetzt zu überliefern gedenken, und ich schwöre Ihnen bei allem, was heilig ist, daß Ihnen dann der Ort genau und zuverlässig angegeben werden soll, wo das Gold zu finden ist.“

Boldock zuckte die Achseln und schaute den in seinen Fesseln vor ihm Kauernden mit seinen durchdringenden Augen an. Endlich entgegnete er:

„Sie haben Miß Mansel zu ermorden versucht; Ihr Helfer bei der Unthat sitzt dort,“ damit deutete er auf Caldwell, der teilnahmlos vor sich hinstierend in einer finstern Ecke hockte, ab und zu murmelnd und schnatternd und blödsinnig kichernd. „Gott hat ihn heimgesucht, und seine Strafe ist hart. Die junge Dame, die Sie knebelten und über Bord warfen, hat eingewilligt, mein Weib zu werden. Sie aber, Davenire, können versichert sein, daß Sie aus diesen Eisen nicht herauskommen, bis ich Sie in der Hand der irdischen Gerechtigkeit weiß.“

Damit ließ er ihn sitzen. —

Als Miß Margaret am nächsten Morgen an Deck kam, sah sie vor sich, kaum noch eine Seemeile entfernt, ein schönes grünes Inselland; ein wunderbar erfrischender Anblick, nachdem sie so lange nichts als das endlose Meer vor Augen gehabt. Bald darauf ließen beide Schiffe die Anker fallen.

Der Kommander suchte das Land durch das Teleskop ab, konnte aber keine Spur von den drei zurückgebliebenen Piraten entdecken.

Caldwell war aus dem Raum in die Kammer geschafft worden, in der Trollops Leichnam gelegen hatte, bis er, am Abend zuvor, ins Meer bestattet worden war. Der wahnwitzige Verbrecher hatte Anwandlungen von Tobsucht gezeigt und benahm sich so wild und ungebärdig, daß ein handfester Matrose mit einem starken Knittel als Wache über ihn gesetzt werden mußte. So lag er gefesselt in der Koje, schreiend, heulend und lästernd und Geheimnisse ausplaudernd, so blutig und gräßlich, daß sich allen, die es hörten, vor Entsetzen die Haare sträubten.

Um elf Uhr vormittags ließ der Kommander ein Boot klar machen und begab sich mit acht Matrosen an Land. Margaret ließ ihn nur unter Thränen von sich. Sie hatte die Seeräuber kennen gelernt. Drei von denselben befanden sich noch frei und mit Revolvern bewaffnet drüben auf jener Insel; in der Verteidigung ihrer Freiheit würden sie sicherlich ein Menschenleben nicht schonen. Heiße Gebete für ihren Robert zum Himmel emporsendend schaute sie dem Boote durch ein Opernglas nach,

bis es am Strande angelangt war. Boldock sprang, gefolgt von sechs Mann, ans Land; zwei Matrosen blieben als Wache zurück. Die kleine Schar drang in den dichten Wald ein, der die Insel überall bedeckte und nur einen Streifen weißen Sandes am Strande freiließ.

Es vergingen zwei lange, bange Stunden. Die junge Dame wich nicht von der Reeling und verwendete keinen Blick von der Stelle, wo der Kommander mit seinen Leuten den Wald betreten hatte. Gegen ein Uhr huschte sie in die Kajüte hinunter, um sich durch einen Schluck Wein zu stärken, da sie in ihrer Herzensangst ganz schwach und krank geworden war.

Wieder an der Reeling des Achterdecks angelangt, gewahrte sie drüben am Strande eine dunkle Linie; sie brachte schnell das Glas an die Augen und erkannte in dieser Linie eine Reihe von zehn Männern. Ihr Herz pochte so heftig, daß sie das Glas kaum zu halten vermochte. Noch einmal schaute sie hinüber. Es waren und blieben zehn Männer, und unter ihnen befand sich auch Robert Boldock, frisch und munter.

Der Obersteuermann Matthews war auf dem Hauptdeck mit einer Schiffsarbeit beschäftigt. Ein freudiger Ruf des Mädchens ließ ihn aufblicken.

„Sie kommen, Mr. Matthews! Sie bringen die Drei gefangen!"

Er ließ die Arbeit liegen und eilte zum Achterdeck hinauf. Das Mädchen reichte ihm das Glas.

„Richtig," sagte er, nachdem er lange zum Strande hinübergeblickt hatte, „sie bringen sie. Dann haben sie auch das Gold gefunden."

Er setzte das Glas nieder und rieb sich vergnügt die Hände.

„Das Gold!" wiederholte Margaret. „Daran hatte ich gar nicht gedacht. Wie aber, wenn die Räuber sich geweigert haben, dem Kommander die Stelle zu zeigen, wo die Goldkisten versteckt oder vergraben sind? Die Insel ist zwar nur klein, aber doch groß genug, um darauf Jahr und Tag nach den Kisten suchen zu können und dann schließlich doch nichts zu finden."

„Sie müssen das Gold haben," entgegnete Matthews zuversichtlich, „sonst hätten sie sich nicht so bald auf den Rückweg gemacht."

Das Großboot stieß vom Strande ab, und bald waren von Bord aus Cavendish, Johnson und Burn in den drei Gefangenen zu erkennen. Als dieselben über die Reeling gekommen waren und nun Miß Mansels ansichtig wurden, standen sie wie versteinert.

Auf Boldocks Befehl wurden Cavendish und Johnson in den Achterraum gebracht, Burn aber mußte dem Kommander in die Kajüte folgen.

Margaret trat an das Oberlichtfenster und sah hinunter. Die beiden Männer saßen am Tische; Boldock hatte sein Taschenbuch aufgeschlagen, und Burn zeichnete eine Art Skizze oder Plan auf eine leere Seite desselben.

Sie hörte, wie der unselige Mann um einen Schluck Bier bat; der Kommander holte eine Flasche und ein Glas aus des Stewards Pantry und schenkte ein; Burn trank, und dann begann er zu weinen und unter strömenden Thränen von dem armen Masters zu sprechen.

Das junge Mädchen lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Burn beteuerte, daß er dem unglücklichen Menschen herzlich zugethan gewesen sei; gegen den schwarzen Caldwell habe er stets eine instinktmäßige Abneigung empfunden, seit derselbe aber den Mordversuch an Miß Mansel ausgeführt habe, hasse und verabscheue er ihn. Er verschwor sich hoch und teuer, daß weder er noch Masters eine Ahnung davon gehabt hätten, daß ein solches Verbrechen im Werke gewesen, wohl aber hätten die übrigen ohne weiteres ihre Zustimmung gegeben, als Caldwell und Davenire mit der Absicht, das Mädchen aus dem Wege zu schaffen, herausgerückt waren.

Margaret zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Beteuerung; sie erinnerte sich jetzt genau, bemerkt zu haben, daß Burn und sein Freund mit den andern niemals sonderlich harmoniert hatten.

Eine eigentümliche Bewegung hatte sie ergriffen. Masters hatte sein Leben eingebüßt, bei dem Versuche, ihren vermeintlichen Tod zu rächen. Wäre Caldwell von seiner Kugel gefallen, dann — so hörte sie Burn dem Kommander versichern — würde er ohne Verzug auch Davenire vor die Pistole gefordert haben.

Margaret trocknete verstohlen eine Thräne. Der Ärmste! Er hatte also eine stille Neigung für sie gehegt, von der sie nichts gewußt. Mit Rührung erinnerte sie sich seines bleichen Gesichtes — sie war überzeugt, nie ein so schönes Profil gesehen zu haben, wie das seine. Und der Mann war für sie in den Tod gegangen! Nur mit Mühe unterdrückte sie ein Aufschluchzen; sie trat von dem Oberlichtfenster zurück, damit der Kommander nicht gewahrte, daß sie gelauscht, denn sie sah ihm an, daß der letzte Teil von Burns Bericht ihm nichts weniger als angenehm gewesen war.

Dann vernahm sie Boldocks Stimme.

„Ich will hoffen, daß Sie mich nicht hintergangen haben, Mr. Burn,“ sagte er streng.

„Bei Gott im Himmel!“ antwortete der ehemalige Schauspieler schluchzend, „was ich Ihnen mitteilte ist die lautere Wahrheit, die heilige, lautere Wahrheit!“

„Gut,“ versetzte Boldock. „Gehen Sie jetzt in diese Kammer und kommen Sie ungerufen nicht heraus. Sie sind mein Gefangener, das versteht sich von selbst. Sie haben mir keine Veranlassung gegeben, mich über Ihr Benehmen zu beklagen, ganz im Gegenteil zu all den andern; wenn wir das Gold wieder an Bord haben, dann sollen Sie auch mit der Ihnen meinerseits zu teil werdenden Behandlung zufrieden sein.“

Gleich darauf erschien er wieder an Deck, ließ das Boot bemannen und fuhr abermals dem Lande zu. Er hatte es diesmal so eilig, daß er sich von Margaret nur durch eine Kußhand vom Boote aus verabschiedete.

Wieder stellte das Mädchen sich mit dem Opernglase an die Reeling.

Eine halbe Stunde nach der Landung des Bootes sah sie die Matrosen aus dem Walde zum Strande kommen; sie schleppten schwere Kisten, die sie ins Boot luden. Dies wiederholte sich mehrmals, dann stießen sie ab und ruderten dem Schiffe zu.

Als die Kisten an Bord gehißt wurden, stand der Kommander am Fallreep. Ein überglückliches Lächeln verklärte sein großes, rotes Gesicht.

Drei Stunden erst waren seit der Information verstrichen, die Boldock durch Burn erhalten, und schon befand sich der gesamte Goldschatz wieder im Raum, in seinem alten Verschlage zwischen den Wollballen; die Lukendeckel wurden aufgelegt, und dann erging der Befehl zum Ankerhieven und Segelsetzen.

Ehe dies geschah, trat Mr. Matthews, der Obersteuermann der „Queen", an den Kommander heran. Der Mann war so tief bewegt, daß er seinen Empfindungen nur mit Mühe Worte verleihen konnte. Er streckte Boldock die Rechte hin, die dieser schweigend drückte.

„Es ist ein Glücksfall," sagte der Kommander, „der uns beide reicher und hoffentlich auch besser machen wird."

Dann rief er die Brigg an, die nicht weit von dem Schiffe ankerte.

„Wissen Sie schon, Mr. Hardy, daß wir den Goldschatz wieder an Bord haben?"

Hardy rief mit schallender Stimme seinen Glückwunsch herüber und empfing darauf die Mitteilung, daß der Kommander mit Sonnenuntergang an Bord des „Wellesley" zu kommen gedenke, sowie den Befehl, jetzt gleichfalls unter Segel zu gehen und sich in der Nähe der „Queen" zu halten.

Darauf erzählte Boldock seiner Margaret und dem Obersteuermann, wie er die drei letzten der Seeräuber zu Gefangenen gemacht und die Kisten wieder erlangt hatte. Der Wald auf der Insel war sehr dicht, so daß er mit seinen Leuten nur mit großer Behutsamkeit hatte vordringen können. Das hohe Gras machte ihre Tritte unhörbar. Nachdem sie eine Strecke zurückgelegt hatten, stießen sie ganz unerwartet auf eine sonnenbestrahlte Lichtung, in deren Mitte ein aus Segeln errichtetes Zelt stand. Im Eingang desselben gewahrten sie Mr. Burn, der beim Anblick der Schar sprachlos vor Schreck und wie angedonnert verharrte. Sie sahen eine Menge leerer Flaschen und die Reste einer Mahlzeit umherliegen. Die andern schliefen im Innern des Zeltes. Im Nu waren alle drei ergriffen und durch Wegnahme ihrer Waffen unschädlich gemacht. Auf Boldocks Frage nach den Kisten mit dem Golde grinste Cavendish höhnisch und verstockt, keiner aber gab eine Antwort. Als ihnen jedoch eröffnet wurde, daß das Großboot mit Beschlag belegt, der Hauptmann Trollop tot sei und ihre Kameraden sich in Eisen an Bord der „Queen" befänden, die in Begleitung des königlichen Vermessungsschiffes „Wellesley" bei der Insel vor Anker liege, da schauten sie einander bleich und betroffen an. Noch immer aber wollten sie nicht Rede stehen, bis endlich, auf dem Marsche nach dem Strande, Burn dem Kommander ein verstohlenes Zeichen gab und ihm leise sagte, daß er ihm unter vier Augen alles bekennen wolle, was im Salon der „Queen" später auch geschah.

Die Kisten fanden sich an dem von Burn bezeichneten Ort, in einer engen, dicht verwachsenen Schlucht am Fuße eines kleinen Hügels. Sie waren, wie Burn versicherte, seit dem Tage, an welchem man sie aus dem Raum geholt hatte, nicht wieder geöffnet worden. Zwar hatte man daran gedacht, mit dem Inhalt einer derselben ein Fahrzeug zu kaufen, war aber bei der Besprechung dieses Planes in Streit geraten, wie überhaupt Zank und Zwistigkeiten unter ihnen nie aufgehört hatten, bis die Sechs im Großboot davongesegelt waren, um ein des Weges kommendes Schiff zu kapern, wie der Kommander richtig vorausgesehen hatte.

An demselben Nachmittage hatte Boldock noch eine zweite, längere Unterredung mit Burn. Der arme Teufel, dessen erstes Debut als Seeräuber so verhängnisvoll für ihn geworden war, erzählte freiwillig alles, was er wußte, in der Hoffnung, daß der Kommander später zu seinen Gunsten Fürsprache einlegen werde. So berichtete er, daß es in Sydney allgemein bekannt gewesen sei, daß die „Queen" mit einer aus den Diggings gekommenen reichen Goldladung nach England in See gehen sollte. Eines Tages war ihm Trollop auf der Straße begegnet und hatte ihn gefragt, ob er Lust habe, sich einer Gesellschaft von Männern anzuschließen, die den Plan gefaßt hätten, als Passagiere an Bord der „Queen" zu gehen, um sich während der Fahrt des Schiffes und des Goldes zu bemächtigen. Als er einwilligte, führte Trollop ihn in das Haus eines Mannes mit Namen Moses Jakobs ein, der das zu diesem Unternehmen notwendige Kapital herzugeben bereit war. Hier lernte er Davenire, Caldwell und einige der andern kennen. Da die Gesellschaft noch nicht vollzählig war, bewog er Masters, derselben beizutreten. Saunders, der Eigentümer der Brigantine, die sich zur bestimmten Zeit bei der Insel Halloran einfinden sollte, war Moses Jakobs Schwager. Derselbe wurde jedoch auf See von einer fallenden Raae so schwer verletzt, daß er umkehren mußte, ohne seinen Anteil des Planes ausgeführt zu haben. Am Tage seiner Rückkunft nach Sydney war er seinen Verletzungen erlegen. —

Nach glücklicher Fahrt langten beide Schiffe wohlbehalten in Sydney an. Die sogleich angestellten Nachforschungen ergaben, daß Moses Jakobs sich aus dem Staube gemacht hatte. Er war der Schlimmste der ganzen Bande gewesen. Nach allgemeiner Ansicht mußte er mindestens zweitausend und fünfhundert Pfund für das seeräuberische Unternehmen aufgewendet haben, sein Verlust war daher nicht gering. Und diese Summe hatte er gewagt lediglich auf die Voraussetzung hin, daß die Brigantine rechtzeitig bei der Insel eintreffen würde. In der Regel pflegen Leute von der Abstammung Moses Jakobs keine Freunde solcher unsicheren Spekulationen zu sein.

Kommander Boldock war eine Zeit lang der Held des Tages. Scharen von Neugierigen pilgerten täglich zum Hafen, um sich die „Queen" und den „Wellesley" anzusehen. Als die erstere später die Heimfahrt nach London antrat, geschah dies unter der Führung des Mr. Matthews, der von der Rhederei zum Kapitän des Schiffes ernannt worden war.

Das Bergegeld, an das der Kommander des „Wellesley" so freundliche Zukunftsträume geknüpft hatte, kam in Höhe von zwanzigtausend Pfund zur angemessenen Verteilung unter allen denen, die den Goldschatz seinen Eigentümern retteten und zurückbrachten. Boldocks Anteil überstieg seine kühnsten Erwartungen; auch seine Gattin, die ehemalige Miß Mansel, wurde reichlich bedacht, denn ohne die Rolle, die ihr in dem Seedrama zugeteilt worden, hätten die Piraten ihre Beute ungehindert in Sicherheit gebracht und sich damit in alle vier Winde zerstreut, ohne auch nur an Moses zu denken.

Davenire und seine Spießgesellen wurden zu lebenslänglicher Deportation nach der schrecklichen Strafkolonie auf der Insel Norfolk verurteilt, ausgenommen Burn und Caldwell. Der Letztere mußte als unheilbar wahnsinnig in einem Irrenhause untergebracht werden. Burn aber wurde nach Beendigung des Prozesses auf freien Fuß gesetzt; seine Bereitwilligkeit, dem Kommander Boldock zur Wiedererlangung

des geraubten Gutes zu verhelfen, wurde dadurch belohnt, daß man ihm die Vergünstigung der Kronzeugen gewährte und ihm jegliche Strafe erließ.

Die in den Booten der „Queen" ausgesetzten Passagiere und Mannschaften wurden sämtlich gerettet und in australischen Häfen gelandet, nur Mrs. Peacock unterlag den Strapazen und fand ein Grab im tiefen Ocean. Und gerade sie hatte die Reise lediglich zur Kräftigung ihrer Gesundheit unternommen!

Kommander Boldock blieb noch einige Zeit im königlichen Dienst, aber wenn er von einer Fahrt heimkehrte, dann erwartete ihn seine junge Gattin in einem freundlichen Häuschen, das inmitten eines blühenden Gartens lag und vor dessen Thür ein kleiner Springbrunnen plätscherte.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960870